Weltgeschichte
für Haus und Schule

von

Ferdinand Schmidt.

Mit Illustrationen von Georg Bleibtreu.

Doppel-Lieferung.

28. und 29. Lieferung.

(Mit der Illustration: Washington.)

Die neueste Zeit

10 Sgr.

Berlin
Verlag von Albert Goldschmidt.



WASHINGTON NACH DER FAHRT ÜBER DEN DELAWARE.

Geschichte der Neuesten Zeit

von

Ferdinand Schmidt.

Mit Illustrationen von Prof. Georg Bleibtreu.

Illustrationen.

I. Washington nach der Fahrt über den Delaware.
II. Die Erstürmung der Bastille (Französische Revolution).
III. Napoleon I. nach der Schlacht bei Waterloo.
IV. Wilhelm I. empfängt bei Sedan das Schreiben Napoleon's III.

Dieser Band bildet den vierten (letzten) Theil von Ferdinand Schmidt's Weltgeschichte für Haus und Schule.

Berlin.
Verlag von Albert Goldschmidt.

Geschichte der Neuesten Zeit

von

Ferdinand Schmidt.

Mit Illustrationen von Prof. Georg Bleibtreu.

Illustrationen.

Dieser Band bildet den vierten (letzten) Theil von Ferdinand Schmidt's Weltgeschichte für Haus und Schule.

Berlin.
Verlag von Albert Goldschmidt.

Inhalt.

Seite

Die zweite Hälfte des XVIII. Jahrhunderts bis zur französischen Revolution.

Friedrich des Großen Staatsverwaltung und Privatleben.

Umblick.

Die französische Revolution.

Napoleon Bonaparte's Machtherrschaft.

Der deutsche Befreiungskampf.

Umblick.

Das Julikönigthum.

Kriege Deutschlands seit 1863.

Die zweite Hälfte des XVIII. Jahrhunderts bis zur französischen Revolution.

Der amerikanische Freiheitskampf.

I. Gründung der Kolonieen in Nordamerika.

Etwas länger als zweihundert Jahre ist es her, daß sich zu Delfthaven in Holland eine Zahl ernster Männer mit ihren Frauen und Kindern nach dem Hafen begab, in welchem das Schiff „Maiblume" bereit lag, sie hinwegzuführen. Viele ihrer Freunde und Bekannten, unter ihnen ein Geistlicher, gaben ihnen das Geleit, bewegt ward am Strande Abschied genommen, der Geistliche hielt eine ergreifende Rede. Gott werde sich seiner armen Kinder erbarmen, sagte er, und ihr Schutz sein in der Wildniß, denn auch sie sei ja seiner Hände Werk.

Die Auswanderer — ihrer hundertundzwanzig an der Zahl — waren puritanische Flüchtlinge und Verbannte aus England, die zunächst ein Asyl in Holland gesucht, darnach aber beschlossen hatten, sich im Westen Nordamerikas anzusiedeln, um dort Gott nach ihrer Weise anbeten zu können. Ein schweres Unterfangen! Die Stätte, der das Schiff sie entgegentrug, konnte nach Allem, was sie über dieselbe vernommen hatten, Verlockendes für sie nicht haben. Sie wußten, sie würden düstre, undurchdringliche Wälder, bewohnt von rohen Wilden, finden; sie mußten sich sagen, daß sie mit bekannten und unbekannten Gefahren zu kämpfen haben würden; aber vor Einem — und dies tröstete sie — waren sie dort sicher: vor der weltlichen und geistlichen Tyrannei des verworfenen Geschlechts der Stuart's. Dort gab es keine Sternkammer, in der auf den Wink der Herrscher die Unschuldigen an ihrem Vermögen, ihrer Freiheit geschädigt oder sie gar zum schimpflichen Tode verurtheilt wurden, dort war kein geistliches Bischofthum aufgewuchert, welches, ein widerliches Nachbild des Papstthums, mit der weltlichen Macht einen Pact

zu dem Zweck geschlossen hatte, durch Entstellung der Religion und durch fälschliche Anwendung des religiösen Wesens einander weltliche Vortheile zu verschaffen. Diese hundertundzwanzig Auswanderer nun suchten und fanden in dem amerikanischen Urwalde eine neue Heimath, und ihre Ansiedlung ist als der eigentliche Grundstein des heut mächtigen Weltreiches der nordamerikanischen Freistaaten zu betrachten. Sie waren nicht die ersten Fremdlinge, die sich in Nordamerika niedergelassen hatten, aber die von ihnen gegründete Niederlassung ward der geistige Mittelpunkt für sämmtliche Ansiedelungen, aus ihm ging die Seele hervor, welche die zerstreuten Theile in ein Ganzes vereinte. Wer hätte an solche Erfolge denken können, als das Schifflein „Maiblume" die kleine Schaar der das Mutterland mit Weh im Herzen Verlassenden durch die Fluthen trug! —

Bald nach der Entdeckung Amerikas waren die nördlichen hafenreichen Küsten vielfach besucht, und es war in Betracht gezogen worden, ob sie dazu geeignet seien, Kolonieen anzulegen. Das Dunkel undurchdringlicher Wälder, die Starrheit des Bodens, die Wildheit der Urbewohner hatte die Seefahrer zurückgeschreckt. Was den Blicken sich darbot, konnte Spanier und Portugiesen nicht locken, Ansiedlungen dort zu gründen, und so blieben die unermeßlichen Ländereien lange Zeit unbenutzt liegen, gleichsam aufbewahrt für ein Volk, welches, im Gegensatz zu den Spaniern und Portugiesen, begriffen hat, daß Friedensarbeit dem Mosesstabe gleicht, der verborgene Schätze an das Licht bringt. Die angelsächsischen Einwanderer haben es verstanden, diesen Mosesstab zu handhaben, und man muß es gestehen, daß sie Wunder mit ihm vollbracht haben. Als ein Segen für die Menschheit ist es anzusehen, daß sich Spanier und Portugiesen dort nicht niederließen. Sie hätten wohl auch Städte und Dörfer gegründet und manches dem Kulturleben Angehörende dort heimisch gemacht; aber Nordamerika würde sich nicht zu der Mächtigkeit entwickelt haben, die heut der übrigen Welt Staunen abnöthigt. Der durch sie gegründete nordamerikanische Staat würde hinter dem jetzt thatsächlich vorhandenen weiter noch zurückstehen, als dies von ihren Heimathländern Spanien und Portugal in Beziehung auf das Mutterland der angelsächsischen Auswanderer, Großbritannien, gesagt werden muß. Denn nicht Arbeitskraft und Arbeitslust allein führten jene angelsächsischen Ansiedler mit sich; sie waren vielmehr im Besitze eines viel höheren Schatzes, eines solchen, der erst aller irdischen Arbeit Weihe und Segen verleiht. Sie waren erfüllt von ernster Religiosität, von dem hingebendsten Trachten nach dem Reiche Gottes, es war ihnen Ernst

damit, Gott anzubeten im Geist und in der Wahrheit, und wenn sie in ihrem redlichen Suchen im Einzelnen auch irrten, im Großen und Ganzen blieben sie auf heilsamer Bahn. Und gerade darum wurde ihnen auch „solches Alles“, d. i. irdisches Gut, zu Theil und zwar nicht zu ihrem Unheil.

In ihrem Mutterlande war zur Zeit ihrer Auswanderung das aristokratische Element mächtig. Dasselbe konnte in der neuen Heimath schon um deswillen eine Vertretung nicht finden, weil die Auswanderer Glieder der englischen Aristokratie nicht unter sich zählten. Aus diesem Grunde, und weil sie um ihres Glaubens willen Verfolgung erlitten hatten, wurde ein Zweifaches die Grundlage ihres staatlichen Lebens: Gleichheit der Rechte Aller und freie Gottesverehrung.

Wie bemerkt, waren Anfänge von Kolonieen in Nordamerika bereits vorhanden; doch hatten diese wenig äußern, viel weniger aber noch innern Halt. So kam es eben, daß der Geist der neuen Ansiedlung nach und nach auch den übrigen Ansiedlungen sein Gepräge aufdrückte, und daß die bezeichneten Grundlagen des staatlichen Lebens bestehen blieben, auch als die Einwanderung vieler Personen anderer Confessionen und anderer Nationalitäten stattgefunden hatte. Die englischen Kolonieen nahmen den Namen „Staaten“ an. In der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts finden wir folgende 13 Staaten: 1) Massachusets (mit der Hauptstadt Boston); 2) Connecticut; 3) Rhode-Island; 4) New-Hampshire (mit Concord) — diese vier zusammen Neu-England genannt; 5) New-Jersey; 6) Maryland; 7) New-York (mit Albany); 8) Pennsylvanien (mit Philadelphia); 9) Delaware; 10) Virginien (woselbst später die Bundesstadt Washington gegründet wurde); 11) und 12) Nord- und Süd-Carolina; 13) Georgien. Diese Kolonieen — oder wie sie sich nannten — Staaten wurden von Statthaltern regiert, die ihnen das Mutterland, England, einsetzte, jedoch standen sie nicht gänzlich unter dem englischen Recht, sie hatten vielmehr in Bezug auf Selbstverwaltung sich eines bedeutend höheren Maßes von Unabhängigkeit zu erfreuen, als dasjenige war, unter welchem ihre Stammesbrüder in England auch nach der englischen Revolution und nach der Befestigung der constitutionellen Freiheiten durch den großen Oranier Wilhelm III. standen. Es lag dies in den besonderen Umständen, unter welchen die Kolonieen entstanden waren. Unter sich hingen diese Staaten zu jener Zeit gar nicht zusammen. Da auch Frankreich Kolonieen in Amerika gegründet hatte, so kam es bei Kriegen zwischen Frankreich

und England auch zu Feindseligkeiten zwischen den Kolonieen. Derartige Kämpfe erweckten in Ansiedlern der verschiedenen Staaten das Gefühl der Zusammengehörigkeit, nicht minder kräftigten sie ihr Selbstgefühl. Die Ansiedler gewannen ein Urtheil über die eigene Kriegstüchtigkeit. In dem Frieden zu Utrecht (s. B. III., S. 425.) erhielt England von Frankreich die Hudsonsbailänder, Neufoundland, Neuschottland und Neubraunschweig. Diese Abtretungen amerikanischer Gebiete hatten Grenzstreitigkeiten im Gefolge, und diese, die gerade in die Zeit des siebenjährigen Krieges fielen, bewirkten es hauptsächlich, daß König Georg II. von England, der zu Anfange des letztgenannten Krieges sich den Feinden Friedrich's des Großen zugesellt hatte, auf dessen Seite trat. Es war ihm um eine preußische Hülfsmacht zu thun, die, vereint mit einem englischen Heerestheile, den Franzosen den Eintritt in Hannover wehrte. Da die Bekämpfung der Franzosen am Rhein auch im Interesse Preußens lag, kam der sogenannte Subsidien-Vertrag (S. 517) zu Stande. Als nun Maria Theresia ihrem gehaßten Gegner Schlesien im Hubertsburger Frieden zusprechen mußte, schlossen auch England und Frankreich Frieden; letztere Macht trat an England Kanada ab. Nähere Betrachtung ergab jedoch, daß der Gewinn für England nicht im Verhältniß stand zu den im Kriege aufgewendeten Mitteln. Die englische Kriegsschuld war außerordentlich gewachsen. Die ungerechte Art und Weise nun, in der England die Kolonieen zur Betheiligung an der Tilgung der Kriegsschuld heranzuziehen suchte, ward Anlaß zu Feindseligkeiten zwischen letzteren und dem Mutterlande, die schließlich zur Trennung führten.

Ehe wir jedoch an die Schilderung des Kampfes gehen, empfiehlt es sich, zweier Männer, die in demselben eine hervorragende Rolle spielten, insbesondere zu gedenken. Es sind dies Georg Washington und Benjamin Franklin. So hervorragend und werth der Betrachtung Beide an und für sich sind, so hat doch ihre Vorführung zugleich noch einen besonderen Zweck, den, Blicke in das Leben und Treiben der Bevölkerung, der sie entsproßten, zu eröffnen und Anhaltepunkte zur Beurtheilung derselben zu geben. Die möglichst klare Vorstellung von der Bevölkerung und ihren Führern wird sich als förderlich erweisen, eine möglichst klare Vorstellung des Kampfes selbst zu gewinnen.

Georg Washington.

Es ist heilsam, eine große Menschenseele zu betrachten; wir sehen, welches Geschlechts wir sind; lieben und bewundern wir diese große Seele, so wehet uns ein Etwas wie Blüthenstaub aus derselben an und stärkt und segnet uns. „Was uns in der Geschichte zunächst anspricht," sagt Herder, „sind Sitten und Charactere, sowohl der Völker als einzelner Menschen. Diese in's Licht zu stellen, sie durch Erweise und Vergleichungen sprechend zu machen, ist der edle Zweck einer psychologischen Geschichte." Suchen wir diesem Worte nach Kräften nachzukommen. —

Georg Washington ward am 22. Februar 1732 in Virginien, einer der mittleren Kolonieen Englands, geboren. Sein Vater war ein wohlhabender Pflanzer. Die Schulen in den englischen Kolonieen waren damals sehr mangelhaft, namentlich die Virginiens. Daher geschah es häufig, daß reiche oder wohlhabende Pflanzer ihre Söhne nach England sandten, wo sie gelehrte Schulen besuchten. Georg hatte sich mit der Schule seines Kirchspiels zu begnügen, die fast nicht mehr als Lesen, Schreiben, Rechnen und Rechnungsführung lehrte. Aber er nahm voll und ganz auf, was diese Schule ihm bot. In der Art, in welcher er seine Aufgaben löste, traten frühzeitig gewisse Charactermerkmale seines Wesens auf: Gewissenhaftigkeit, Ordnungssinn, Sauberkeit. Frühzeitig regte sich in ihm der Trieb, sich Kenntnisse anzueignen, Wahrheiten festzuhalten. Aus seiner Knabenzeit erhielt sich ein Buch in welches er „Grundsätze und Regeln für's Leben" eingetragen hatte. Seinen Angehörigen ward später dieses Buch ein werthvolles Kleinod, weil sie aus demselben ersahen, wonach die junge Seele frühzeitig Verlangen getragen, was sie aus eigener Bewegung als Sterne vor sich aufgestellt hatte, deren Bahnen sie darnach aber auch mit Gewissenhaftigkeit gefolgt war. Da diese Sammlung gewissermaßen Vorblicke in das Leben Georg Washington's thun läßt und auch, weil zu einem Theile aus derselben zu erkennen ist, welche Anschauungen von den besten Männern in den Kolonieen gehegt und gepflegt wurden — denn Georg hatte sich ja die in Rede stehenden Grundsätze und Regeln aus der ihm in Wort und Schrift entgegen tretenden Gedankenwelt der Ansiedler herausgewählt — mögen hier einige der Aufzeichnungen einen Platz finden: „Erlaube dir keinen beleidigenden Ausdruck gegen irgend Jemanden, eben so wenig einen Fluch oder eine Schmähung. — Sei

nicht schnell, Gerüchte, die andern zum Nachtheil gereichen, zu glauben. — Dein Gespräch mit Geschäftsmännern sei kurz und bündig. — Denjenigen, welche ein Amt oder eine Würde haben, gebührt bei jeder Gelegenheit Vorrang; aber wenn sie jung sind, sollen sie Denen, welche ihnen durch die Geburt oder andre Eigenschaften gleichstehen, Ehrfurcht bezeigen, wenn diese auch kein öffentliches Amt bekleiden. — Nimm eine jede Zurechtweisung mit Dank an, zu welcher Zeit und an welchem Orte sie dir auch ertheilt werden mag; fühlst du dich aber unschuldig, so sage es dem, der dich tadelte, an einem passenden Orte und zu angemessener Zeit. — In dem, worüber du einen Andern zurechtweisest, sei selbst tadellos; denn das Beispiel ist viel wirksamer, als die Lehre. — Solltest du Jemandem einen Rath oder einen Verweis geben, so überlege zuvor, ob du es öffentlich thun willst oder insgeheim, augenblicklich oder zu einer andern Zeit, und welcher Ausdrücke du dich bedienen kannst; wenn du tadelst, so zeige keine Spur von Zorn, sondern thue es mit Sanftmuth und Milde. — In deinem Anzuge sei bescheiden und suche keine Bewunderung dadurch zu erregen; Alles sei passend und bequem. Richte dich hierin nach Denen, die dir gleichstehen, insofern sie sich anständig und ordentlich kleiden, und wie es sich nach Zeit und Ort gebührt. — Suche mit guten Menschen in Verbindung zu treten, wenn du deine eigene Ehre achtest; denn es ist besser, allein zu sein, als in schlechter Gesellschaft. — Deine Unterhaltung sei frei von Neid und Bosheit, denn dadurch beweisest du eine milde, freundliche Gemüthsart; bei allen Veranlassungen, wo die Leidenschaft aufgeregt wird, laß dich von der Vernunft regieren. — Wenn Zwei zusammen streiten, so nimm unaufgefordert nicht Partei für den Einen und sei nicht hartnäckig in deinen Behauptungen; bei gleichgültigen Dingen schließe dich der Mehrzahl an. — Denke, ehe du redest, und sprich nicht undeutlich; stoße die Worte nicht hastig heraus, sondern rede ordentlich und bestimmt. — Sei nicht weitschweifig in deinen Reden; mache keine Abweichungen und wiederhole nicht öfter dasselbe. — Wenn du von Gott oder von seinen Eigenschaften sprichst, so thue es mit Ernst und Ehrfurcht. Gehorche deinen Eltern und ehre sie, wenn sie auch arm sind. — Deine Vergnügungen sollen männlich sein, aber nicht sündlich. — Bestrebe dich, den kleinen göttlichen Funken, der das Gewissen genannt wird, in deinem Herzen lebendig zu erhalten." — Wie bemerkt: dem sinnigen Leser werden diese Anführungen Blicke eröffnen in das Innere Georg's, zugleich aber auch in die Seele seines Volksstammes. Was der Menschheit zu allererst und zu aller-

meist zu thun obliegt, das lehren die Gebote Gottes. Gewinnen diese Gebote nun Leben in einem Volke, bewegen sie die Herzen, so machen sich die dem bewegten Volksgemüth entströmenden Lehren in besonderen Formen und Weisen kundbar. Das Gold der Grundlehren gewinnt besondere Prägungen, solche, die von dem natürlichen Sinn und Character des Volkes, in welchem diese Prägung vollbracht ward, etwas an sich tragen. —

Bei ausbrechenden Streitigkeiten wählten Georg's Spielgefährten ihn am liebsten zum Richter, weil sie es wußten, er strebe redlich danach, gerecht zu entscheiden. Gern rufen sie ihn auch bei ihren Kriegsspielen zu einem der Anführer aus. Elf Jahr alt, verliert Georg seinen Vater. Wohl ihm, daß die Mutter im Geiste des Heimgegangenen das Hauswesen fortführt. „Mit einfachem, gesundem Verstande, großer Gewissenhaftigkeit und schneller Entschiedenheit begabt", sagt Irwing von ihr, „regierte sie ihre Familie streng, aber gütig, und forderte Ehrerbietung, während sie Zutrauen einflößte". Ein Erbauungsbuch, „Sir Mathew Hale's moralische und theologische Betrachtungen" stand zu jener Zeit in den Kolonieen in großem Ansehen. Die Mutter weiß durch Vorlesen und Erläutern die Ihrigen zu fesseln. In wie hohem Grade dies der Fall gewesen sein muß, ergiebt sich daraus, daß Georg Washington das von der Mutter benutzte Exemplar so lange er lebte, als theures Andenken bewahrte und oftmals bekannte, daß die Abende, an denen die Mutter die Ihrigen um sich versammelt und sie in der angedeuteten Weise belehrt habe, von nachhaltigster Wirkung auf ihn gewesen seien. Mit dem, was die Schule des Kirchspiels ihm bot, hätte Georg als Pflanzer später auskommen können. Aber jede hochgeartete Natur begehrt, hat sie auch nur einige Schritte in das Gebiet des Wissens gethan, weiter geführt zu werden. Sie sucht und dann findet sie auch — wenigstens vorläufig — die Wege, auf welchen sie zu Weiterem zu gelangen vermag. Auf Fragen vernahm Georg, daß ein Lehrer, der den Kreis seines Wirkens weiter gesteckt habe, als der des Kirchspiels, in der Nähe wohne. Dorthin wandert er täglich als junger Eroberer und trägt als Beute Wissen und Können heim. Sein lebhafter Geist möchte über tausend Dinge belehrt sein; Alles, was er anschaut, Himmel und Meer, die Gestirne, Thiere und Pflanzen und Anderes, regen Fragen über Fragen in ihm an, doch hält ihn eine Stammeseigenheit vorherrschend an dem fest, was ihm als das zunächst Nothwendige erscheint. Ihn beherrschte das Verlangen, sich möglichst gut vorzubereiten für das Leben, wie er es in seiner besonderen Ge-

staltung vor sich sah. Handel und Wandel begannen zu blühen in den Kolonieen. Aus dem Verkehr der Erwachsenen untereinander sah er, bezüglich welcher Dinge man mit Wissen und Können begabt sein müsse, wolle man sich mit Ehren unter Jenen einbürgern. Die Ansiedlungen breiteten sich aus, neue Gebiete mußten vermessen werden. Dies und Aehnliches gab ihm Fingerzeige für das, was er sich zu erwerben habe. So ward er bekannt mit allen Formen schriftlicher Abfassungen für den Verkehr: mit Verschreibungen, Wechseln, Empfangscheinen, Abtretungsurkunden, Contracten, Testamenten u. s. w. Er beschäftigte sich in den letzten Jahren seiner Schulzeit eifrig mit Geometrie und Trigonometrie und mit dem Feldmessen. Er ließ sich in Bezug auf Letzteres Aufgaben stellen und führte sie mit einer Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit aus, als handle es sich um Prüfungsarbeiten. Alles Dazugehörige, als Zeichnungen, Berechnungen, Nachweise, wurden auf das Sorgfältigste ausgeführt. Frühzeitig schon empfing Alles, was aus seiner Hand hervorging, den Stempel der Gediegenheit. „Nichts wurde von ihm," sagt Irwing, „halb vollendet gelassen oder auf eine übereilte und nachläßige Weise gearbeitet. Die so ausgebildete Gewohnheit blieb ihm sein Leben hindurch getreu, und wie verwickelt seine Aufgaben, und wie bedrückend seine Sorgen in den gefahrvollen und mühseligen Stellungen, in die er sich oft versetzt sah, auch sein mochten, fand er doch stets Zeit, Alles zu thun und gut auszuführen. Er eignete sich den Zauber der Methode an, welche allein schon Wunder thut." Es war der Zug seines eigensten Wesens, der ihn trieb, also zu handeln. Er hatte Freude an dem, was je nach seiner Kraft die möglichste Vollendung empfing. Gerade aber dadurch, daß er Alles, was unter seine Hand kam, nach Möglichkeit gut herstellte, förderte er zumeist sich selbst, sein Blick für das Richtige ward schärfer, die ausführende Hand sicherer, gewandter. Ueber die heilsame Rückwirkung gewissenhafter Thätigkeit stellte er in jungen Jahren Betrachtungen nicht an. Später erkannte er, daß alle Arbeit den tieferen Zweck hat, die Kräfte der Seele zu fördern. Es giebt keine Arbeit, die nicht schlecht oder gut gemacht werden könnte. Wer seine Kräfte zusammenrafft, so daß ihm irgend eine Arbeit gelingt, der hat mehr gethan, als diese Arbeit bewältigt, der hat ungleich Wichtigeres gewonnen, als etwa eine Bezahlung für die Arbeit oder ein Lob: er hat an seinem innersten Wesen gearbeitet. In jeder gesunden jungen Seele lebt schon eine Ahnung von diesem Segen der Arbeit, und deshalb betreibt sie auch solche Arbeiten mit Freudigkeit, wenigstens mit Unver-

droffenheit, die für Andre nichts als schmerzende Stacheln heraus-kehren. In fremden Sprachen ward Georg gar nicht, in der Muttersprache so mangelhaft unterrichtet, daß er um jene Zeit nicht fehlerfrei schrieb. Aber seine Art des Lebens und Strebens brachte ihn dahin, daß er später nicht nur fehlerlos, daß er sogar musterhaft schrieb.

Georg Washington hat sein sechzehntes Lebensjahr vollendet. Personen, die ihn kannten und die später Aufzeichnungen über ihn machten, schildern ihn als athletisch gebaut, hochgewachsen. Als Hauptzüge seines Wesens seien damals hervorgetreten: Ernst, Entschiedenheit, Offenheit und Bescheidenheit. Er sei, heißt es weiter, älter erschienen, als er um diese Zeit gewesen. Der kräftige Körper allein that dies sicherlich nicht; jener Eindruck kann uns nur als ein Anzeichen für die Gereiftheit des Characters unsers Georg gelten. Um diese Zeit besuchte er seinen älteren Bruder Laurenz, der sich mit der Tochter des reichen William Fairfax verheirathet hatte, und auf Mount Vernon, einem am Flusse Potomak gelegenen herrlichen Landgute, lebte. Einige Meilen davon entfernt wohnte William Fairfax auf dem noch ansehnlicheren Gute Belvoir. Erst vor wenigen Jahren war William Fairfax aus England nach Virginien übergesiedelt. Jung in die englische Armee getreten, hatte er mehrere Feldzüge mitgemacht und war darauf zum Gouverneur einer ostindischen Insel ernannt worden. Nach seiner Einwanderung in Virginien hatte er einige Jahre hindurch das Amt des Präsidenten des Rathes in den Kolonieen verwaltet. Er war ein Mann von reicher Erfahrung und ein Mann milden Characters. In sein Haus wurde Georg durch Laurenz, den Schwiegersohn Jenes, eingeführt. Welch eine das lebendigste Interesse in Anspruch nehmende Persönlichkeit mußte ein solcher Mann für einen Georg sein! Aber einen Mann von noch bedeutenderem Gehalt sollte Georg auf der Besitzung Belvoir kennen lernen. Es war ein Verwandter des Gutsherrn, gleichen Namens mit diesem, aber von Stande ein Lord. Lord Fairfax, von Gestalt groß und hager, war schon alt und grau, aber noch von kernhafter Gesundheit. In England hatte er mit Auszeichnung in der Armee gedient, hatte sich als Staatsmann und auch als Mann der Feder ausgezeichnet und war nun in der Absicht nach Virginien gekommen, sich daselbst ebenfalls niederzulassen, vor allen Dingen aber ein seinem Umfange nach fast fürstliches Landgebiet in Virginien, welches ihm durch seine Verheirathung zugefallen war, kennen zu lernen. Dies Gebiet — es war zur Zeit noch eine Wildniß — lag siebzig Meilen entfernt von Belvoir und war begrenzt von zwei

Flüssen und einem Gebirgszuge. Derartige Wildnisse gab es damals in dem die Nord-Kolonieen an Fruchtbarkeit weit überbietenden Virginien noch viele. Der Staat Virginien, fast halb so groß als Preußen, war zu jener Zeit noch stärker von Indianern als von Europäern bevölkert. Die Indianer betrachteten die Weißen freilich als Räuber und behaupteten, sämmtliche Gebiete Nordamerikas (demnach Ländereien, die in ihrer Gesammtheit dem Erdtheile Europa an Flächenraum gleichkommen) gehörten ihnen. Aber hätten die Indianer sich nur fähig erwiesen, ein einigermaßen menschenwürdiges Gemeinwesen zu begründen, und durch Kultureinrichtungen dem Boden Schätze für sich und Andre abzugewinnen! Die Indianer mochten an Zahl niemals 100,000 überschreiten, und diese geringe Zahl von Menschen machte Anspruch darauf, Ländereien von fast unermeßlichem Umfange der übrigen Menschheit verschlossen zu halten! Im Großen und Ganzen traten sich in dieser Frage Naturrecht und Naturrecht gegenüber, im Einzelnen war und wird durch Ausübung von Grausamkeiten schwer gesündigt hüben und drüben. Daß in den ersten Zeiten der Europäer Sünde die größere war, läßt sich nicht leugnen. Um die Zeit aber, die uns beschäftigt, waren die Europäer längst dabei, die Segnungen der Kultur in jenen Ländereien heimisch zu machen, und wenn die Indianer geneigt und fähig gewesen wären, sich derselben anzuschließen, so hätten sie zu staatlichen Verbänden zusammentreten können, sie würden Raum für gleiche Entwicklung gefunden haben, wie die Europäer solchen fanden, und es würden Indianerstaaten ebenfalls zur Geltung gelangt sein. Von einzelnen Häuptlingen der Indianer ist der eigentliche Grund ihres Zurückbleibens gegen die Europäer deutlich erkannt worden, auf die Gesammtheit der Indianer hat dies jedoch entsprechende Folgen nicht gehabt. „Eine unbegreifliche Sache", äußerte zu jener Zeit ein Häuptling, „ist es mit der Bevölkerung der Weißen. Kaum zwei Menschenalter sind verflossen, seit ihr euren Fuß auf unsern Boden gesetzt habt, und schon bedeckt ihr ihn wie Insectenschwärme, indeß wir Eingeborene, die, wer weiß wie lange, hier zu Hause sind, noch so dünn darauf gesäet sind, wie die Hirsche, die wir jagen. Freilich versteht ihr Weiße es auch, aus einem Flecken, nicht viel größer wie die Hand, nützlichen Gewinn zu ziehen. Auf einem Raum, fünfzehn bis zwanzig Mal so groß als diese Stube, baut ein Weißer so viel Nahrungsmittel, daß er ein ganzes Jahr reichlich davon leben kann. Hierzu nimmt er noch etwas Land mit Gras und Kräutern bewachsen und erzieht darauf sein Vieh, das ihn mit Milch und Fleisch versieht. Wir

rothen Menschen hingegen bedürfen eines ungeheuren Gebietes, denn der Hirsch, den wir tödten, und der uns kaum Nahrung für zwei Tage gewährt, hat ein großes Stück Land nöthig, um seine Größe zu erreichen. Und wenn wir zwei- bis dreihundert Hirsche erlegen, so ist es eben so gut, als ob wir Alles Gras und Gehölz, wovon diese leben, verzehrten. Die Weißen dehnen sich aus, wie Oel auf einer Decke, wir dagegen schmelzen wie Schnee an der Frühlingssonne, und wenn wir nicht bald einen andern Weg einschlagen, so ist es ganz unmöglich, daß die Race der rothen Menschen noch lange fortdaure." — Darin nun liegt eben ein Unheil für die Indianer, daß sie nicht geneigt sind, von ihren alten barbarischen Gewohnheiten abzulassen, so viel Mühe und Geldopfer auch einzelne Gesellschaften schon verwandt haben, solche Umwandlungen in Indianerstämmen zu veranlassen. — Lord Fairfax war wahrhaft erbaut über die Thätigkeit der Kolonisten. Schal und elend erschien ihm das Leben in den Hauptstädten mit all seinem gleißenden Flitter gegen die segensreiche, Körper und Geist erquickende Kulturarbeit eines Kolonisten im Urwalde. In der Hauptsache müssen wir ihm Recht geben, mochte er immerhin, wie es von vielen gesättigten Europäern zeitweise geschehen ist, das Gegenbild hauptstädtischen Lebens in zu poetischer Beleuchtung sehen. Er mochte empfinden wie Chateaubriand, der von einer Ansiedlung im Urwalde folgendes Bild entwarf: „Welch eine zauberische Mischung geselligen Lebens und rohen Naturzustandes! Hinter diesem nahen Cypressenwäldchen, dem anmuthigen Reste einer undurchdringlichen Wüstenei, gewahre ich die Erstlingsfläche eines kaum entstandenen Feldbaues; Aehren wallen in goldenen Wogen unfern jener Wurzeln gefällter Eichen; die volle Garbe, eines einzigen Sommers Kind, nimmt die Stelle jenes hingestreckten tausendjährigen Baumes ein, dicke Rauchwolken wälzen sich aus niedergebrannten Waldungen über fruchtreiche Ebenen hin; der Pflug furcht langsam zwischen ihren Trümmern durch; Feldmesser stecken die Grenzen des neuen Eigenthums sorgfältig ab; die Raubvögel räumen ihre Nester, die Höhlen wilder Thiere wandeln sich in räumige Hütten um, und jeder Schall der Holzaxt ist gleichsam ein prophetisches Wort, das den Segen kündet, welcher bald über diesen Fluren herrschen wird." Wie an der Natur fand auch der Lord Fairfax an den Kolonisten, an der Art ihres Lebens großes Wohlgefallen, und gerade Georg gehörte zu den Personen, denen er besonders zugethan war. Ein kräftiger Jüngling, offen und dabei doch auch bescheidenen Wesens, kundig vieler Dinge, über die der Lord unterrichtet zu sein wünschte,

bestimmt und klar in allen seinen Aeußerungen — Alles in Allem betrachtet: eine edle Menschenblüthe, wie sie unter den Einflüssen städtischen Lebens nimmer zu gleich harmonischer Entfaltung gelangt wäre. Und wie segensreich wirkte der Lord auf diesen Jüngling; wie gern reichte er in seiner begeisterten Stimmung ihm aus den Schätzen seiner Erfahrung Gaben dar! Das war ein Geben und Empfangen erquicklicher und fruchtbarer Art, ein Säen guten Samens auf einen empfänglichen Boden. Als der Lord vernahm, Georg Washington verstehe sich auf die Feldmessekunst, fragte er ihn, ob er geneigt sei, die Vermessung seines Landgebietes auszuführen. Er wußte es: Georg werde nur Ja sagen, wenn er sich fähig fühle, die gestellte Aufgabe zu lösen; sage er aber Ja, so werde er auch mit Gewissenhaftigkeit das Werk betreiben. Georg Washington übernahm mit Freuden den Auftrag, dessen Ausführung so schwierig war, daß er Manchen zurückgeschreckt haben würde. Es wurde ihm von dem Lord für jeden Tag des Vermessungsgeschäfts eine Dublone (nach unserem heutigen Münzfuß etwa zehn Thaler) ausgesetzt. Im Frühling 1748 trat Georg seine Wanderung nach dem bezeichneten Gebiet an; Georg Fairfax, der Sohn des Pflanzers William Fairfax, und ein Neger begleiteten ihn; alle Drei waren beritten, sie waren auch mit Waffen versehen, da sie gefaßt darauf sein mußten, auf Indianer zu treffen und von ihnen feindlich behandelt zu werden. Unter Bäumen ward übernachtet, Geflügel des Waldes war ihre Hauptnahrung. Sie hatten die blauen Berge zu überschreiten, deren Häupter noch schneebedeckt waren, während in den Thälern der Frühling schon seinen Zauber ausbreitete. Gebahnte Wege gab es nicht, ausgenommen solche in dichten Waldstrecken, die von wilden Büffeln getreten worden waren. Vom Thauwasser angeschwollene Gebirgsbäche mußten überschritten, Päffe mühsam aufgesucht werden. Sorgsam vertraut an jedem Abende Georg das Wichtigste seiner Erlebnisse seinem Tagebuche. Die Wanderer treffen an einem Tage auf einen Trupp von dreißig Indianern, deren erster die Kopfhaut eines erschlagenen Feindes als Fahnenzeichen trägt. Georg und seine Gefährten machen sich sattelfest, doch reiten sie ruhig den Wilden entgegen, da sie wissen, daß bei derartigen Begegnungen Eines vor allen Dingen nothwendig ist: keinerlei Besorgniß zu zeigen! — Die Darreichung einer Flasche geistigen Getränkes erweckt in den Indianern eine ihnen geneigte Stimmung, ja dieselben erweisen sich sogar bereit, den Gebern einen Kriegstanz aufzuführen. Es war gegen Abend. Ein Feuer wird angezündet, wild umtanzen die Indianer die lodernden

Flammen, während einer von ihnen einen halb mit Wasser angefüllten und mit Hirschhaut bezogenen Topf als Trommel benutzt. Ein tolles Bild in ferner Wildniß. Ruhig reitet darauf Georg mit den Seinigen hinweg, und auch die Indianer ziehen ihres Weges. Einige Male nur trafen die Wanderer auf ihrem siebenzig englische Meilen langen Wege auf die Hütte eines Hinterwäldlers. Die Vermessung nahm einen Monat in Anspruch. Georg kehrte zurück, seine Arbeit ward als vortrefflich befunden, sein Ruf als Feldmesser war gegründet. In demselben Jahre noch wurde er von den Behörden als öffentlicher Feldmesser anerkannt. Nun kamen Aufträge über Aufträge. Washington wich nicht von dem Pfade gewissenhafter Thätigkeit. Was er übernahm, ward mit Redlichkeit ausgeführt. Drei Jahre lang war er in dieser Weise in den Wildnissen Virginiens thätig. Was war sein Gewinn? Liebe, Vertrauen und Achtung der Seinen und seiner Mitbürger, dazu an Geldverdienst mehr, als nothwendig war, sich zu erhalten, so daß er einen Theil zurücklegen konnte. Das war der Gewinn, der sichtbar für ihn ward. Ein andrer Gewinn lag vorläufig noch für ihn verhüllt. Es ist allezeit und in allen Verhältnissen so: Wer im Kleinen getreu ist, gewinnt die Kräfte und Mittel, Größeres zu vollbringen. Welche hochwichtige Bedeutung seine gewissenhafte Thätigkeit für ihn und für sein Land noch gewinnen sollte, konnte weder er, noch ein Andrer ahnen. Es war ja vor Aller Augen verborgen, daß Virginien und mit ihm die Schwesterstaaten bald in die Lage gebracht werden sollten, zum Schwert greifen zu müssen, um nationale Heiligthümer zu vertheidigen. Wie hätte da Georg Washington ahnen können, daß er als Ingenieur sein künftiges Kriegstheater vermaß!

Diesem großen Ereigniß — der Erhebung der nordamerikanischen Staaten zum Befreiungskampfe — gingen andre Ereignisse voraus, die, indem Washington sich an ihnen betheiligte, für ihn ebenfalls die Bedeutung von Vorbereitungsstufen gewannen. Es brachen Grenzstreitigkeiten zwischen den Franzosen und Engländern aus. Jeder Theil behauptete, Anspruch auf das von dem Alleghanygebirge bis zum Ohio sich erstreckende fruchtbare Landgebiet zu haben. Dieses an der Westseite Virginiens gelegene Landgebiet wurde von Franzosen, die über den See von Kanada geschifft waren, besetzt. Da England dies Landgebiet längst als zu seinen Kolonieen gehörend betrachtet hatte, mußte dies Verfahren der Franzosen zu Feindseligkeiten führen. Namentlich war Virginien betheiligt, da es sich um ein Grenzland handelte. Diese Ereignisse trafen Virginien nicht

gänzlich unvorbereitet. Die Haltung der Franzosen gegen die an der Grenze Virginiens wohnenden Indianerstämme hatte längst erkennen lassen, daß man sich ihrer zur Erreichung eines Kriegszweckes zu bedienen trachtete. Es waren daher — bereits Jahr und Tag zuvor — vom Gouverneur militärische Maßregeln angeordnet, Virginien in vier Militärbezirke getheilt und Einleitungen zur Errichtung einer Miliz getroffen worden. Jedem Militärbezirk wurde ein Offizier, der Majorsrang hatte und den Titel General-Adjutant führte, vorgesetzt, und unter den für so ein wichtiges Amt Gewählten finden wir auch den damals erst neunzehn Jahr zählenden Georg Washington. Welche Auszeichnung, da die Zahl der Männer in Virginien keineswegs gering war, die im Mutterlande England Offizierdienste gethan hatten und somit befähigt waren, ein solches Amt zu verwalten! Berathungen und Erkundigungen hatten den Gouverneur dahin geführt, daß von ihm dem Feldmesser Georg Washington ohne Bedenken die Verwaltung eines jener Militärbezirke anvertraut worden war. Washington befand sich plötzlich in einem Amte, welches ihm die Aufgabe stellte, Leute zum Kriegsdienste auszubilden. Was verstand er davon! „Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand," sagt ein Sprüchwort. Ein segensreiches Wort für Jeden, der in ähnlicher Lage es deutet, wie es von Washington geschah, und der auch, wie dieser es verstand, die richtige Nutzanwendung zu machen weiß! — Georg Washington sieht klar, woran es ihm fehlt, und schreitet kraftvoll an's Werk, der Mängel Herr zu werden. Mit hingebendstem Fleiß studirt er die Kriegswissenschaften und betreibt soldatische Uebungen. Was er lernt, giebt ihm zugleich die Fühlung für das, was ihm noch fehlt. Er wie seine Leute sollen lernen — von sich selbst verlangt er die meiste Anstrengung. Wir sehen hier wieder den gediegenen Character, der Allem, was er treibt, Bedacht, Kraft und Nachhaltigkeit weiht. Solche Art von Studium führt ebenfalls nicht nur zur Aneignung des speciell Erstrebten, es stärkt die Gesammtkraft des Geistes. So gedieh sein Werk. Nach Jahr und Tag durfte er Ereignissen mit einiger Zuversicht entgegensehen, bei denen seine militärischen Einrichtungen die Probe zu bestehen haben würden.

Während dieser Vorbereitungen war es geschehen, daß Franzosen sich in dem streitigen Landgebiet festgesetzt hatten. Es empfahl sich, ehe zu Feindseligkeiten geschritten wurde, einen Friedensversuch zu machen. Demnach galt es, einen Unterhändler an den französischen Befehlshaber zu senden. Der Unterhändler mußte ein muthiger, besonnener und einsichtiger Mann sein. Nicht auf die Unterhandlung

allein kam es an, sondern auch darauf, sich über die Stellung und Stärke des Feindes und über das Operationsfeld möglichst zu unterrichten. Die Ausführung einer solchen Mission forderte ferner Unternehmungsgeist in nicht gewöhnlichem Maße. Galt es doch, einen Weg von nicht weniger als fünfhundertundsechzig englischen Meilen zurückzulegen, einen Weg, der zum größeren Theile durch gänzlich unbewohnte Gegenden, aber auch durch Gebiete führte, die von Indianern verhältnißmäßig stark bevölkert waren! An Washington erging von dem Gouverneur die Aufforderung, sich der Ausführung des schwierigen Werkes zu unterziehen. Er erklärte sich bereit dazu. Wie in so vielem Großen und Guten blieb sich Washington auch darin sein Lebelang treu, daß er sich nie zu einem Amte meldete, jedoch, wenn der Ruf an ihn erging, und er meinte dem Vaterlande nützen zu können, mochten auch noch so schwere Anforderungen an ihn gestellt werden, er sich demselben nicht entzog. In den rauhen Novembertagen des Jahres 1753 trat er seine Wanderung an, in seiner Begleitung befanden sich fünf Personen, unter ihnen ein Dolmetscher. Nach sechs Wochen erst erreichte er das nördliche Ohio-Gebiet und dort den befestigten Lagerplatz des französischen Gouverneurs. Dieser lehnte Unterhandlungen ab, sich darauf berufend, er handle auf Befehl der französischen Regierung. Eine solche Antwort war voraus gesehen worden. Washington aber hatte wesentlich um anderer Dinge willen seine Wanderung unternommen, und in Bezug auf diese Dinge erreichte er seinen Zweck. Er gewann ziemlich genaue Kenntniß von der Stärke des Feindes und von der Lage und Stärke der feindlichen Befestigungen. Unter Fährlichkeiten mancherlei Art ward die Rückwanderung ausgeführt. Mehrere Wochen hindurch war der schneebedeckte Boden Washington's und der Seinen Lagerstätte. Washington's starker Körper stählte sich — ein Heil für ihn, da das Geschick ihn ersehen hatte, Schwereres noch zu ertragen! Mitte Januar 1754 erreichte er die Heimath, am Tage seiner Heimkehr empfing der Gouverneur seinen Bericht.

Dieser hielt nun dafür, daß ohne Verzug der Feind anzugreifen sei, doch stieß sein Verlangen, die Bevölkerung Virginiens solle alle ihre Kräfte in Bewegung setzen, jenes streitige Gebiet am Ohio, „welches dem Könige von England als Eigenthum gehöre", für diesen zurückzuerobern, auf Widerstand. Wir wollen uns gegen den Feind unserer Haut wehren, sagten die Kolonisten; betrachtet aber der König von England jenes Gebiet als sein „Eigenthum", ei, so sende er Soldaten aus England und lasse es sich auf seine Kosten zurückerobern!

Der englische Gouverneur that darüber äußerst ergrimmt, er erreichte aber trotzdem von den Abgeordneten Virginiens weiter nichts, als daß sie erklärten, sie seien bereit, die englische Regierung in dem Kampfe gegen den Feind zu unterstützen, doch handle es sich für sie in erster Linie um den Schutz ihres Staates und nicht um „Eroberungen" für den König von England. Dieser Beschluß war das erste Zeichen für die Thatsache, daß die Interessen der Kolonieen mit den Interessen Englands in wesentlichen Dingen nicht mehr zusammenhingen. Der Gouverneur mußte sich damit begnügen, den Beistand der Miliz von Virginien in Anspruch zu nehmen. Nun erging von ihm an Washington die Aufforderung, den Oberbefehl über die Landestruppen zu übernehmen. Er sollte also als Befehlshaber zur Kriegsführung schreiten. Damit trat eine Forderung an ihn, für deren Erfüllung er sich nicht vorbereitet genug ansah. Als Kriegsmann war er bereit, seine Schuldigkeit zu thun, aber nicht in der Stellung als oberster Befehlshaber. Von der Ehre ließ er sich nicht lenken; nur die Sache im Auge habend, lehnte er den Antrag ab, da, wie er dem Gouverneur schrieb, „die Verantwortlichkeit für seine Jugend und Unerfahrenheit zu schwer sei." Dagegen nahm er die zweite Befehlshaberstelle mit dem Titel eines Oberstlieutenants an, nachdem der Gouverneur ihm mitgetheilt hatte, daß er den englischen Obersten Fry, einen intelligenten und erfahrenen Offizier, zum ersten Befehlshaber ernannt habe. Der Marsch ward angetreten, die kriegerische Thätigkeit Washington's begann. Er führte die Vorhut, drei Compagnien stark. Nahe der Ohiogrenze rückte ihm ein französisches Freicorps in der Absicht entgegen, ihn aufzuheben. Schnell entschlossen, nimmt er vierzig Freiwillige, und in finstrer Nacht unter strömendem Regen überfällt er den Feind, der sich in einen Hinterhalt gelegt hatte. Alle Franzosen, bis auf einen, dem die Flucht gelingt, werden getödtet oder gefangen genommen. Doch der Erfolg des heutigen Tages verleitet den Sieger nicht, es außer Betracht zu setzen, daß morgen das Kriegsglück sich gegen ihn wenden könne. In dem blutigen Würfelspiel des Krieges, sagte er sich, müsse man auf Wechsel gefaßt sein; Eines nur könne der Redliche denen zusichern, für die er kämpfe: seine Pflicht zu thun, Geist und Körper anzuspannen zu höchster Kraftäußerung. „Sollten Sie hören, daß ich geschlagen sei," schrieb er dem Gouverneur, „so zweifeln sie nicht, daß wir unsere Pflicht gethan und so lange gekämpft haben, als ein Schatten von Hoffnung vorhanden war." — Die virginischen Truppen waren gegen die Franzosen insofern im Nachtheil, als Letztere Kriegs-

bedarf und Proviant in der Nähe, Erstere aber Eines und das Andere aus der Ferne zu beziehen hatten. Dieser Umstand sollte sich wider Vermuthen schnell für Washington als verhängnißvoll erweisen. Es war ein höchst beschwerlicher Marsch auszuführen. Der Proviant für die Truppen war äußerst knapp, die Pferde waren so abgetrieben, daß Mannschaften sich vor die Kanonen legen mußten. Washington, die Seinen durch seine Haltung belebend, führte sein Pferd, welches er mit Kriegsbedarf beladen hatte, am Zügel. Fast gänzlich erschöpft, erreichte man eine von den Franzosen verlassene und zum Theil zerstörte Erdbefestigung. Hier beschloß Washington, Verstärkungen und Zufuhr abzuwarten, und es wurden die Wälle schnell nach Möglichkeit in Vertheidigungszustand gesetzt. Nicht weit davon standen Franzosen in weit stärkerer Zahl. Von Indianern über die Anwesenheit des Feindes in den Verschanzungen benachrichtigt, rückten die Franzosen sogleich vor, um die kürzlich erlittene Scharte auszuwetzen. Der Angriff erfolgte, Washington führte die Vertheidigung mit aller Kraft, aber er erkannte auch alsbald aus der Stärke des Feindes, daß er demselben durchaus nicht gewachsen sei. Seine Vorräthe an Proviant und Schießbedarf waren so gering, daß es in der Hand der Franzosen lag, die Virginier durch bloßen Einschluß auszuhungern, und zur Capitulation auf Gnade und Ungnade zu zwingen. Es galt demnach die Miene anzunehmen, als sei man kriegstüchtig in jeder Weise. Dies geschah und führte Tags darauf dahin, daß es zu einer ehrenvollen Capitulation kam, Washington mit kriegerischen Ehren die Verschanzungen verließ, und er somit seine Truppen, die eine Zeit lang dem Untergange oder der Gefangennahme geweiht schienen, rettete.

Daß ein solcher Mangel an Proviant und Schießbedarf eingetreten war, lag jedoch nicht ausschließlich an der Entfernung des Kriegstheaters von den Hauptplätzen des Landes. Die Miliz Virginiens wurde von dem Oberbefehlshaber der englischen Truppen in jeder Beziehung zurückgestellt. Das Seinige thun zu müssen, um diesen Uebelstand, der so verhängnißvoll hätte für die Vorhut des Heeres werden können, abzustellen, glaubte Washington seinen Mitbürgern schuldig zu sein. Demnach wandte er sich an den Gouverneur mit dem Antrage, die Miliz (da sie ja Mühe und Gefahr mit den englischen Truppen theile) in Bezug auf Löhnung, Verproviantirung und Versorgung mit Schießbedarf mit den Truppen aus England gleichzustellen. Und siehe, der Gouverneur, derselbe Mann, der anfänglich an die Kolonisten die Zumuthung gestellt hatte, Blut und Leben hinzugeben, um ein außerhalb ihrer Grenzen liegendes Land-

gebiet für den König von England, der es als sein „Eigenthum“ ansah, zurückzuerobern, — derselbe Mann bezeichnete den Antrag Washington's als unannehmbar! — In Folge dessen forderte Washington seinen Abschied.

Im Jahre darauf (1755) sandte England neue Truppen, zwei trefflich ausgerüstete Regimenter unter Führung des Generals Braddok. Es war längst schwer bedauert worden, daß Washington sein Commando niedergelegt hatte. Anträgen, dasselbe wieder zu übernehmen, vermochte er nicht zu entsprechen, weil das Gouvernement an der verrotteten Ansicht festhielt, die aus England gesandten Truppen seien, was Löhnung, Verpflegung und Aehnliches betreffe, absolut der Miliz voranzustellen. Wiedereintritt in seine frühere Stellung unter Aufrechterhaltung jener Ungerechtigkeit hätte wie Gutheißung jener Ungerechtigkeit angesehen werden können. Immerhin aber glühete in seiner Brust der Wunsch lebhafter als je, seinem Lande in dem gegenwärtigen Kampfe zu dienen. Da fand sich ein Ausweg. General Braddok begehrte, von seinen Kenntnissen und Erfahrungen in der Stellung eines Adjutanten Nutzen zu ziehen. Dazu erklärte sich Washington bereit. „Weder Ehrgeiz noch Gewinnsucht,“ schrieb er einem Freunde, „treibt mich zu diesem Schritte. Wie ich hoffe, zeigt sich dies deutlich dadurch, daß ich als Freiwilliger mitgehe.“ General Braddok war ein tapfrer, aber höchst unbesonnener Soldat. Vergebens mahnte ihn Washington zum öftern, diejenigen Vorsichtsmaßregeln nicht außer Acht zu lassen, die die Besonderheit der Kriegsführung gegen die mit den Indianern verbundenen Franzosen empfehle. Washington war nicht ohne schwere Besorgnisse; allein für ihn galt es, unter allen Umständen die Folgen einer schlechten Heerführung mitzutragen. Da brach — es war am 9. Juni 1755 — das Unheil über die Engländer herein. Sie, die es in stolzer Sicherheit verschmäht hatten, Kundschafter auszusenden, kamen plötzlich in das mörderische Feuer der Franzosen, die sich in einen Hinterhalt gelegt hatten, und an deren Seite auch ein zahlreicher Schwarm Indianer kämpfte. Von den 86 englischen Offizieren fielen 26, unter ihnen General Braddok, 37 wurden verwundet. So lange Braddok noch lebte, that Washington mit kaltblütigster Entschlossenheit seine Adjutantendienste, er jagte, um die Befehle des Generals zu übermitteln, nach den bedrohtesten Orten. Als der General gefallen war, handelte Washington nach eigener Einsicht und Gefahr. Er gerade ward wegen seiner hervorragenden Thätigkeit von den Feinden besonders in's Auge gefaßt. Er habe — so erzählte fünfzehn Jahre später ein alter In-

dianer-Häuptling — bei jenem Ueberfall seinen Karabiner zum öftern auf Washington abgeschossen, die Seinen hätten auf seine Aufforderung ein Gleiches gethan, da aber keine der vielen Kugeln die erwünschte Wirkung gehabt habe, sei es ihnen plötzlich erkennbar geworden, daß dieser Mann unter dem Schutze des großen Geistes stehe. — Washington schrieb nach der Schlacht einem Freunde: „Die allwaltende Vorsehung hat mich beschirmt, so daß mir, gegen alles menschliche Erwarten, kein Leid geschah; denn vier Kugeln gingen durch meinen Rock, zwei Pferde wurden unter mir erschossen, und dennoch blieb ich unverletzt, während der Tod die Gefährten an meiner Seite niederstreckte." Ohne Washington wäre vielleicht die gesammte englische Heermacht aufgerieben worden; seiner Geistesgegenwart und Tapferkeit gelang es, einen geordneten Rückzug des Restes zu Stande zu bringen.

Ueberall im Lande ward seiner mit Ehren gedacht. Sein erstes Amt, das eines General-Adjutanten eines der vier Militärbezirke, hatte Washington noch behalten. In Betracht der erlittenen Niederlage erschien es nothwendig, die virginische Miliz zu verstärken. Washington setzte für seinen Bezirk Waffenübungen an. Die Sache der Vertheidigung gewann einen patriotischen Aufschwung, so daß sogar von den Kanzeln die Mahnungen an die Männer und Jünglinge ertönten, Zeugniß von ihrer Liebe zum Vaterlande durch Betheiligung an dem Kampfe gegen die Franzosen abzulegen. Vielfach ward auf Washington als edles Vorbild hingewiesen. „Als Einen, der sich besonders hervorgethan," sagte in einer Predigt der wohlberedte Samuel Davies, „muß ich noch einen heldenmüthigen Jüngling, den Obersten Washington, nennen, und ich bin überzeugt, die Vorsehung hat ihn auf eine so auffallende Weise beschirmt und erhalten, weil er seinem Vaterlande noch die bedeutendsten Dienste leisten wird."

Washington, damals dreiundzwanzig Jahr alt, hatte sich auf sein schönes Gut Mount Vernon zurückgezogen, welches ihm als Erbtheil seines verstorbenen Bruders Laurenz zugefallen war. Nicht lange sollte seine Ruhe nach den Anstrengungen des Feldzuges währen. Das Land befand sich in einer bedrohten Lage, von den beiden englischen Regimentern waren nur noch Trümmer vorhanden, immer entschiedener sprach sich im Lande der Wunsch aus, es möchten die militärischen Angelegenheiten Virginiens in die Hand Washington's gelegt werden. Der Gouverneur war ebenso wie Jene, die dies aussprachen, von der militärischen Tüchtigkeit Washington's überzeugt; allein da dieser ihm vor Jahr und Tag seine Abschiedsforderung eingesandt

hatte, so kam es ihm sauer an, dem laut gewordenen Wunsche zu entsprechen. Endlich jedoch überwand er sich, und Georg Washington empfing von ihm den ehrenvollen Antrag, Oberbefehlshaber der gesammten Miliz Virginiens zu werden. Washington erklärte, er sei bereit, seinem Lande in dem Amte, mit dem der Gouverneur ihn zu betrauen die Absicht habe, zu dienen, falls man ihm durch Einräumung gewisser Bedingungen die Möglichkeit der Erreichung guter Erfolge schaffe. Er verlangte Abstellung der Uebelstände, die sich bei der Verpflegung des Heeres herausgestellt hatten, ferner pünktliche Soldzahlung, endlich Zuerkennung, daß der Oberbefehlshaber bei Besetzung von Offizierstellen eine entscheidende Stimme haben müsse. — Alle seine Forderungen wurden ohne Weiteres bewilligt. — Man kann sich denken, was Washington's Mutter bis dahin im Hinblick auf ihren Sohn schon an Wonne, aber auch an Schmerz zu empfinden gehabt hatte. Nachdem er den Schrecken der letzten Schlacht entronnen, war von ihr gehofft worden, er werde nun im Frieden dem Landbaue leben, so daß ihr fernerhin, so lange sie noch lebe, die bösen Stunden und Tage erspart sein würden, ihn auf dem Kriegstheater zu wissen. Die neue Kunde von der Erhöhung des Sohnes hatten neben der Freude neue Schmerzen in dem Herzen der Mutter erweckt. Ihr spricht der hochherzige Sohn Trost in einem Briefe zu, in welchem es heißt: „Wenn mir der Befehl durch die allgemeine Stimme des Landes aufgedrängt und unter annehmbaren Bedingungen von der Regierung angeboten wird, so würde ich es für eine Schande halten, ihn zurückzuweisen, was Ihnen ja sicher auch viel mehr Mißbehagen verursachen würde, als wenn ich, mit einem ehrenhaften Befehl bekleidet, in's Feld ziehe." — Da die Franzosen nicht nur jenes Landgebiet am Ohio festzuhalten trachteten, sondern auch Virginien bedrohten, so handelte es sich nicht mehr ausschließlich um einen Kampf für „das Eigenthum des Königs von England", sondern nun erheischte es auch das Interesse der Virginier, die Franzosen zu vertreiben. Es war dies kein leichtes Werk, da sie wichtige Punkte, namentlich das Ohiofort inne hatten, welches letztere von ihnen außerordentlich befestigt worden war, und auch, weil sämmtliche Grenz-Indianer auf ihrer Seite standen. Die Kämpfe nahmen die Jahre von 1755 bis 1760 in Anspruch und endeten damit, daß der Feind auch aus dem letzten Fort Duquesne vertrieben ward. Damit war der Zweck des Krieges erreicht.

Nunmehr meinte Washington seine kriegerische Laufbahn beendet zu haben, und er hoffte, sich ganz dem friedlichen Geschäft der Land-

wirthschaft hingeben zu können. Er zog sich auf sein Landgut Mount Vernon zurück und vermählte sich mit einer jungen Wittwe, der Mistreß Martha Custis, die ihm ein Vermögen von 100,000 Thalern mitbrachte. Seine Mitbürger gewährten ihm nicht lange den Frieden des Heerdes, sie wählten ihn zum Mitgliede des Abgeordnetenhauses, welches jährlich etwa auf zwei Monate nach Williamsburg berufen ward. Auch diese Wahl war ohne eine Bewerbung Washington's erfolgt. Die Abgeordneten beschlossen, ihm bei seinem ersten Erscheinen ihre Verehrung auszudrücken. Ueber diesen Vorgang berichtet L. Wirt: „Es war dem Sprecher, Herrn Robinson, aufgetragen worden, dem Oberst Washington im Namen der Kolonie für die ausgezeichneten Dienste zu danken, welche er im beendeten Kriege seinem Vaterlande geleistet hatte. Sobald er seinen Sitz eingenommen hatte, entledigte sich Robinson seines Auftrages mit großer Würde, ließ sich aber durch den Drang seines Herzens und die Wärme seiner Gefühle zu einer solchen Begeisterung und zu so feurigen Ausdrücken hinreißen, daß er den jungen Helden in die größte Verwirrung setzte. Dieser stand auf, um für die ihm erwiesene Ehre zu danken; aber seine Verlegenheit stieg so hoch, daß ihn ein heftiges Zittern befiel, und er nicht im Stande war, ein einziges Wort zu sprechen. Da kam ihm der Sprecher zu Hülfe mit einer außerordentlichen Geistesgegenwart. „Setzen Sie sich, Washington," sagte er mit einem beruhigenden Lächeln, „Ihre Bescheidenheit ist eben so groß, wie Ihre Tapferkeit, und diese übersteigt jedes Lob, das ich fähig wäre mit Worten auszudrücken!" — Wahrlich, dieses Nichtsprechen Washington's hatte deutlicher zu erkennen gegeben, wie tief sein Inneres bewegt war, als solches die gewandtesten Reden auszudrücken vermocht hätten!

Durch seine Wahl in das Abgeordnetenhaus hatte sich ihm ein neues Feld der Wirksamkeit eröffnet, und auch hier finden wir ihn sofort wieder als den Mann, der wesentliche Zwecke verfolgt, demnach alle Nebendinge bei Seite liegen läßt. Mit Eifer und Gewissenhaftigkeit betheiligt er sich an den Berathungen; über Dinge, die er nicht kennt, sucht er sich genau zu unterrichten, er läßt sich darin keine Mühe verdrießen, so daß seine Thätigkeit ununterbrochen in Anspruch genommen wird. Des Volkes Wohl soll berathen, die Zustände sollen gebessert werden — für ihn ein heiliges Geschäft. Daher ist er der Erste in der Versammlung und gehört den Letzten an, die sie verlassen. Wie könnten die Völker auf heilsamen Bahnen vorwärts schreiten, beständen alle Landesversammlungen ausschließlich aus so gewissenhaften Männern! Er gewöhnte sich, öffentlich zu sprechen,

wurde aber nie in dem Sinne ein bedeutender Redner, daß seine Vorträge irgend welchen oratorischen Schmuck an sich trugen. Wie unterschied er sich darin von Leuten, die die Tribüne benutzen, den Pfauenschweif glänzender Begabung aufzuschlagen, die Sache, auf die es ankommt, dabei mehr oder minder aus dem Auge lassend! Sie wollen gesehen, gehört, bewundert sein! Er meldete sich nur zum Wort, wenn die Sache ihn dazu trieb, und sagte dann schlicht und einfach das, was nothwendig war. Und siehe, diese Art seines parlamentarischen Wirkens hatte den Erfolg, daß Alles lauschte, wenn er sich erhob, daß bei allen wichtigen Angelegenheiten gefragt ward, was Washington dazu sage, und daß häufig Abgeordnete, die von einer Sache nicht genau unterrichtet waren, ihre Stimme in dem Sinne abgaben, wie es von Washington geschah. So ward er auch auf diesem Gebiet, ohne es zu wollen, ohne danach zu jagen, vielmehr nur den Weg treuer Pflichterfüllung wandelnd, ein „Oberst“, ein Führer, ein Wohlthäter seines Vaterlandes. Waren die Sitzungen zu Ende, so kehrte er frohen Herzens in sein schönes Heim zurück. Er hat Mount Vernon selbst geschildert und sagt von ihm: „In dem ganzen vereinigten Amerika giebt es kein angenehmer gelegenes Gut. Es liegt in einer hohen, gesunden Gegend, in einem von dem Extrem der Hitze und Kälte gleich weit entfernten Breitegrade, an einem von den schönsten Flüssen der Welt, einem zu allen Jahreszeiten reichlich mit verschiedenen Fischarten versehenen Flusse, worin es im Frühlinge von Alosen, Häringen, Bassen, Karpfen, Stören u. s. w. wimmelt. Die Grenzen des Gutes werden auf mehr als zehn Meilen Länge von Flußwasser bespült. Es gehören mehrere werthvolle Fischereien dazu; ja das ganze Ufer ist der That nach eine einzige Fischerei.“ Wohl natürlich, daß Washington nach den Arbeiten der Landesvertretung gern in sein Haus zurückkehrte, zumal er in demselben eine liebewerthe Gattin fand. Er lebte auch hier den Pflichten, die seine Stellung als Gutsbesitzer ihm auferlegte, betrieb nebenher das Studium guter Schriften, sah auch im Laufe der Zeit zum öftern Personen von Ruf aus Virginien und aus andern Kolonieen als willkommene Gäste bei sich. Ein Zeitgenosse hat uns folgendes Bild Washington's aus jener Zeit hinterlassen: „Washington's würdevolles Benehmen war ohne Stolz, seine Festigkeit ohne Eigensinn und Anmaßung. Eine gleiche Harmonie zeigte die äußere Erscheinung. Der gigantische Körperbau — Washington war über sechs Fuß groß — war durch Ebenmaß und Schönheit gemäßigt; er glich einem großartigen Gebäude, welchem die vollständigste Symmetrie der

einzelnen Theile Anmuth verleiht. Sein feuriges Wesen ward vom klaren Verstande im Zügel gehalten. Sein Muth schlug niemals in Tollkühnheit, die Vorsicht niemals in Furcht um. Sein sichres Urtheil wurde von einem nachhaltigen Gedächtniß getragen. Fleiß und Arbeitsamkeit gingen niemals in mürrisches und ungeselliges Wesen über.“ Sein großes Gut ward bewirthschaftet von Hunderten von — Sclaven. Wie? ein Washington hielt sich Sclaven? Wohl! Hier sehen wir die Macht der Staatsverhältnisse in ihrer Einwirkung auf den Einzelnen. Virginien war ein Sclavenstaat, der gegenwärtige Bestand der Verhältnisse war darauf gegründet, daß Sclaven gehalten wurden, namentlich hätte es für alle großen Gutsbesitzer geheißen, ihre Ländereien der Verwilderung preisgeben, wenn sie plötzlich von der herrschenden Sitte Abstand genommen hätten. Ein staatliches Leben, welches der Sclaverei gesetzlichen Raum gewährt, steht offenbar sehr tief, wer aber innerhalb eines solchen staatlichen Lebens aufwächst, darf nicht verurtheilt werden, wenn er sich in Verhältnisse einlebt, die ihn zum Mitträger dieses staatlichen Unrechts machen. Ein Plato ist in dem Maße abhängig in seinem Urtheil von den staatlichen Verhältnissen und den aus ihnen hervorgehenden Sitten seiner Zeit und seines Landes, daß er den Beweis führt: der Staat könne ohne Sclaven nicht bestehen! — Aehnlich andere weise Griechen. Wir müssen deß eingedenk sein, um der Gefahr zu entgehen, irgend eine Person in einem Sclavenstaate um deswillen, weil sie sich Sclaven hielt, zu verurtheilen. Sich zu jener Zeit in Virginien Sclaven halten, entsprach den Gesetzen und Sitten des Landes. Diese Thatsache entschied demnach an und für sich über Jemand weder zum Guten noch zum Bösen. Es kam vielmehr darauf an, welche Haltung der Einzelne den Sclaven gegenüber beobachtete. Da muß nun bemerkt werden: Washington war ihnen ein fürsorgender Vater. Wozu seine fürsorgende Liebe ihn trieb, wird weiterhin zu berichten sein, und wir werden ihn auch in Betreff dieser Frage zu einer Anschauung gelangen sehen, die seiner sonstigen Größe entspricht. Für jetzt ist nur zu bemerken, daß sein Wunsch dahin ging, in friedevoller Thätigkeit sein Leben auf seinem Gute weiter führen zu können. Doch auch dies Leben — insofern, als er alles Durchlebte einer ernsten Betrachtung unterzog und dadurch des innersten Nerves desselben sich immer bewußter ward, als er staatsmännische Werke studirte und auch mit Staatsmännern im persönlichen und schriftlichen Verkehr stand, was zur Folge hatte, daß sein geistiger Gesichtskreis sich immer mehr erweiterte — sollte eine Vorbereitung

für den Dienst des Staates sein und zwar dies in noch weit umfangreicherer Weise, als alle frühere Thätigkeit es gewesen war. Er that mit voller Seele und mit Liebe, was die Pflicht des Tages von ihm erheischte. Dies war es, was er für das Menschenwürdige, für die ächte Vorbereitung auf Jegliches hielt, was etwa die Vorsehung zu lösen ihm noch aufgeben würde. „Bereit sein ist Alles!“ — Dies Wort des großen Dichters seines Stammes galt ihm für Leben und Sterben.

Ehe wir uns jedoch mit den Ereignissen beschäftigen, die Washington auf einen neuen Schauplatz der Thätigkeit riefen, haben wir eines andern Mannes zu gedenken, der in den Kämpfen, in welche der junge amerikanische Staat verflochten ward, nach Washington eine der bedeutendsten Rollen spielte — Benjamin Franklin's.

Benjamin Franklin.

Wie die Betrachtung Georg Washington's uns Gelegenheit gab, Blicke in das häusliche und staatliche Leben der Einwohnerschaft einer der südlichen Staaten der späteren amerikanischen Union zu thun, so werden sich uns bei der Betrachtung Benjamin Franklin's Blicke in das häusliche und politische Leben der nördlichen und mittleren Kolonieen eröffnen, zunächst in das einer der vier Kolonieen, die als Ueberleiter der gesundesten Elemente aus dem Leben des Mutterlandes England zu betrachten sind, und von denen aus alle übrigen Kolonieen, was Sitte, Denkart und gewerblichen Betrieb betrifft, ihr Gepräge empfingen. Es ist schon darauf hingewiesen worden, daß der unwirthlichere Boden der vier nördlichen Kolonieen Massachusets, Connecticut, Rhode-Island und New-Hampshire die Kräfte der Kolonisten besonders herausforderte, und gerade dies erwies sich als ein Heil für die Kolonisten. Arbeit ist der belebende Hauch für den Einzelnen, wie für Genossenschaften. Wo die Natur ihre Gaben bietet, ohne von den Menschen Arbeit zu fordern, erschlaffen diese in Folge von Leidenschaften, die ihrer Herr werden. „Nirgends, lehrt eine traurige Erfahrung,“ sagt Schiller, „findet man die Leidenschaften und Laster der Menschen ausgelassener toben, nirgends mehr Elend wohnen, als in den glücklichen Gegenden, welche die Natur zu Paradiesen bestimmte.“ Die Betrachtung der Völkergeschichte alter und neuer Zeit ergiebt, daß dieser Ausspruch volle Wahrheit enthält. Ist jedoch die Natur zu unwirthlich, so daß der Gegensatz zwischen dem

Einsatz der Menschenkraft und den Erfolgen ein zu großer ist, so gedeiht der Mensch freilich auch nicht. Die Gebiete Neu-Englands nun erwiesen sich als vortrefflich geeignet, einerseits die Kräfte der in Bezug auf Landescultur, gewerbliches Leben und Handel erfahrenen Ansiedler herauszufordern, andrerseits aber auch ihrer Thätigkeit Früchte zu bieten, die zu freudigem Weiterstreben anreizten. Welch Staunen würde die einhundertundzwanzig Ansiedler, die von der „Maiblume" in die neue Welt geführt worden waren, ergriffen haben, wären sie fünfzig Jahre nach ihrem Tode aus ihren Gräbern aufgestanden, um die Orte zu betrachten, auf denen sie in düstern Wildnissen ihre Blockhäuser aufgeschlagen hatten! Lachende Dörfer, wachsende Städte hätten sie gefunden. Die von den Stuart's Verbannten hatten den Grund zu einem Weltreiche gelegt. Daß die Zeit im Annahen begriffen war, in der die Kolonieen oder, wie sie sich nannten, „Staaten" zu einem Gesammtstaat zusammentreten und sich vom Mutterlande lösen würden, war freilich in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts noch nicht vorauszusehen. Die Kolonisten betrachteten sich als zu England gehörig; sie konnten es jetzt nicht wissen, daß eines Tages von England aus tyrannisches Gelüst sie zum Widerstande und endlich zum Verzweiflungskampf treiben würde. Inzwischen entfaltete sich das Leben in den Kolonieen auf gesunden Bahnen mehr und mehr, und der Gesammtgeist zeitigte die Personen, die in der Stunde der Noth die Führerschaft des Volkes antreten sollten. Wir sehen sie aufsteigen aus den Werkstätten der Arbeit, ein Umstand, der maßgebend blieb für den werdenden Weltstaat.

Zehn Jahr alt, muß Benjamin Franklin schon die Schule verlassen und als Lehrling rüstig an der Seite des Vaters, der in Boston, der Hauptstadt des Staates Massachusets, Lichtzieher ist, arbeiten. Einen Blick in die Familie, die dreizehn Kinder zählte, giebt uns Franklin. „Mein Vater," berichtet er später, „besaß eine treffliche Constitution, war mittelgroß, aber wohlgebaut und stark, und entwickelte bei Allem, was er unternahm, eine außerordentliche Gewandtheit und Thätigkeit. Er zeichnete mit einiger Fertigkeit und war auch etwas musikalisch. Seine Stimme war volltönend und angenehm, und wenn er, von seiner Violine begleitet, einen Psalm oder ein Lied sang, was er nach Beendigung seiner Arbeiten des Abends häufig zu thun pflegte, gewährte es ein wahres Vergnügen, ihn zu hören. Nicht minder geschickt war er in Handarbeiten und verstand, bei Gelegenheit die Werkzeuge einer Menge von Handwerkern zu gebrauchen. Seine vorzüglichste Eigenschaft war aber ein

gesunder Menschenverstand und ein gründliches Urtheil in den Angelegenheiten des öffentlichen sowohl, als des Privatlebens. Mit den ersteren befaßte er sich allerdings nie, weil ihn seine zahlreiche Familie und sein beschränktes Vermögen nöthigten, sich unablässig seinen Berufspflichten zu widmen. Ich erinnere mich jedoch, daß die einflußreichen Männer am Orte häufig zu ihm kamen und sich seinen Rath hinsichtlich der Angelegenheiten der Stadt oder der Kirche, zu welcher er gehörte, ausbaten, und daß sie großes Gewicht auf seine Meinung legten. Auch Privatpersonen pflegten in ihren Angelegenheiten ihn um Rath zu fragen, und oft wählte man ihn zum Schiedsrichter zwischen streitenden Parteien. An seinem Tische sah er gern und zwar so oft als möglich einige Freunde oder gebildete, wohlunterrichtete Nachbarn, mit denen sich ein verständiges Gespräch führen ließ, und er hielt sorgfältig darauf, dasselbe auf nützliche und lehrreiche Gegenstände zu lenken, welche zur geistigen Ausbildung seiner Kinder beitragen konnten. Auf diese Weise richtete er frühzeitig unsere Aufmerksamkeit auf Alles, was gerecht, klug und wohlthätig im menschlichen Leben ist. Er sprach nie über Speisen, welche auf dem Tische erschienen, erörterte nie, ob sie gut oder schlecht zubereitet, ob sie stark gewürzt, von gutem und angenehmem Geschmacke wären, und ob das eine Gericht dem andern vorzuziehen sein möchte. Ich bin auf diese Weise seit meiner Kindheit gewöhnt worden, dergleichen Dingen keine Aufmerksamkeit zu schenken, und es ist mir daher stets vollkommen gleichgültig gewesen, was für Speisen ich vor mir hatte. Meine Mutter erfreute sich gleichfalls einer vortrefflichen Gesundheit. Sie stillte alle ihre Kinder, und nie habe ich sie oder meinen Vater sich über eine Krankheit beklagen hören, als über die, an welcher sie starben." Benjamin Franklin war demnach der Sproß einer kernhaften englischen Familie, in der Gottesfurcht, Fleiß, nüchterner Sinn und verständiges Wesen ihre Stätte aufgeschlagen hatten. Anfänglich war es die Absicht der Eltern gewesen, ihrem Benjamin, dem jüngsten der Söhne, eine gelehrte Bildung zu Theil werden zu lassen, um ihn einst auf der Kanzel zu sehen. Allein die unzulänglichen Mittel hatten bewirkt, daß er nur einige Jahre lang Schüler der lateinischen Schule Bostons gewesen war, worauf, wie erzählt, der Vater ihn bestimmt hatte, als Lehrling in sein Geschäft einzutreten. Es war jedoch nur eine Probe, die der Vater mit ihm machte, und da sich herausstellte, daß es dem Sohne zu dem Handwerk des Vaters an der rechten Lust fehlte, nahm er Bedacht darauf, eine Beschäftigung für ihn ausfindig zu machen, die seiner Neigung ent-

sprach. Wir sehen den verständigen Mann hierbei durchaus practisch zu Werke gehen. Sich aller Anpreisungen enthaltend, führte er den Sohn in die Werkstätten verschiedener Handwerker, wo letzterem gestattet ward, gründlich die Thätigkeit der Arbeitenden zu betrachten. Endlich war das Rechte gefunden: man einigte sich dahin, Benjamin solle die Buchdruckerei erlernen. Benjamin's Neigungen hätten schon längst erkennen lassen sollen, daß dies Geschäft am besten für ihn taugte. Es brachte ihn ja dasselbe mit seiner Lieblingswelt, der Bücherwelt, in nahe Berührung. War doch kein Buch im Hause mehr vorhanden, welches er nicht mehrmals schon gelesen hatte, waren doch alle seine kleinen Ersparnisse von ihm verwandt worden, seine Büchersammlung zu vergrößern! Ein älterer Bruder von ihm, der längere Zeit in London gewesen war, hatte kürzlich in Boston eine Druckerei eröffnet. Benjamin trat bei ihm als Lehrling ein, fand aber in dem eigenen Bruder einen harten und erbarmungslosen Lehrherrn, was schon daraus zu ersehen ist, daß derselbe den zwölfjährigen Benjamin nöthigte, einen Contract zu unterzeichnen, der eine neunjährige Lehrzeit feststellte. Anerkennungen in Wort oder Mienen gab es für ihn nie, nur Bemängelungen, ja mehr als dies, und Benjamin möchte sich bald dem unfreundlichen Orte entzogen haben, hätten ihn nicht die Stunden der Nacht, in denen er bei einem dünnen Lichtchen vor Büchern saß, entschädigt für die Qualen des Tages. Ein Lehrling aus einer Buchhandlung lieh ihm manchen Schatz, der zur Nachtzeit für ihn ein Zaubermantel wurde, welcher ihn emportrug in die strahlenreiche Gedankenwelt. Es eröffnete sich für ihn auch die Bibliothek eines gebildeten Bürgers, der seine Freude an dem klugblickenden und nach geistiger Nahrung lechzenden Druckerlehrling hatte. Wie ein Bäumlein auf hartem Gestein, streckte er seine Wurzelfasern suchend nach Nahrung umher, und er fand sie und gedieh besser als mancher junge Baum, der in fettes Erdreich gepflanzt war, der aber eine kraftlose Wurzel hatte. Er wird bekannt mit einem jungen Menschen, der ihm an Geist verwandt ist, und die beiden jungen Leute finden ihre Freude daran, Disputationen — mündlich, dann auch schriftlich — über mancherlei sie interessirende Gegenstände des Wissens abzuhalten. „Früh übt sich, wer ein Meister werden will." Eine seiner Arbeiten kommt dem Vater in die Hand, der den Sohn auf Mängel seiner Schreibart aufmerksam macht. Sofort ist es Benjamin's eifriges Bestreben, der gerügten Mängel Herr zu werden. „Um diese Zeit," erzählte er später, „fiel mir ein Band des „Zuschauers" in die Hände, den ich zu wiederholten Malen las.

Ich war entzückt über die Darstellung, hielt den Stil für vortrefflich und wünschte, denselben nachahmen zu können. In dieser Absicht wählte ich einige Aufsätze aus, machte kurze Summarien des Inhalts jedes Satzes und legte sie auf einige Zeit bei Seite. Ohne das Buch anzusehen, bemühte ich mich alsdann, die Aufsätze wieder in ihre gehörige Form zu bringen und jeden Gedanken ausführlich, wie im Original auszudrücken, indem ich mich der geeignetsten Wörter bediente, die mir einfielen. Darauf verglich ich meine Arbeit mit dem Original; ich bemerkte nun manchen Fehler, den ich beseitigte, ich fand dabei aber auch, daß mir ein gehöriger Vorrath von Wörtern, so wie die Leichtigkeit, dieselben stets in Bereitschaft zu haben, mangelte." In dieser und ähnlicher Weise betrieb er still für sich sein Werk, zu einem guten Stile zu gelangen. Er warf die Arbeit immer wieder um und ging immer wieder an das Werk. Wie hätte solchem Fleiße der Erfolg fehlen sollen! Er brachte es dahin, Arbeiten herzustellen, die seinen strengsten Anforderungen entsprachen. Ein solches Gelingen, sagt er, habe ihn in der Hoffnung bestärkt, daß er mit der Zeit in der englischen Sprache Herr eines guten Stils werden würde; dieses aber sei nicht das geringste Ziel seines Ehrgeizes gewesen. — Aber so streng er auch mit sich selbst in's Gericht ging, immerhin mußte er sich doch sagen, er selbst habe doch nur ein gewisses Maß von Urtheilskraft. Es galt, die Probe zu machen, ob er auch vor dem gereiften Urtheil bestehen würde. Er wählte einen Weg, der ihm jede Verlegenheit sparte. Sein Bruder war der verantwortliche Redacteur einer Zeitung, die Redaction ward geführt von einigen literarisch gebildeten Männern, die täglich in die Druckerei kamen und die eingegangenen Aufsätze lasen. Ein Briefkasten am Hause nahm Manuscripte von Bürgern entgegen, die nicht genannt sein wollten. Diesem Briefkasten vertraut der um diese Zeit sechzehn Jahre zählende Benjamin einen Aufsatz an, den er mit verstellter Handschrift niedergeschrieben hat. Man denke sich das Herzklopfen des arbeitenden Lehrlings, als die Redacteure die eingegangenen Aufsätze zu lesen beginnen! Es war gut, daß Niemand ihn betrachtete, da es sich sonst verrathen haben würde, was in ihm vorging! Jetzt hört er die Ueberschrift seines Aufsatzes. Lauter pocht ihm das Herz. Ein Theil des Aufsatzes wird gelesen, dann erfolgt eine Pause, dann wird das Urtheil gesprochen. Und das Urtheil fällt sehr günstig aus, es wird dieser und jener tüchtige Mann des Orts vermuthungsweise als Verfasser genannt! Das war der Anfang der literarischen Laufbahn Benjamin Franklin's. Lange Zeit vermittelte der Briefkasten

Artikel von ihm an die Redaction, er hatte die Freude, sie zu einem Theile zu setzen und sie gedruckt zu sehen, und er lebte wohl an dieser Freude. Aber er war weit davon entfernt, zu meinen, er sei nun berufen, sich ausschließlich der Schriftstellerei hinzugeben. Bewahre! Er wollte ein tüchtiger Geschäftsmann werden, sich aber nebenbei die Kunst erwerben, mündlich und schriftlich als gebildeter Mensch sich auszudrücken und über Dinge, die er für heilsam hielt, sich in verständlicher und eindringlicher Weise äußern zu können. Das war ein Glück für ihn. Die Bahn des Geschäftslebens sollte ihn ja mit der Welt bekannt machen, während die Feder, wenn sie von da ab das Werkzeug seines Erwerbes geworden wäre, ihn am Schreibtisch festgehalten und eine erträumte Welt vor ihm aufgebaut haben würde. Endlich gab Franklin sich dem Bruder als Mitarbeiter seiner Zeitung zu erkennen. Das war Jenem eine willkommene Nachricht, Benjamin wurde nun in neuer Weise ausgebeutet, ohne daß der Bruder sich jedoch gemüßigt fand, sein Verhalten gegen ihn zu ändern. Nun erfolgte von Benjamin eine Handlung, die er später selbst als eine Verirrung bezeichnete, und um deretwillen er sich hart anklagte. Eine Mißhandlung, die sein Bruder ihm zu Theil werden ließ, bestimmte ihn, sein Haus zu verlassen. Nicht dies allein. Da er fürchtete, der Vater werde von ihm verlangen, wieder zu dem Bruder zurückzukehren, verkaufte er einen Theil seiner Habseligkeiten und verließ heimlich seine Vaterstadt auf einem Schiffe, das nach dem dreihundert Seemeilen entfernten New-York segelte. Dort war zu jener Zeit nur eine Druckerei, in der Franklin Beschäftigung nicht fand, wo ihm jedoch eine Empfehlung nach Philadelphia gegeben ward. Nach stürmischer Seefahrt und mit erschöpften Mitteln erreicht er diese Stadt und findet dort lohnende Beschäftigung. Zwei Jahre später macht er, nachdem er die Vergebung des Vaters empfangen hat, einen Besuch in Boston. Wie der damals achtzehnjährige Franklin in der Druckerei des Bruders auftrat, erzählt er selbst: „Ich war besser gekleidet, als jemals, während ich in dem Dienst des Bruders gewesen war; meine Kleider waren durchweg neu und anständig, ich trug eine Uhr in der Tasche, und meine Börse enthielt fast fünf Sterling in klingender Münze. Mein Bruder empfing mich nicht besonders artig und setzte, nachdem er mich von Kopf bis zu Fuß angesehen, seine Arbeit ruhig fort. Die Arbeiter fragten mich, wo ich gewesen, erkundigten sich neugierig nach dem Lande und wie es mir gefiele. Ich pries Philadelphia über die Maßen, schilderte das glückliche Leben, welches man dort führe und sprach die Absicht

aus, wieder zurückzukehren. Einer fragte mich, was für Geld man dort hätte. Ich brachte eine Hand voll Silber aus meiner Tasche zum Vorschein. Das war für sie eine ungewohnte Seltenheit, da in Boston meist Papiergeld in Umlauf war. Ich verfehlte hierauf auch nicht, ihnen auch meine Uhr zu zeigen, und da mein Bruder übelgelaunt und mürrisch blieb, so gab ich ihnen endlich einen Schilling zum Vertrinken und nahm Abschied." Franklin kehrte nach Philadelphia zurück, begab sich bald darauf nach London und fand in der Buchdruckerei von Wats Arbeit. Die Setzer waren starke Biertrinker, und da sie bemerkten, daß Franklin gar kein Bier trinke, verhöhnten sie ihn, nannten ihn den amerikanischen Wassermann, geriethen aber in Erstaunen, als sie ihn, den sie für kraftlos gehalten, leichten Schrittes mit zwei Formen die Treppe hinaufsteigen sahen, während ein jeder von ihnen nur eine Form zu tragen im Stande war. „Ich suchte sie," erzählt Franklin, „zu überzeugen, daß die physische Kraft, die das Bier gewährte, nur von den festen Theilen der Gerste herrühren könnte, die in dem Wasser aufgelöst wären, woraus das Bier bestände, in einem Brote für einen Penny befände sich eine weit größere Portion Mehl, und wer sonach dieses kleine Brot äße und einen Becher Wasser dazu tränke, würde davon mehr Kraft als von einer Kanne Bier erhalten. Diese Schlußfolgerung hinderte sie indeß nicht, ihre gewohnte Quantität zu trinken, so daß ein jeder des Sonnabends vier oder fünf Schilling (1⅓—1⅔ Thaler) für Porter zu bezahlen hatte. Auf diese Weise bleiben jene armen Teufel zeitlebens in dem Zustande freiwilliger Dürftigkeit und Armuth." Das war es, wozu ein Franklin sich nicht selbst verdammen wollte, und vor dem zu hindern er sich Fleiß, Sparsamkeit und Nüchternheit als treue Gefährten erwählt hatte, denen zu vertrauen er späterhin in vielfachster Weise seinen Mitmenschen an's Herz gelegt hat. „In den jungen Jahren will man doch auch sein Vergnügen haben!" sagt die Masse und läuft Dingen nach, die nur scheinbar Freuden gewähren. Franklin ging auch mit glühendem Herzen seinen Freuden nach. Er beschäftigte sich des Abends mit trefflicher Lectüre. Dies that seiner Kasse keinen oder doch verhältnißmäßig nur geringen Abbruch, erhielt ihn gesund und bei reinem Gewissen und bereicherte seinen Geist. Es stehen der Menschheit so viele Tempel wahrer Freuden offen, und wie Viele gehen blöde vorüber und erkaufen sich in Höhlen elende Genüsse. Franklin gehört zu den Wohlthätern der Menschheit, die der Menge thatsächlich gezeigt haben, auf welche Art man leben müsse, um innerlich wie äußerlich „emporzukommen," und

wenn es auch gut und heilsam ist, die gesellschaftlichen Zustände zu verbessern, um den Einzelnen das Aufkommen zu erleichtern, immer wird das Meiste von seinem Verhalten den guten und bösen Trieben gegenüber, die in ihm selbst aufsteigen, abhangen. Kräftigung des sittlichen Willens in dem Einzelnen, Kräftigung des sittlichen Willens in den Massen, das ist der Kernpunkt der Bestrebungen Aller, denen es in Wahrheit ernst ist um der Brüder Wohl — alle übrigen Mittel sind dagegen wie Spreu zu betrachten.

Immer ernster werden, wie seine Briefe und Bemerkungen, die er niederschrieb, zeigen, des trefflichen Jünglings Bestrebungen. Den Jahren nach war Benjamin Franklin noch ein Jüngling, seinem Denken und Handeln nach war er ein Mann! Einen Blick in sein geistiges Wesen um jene Zeit eröffnet uns Miquel: „Die Gesundheit oder die Krankheit, das Glück oder das Unglück hängen für ihn von der fleißigen Sorgfalt, mit welcher er sie beobachtet oder von der gefahrvollen Beharrlichkeit ab, mit welcher er gegen sie verstößt. Von der Betrachtung der Weltordnung stieg er zu seinem Schöpfer hinauf, er bekannte Gott und stellte ihn in seinem Verstande und seinem Gewissen unerschütterlich fest. Von der verschiedenen Natur des Geistes und der Materie schloß er mit dem richtigen Sinn aller Völker und den Glaubenssätzen aller Religionen, der rohesten wie der gereinigtsten, auf die Unsterblichkeit der Seele. Von der Nothwendigkeit der Ordnung im Weltall, von dem Gerechtigkeitsgefühl im Menschen leitete er die Belohnung des Guten und die Bestrafung des Bösen, in diesem oder in einem andern Leben, ab. Das Dasein Gottes, die Unsterblichkeit der Seele, die Belohnung oder Bestrafung der Handlungen, je nachdem sie mit der moralischen Regel übereinstimmten, oder mit ihr im Widerspruche standen, erhielten in seinen Augen die Autorität wahrhafter Glaubenssätze.“ So vergaß er über das Aeußere das Innere nicht, wie die zunehmende innere Klarheit und Kraft äußerlich gleichsam eine Verkörperung gewinnt. Er setzt sich ein Verzeichniß der Eigenschaften auf, die an sich zur Wahrheit zu machen sein rastloses Bestreben wird, und er fügt diesem Verzeichniß folgende Betrachtung bei: „Ich stelle die Mäßigkeit obenan, weil sie den Kopf kalt und die Gedanken frei zu erhalten sucht, was nothwendig ist, wenn man immer wachsam, immer auf der Hut sein will, um den Reiz der alten Gewohnheit und die Macht der Versuchungen, die sich ohne Unterlaß folgen, zu bekämpfen. Ist man einmal in dieser Tugend stark, so wird das Schweigen leichter, und da es mein Wunsch war, Kenntnisse zu erwerben, um mich in der Praxis der

Tugenden zu befestigen, da ich ferner sah, daß man sich bei der Unterhaltung besser mittelst des Ohrs als mittelst der Zunge unterrichtet, da ich endlich die Gewohnheit abzustreifen wünschte, die ich angenommen hatte, über Nichts zu sprechen, bei jeder Gelegenheit mit Wortspielen und Scherzen um mich zu werfen, was meine Gesellschaft nur oberflächlichen Leuten angenehm machte, — so räumte ich dem Stillschweigen den zweiten Rang ein. Ich hoffte, daß es mit der Ordnung, die ihm folgt, mir mehr Zeit verleihen würde, meinen Plan und meine Studien zu verfolgen. Die Entschließung, die in mir zur Gewohnheit geworden war, theilte mir die nothwendige Ausdauer mit, um die anderen Tugenden zu erreichen; die Genügsamkeit und der Fleiß, die mir die Schuld erleichterten, welche noch auf mir lastete,*) und mir Wohlstand und Unabhängigkeit erzeugten, machten mir die Ausübung der Aufrichtigkeit, Gerechtigkeit, Gelassenheit, Reinlichkeit, Ruhe, Keuschheit und Demuth leicht." War das nicht ein „Trachten" nach dem „Reiche Gottes", d. i. nach einem geläuterten Geistesleben? — Unnachsichtlich ging Franklin mit sich an jedem Abende in's Gericht, und er verzeichnete es, wo und wie er gefehlt. Sein Ausgabebuch war stets in bester Ordnung, nicht minder aber sein Buch über sein Inneres. Er war erglüht dafür, daß es in der Welt besser werden sollte, aber er hieb nicht wie ein Toller nach allen vier Himmelsgegenden auf alles dasjenige ein, was ihm mangelhaft erschien, er begann das Werk der Verbesserung an nächster Stelle, an sich selbst, und ohne daß er danach strebte, führte ihn dies dahin, daß er für viele Tausende seiner Zeit und für viele Tausende späterer Zeiten ein Reformator auf dem Gebiet des sittlichen Lebens ward. — Franklin war wieder zurückgekehrt nach Philadelphia, wozu er von einem reichen Kaufmann, Deham mit Namen, der ein großes Vertrauen zu ihm gefaßt hatte, bestimmt worden war. Dieser Kaufmann beabsichtigte ihm die Geschäftsführung unter sehr annehmbaren Bedingungen anzuvertrauen. Alle Einleitungen zur Eröffnung des Geschäfts waren getroffen, da starb plötzlich Deham, und Franklin stand nun auf dem Standpunkt, den er — zwei Jahr früher — in Philadelphia eingenommen hatte — er mußte sich nach der Stelle eines Setzers umsehen. Das that er und trat wieder in die Druckerei, in der er früher gearbeitet hatte. Dem Besitzer, Keimer, war es, wie sich

*) Franklin war durch einen falschen Menschen um eine Summe Geldes betrogen worden.

herausstellte, darum zu thun, das Geschäft, von dem weder er selbst noch seine Leute etwas Ordentliches verstanden, in Schwung zu bringen, darnach aber den, der dies Werk ausführen sollte, laufen zu lassen. Trotzdem Franklin davon Kenntniß erhielt, arbeitete er mit größter Hingabe. Er war sich deß bewußt, daß gewissenhafte Thätigkeit mindestens den Lohn in sich findet. Da kam die Anfrage an Keimer, ob er im Stande sei, für New-Yersey eine Partie Papiergeld zu drucken. Franklin verstand sich auf die Sache, und Keimer sagte zu. Franklin verfertigte eine Kupferdruckpresse, die erste, die in Amerika gesehen ward. Keimer verhehlte es sorgfältig, daß Franklin die Sache betrieb. Aber es ging dem Unredlichen schließlich die Ehre doch verloren. Denn die letzten Zeichen auf der von Franklin sauber hergestellten Kupferplatte sollten erst auf dem Sitze der Landesregierung angebracht und auch da erst — unter den Augen obrigkeitlicher Personen — sollte der Druck stattfinden. Da sah sich denn Keimer genöthigt, Franklin mit nach Burlington zu nehmen, woselbst Letzterer nun den Regierungspersonen als der Anfertiger des wohlgelungenen Werkes bekannt wurde. Bald darnach machte ihm ein junger Mann, der die Mittel besaß, das nöthige Druckmaterial zu kaufen, das Anerbieten, mit ihm gemeinschaftlich eine Druckerei zu eröffnen. Es ward das Nöthige festgesetzt, und die Eröffnung des Geschäfts erfolgte. Das Aufkommen einer dritten Druckerei in Philadelphia hielt außerordentlich schwer. Nur in einigen Abendstunden eines Wochentages gönnte sich Franklin die Erholung, seine Studien fortzusetzen, sonst war er vom frühen Morgen bis in später Nacht in seinem Geschäft thätig. Keine Arbeit war ihm zu gering. Ihm galt das Arbeitskleid als ein Ehrenkleid, und er scheuete sich nicht, aus dem Magazin das Papier nach der Druckerei zu karren. Uebel ward seine Lage, als sein Compagnon ihm erklärte, sein Vater sei nicht im Stande, die ihm zugesagte zweite Zahlung zu leisten. Sei Franklin geneigt, fügte er darauf hinzu, seinem Vater die ausgelegten hundert Pfund zurückzuzahlen und ihm noch dreißig Pfund und einen neuen Sattel zu geben, so wolle er, zumal er sich darüber klar geworden sei, daß es ihm an der nöthigen Geschicklichkeit für ein solches Geschäft fehle, zurücktreten. Die Hilfe stand schon bereit für Franklin; die guten Geister Fleiß, Gewissenhaftigkeit, Redlichkeit hatten ihm Freunde erweckt, die ihm mit Freuden jene Summen liehen. Nun begann sein Geschäft zu gedeihen, ein Laden mit Schreibmaterial wird nebenher eröffnet, alle erforderlichen Formulare zu Verträgen, von dem federgewandten Franklin in bester Form entworfen und gedruckt, sind für

den Verkauf vorhanden, es währt nicht lange, so ist eine Zeitung da, deren Verleger und Redacteur er in eigener Person ist, und die sich sofort dadurch auszeichnet, daß sie in ansprechendster Weise wichtige Angelegenheiten des häuslichen und öffentlichen Lebens behandelt. Als das Geschäft ihn hinlänglich nährte, verheirathete er sich; er war zu dieser Zeit vierundzwanzig Jahr alt. Jetzt hatte er eine Abendstunde täglich zu seinen Studien angesetzt, im Uebrigen war er, wie er es bisher gewesen, der unermüdliche Geschäftsmann. „Arbeit ist des Bürgers Zierde, Segen ist der Mühe Preis." Schiller hatte dies Wort um jene Zeit noch nicht gedichtet — hatte doch ihn selbst die schaffende Natur noch nicht gedichtet; hier im Hause Franklin's kam derselbe Gedanke, der jenem Worte zu Grunde liegt, zur Erscheinung. Welch ein erquickliches Schauspiel, die Entfaltung eines Geschäfts- und Hauswesens, dem eine Anschauungsweise innerster Impuls war, wie wir sie in Franklin kennen gelernt haben! Unwillkürlich drängt sich dem Betrachtenden das Bild des sich aus der unscheinbaren Puppe lösenden, langsam die farbigen Flügel aufrollenden Schmetterlings vor die Seele. Form, Farbe, Flugkraft — insgesammt Ergebniß verborgenen Lebens, entsprechend der vorbereitenden inneren Thätigkeit! — Mit der Herausgabe der Zeitung hatte Franklin's gemeinnütziges Wirken nach außen begonnen. Jetzt beschäftigte ihn vornehmlich eine andere Angelegenheit. Was hatte ihm neben der Einwirkung der Eltern zumeist Anregung zum Vorwärtsstreben gegeben? Gute Schriften! Ein Segen für ihn, daß seine Eltern sich wenigstens eine kleine Hausbibliothek gehalten hatten! Darauf war es seine besondere Lebensbeschäftigung gewesen, die ihn mit den guten Schriften zusammengeführt hatte. Er gedachte mit Wonne der Stunden, in denen ihm in jungen Tagen vor Büchern eine Welt beseligenden Genusses aufgegangen war. Die Bücher hatten ihn getröstet und gesegnet, sie hatten ihn bereichert mit Gedanken, hatten ihm Ersatz geboten gegenüber den Härten seines unliebsamen Lehrherrn. Und das Gedankenleben der Bücher hatte fort und fort Neues in ihm erzeugt und war somit vornehmlich Schöpferin seiner gegenwärtigen Lage geworden. Er gedachte mit Schrecken, was wohl möglicher Weise aus ihm hätte werden können, wäre es ihm gänzlich versagt gewesen, durch Schriften in die Hallen der Geisterwelt zu treten, die begabte Heimgegangene für die ihnen folgenden Geschlechter der Menschen erbaut haben. Was hatten viele seiner Altersgenossen gethan, während er, sich an kargem Mahle genügen lassend, vor seinen Büchern glücklich gewesen war und darnach,

Lichtgedanken in sich bewegend, friedevoll zur Ruhe gegangen war! Freude suchend waren viele in wüste Gesellschaften gerathen, hatten ihren Verdienst vergeudet, sich an Spiel und Trunk gewöhnt und sich Kopf und Herz verdüstern und besudeln lassen von verderbten Lehren und schmutzigen Gesinnungen. Er gedachte dieses und jenes Jugendgenossen, der auf diese Art in's Elend gerathen und der Masse zugefallen war, die wiederum andere junge Leute in's Verderben herabzieht. „Es ging ein seltsam Weh durch seine Seele; er ward geheiligt durch diesen wundersamen Schmerz." Es sei, sagte er sich, heilige Pflicht derer, die durch günstige Geschicke bewahrt werden vor solchem Unheil, auf Mittel zu sinnen, bessere Zustände für die jungen Geschlechter herbeizuführen. Dies brachte ihn zunächst auf den Plan zur Errichtung einer öffentlichen Bibliothek. Wer das Rechte will, wer den rechten Weg, es zu verwirklichen und dazu dann auch noch die rechten Freunde findet, der schafft etwas. So ging es ihm mit seinem Plan. Wohldenkende und wohlhabende Freunde, denen er seine Sache eindringlich und überzeugend vortrug, reichten ihm die Hand, und in kurzer Zeit war eine kleine öffentliche Bibliothek in Philadelphia vorhanden, aus der unbemittelte junge Leute Bücher leihweise erhielten. Zehn Jahre später erhielt die „Bibliothekgesellschaft in Philadelphia" Corporationsrechte; während der Lebenszeit Franklin's (dies sei hier gleich hinzugefügt) stieg die Zahl der Bände der von jener Gesellschaft gestifteten Bibliothek auf 8000; heut ist sie — ein lichtstrahlendes Denkmal für den Stifter! — auf mehr als ein und ein halbes Hunderttausend Bände gestiegen! — Wie überall, brachte auch in den Kolonieen jedes Jahr einen neuen Kalender auf den Markt. Ein Kalender wird in jeder Haushaltung sorgsam aufbewahrt, wird oft zur Hand genommen, sagt sich Franklin: geben wir ihm guten Rath für Haus und Leben mit, der dann wieder und wieder bei den Leuten anklopft und mahnt! — Er geht an's Werk, und in dem Jahre 1732 erscheint in seinem Verlage, verfaßt von ihm, ein Volkskalender in einer bisher in allen Ländern unbekannten Form. Er hat als Beigabe Erzählungen, Rathschläge und Winke für Haus und Leben. Damit war ein neuer Literaturzweig von weitgehendster Bedeutung in's Leben getreten: die Volksliteratur, der später als Nebenzweig die Jugendliteratur entsproß. Wer könnte die Volkskalender zählen, die seitdem in der ganzen civilisirten Welt erschienen sind, und gar die Einzel-Exemplare! Wer vermöchte es, die heilsame Wirkung auf dem Gebiete der Volkserziehung zu berechnen, den der bezeichnete neue Literaturzweig hervorgerufen hat,

in so weit er in der Bahn blieb, die Franklin eröffnet hatte! Erstaunenswerthe Wirkung eines edlen Menschengedankens, der durch die Hand des Mannes, in dem er leuchtend auferstanden war, sichtbare Gestalt gewonnen hatte! Wie viel Heilsames ruhet wohl noch in der Gesammtheit der Menschenseele! Begeisterung ist der Engel, der Heilsames für die Mitbrüder erweckt. Ueber die Art seiner schriftstellerischen Thätigkeit für den Kalender hat Franklin sich selbst ausgesprochen. Er habe, sagt er, Aehrenlesen gehalten auf den Gebieten des gesunden Verstandes aller Nationen und dem Volke das Beste von den gefundenen Schätzen geboten. Doch trat dies Alles in neuen Formen auf, und außerdem gab er werthvolle Schätze aus seinem Erkennen, und seine Gaben entbehrten nie des Hauches der Weihe, dieses untrüglichen Himmelszeichens geläuterten Willens. Wahrlich, ihm war sein Schreibtisch ein Altar, seine Schriftstellerei war ihm Gottesdienst. Groß erwies er sich darin, Sprüchwörter mit tiefem Gedankengolde den Lesern in einer Weise vorzuführen, daß sie zum Bewußtsein des Inhalts derselben kamen. Was hilft es, Schätze haben, wenn man es unterläßt, sie zu eigenem und Anderer Segen zu verwenden? Und indem Franklin auf diese Art manches werthvolle Alte vom Roste befreite, so daß es wieder hell strahlte und Allen lieb und werth ward, entstanden in seinem Geist selbst Gedanken von seltener Klarheit und zugleich Schlichtheit der Form, die später in den Schatz der Sprüchwörter seines und anderer Völker übergingen.

Ein Beispiel aus einem der Jahrgänge seines Kalenders möge zeigen, in welcher Weise der Treffliche wirkte. Franklin läßt einen „schlicht, aber sauber gekleideten alten Mann mit weißen Locken" — er nennt ihn, „Vater Abraham" — zu Leuten, die sich über die „schweren Zeiten, die schweren Steuern" beklagen, also sprechen: „Freunde und Nachbarn! Die Ausgaben sind in der That sehr schwer; wären die uns von der Regierung auferlegten die einzigen, so könnten wir sie noch leicht genug abtragen; aber wir haben noch viele andere, die manchen unter uns weit schwerer fallen. Wir sind zwei Mal so hoch durch unsere Trägheit besteuert, drei Mal so hoch durch unsern Stolz und vier Mal so hoch durch unsere Thorheit; und diese Steuern kann uns kein Abgeordneter durch Herabsetzung erleichtern oder abnehmen. Indeß laßt uns gutem Rath lauschen, und es wird sich etwas für uns thun lassen; Gott hilft denen, die sich selbst helfen, wie der arme Richard in einem Volkskalender sagt. (Diesen „armen Richard" hat er als redende Person in seinem Volkskalender oft aufgeführt.) Man würde die Regierung

für hart halten, die ihr Volk den zehnten Theil seiner Zeit in ihrem Dienst ohne Lohn beschäftigen wollte; aber Müßiggang nimmt bei Vielen unter uns weit mehr von ihrer Zeit in Anspruch, wenn wir Alles in Anschlag bringen, was an Zeit mit völlig müßigem Lungern oder Nichtsthun, sowie mit unnützen Beschäftigungen oder zu nichts führenden Unterhaltungen verschwendet wird. Faulheit hat Krankheiten zur Folge und kürzt daher unser Leben. Faulheit gleicht dem Roste und verzehrt schneller, als Arbeit abnutzt, während der oft gebrauchte Schlüssel immer blank ist, wie, der arme Richard sagt. Liebst du aber das Leben, dann verschleudre die Zeit nicht, denn sie ist der Stoff, aus welchem das Leben gemacht ist. Wie viel mehr der Zeit, als nöthig ist bringen wir zum Schlafen zu, dabei vergessend, daß der schlafende Fuchs kein Huhn fängt, und daß man im Grabe Schlaf genug haben wird, wie der arme Richard sagt. Wenn die Zeit das Kostbarste unter allen Dingen ist, muß dann Zeitverschleuderung nicht die größte Verschwendung sein? Denn verlorene Zeit wird nie wieder gefunden, wie Richard uns sagt, und was wir Zeit genug nennen, erweist sich immer als wenig genug. Laßt uns denn wach sein und schaffen und zwar Ersprießliches schaffen; dann werden wir durch Fleiß mehr thun mit geringerer Schwierigkeit. Faulheit erschwert Alles: aber Fleiß macht Alles leicht, und: Wer spät aufsteht, muß den ganzen Tag laufen und wird kaum am Abend zum Ziele kommen. Trägheit reist so langsam, daß sie bald von der Armuth eingeholt wird, wie der arme Richard sagt, welcher hinzufügt: „Treib' dein Geschäft und laß dich nicht von ihm treiben! — Früh zu Bett und früh wieder auf, macht den Menschen gesund, weise und reich vollauf! — Wozu dient nun das Wünschen und Hoffen besserer Zeiten? Wir können diese Zeiten besser machen, wenn wir's uns angelegen sein lassen. Fleiß braucht nicht zu wünschen, und wer von der Hoffnung lebt, wird Hungers sterben. — Kein Gewinn ohne Mühe; hilf du mir, Hand, denn ich habe kein Land; oder hab' ich welches, ist's beschwerlich besteuert. — Das Handwerk hat einen goldenen Boden, und wer ein Gewerbe hat, der hat ein einträgliches und ehrenvolles Amt. Aber dann muß das Handwerk auch getrieben und das Gewerbe nicht vernachlässigt werden. Dem fleißigen Manne sieht wohl der Hunger in's Haus, darf aber nicht eintreten, denn: Fleiß bezahlt Schulden,

aber Muthlosigkeit vermehrt sie. Wenn du keinen Schatz gefunden hast, und kein reicher Vetter dir ein Vermögen hinterlassen hat, so wisse: Fleiß ist der Vater des Glücks. Gott giebt dem Fleißigen Alles; darum mußt du dich hinterm Pflug hasten, während die Faulen im Bett noch rasten, und es füllt sich dir Scheuer und Kasten. Arbeite so lange der heutige Tag währt, denn du weißt nicht, was dich morgen daran hindern kann. Ein Heute ist so viel werth, wie zwei Morgen. Hast du morgen etwas zu thun, so thue es heut. — Würdest du, wenn du ein Diener wärest, dich nicht schämen, wenn ein guter Herr dich als Müßiggänger ertappen würde? Bist du nun dein eigener Herr, so schäme dich, dich selber beim Müßiggange zu ertappen! Da es so sehr viel zu thun giebt für dich selbst, für deine Familie, für dein Land und deine Regierung, so sei munter mit Tagesanbruch. Laß die Sonne nicht herabsehen und sagen: Da liegt er so unrühmlich! Führe dein Werkzeug ohne Handschuh; bedenke: Die Katz' in Handschuh'n fängt keine Mäuse. Es giebt freilich sehr viel zu thun, und vielleicht hast du keine kräftigen Hände; aber halte dich wacker an's Werk, und du wirst viel entstehen sehen; denn: Steter Tropfen höhlt den Stein, und mit Fleiß und Geduld nagte die Maus das Tau durch, und unter schwachen Streichen fallen große Eichen, wie der arme Richard im Volkskalender sagt. — Mich dünkt, ich höre einige von euch sagen: Soll sich denn der Mensch keine Ruhe gönnen? Ich will dir sagen, Freund, was der arme Richard darauf sagt: Wende deine Zeit wohl an, wenn du Muße gewinnen willst, und da du keiner Minute gewiß bist, so wirf keine Stunde weg. Muße ist die Zeit, wo man etwas Nützliches thun kann; diese Muße wird der Fleißige erlangen, aber der Träge nimmer, so daß ein Leben voll Muße und ein Leben voll Trägheit zweierlei Dinge sind. Meinest du, Faulheit werde dir ein behaglicheres Leben gewähren als Arbeit? Nein; denn: Sorgen entspringen aus Müßiggang und schwere Mühen aus unnöthiger Ruhe. — Fliehe Vergnügungen, und sie werden dir von selbst nachlaufen; nun ich ein Schaf und eine Kuh habe, bietet mir Jedermann einen guten Morgen. — Halte deinen Laden wohl, so wird dein Laden dich erhalten. — Willst du dein Geschäft besorgt haben, geh danach; willst du's nicht, schicke danach. Und ferner: Das Auge eines Herrn richtet mehr aus, als seine beiden Hände. — Mangel an Sorgfalt schadet uns

mehr, als Mangel an Kenntnissen. Zu großes Verlassen auf Anderer Sorgfalt ist Vieler Verderben; denn: In den Geschäften der Welt erhält man sich nicht durch Vertrauen, sondern durch den Mangel desselben; aber wer für sich selbst sorgt, hat Vortheil davon; denn: Gelehrsamkeit ist dem fleißig Studirenden und Reichthum dem Sorgsamen eben so gewiß, wie Macht dem Kühnen und der Himmel dem Tugendhaften. Und ferner: Willst du einen treuen und dir angenehmen Diener haben, so bediene dich selber. — Beachte Sorgfalt in den kleinsten Dingen. Weil ein Nagel fehlte, ging ein Hufeisen verloren; weil das Hufeisen fehlte, ging das Pferd verloren; weil das Pferd fehlte, ging der Reiter verloren — denn er wurde vom Feinde eingeholt und erschlagen: Alles, weil er es an der geringfügigen Sorge für einen Hufnagel hatte fehlen lassen. — So viel in Betreff des Fleißes und der Sorgsamkeit für eines jeden eigenes Geschäft gesagt, meine Freunde; aber wir müssen auch noch Mäßigkeit dazu gesellen, wenn wir unserem Fleiß einen desto gewisseren Erfolg sichern wollen. Wer nicht eben so gut zu sparen als zu erwerben versteht, kann sich sein Lebelang placken und doch am Ende keinen Penny hinterlassen. Eine fette Küche macht ein mageres Testament. — Willst du reich werden, so sei auf Sparen so gut, wie auf Verdienen bedacht; Indien hat die Spanier nicht reich gemacht, weil ihre Ausgaben größer, als ihre Einnahmen waren. — Hinweg denn mit euren kostspieligen Thorheiten, und ihr werdet nicht mehr so viel Ursache haben, über schwere Zeiten, schwere Abgaben zu klagen! Der arme Richard sagt: Womit man ein Laster unterhält, könnte man zwei Kinder erziehen. Ihr meinet vielleicht, daß ein wenig Thee, ein wenig Punsch dann und wann, etwas auserlesene Mahlzeiten, etwas schönere Kleider und eine kleine Festlichkeit dann und wann nicht viel auf sich haben können; aber erinnert euch: Viele Körnchen machen einen Haufen. Desgleichen: Hüte dich vor kleinen Ausgaben; ein kleiner Leck kann ein großes Schiff versenken. — Junge Schlemmer, alte Bettler. — Thoren bezahlen den Schmaus, die Klugen aber essen ihn auf. — Kinder und Narren glauben, zwanzig Schillinge und zwanzig Jahre können kein Ende nehmen; aber wer immer aus dem Mehlfaß nimmt und nimmer hineinschüttet, kommt bald auf den Boden.“ — Dieses eine Beispiel wird genügen, die volksschriftstellerische Thätigkeit des trefflichen Mannes zu characterisiren. In dieser Weise belehrt

er und mahnt er. Ein ächter Volkspädagoge, unterhält er seine Leser nicht von allen möglichen Uebeln, die ihnen fern liegen, nein, er regt sie an, die Uebel, die in ihnen selbst vorhanden sind, kennen zu lernen nach ihrem Wesen und nach ihren verderblichen Wirkungen und sucht in ihnen die Kraft des Willens zu erwecken, dieser Uebel Herr zu werden, gemäß dem auch von ihm aufgeführten Sprüchwort: Wer einen Menschen zum Guten bewegt, der hat ein großes Kapital angelegt. Selbstbefreiung! Erlösung von den Uebeln, die den Einzelnen an Körper und Geist, die ihn an seiner Gesundheit, seinem Gewissen schädigen, die seiner Familie, seinem Hauswesen zum Verderben gereichen: darauf ist sein Sinnen und Trachten unablässig gerichtet. Nicht daß es ihm an dem Scharfblick gefehlt hätte, Mängel des Staatswesens zu entdecken, oder an dem erforderlichen Freimuth, sie als solche zu bezeichnen und männlich gegen sie anzukämpfen! Wir werden ihm als furchtlosen Kämpfer auf dem Gebiet der Politik begegnen. Aber sein erstes und vornehmstes Wünschen und Wirken ging eben dahin, das Fundament der Volkswohlfahrt legen zu helfen, und dies beruht auf der Veredlung der Einzelnen. Ist dieses Fundament gesund, so können selbst schlechte staatliche Einrichtungen der Volkswohlfahrt unverhältnißmäßig geringen Abbruch thun, während im umgekehrten Falle selbst ein Muster von Verfassungsgesetz ein Volk ungesegnet läßt. — Seiner Muttersprache — der englischen — war Franklin in hohem Grade Herr geworden; nun aber begann es ihn zu plagen, daß Gedankenschätze fremdländischer Literatur ihm verschlossen sein sollten. Dies reizt den Siebenundzwanzigjährigen, das Studium fremder Sprachen zu beginnen. Als er des Französischen so weit Herr ist, daß er jedes Buch ohne Mühe zu lesen vermag, geht er an die Erlernung der italienischen, später an die der spanischen Sprache.

Daß eines solchen Mannes Wirken bald die Aufmerksamkeit der öffentlichen Behörden des Staates auf sich ziehen mußte, ist leicht erklärlich. Im Jahre 1736 erwählten die Generalstaaten (das Abgeordnetenhaus) von Pensylvanien ihn zu ihrem Secretär. Kaum vermochte dies seinen Ruf in den Augen seiner Mitbürger Philadelphias zu erhöhen, denn Schlag auf Schlag wirkte er ja zum Vortheil des Gemeinwesens. Er betreibt die Bildung einer Feuerwehr, er begründet eine Feuerversicherungs-Gesellschaft. (Es besteht dieselbe heut noch.) Da die Kolonie vielfach von Einfällen der Indianer zu leiden gehabt hatte, setzt er es durch, daß eine Miliz zum Schutz des Landes eingeführt wird. Bei Begründung der Bibliothek

hatte er an Erwachsene gedacht. Aber Bücher geben nur den rechten Segen denen, die in der Jugend durch Unterricht entsprechende Anregung empfangen haben. Dies führt ihn auf den Plan, eine Akademie zur Erziehung der pensylvanischen Jugend in's Leben zu rufen. Sein Plan hat Hand und Fuß, seine Einladungsschrift gewinnt die Herzen Wohlhabender: in wenigen Tagen nach Ausgabe jener Schrift sind für Begründung der Anstalt 5000 Pfund gezeichnet. Die Akademie tritt in's Leben, Franklin wird in den Vorstand und von den Vorstandsmitgliedern zum Vorsitzenden gewählt. Der Jugend muß Gelegenheit gegeben werden, Kenntnisse zu sammeln, Fertigkeiten sich anzueignen; den Heranwachsenden liegt es ob, durch kraftvolle Benutzung und durch sorgsame Erweiterung des Gelernten sich zu erhalten, für die Kranken und Schwachen an Geist und Leib und für Greise und Greisinnen aber muß die Gesellschaft eintreten, muß sie verhüten, daß ihr Wehruf sie nicht anklagt vor Gott. Der von Franklin gemachten Darlegung der Sache folgt der Beschluß der städtischen Behörden, ein Hospital zu gründen. Auf Franklin's Betrieb werden die Straßen gepflastert und wird Erleuchtung derselben für die Nachtzeit durch Laternen eingeführt. — Allem, was der Beachtung werth ist, widmet er seine Aufmerksamkeit. An den Wundern der Natur, die uns umgeben, geht der rohe Mensch unfühlend vorüber, während sie als solche dem Sinnigen erscheinen und seine Betrachtung herausfordern. Franklin studirt naturwissenschaftliche Werke, um, so viel als er vermag, erkennen zu lernen, „was die Welt im Innersten zusammenhält." Auch auf diesem Gebiet findet er Freuden, wie sie materielle Genüsse irgend welcher Art nicht zu bieten vermögen. Glückselige Zeit, in der einer erleuchteten Erziehungskunst es gegeben sein wird, die Jugend in die Hallen des Tempels der Naturwissenschaft einzuführen, wo sie das geläuterte Wissen, geordnet von der Hand der Kunst finden und mit nie wieder verlöschendem Interesse für sie erfüllt werden wird! Jetzt kehrt die Masse, von der Mühseligkeit der Arbeit in den Vorhöfen geschreckt, aus freiem Antriebe auch nicht einmal in diese Vorhöfe zurück und bleibt den Tempelhallen für immer fern, die ihr so reiche Freuden und so fruchtbare Lehren bieten würde. Franklin gehörte zu den Erkennenden, die der eigene Genius hineinführt in diese Hallen. Unter den Betrachtungen der Naturerscheinungen nahm besonders das Gewitter seine Aufmerksamkeit in Anspruch, und nicht nur, daß ihm dasjenige, was die Wissenschaft zur Erklärung dieser Erscheinung bot, schnell geläufig ward, er machte über das Wesen der Electricität neue Ent-

deckungen, auf Grund deren er ein Instrument erdachte, welches ihm als geeignet erschien, die Electricität gefahrlos hinabzulenken in den Erdboden. Da gab es denn ein ungläubiges Schütteln des Kopfes in der gelehrten Welt Londons, als man von der Herausgabe der Schrift vernahm, in der das Bezeichnete von Franklin dargelegt worden war. Dem Kopfschütteln und Achselzucken folgte jedoch bald die Thatsache, daß Franklin's Schrift in Uebersetzungen in Frankreich, Italien und Deutschland erschien, und der gelehrte Naturforscher Buffon sich für ihn erklärte. Die königliche Gesellschaft der Wissenschaften in London, in der am abfälligsten gegen Franklin gesprochen worden war, beeilte sich nun, ihren Fehler gut zu machen, ernannte Franklin zu ihrem Ehrenmitgliede und übersandte ihm mit dem Diplom eine goldene Preismedaille. Das Ergebniß der Franklin'schen Untersuchungen war die Erfindung des Blitzableiters (1759). Nun war Franklin's Ruhm über sein Heimathland hinaus gegründet. Er, den inzwischen seine Mitbürger zu ihrem Abgeordneten erwählt hatten, wurde von der englischen Regierung mit dem Amt des General-Postmeisters aller britisch-amerikanischen Kolonieen betraut, mehrere Universitäten ernannten ihn zum Doctor, im Jahre 1754 übernahm er die Stelle des Gesandten seiner Provinz in London. Er war um diese Zeit achtundvierzig, Washington zweiundzwanzig Jahr alt — beide Männer sollten bald gemeinsam für das Wohl ihres Vaterlandes thätig sein.

Der nordamerikanische Freiheitskampf.

Eine vom Mutterlande England ausgehende Forderung der Ungerechtigkeit war es, durch die die englischen Kolonieen in die Opposition getrieben wurden. Oben (S. 4) ist darauf verwiesen worden, daß sich England durch seinen letzten Krieg eine schwere Schuldenlast aufgebürdet hatte. König Georg III. forderte seinen Minister Grenville auf, die Kolonieen heranzuziehen, um die Schulden tilgen zu helfen. Grenville, gewissenlos wie der König, erklärte sich bereit dazu. So ganz ohne Schwierigkeit, das sah er wohl, werde sich ein solches Unternehmen nicht durchsetzen lassen. Es mußte zu den Mitteln der Täuschung gegriffen werden, um zunächst das engliche Parlament für die Sache zu gewinnen. Grenville wies im Parlament darauf hin, daß der letzte Seekrieg doch auch zum Vortheil der Kolonieen geführt worden sei, daher man denn wohl billig verlangen dürfe, daß von

den Kolonieen die Ausgaben gedeckt würden, die man für sie gemacht habe. Indem nun die Regierung beabsichtigte, den Kolonieen besondere Steuern aufzuerlegen, erklärte sie jedoch, daß die Erträge dieser Steuern nur zur Deckung des auf die Kolonieen kommenden Theils der Kriegsschuld verwandt werden sollten. Grenville rechnete darauf, es würde an und für sich schon dem Parlament behagen, daß die Regierung ein Mittel ersonnen habe, England von der Last, allein die Schulden zu bezahlen, zu befreien, und andrerseits werde man in den Kolonieen ein Einsehen haben und sich sagen, daß unter den angegebenen Umständen man allerdings verpflichtet sei, dem Mutterlande einen Theil der Last abzunehmen. Aber weder hüben noch drüben wollte den ehrlichen Leuten die Sache behagen, und zwar um deswillen nicht, weil es in der Absicht der Regierung lag, die Bahn des Gesetzes zu verlassen, und weil es sich mit den Ausgaben zu „Gunsten der Kolonieen" denn doch anders verhielt, als der erste Minister der Krone angab. Eines der Grundgesetze Englands lautete: Ohne Zustimmung der Abgeordneten des Volkes dürfen neue Steuern nicht eingeführt werden. Als nach Hinweis darauf Grenville im Parlamentshause bemerkte, daß man ja eben deshalb die Zustimmung des englischen Parlaments zu gewinnen wünsche, ward ihm entgegnet: hier im Parlament zu London seien nur die englischen Provinzen, nicht aber die Kolonieen durch Abgeordnete vertreten, demnach habe das Parlament mit dieser Angelegenheit gar nichts zu thun, es habe es vielmehr lediglich der Regierung zu überlassen, sich mit den Abgeordneten der Kolonieen über ihren Steuerplan zu verständigen. Das war sonnenklares Recht. Dennoch beharrte die Regierung auf ihrer Absicht und suchte sich mit sophistischen Auslegungen und Lügen durchzuhelfen. Der Schatzkanzler Townshend sagte, man möge — in England wie auch jenseits des Meeres — es nicht vergessen, daß die Kolonieen einzig und allein durch die Sorgfalt und Nachsicht des Mutterlandes England zur Blüthe gelangt seien. Da wurde ihm von einem Abgeordneten, zugerufen: „Nein, eure Tyrannei schuf die Kolonieen. Lieber mit den Schrecken der Wildniß wollten die Ansiedler kämpfen, als länger unter euch leben!" — Die Angelegenheit regte das Land auf, die londoner Zeitungen widerhallten von dem Streit. Schlechte Freunde der Regierung waren unverschämt genug, zu behaupten: durch die Weigerung, sich besteuern zu lassen, würden die Kolonieen sich der größten Undankbarkeit schuldig machen! Dies reizte auf, auszusprechen: handle es sich um Vortheil, die der eine Theil von dem andern habe, so sei der Vortheil auf Englands Seite!

England ziehe aus den Kolonieen einen außerordentlichen Gewinn dadurch, daß es sich des Handels derselben bemächtigt, daß es auf seinen Schiffen die Erzeugnisse der Kolonien aus-, die englischen Industrie-Erzeugnisse den Kolonieen zuführe, und daß es diesen Zustand bisher gewaltsam erhalten habe. Habe England nun wirklich auch im letzten Seekriege im Interesse des Schutzes der Kolonieen Ausgaben gehabt, so seien diese gar nicht im Vergleich zu dem Gewinn zu stellen, den es aus den Kolonieen schon bezogen, und den es weiterhin beziehen werde, und so sei es im höchsten Maße unbillig von England, die Kolonieen noch besonders besteuern zu wollen, absolut ungesetzlich aber, falls man mit Steuergesetzen, für die man die Zustimmung der Abgeordneten der Kolonieen nicht gewonnen habe, vorgehe.

So die Stimmen gerecht gesinnter Männer in England. Daß in den Kolonieen die Rechtsfrage nicht minder eifrig betont ward, läßt sich ermessen. Doch dachte um jene Zeit noch Niemand an Widerstand. Auch Franklin, der seit längerer Zeit ohne Unterbrechung das Amt des Gesandten der Kolonieen in London bekleidete, war von einer solchen Annahme gleich weit entfernt. Einzelne Engländer jedoch sahen den Eintritt verhängnißvoller Ereignisse voraus. „Trotz eurer so oft gerühmten Liebe zu England, ihr Amerikaner," sagte Lord Crambden eines Tages zu Franklin, „weiß ich, daß ihr die Bande, die euch mit uns verknüpfen, einst abschütteln und das Banner der Unabhängigkeit erheben werdet." Franklin konnte ehrlich versichern, daß Wünsche, die auf ein solches Ziel hinzielten, unter seinen Landsleuten nicht vorhanden seien. „Kein solcher Gedanke," fügte er hinzu, „wird je in die Köpfe der Amerikaner kommen, es sei denn, daß ihr uns schmählich behandelt!" — „Das ist wahr," sagte darauf Lord Crambden; „und das ist gerade eine der Ursachen, die ich vorhersehe, und die das Ereigniß herbeiführen werden." Später noch schrieb Washington an den Hauptmann Mackenzie: „Man macht Sie glauben, das Volk von Massachusets sei ein Volk von Rebellen, die sich für die Unabhängigkeit und für was noch sonst erhoben haben. Erlauben Sie mir, lieber Freund, Ihnen zu sagen, daß Sie im Irrthum, im groben Irrthum sind. Ich kann Ihnen als Thatsache bezeugen, die Unabhängigkeit ist weder der Wunsch, noch das Interesse der Kolonieen. Aber zugleich können Sie darauf rechnen, daß keine von ihnen je die Vernichtung jener Privilegien, jener kostbaren Rechte sich gefallen lassen wird, die für das Glück jedes freien Staates wesentlich sind, und ohne welche Freiheit, Eigenthum und Leben jeder

Sicherheit entbehren." Edelherzige Männer auf beiden Seiten, die Einen, die eine ungerechte Behandlung der Kolonieen verdammten, die Andern, die es wünschten, daß die Kolonieen mit dem Mutterlande vereint blieben! Tyrannischer Sinn und Selbstsucht gewannen jedoch mehr und mehr das Feld. Es wurden unter Zustimmung des englischen Parlaments eine Zahl von Einfuhrartikeln mit Steuern belegt. Erschüttert durch ein solches Vorgehen schrieb Franklin einem Freunde: „Die Sonne der Freiheit ist untergegangen, ihr müßt nun die Lichter des Fleißes und der Oekonomie anzünden." Er nahm also zu jener Zeit dasjenige, was England den Kolonieen aufzuerlegen an's Werk ging, als ein Verhängniß an, das in seinen Folgen ertragen werden müsse, und er suchte nach dem Wege, das Unheil erträglich zu machen. Und doch ward später behauptet, es seien von ihm, Washington und dessen Freunde die Nordamerikaner förmlich in den Widerstandskampf hineingehetzt worden! — Aus seiner Vaterstadt Boston mußte er zuerst von Acten vernehmen, in denen sich das Grollen des aufziehenden Ungewitters lautbar zu machen begann. Die Abgeordneten von Massachusets erließen von dort einen Protest gegen jene Besteuerungen; die Bevölkerung aber schloß sich dem Protest damit an, daß es die besteuerten Waaren nicht kaufte. Dem Staate Massachusets folgte Virginien, das Heimathland Washington's, mit gleicher Haltung des Abgeordnetenhauses und der Bevölkerung. — Ihr enthaltet euch des Waarenkaufes, sagte Georg III., gut, so will ich euch eine Steuer auflegen, der zu entziehen euch nicht möglich sein wird! Vor Gerichte haben nur Contracte auf Stempelbogen, die wir euch senden, Gültigkeit. Wohlan denn, da ihr bei dem unter euch sich ausbreitendem Handel und Wandel Contracte nicht entbehren könnet, und ihr deren noch sehr vieler bedürfet, so lege ich eine Steuer auf die Stempelbogen auf! — Also geschah es. Aber Georg irrte sich in Bezug auf die Wirkung dieser Maßregel. Es währte nicht lange, so mußte er zu seinem Ingrimm vernehmen: die Kolonisten enthalten sich gänzlich des Kaufes von Stempelbogen; sie begnügen sich unter einander bei geschäftlichen Abmachungen mit Wort und Handschlag! In einzelnen amerikanischen Städten begann der Groll gegen die englische Regierung sich in Volksaufläufen kund zu geben, es wurden Häuser der Steuerbeamten zerstört. Trauer und Ingrimm sah man auf den Gesichtern der Einwohnerschaft Philadelphias, als das erste Stempelpapier in Kisten eingeführt ward; plötzlich begannen die Glocken der Stadt zu läuten. Eines wie das Andere machte einen solchen Eindruck auf die englischen Beamten, daß sie zunächst gar nicht

wagten, die Anzeige zu erlassen, daß das neue Stempelpapier zu haben sei. In Portsmouth fand ein Vorgang statt, der weithin einen tiefen Eindruck hervorbrachte. Am 1. November 1765 — dem Tage, von welchem an das neue Stempelgesetz in Kraft treten sollte — ward, während die Glocken in der Stadt gedämpft läuteten, ein Sarg, auf welchem das Wort „Freiheit" stand, durch die Stadt getragen und in ein Grab gesenkt. Darauf zogen die Träger den Sarg wieder empor, und siehe, er trug die Aufschrift: „Die wiedererstandene Freiheit!" Er ward durch die Stadt getragen, während alle Glocken hell erklangen.

Dies waren Vorgänge, angethan, in ernsteren Betracht gezogen zu werden, als es von Georg III. und seinem Minister geschah. Besonnene Männer in England riethen, Regierung und Parlament möchten ihre Beschlüsse cassiren. Befreundete von hüben und drüben müheten sich eifriger noch, den Frieden zu erhalten. Washington schrieb an einen Freund in England: „Die Widerrufung der Stempelacte, welcher Ursache wir sie auch zu verdanken hätten, wäre für uns ein freudiges Ereigniß; denn wenn das Parlament von Großbritannien entschlossen ist, diese Verordnung durchzusetzen, so fürchte ich, die Folgen dieser Erpressung werden schrecklicher sein, als man jetzt glaubt, sowohl für das Mutterland, wie für die Kolonieen. Deshalb können Alle, welche für den Widerruf stimmen, Ansprüche auf die Dankbarkeit eines jeden britischen Unterthans machen, und ich widme Ihnen die meinige von ganzem Herzen." Nicht ohne Eindruck blieb es auf den König, daß er von der Kaufmannschaft Londons mit Petitionen bestürmt ward, versöhnliche Maßregeln einzuschlagen. Daß die Kaufmannschaft sich in's Mittel legte, geschah nicht, weil sie in dem Verfahren der Regierung eine Rechtskränkung sah, sondern weil Kunde auf Kunde einging, daß die für den Verkauf nach Nordamerika gesandten Waaren fast gar nicht mehr begehrt würden. Diese Art Enthaltung, ein Mittel friedlichen Widerstandes, ward von Washington gefördert, der einem Freunde schrieb: „Zu einer Zeit, in der unsere stolzen Gebieter in Großbritannien sich mit nichts Minderem begnügen wollen, als mit dem Umsturz der amerikanischen Freiheit, scheint es mir höchst nothwendig, daß etwas geschehe, um den Streich abzuwehren und die Rechte zu bewahren, welche wir von unsern Voreltern erbten. Aber was wir thun sollen, um unser Ziel zu erreichen, das ist noch die Frage. Daß Keiner sich ein Gewissen daraus machen und keinen Augenblick zögern sollte, die Waffen zur Vertheidigung so heiliger Güter zu ergreifen, das ist meine innigste Ueberzeugung.

Aber die Waffen, bitte ich zu beachten, sollen unsere letzte Hülfe, unsere letzte Zuflucht sein. Wir haben schon erprobt, wendet man ein, wie unwirksam unsere Bitte an den Thron und unsere Vorstellungen an das Parlament gewesen sind. Nun bleibt uns aber, nach meinem Bedünken, noch übrig zu versuchen, ob wir ihre Beachtung unserer Rechte und Privilegien durch Entkräftung ihres Handels und ihrer Fabriken erwirken und aufrütteln können. Die nördlichen Kolonieen scheinen diesen Plan zu verfolgen. Nach meiner Meinung thun sie wohl daran, und die Wirkung kann nicht ausbleiben, wenn dies Verfahren allgemein ausgeübt und streng beobachtet wird." Indem nun das von Washington bezeichnete Mittel friedlichen Widerstandes in immer weiteren Kreisen Anwendung fand, blieb eine Wirkung allerdings nicht aus, jedoch war dieselbe nicht der Art, daß sie die Amerikaner beruhigen konnte. Es wurde zwar, nachdem ein Wechsel der Personen des Ministeriums stattgefunden hatte, die Stempelacte zurückgenommen, jedoch dabei ausdrücklich ausgesprochen, daß die Regierung durch Erlaß derselben keineswegs das Recht verletzt habe. Das hieß so viel als: wir werden dieses „Recht", sobald es uns beliebt, wieder aufleben lassen! — Bald genug zeigte es sich, daß der König die kurze Zeit des Friedens nur verwandt hatte, neue Mittel durch eine geeignete Person in Scene zu setzen. Ein Tory-Lord, North, ward das Haupt eines neuen Ministeriums. Er nahm die Steuer auf die Waaren zurück, nur auf Thee ließ er eine ganz unbedeutende Steuer (3 Pence, etwa 30 Pfennige nach unserem Gelde auf das Pfund) bestehen. Auch damit sollte der englischen Regierung das „Recht" gewahrt werden, Steuern auf Waaren nach Belieben auflegen zu können. Dies werde, meinte North, den Widerstand bedeutend schwächen. Was dann noch an Widerstand bestehen bleibe, solle auf andre Weise beseitigt werden, durch neuzusammengesetzte Gerichtshöfe. Denn wenn man sich in einer so auffallenden Weise, wie dies durch die erstere Maßregel geschehen, den Anschein friedfertigen und versöhnlichen Sinnes gebe, so werde man auch mit der Erklärung vorgehen können, daß Personen, die sogar auch gegen jene unbedeutende Steuer agitiren, als Aufwiegler zu betrachten seien, und diese eben sollten dann vor Gerichtshöfe gebracht werden, die von vornherein die Gewißheit böten, daß die vor ihre Schranken Gezogenen auch verurtheilt würden. Auch die Genehmigung noch anderer Maßnahmen empfahl North dem Könige. Weshalb solle die Regierung nicht von ihrem Bestätigungsrecht in Bezug auf die Wahl von Vorständen der Stadtgemeinden Amerikas kräftigern

Gebrauch machen, als dies seither geschehen sei? Es empfehle sich in Städten, in denen der Geist der Opposition stark sei, neu erwählte Magistratspersonen, falls sie ein Ausdruck jener Opposition seien, nicht zu bestätigen, darnach aber ergebene Personen in die Aemter zu setzen, um Macht über die Gemeinden zu gewinnen. — Dies Alles behagte dem Könige vortrefflich, und er ertheilte den Vorschlägen North's seine Genehmigung. Dieser beschloß nun, zunächst der Stadt Boston die Schwere seiner Hand fühlen zu lassen, weil dort der Geist des Widerstandes am lebhaftesten hervorgetreten war. Dort hatte ein jugendlicher Mann, Namens John Adams, in Versammlungen mit großem Geschick und mit glänzendster Begeisterung das Recht der Amerikaner dargelegt und einen Verein „die Söhne der Freiheit" gestiftet. Wäre es nicht schon durch die angedrohten despotischen Maßregeln in Bezug auf die Gerichte und Magisträte erkennbar geworden, so hätten die Bürger Bostons aus dem Umstande, daß ihnen auf eine Zahl von Schiffen einige Regimenter Soldaten gesandt, und diese als Besatzung in die Stadt gelegt wurden, entnehmen können, wie recht Adams gehabt, der unablässig zum Mißtrauen ermahnt und es voraus gesagt hatte, daß hinter der versöhnlichen Miene, die von der Regierung eine Zeit lang zur Schau getragen worden war, Heimtücke lauere.

Eine Zeit lang hatte man sich in Amerika mit der Hoffnung getragen, der Opposition in England würde es gelingen, das Ministerium North zu stürzen. Aber gerade, weil die Opposition in England sich der Sache der Amerikaner annahm, gerade deshalb war es dem Könige um so mehr darum zu thun, seinen Willen durchzusetzen, und deshalb war er um so weniger geneigt, den Lord North zu entlassen. Unermüdlich wirkte Franklin in London im Interesse seiner Landsleute, deren Recht in der vorliegenden Frage er in mehreren Schriften nachwies. Dies zog ihm den Haß des Ministeriums zu, und es wurde ihm das Amt des Generalpostmeisters der Kolonieen genommen. Wie hätte eine solche Handlungsweise einen Franklin auf dem Pfade der Pflicht beirren sollen! Er that nicht nur nichts, um sich die verscherzte Gunst des Ministeriums wieder zu erwerben, er vertrat vielmehr von da ab die Sache seines Volkes um so lebhafter. „Der weiseste und heilsamste Schritt, welchen die Kolonieen thun könnten," schrieb er einem Freunde, „wäre, einen Generalcongreß einzuberufen, eine feste und feierliche Erklärung ihrer Rechte zu erlassen, sich gegenseitig und unwiderruflich zu verpflichten, der Krone keine Subsidien zu bewilligen, bis ihre Rechte vom Könige und den

beiden Kammern anerkannt wären, um endlich, diesen Beschluß der englischen Regierung mitzutheilen. Ich bin überzeugt, daß ein solcher Schritt eine entscheidende Krisis herbeiführen wird, und sei es nun, daß man unsere Forderungen bewilligte, oder daß man zu Maßregeln der Strenge seine Zuflucht nähme, um uns zu zwingen, davon abzustehen, so würden wir doch nicht minder zu unserm Ziele gelangen, denn das Gehässige, das stets die Ungerechtigkeit und die Verfolgung begleitet, würde dazu beitragen, uns zu kräftigen, indem es unsere Union fester schlösse, und die Welt würde erkennen, daß unser Benehmen ehrenvoll war."

Inzwischen war die Erbitterung unter den Nordamerikanern gestiegen, namentlich herrschte eine äußerst gereizte Stimmung der Bürger Bostons gegen die militärische Besatzung, die man ihnen in die Stadt gelegt hatte. Das Volk nannte die englischen Soldaten — mit Anspielung auf ihre rothe Uniformen — Krebse, auch Bluthunde; die Soldaten wiederum gaben den Bürgern den Spottnamen Yankees, welcher Ausdruck in der irokesischen Sprache feig und schlecht bedeutet. (Wie einst in den Niederlanden der Name Geusen, so wurde in Nordamerika später der Name Yankees von denen angenommen, die durch ihn hatten verächtlich gemacht werden sollen.) Vielfache Raufereien in den Straßen Bostons zwischen Soldaten und Bürgern gaben Zeugniß von der Erbitterung, die auf beiden Seiten herrschte. Ein Anlaß kam, der eine größere Kundgebung von Seiten des Volkes hervorrief. Die Bostoner hatten den Führern der in ihren Hafen einlaufenden Theeschiffe nicht gestattet, ihre Waare auszuladen. Darauf wurde der Hafen von englischen Kriegsschiffen umstellt. Wiederum kamen drei Theeschiffe, legten sich im Hafen vor Anker, und die Eigenthümer trafen Veranstaltungen zur Ausladung. Als sie von der Bürgerschaft bedeutet wurden, daß man sich ihrem Vorhaben widersetzen werde, beriefen sie sich auf den englischen Admiral, der ihnen seinen Schutz zugesagt und für sie einzustehen sich anheischig gemacht habe, falls die Bürgerschaft sie thatsächlich an der Ausladung der Waaren behindere. Dies rief eine unglaubliche Aufregung unter den Bürgern hervor. Was durfte man zu thun wagen im Angesichte der die Stadt bedrohenden Kriegsschiffe? Die städtischen Vertreter wagten es nicht, die ungeheure Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen, die das Beharren auf dem Beschluß, die Ausladung des Thees nicht zu gestatten, in sich schloß. So schien es, als werde der Wille des englischen Admirals zur Ausführung gelangen. Da sah man plötzlich eine Schaar von

Leuten, die sich äußerlich als Indianer ausstaffirt hatten, an's Ufer eilen und auf kleinen Booten den Theeschiffen zurudern. Die Schiffe wurden erstiegen, und nun flogen rechts und links die Theekisten ins Meer. In unglaublich kurzer Zeit hatten die maskirten Bostoner auf diese Art die Schiffe ihres 342 Kisten betragenden Inhalts entledigt, es war von ihnen, wie später gesagt ward, „die Massachusetts=Bai zu einem großen Theekessel gemacht worden."

Dieser Vorgang hatte am 18. December 1773 stattgefunden, und es wird dieser Tag als der Anfangstag des amerikanischen Freiheitskrieges angesehen. Die Nachricht von dem Vorgange im Hafen zu Boston kam dem Minister North sicher nicht ungelegen. Nun durfte er hoffen, das Parlament zur Unterstützung strenger Maßnahmen geneigt zu finden. Das ist Aufruhr! sagte er, und man stimmte ihm bei. Gut denn, gegen die Bostoner giebt es nur ein Mittel für den, der noch Gewalt in der Hand hat: sie werden für Rebellen erklärt, ihre Freiheiten sind cassirt, und es wird eine Militärdictatur über sie verhängt. Die ministeriellen Darlegungen fanden im Parlament ein lautes Echo, gering war die Zahl derer, die jetzt noch für die Amerikaner das Wort ergriffen, aber um so eindringlicher wurde gesprochen. Der Abgeordnete Wilkes behauptete: die Minister, nicht die Amerikaner seien die Rebellen, weil Jene gesetzwidrig gehandelt hätten. Er rief Wehe über die Gesetzbrecher aus, die das Volk reizen zu Aufruhr, und die dann, auf einzelne Acte des Aufruhrs sich berufend, auf der Bahn der Gewaltthätigkeiten weiter gehen. Er beschwor die Minister, die Widerstandskraft eines freilich nur drei Millionen Seelen zählenden, aber seine Freiheit in hohem Grade liebenden Volkes doch nicht für zu gering anzuschlagen! Er wolle es, schloß er seine Rede, zugeben, daß es möglich sei, Boston zu verbrennen; „aber," fuhr er fort, „die ganze Provinz wird dann für euch sicher verloren sein! Von diesem Augenblicke an sehe ich bereits Amerikas Unabhängigkeit werden und sich kräftigen; ich sehe dasselbe, gestützt auf seine Freiheit, die Größe der reichsten und mächtigsten Staaten der Welt erreichen. Wollt ihr die Amerikaner zur Verzweiflung bringen? Wohlan! Ihr werdet sie ihre Freiheit, ihr Eigenthum mit jenem Muthe vertheidigen sehen, den der Haß gegen die Tyrannei einflößt, mit dem Muthe, den unsere ruhmwürdigen Vorfahren bewährt haben, um ihre bedrohten Rechte aufrecht zu erhalten!" — Trotz solcher Mahnungen stimmte die Majorität des Parlaments dem Ministerium bei. Der General Gage in Boston empfing die entsprechenden Befehle, und den Bürgern von

Boston ward durch Maueranschlag kund und zu wissen gethan: eure Gesetze sind suspendirt, eure Bürger-Collegien sind aufgelöst, eure Obrigkeit ist der Unterzeichnete und zwar für die Stadt und für die ganze Kolonie Massachusetts, und wer seinen Anordnungen sich nicht fügt, wird von Kriegsgerichten abgeurtheilt! —

Nun war für Nordamerika die Lage gekommen, auf die Washington und Franklin hingewiesen hatten. Die Abgeordneten sämmtlicher Staaten (mit Ausnahme Georgiens, das sich erst etwas später betheiligte) traten am 5. December 1774 zu einem General-Congreß in Philadelphia zusammen. Unter den Abgeordneten sah man Washington; Franklin war um jene Zeit noch in London. Bezeichnend für die Auffassung der Streitfrage, wie dieselbe um jene Zeit in den besten Männern Amerikas sich darstellte, ist ein Schreiben Washington's, welches er wenige Tage vor dem Zusammentritt des Congresses an einen Freund richtete, und in welchem es heißt: „Wogegen wollen wir eigentlich kämpfen? etwa gegen die Verpflichtung, drei Pence für das Pfund Thee zu bezahlen, weil uns dies zur Last fällt? Nein, unser Recht ist es nur, wofür wir schon seit lange streiten. — Hegte ich den geringsten Zweifel, daß das britische Parlament ein Recht habe, uns ohne unsere Einwilligung unsere Freibriefe und unsere Verfassung zu besteuern, so würde ich Bitten und nur Bitten für das einzige Mittel halten, durch welches wir Hilfe suchen müßten. Aber meine feste Ueberzeugung ist, daß das britische Parlament nicht mehr Recht hat, seine Hand in meine Tasche, als ich habe, die meine in die meines Nachbars zu stecken.“ —

Die Haltung der Abgeordneten war fest, ernst, ehrwürdig; die Verhandlungen wurden auf einstimmigen Wunsch der Versammlung mit Gottesdienst eingeleitet, ein Geistlicher predigte über das Wort des 35. Psalm: „Herr, hadre mit meinen Haderern, streite wider meine Streiter, ergreife den Schild und die Waffen und mache dich auf, mir zu helfen.“ — Den Amerikanern war schreiendes Unrecht geschehen. Man hatte ihre Grundgesetze verletzt und auf den bloßen Anlaß hin, daß eine kleine Zahl von Leuten in ihrer Erregung sich hatten zu einer Ausschreitung hinreißen lassen, eine ganze Kolonie in Belagerungszustand erklärt. Dennoch zeigen die Adressen, die zunächst aus den Berathungen des Congresses hervorgingen, eine bewunderungswürdige Mäßigung in der Form. Eine wendet sich an den König. Eine ruhige Darlegung der Sachlage, kein Wort, das verletzen könnte. Die Adresse an das englische Volk schließt: „Wir werden stets bereit sein, Alles, was in unsern Kräften steht, der

Wohlfahrt des Reiches zu opfern; wir werden Eure Feinde als unsere Feinde, Eure Interessen als die unsrigen betrachten. Seid Ihr aber entschlossen, Eure Minister mit der Menschenwürde spielen zu lassen, sollten weder die Stimme der Gerechtigkeit, noch die Vorschriften des Gesetzes, weder die Grundlagen der Verfassung, noch die Gefühle der Menschlichkeit Euch vom Blutvergießen zurückhalten, so müssen wir Euch erklären, daß wir uns nie zu Knechten irgend eines Ministers oder irgend einer Nation der Welt herabwürdigen werden." Außerdem ward der Beschluß erneuert, allen Handel mit England bis zur Zurücknahme der Gewaltacte und ungesetzlichen Forderungen von Seiten des Ministeriums ruhen zu lassen.

Auch jetzt noch hätte der König, das Ministerium und das Parlament mit Ehren aus dem Streite zurücktreten können, weil eben die Abgeordneten Amerikas in keiner Weise eine herausfordernde Haltung beobachtet hatten. Diese ihre Haltung gewann sich sofort die Anerkennung der besten Männer aller civilisirten Länder, die mit wachsender Theilnahme der Entwicklung des Streites folgten. So erklärte der berühmte englische Staatsmann Chatham, der ebenfalls noch in letzter Stunde einen vergeblichen Versuch zur Beilegung des Streites machte, im Parlamente: „Wenn Eure Herrlichkeiten die uns von Amerika zugekommenen öffentlichen Blätter und Schriften ansehen, wenn sie die Würde, Weisheit und Festigkeit in Betracht ziehen, dann werden Sie nicht umhin können, die Sache Amerikas zu achten und zu wünschen, sie zu Ihrer eigenen zu machen. Ich meinerseits muß gestehen und erklären, daß ich in der Reihe der größten Staaten der alten Welt kein Volk und keinen Staat kenne, die in einer solchen Verwicklung schwieriger Umstände höher gestanden hätten, als die im General-Congreß versammelten Abgeordneten Amerikas." Als besonders hervorragend in ihrer Thätigkeit auf dem ersten General-Congreß erwiesen sich Washington, John Adams, Lee, Thomas Paine, Patric Henry. Letzterer, nach dem Schluß der Sitzungen in seiner Heimath befragt, wen er für den bedeutendsten Mann des Congresses halte, antwortete: „Meint Ihr Beredsamkeit, so ist Rudledge aus Süd-Carolina bei weitem der größte Redner; meint Ihr aber gründliche Kenntnisse und ein gesundes Urtheil, so ist der Oberst Washington ohne alle Frage der größte Mann in jener Versammlung."

Was half die Würde eines solchen Mannes, die Würde eines Congresses, deren Mitglied er war, die Gediegenheit des Urtheils der besten englischen Staatsmänner gegenüber einem tyrannisch ge-

sinnten Georg III. und seines ihm gleichgearteten Ministers North und gegenüber einem Parlament, das in seiner Mehrheit nicht loskommen konnte von dem aus der Selbstsucht geborenen Gedanken: die Kolonieen seien dazu da, England fett zu machen, sie seien unter allen Umständen wieder in die Lage hineinzuzwingen, die sich lange als materiell vortheilhaft nicht für sie zwar, dagegen für — England erwiesen habe. Statt versöhnliche Schritte zu thun, wurde zu Verschärfungsmaßregeln gegriffen, so u. A. den Amerikanern untersagt, irgend welche Handelsbeziehungen nach auswärts zu unterhalten. Wollen sie mit uns nicht Handel treiben (das heißt doch: wollen sie uns nicht unsere Waaren mit den von uns auf dieselben willkürlich aufgelegten Steuern abkaufen und uns dadurch reich machen!), sagten die Engländer, so wollen wir sie überhaupt vom Handel absperren und sie weiter plagen — bis sie den Nacken beugen! —

Dazu aber waren Anzeichen nicht vorhanden. Ueberall im Lande begannen Männer und Jünglinge Waffenübungen zu betreiben, an verschiedenen Orten wurden Waffen gesammelt. Dies geschah u. A. in dem nicht weit von Boston entfernten Concord, dort namentlich auf Betrieb des feurigen Adams. Sich dieses Mannes und zugleich des Waffenvorraths zu bemächtigen, sandte — es geschah dies im Frühjahr 1775 — General Gage von Boston 1800 Mann nach Concord. Auf dem Wege trafen sie — bei Lexington — eine kleine Schaar von Amerikanern, die sich im Waffendienst übte. Dieselben, überrascht, wehrten sich zwar tapfer, wurden aber auseinander gesprengt und verloren acht Mann. Das war das erste Blut, das im amerikanischen Freiheitskriege floß. Die Engländer, geführt von dem Oberst Smith, bemächtigten sich der Waffenvorräthe und traten darauf ihren Rückweg auf Boston an. Unterwegs aber wurden sie von den Milizen ununterbrochen angegriffen. Sie verloren an Todten 65, an Verwundeten 168 Mann, und es möchte keiner von ihnen Boston wieder erblickt haben, hätte nicht General Gage, benachrichtigt von der Gefahr, in der sie sich befanden, ihnen 1000 Mann entgegen gesandt. Diese Probe hatte genügt, den englischen Soldaten ihre Spottreden über die „Yankees" zu verleiden. Nun schritten die Amerikaner zur Einschließung von Boston. Dies brachte die Bürger in der Stadt in eine schwierige Lage. Aber auch der General Gage fühlte sich auf dem Posten, den er inne hatte, keineswegs behaglich, und mit Ungeduld erwartete er die angesagten Verstärkungen aus England. Da er fürchtete, die Bürger

der Stadt möchten sich, falls es den Belagerern gelinge, in die Stadt einzudringen, mit diesen vereinen, sagte er den Bürgern freien Abzug aus der Stadt zu, falls sie ihm ihre Waffen einhändigten. Als Letzteres geschehen war, erklärte Gage, er habe nun, was er wünsche, die Bürger aber wolle er als Geißeln zurückbehalten. Die allem Recht und allem Edelsinn abgewandte Haltung der englischen Regierung munterte auf zu einer solchen Verfahrungsweise. — Endlich kam der General Howe mit 4000 Mann und kündigte an, daß weitere Sendungen von Truppen folgen würden. Er versprach für den Fall Amnestie, daß die Amerikaner einige Abgeordnete, unter ihnen Adams, auslieferten. Ein solches Ansinnen ward mit schweigender Verachtung bestraft. In der Nacht vom 16. Juni warfen die Amerikaner bei Bunkershill auf der Landenge, die Boston mit dem Festlande verbindet, Schanzen auf. Sie wieder zu nehmen, ward am nächsten Tage die ganze britische Macht aufgeboten. Zwei Angriffe der Engländer wurden zurückgeschlagen; die Amerikaner hätten vielleicht länger noch ihren Platz behauptet, wenn die Munition nicht zu Ende gegangen wäre. So sahen sie sich genöthigt, dem dritten Ansturm zu weichen, doch zogen sie sich in geordneter Weise hinter Bunkershill zurück. Die Engländer waren in den Besitz der Schanzen gelangt, aber sie hatten den Sieg theuer erkauft. Der Verlust der Amerikaner betrug 453, der der Engländer dagegen betrug 1054 Mann. „Niemals habe ich von einem solchen Blutbade in so kurzer Zeit gehört," sagte der General Howe. Bedenkt man, daß es sich um einen Kampf noch gänzlich ungeschulter gegen wohldisciplinirte Truppen handelte, so muß man anerkennen, daß, trotz des äußeren Erfolges, der den Engländern ward, die Amerikaner sich den Ruhm des Tages errangen, daher die Kämpfer von Bunkershill es auch verdienten, daß ihnen später auf dem Schlachtfelde eine Ehrensäule gesetzt wurde.

Im Frühjahre war Franklin nach Philadelphia zurückgekehrt. Er hatte in London für die gerechte Sache unablässig gewirkt und war erst gewichen, als ihm die sichere Mittheilung geworden war, daß man im Sinne habe, ihn — gefangen zu setzen. An ihn wandte sich General Howe in einem Schreiben und legte es ihm ans Herz, seinen Einfluß aufzubieten, um die Kolonieen zur Nachgiebigkeit geneigt zu machen, indem er zugleich auf amtliche Depeschen verwies, aus denen die freundliche Gesinnung der englischen Regierung zu erkennen sei. „Die freundlichen Depeschen, von denen Sie reden," schrieb ihm Franklin zurück, „sagen nichts mehr, als die Parlaments-

acte: sie bieten uns Verzeihung, wenn wir uns unterwerfen wollen. Es liegt ganz im Geiste Ihrer stolzen, noch nicht gewitzigten Nation, den beleidigten Kolonieen Verzeihung anzubieten. Eine solche Behandlung kann blos unsern Unwillen reizen. Wir sollten uns einer Regierung wieder unterwerfen, die mit muthwilliger Grausamkeit, mitten im Winter, unsere Städte verbrennt, die Wilden und die Sclaven gegen uns aufwiegelt, die sogar fremde Miethlinge sendet, unsere Pflanzungen mit Blut zu düngen? — Gesetzt aber, es wäre möglich, zu vergeben, können wir ein Gleiches von Ihrer Nation erwarten, die wir so schrecklich beleidigt haben? Nein! Ihre Nation wird jedes Mittel ergreifen, unseren Muth durch die härteste Tyrannei zu beugen und unsern Wohlstand zu vernichten. Ew. Herrlichkeit sprechen von dem väterlichen Wunsche des Königs nach einem dauerhaften Frieden und nach einer herzlichen Eintracht mit den Kolonieen. Solch einen Frieden würden wir allerdings einem Bündniß mit fremden Mächten vorziehen, wenn Sie zur Abschließung jenes einen Auftrag hätten. Aber eben daran zweifle ich. Ihre Nation könnte allerdings unsere Freundschaft wieder gewinnen, wenn sie die verhaßten Statthalter zurückrufen, unsere verbrannten Städte wieder aufbauen und den uns zugefügten Schaden ersetzen wollte; aber von ihrem Stolz und ihrer Unklugheit sind solche weise Maßregeln gar nicht zu erwarten. Sie wird als eroberungssüchtige, kriegerische und nach Monopolen strebende Nation ihre verderblichen Heerzüge erneuern und am Ende so viel Geld und Menschen opfern, als einst die Kreuzzüge England kosteten. Ich werde freilich durch Vorherverkündigung des Krieges Ihnen keine Furcht einjagen, denn in England glaubt man nicht, bis man den Ausgang sieht."

Inzwischen war von dem auf dem ersten General-Congreß zum Präsidenten erwählten Hancok, der auch einen allgemeinen Buß- und Bettag, an welchem gebetet werden sollte, daß der König sein Unrecht einsähe, angeordnet hatte, ein zweiter Congreß ausgeschrieben worden. An diesem Congreß, der am 10. Mai 1775 zu Philadelphia eröffnet wurde, nahm auch Franklin, der am Tage nach seiner Rückkehr von seinen Mitbürgern zum Abgeordneten erwählt worden war, Theil. Franklin war damals 69, Washington 43 Jahr alt Auch der Staat Georgia hatte Abgeordnete gesandt, so daß diesmal sämmtliche dreizehn Staaten auf dem Congreß vertreten waren. Es wurde, nachdem die Vertheidigungsanstalten berathen worden waren, zur Wahl eines Oberbefehlshabers geschritten, und als die Zettel eröffnet wurden, ergab es sich, daß, mit Ausschluß seiner eigenen

Stimme, Washington einstimmig zu diesem Amte erwählt worden war. Damit fiel diesem Manne eine ungeheure Aufgabe zu. Nachdem Washington's Wahl im Congreß proclamirt worden war, hatte er seine Dankrede mit den Worten geschlossen: „Falls Unglück meine Bestrebungen vereiteln sollte, bitte ich jeden der hier in diesen Räumen anwesenden Herren, sich der unumwundenen und offenen Erklärung, daß ich mich dem Befehle, mit dem ich beehrt werde, nicht für gewachsen halte, zu erinnern." Es befanden sich erfahrene Offiziere in der Versammlung, die längere oder kürzere Zeit im englischen Heere gedient hatten, und Washington hätte es gern gesehen, wenn einer von diesen mit dem Oberbefehlshaberamte betraut worden wäre, allein dem Rufe des Vaterlandes sich zu entziehen, vermochte er nicht, und so ging er mit Gottvertrauen und Hingabe an sein schweres Werk. Es wird ihm ein Monatsgehalt von 500 Dollars ausgesetzt. Er, fest entschlossen, sich seine Dienste für das Vaterland nicht bezahlen zu lassen, lehnt die Annahme ab, fügt aber (um nach keiner Seite hin wehe zu thun) hinzu, er werde sich seine Ausgaben anmerken und später Rechnung legen. „Für mich liegt etwas Bezauberndes in dem Benehmen Washington's," schrieb Adams an einen Freund; „er ist ein Gentleman mit einem der größten Vermögen auf dem Continent, und doch verläßt er seine köstliche Zurückgezogenheit, seine Familie und Freunde, opfert seine Ruhe auf und stellt für die Sache seines Vaterlandes Alles auf das Spiel." Vor seiner Abreise von Philadelphia ließ Washington einige Milizcompagnieen vor sich die Revue passiren. Die anwesenden Abgeordneten waren entzückt über die Erscheinung des Feldherrn hoch zu Roß. „Dem Ideal," sagt einer seiner Verehrer, „welches sich das Publicum von einem Feldherrn macht, ist nur selten so vollkommen entsprochen worden. Washington stand jetzt in der vollen Kraft seines Lebens, war dreiundvierzig Jahr alt, von stattlicher Persönlichkeit, edler Haltung, ruhigem, würdevollem Benehmen. Wie er mit männlicher Grazie zu Pferde saß, entzückte seine militärische Erscheinung Aller Augen, und wohin er sich begab, hallte die Luft von Beifallsrufen wieder." — Franklin wurde auf's Neue mit dem Amte betraut, welches ihm die englische Regierung entzogen hatte, mit dem des General-Postmeisters für sämmtliche Kolonieen. Jetzt kam es wesentlich darauf an, die Mittel zu ersinnen und in Betrieb zu setzen, die geeignet erschienen, die militärischen Nachrichten durch die Posten zu fördern.

Washington hatte sich zunächst in das Lager von Boston be-

geben. Hier fand er 14,000 Mann Milizen in äußerst mangelhafter Verfassung, während in der Stadt der Feind in fast gleicher Stärke — die Besatzung betrug 11,000 Mann — in Bezug auf Alles, was das militärische Wesen betrifft, auf das Trefflichste versorgt war. Nicht dies allein. Die Kämpfer des Volksheeres standen darin den englischen Soldaten nach, daß sie erst an Disciplin, ohne welche einheitliches und planmäßiges militärisches Wirken nicht möglich ist, gewöhnt werden mußten, wahrlich eine nicht leichte Aufgabe für Washington, da es ja eben so unerläßlich war, die Begeisterung als nothwendiges Kampfeselement aufrecht zu erhalten! Neben der Schulung des Heeres verfolgte Washington den militärischen Zweck, die Engländer in Boston festzuhalten, während er durch den General Montgomery und den Oberst Arnold den Versuch machen ließ, die englischen Besatzungen aus Canada zu vertreiben. Inzwischen brannten die Engländer mehrere Seestädte nieder. Das Unternehmen auf Canada führte schließlich nicht zu dem erwünschten Erfolge, und so war, als das Jahr 1766 anbrach, eine wesentliche Veränderung der Lage nicht eingetreten. Welche Last auf Washington's Schultern lag, zeigt ein vertrauliches Schreiben desselben aus dem Februar 1766. „Ich vor allen Andern," heißt es in demselben, „kenne die unglückliche Verlegenheit, in welcher ich mich befinde, ich weiß, was man Alles von mir verlangt; aber ich weiß auch, daß ohne Leute, ohne Waffen, ohne Munition, ohne Alles das, was zum Unterhalte des Soldaten nöthig ist, wenig gethan werden kann. Was mich aber vor Allem drückt, ist, daß ich mich vor der Welt nicht rechtfertigen kann, ohne unsere Schwäche offen zu legen und der Sache zu schaden. Deswegen bin ich entschlossen, indem ich meine Bedürfnisse kund gebe, dies nur so weit zu thun, als die unumgängliche Nothwendigkeit mich dazu zwingt. Meine Lage ist oft so drückend, daß ich, wenn ich das öffentliche Beste weniger als meine eigene Befriedigung zu Rathe zöge, ich längst Alles auf einen Wurf gesetzt haben würde. Anstatt eine Armee von 20,000 Mann, gut bewaffnet, habe ich weniger als die Hälfte dieser Zahl zur Verfügung, wobei noch die Kranken, Beurlaubten, auf Kommando Abwesenden und schlecht Bewaffneten mit gerechnet sind. Meine Lage ist derart, daß ich jeden Kunstgriff anwenden muß, sie meinen eigenen Offizieren zu verbergen." Gleichwohl machte Washington den Versuch, sich auf den Boston nahe gelegenen Dorchester Höhen, die die Stadt beherrschten, festzusetzen. Es geschah dies in einer Nacht, und die Schanzen, die aufgeworfen worden waren, nöthigten dem General Howe am nächsten Tage das Be-

kenntniß ab: „Die Rebellen haben in den wenigen Stunden mehr Arbeit verrichtet, als unsere Armee in einem Monat ausgeführt haben würde!“ Unwetter hinderte die Engländer in den nächsten Tagen zum Angriff zu schreiten. In dieser Zeit aber erlangten die Befestigungen eine solche Stärke, daß Howe einen Sturm auf sie nicht mehr wagte, zumal er es bei Bunkershill kennen gelernt hatte, wie der Gegner sich zu vertheidigen verstehe. Da nun die Stadt von den neu errichteten Schanzen beherrscht ward, blieb den Engländern nichts übrig, als sich einzuschiffen.

Die Nachricht, daß Washington den Feind aus Boston vertrieben, er dagegen eingezogen sei, erregte in dem Congreß eine solche Freude, daß beschlossen ward, dem Befreier der Stadt eine goldene Denkmünze mit seinem Bildnisse zu verehren. Um so mehr stieg der Ingrimm Georg's III. Jede neue Post aus London bestätigte es, daß England gesonnen sei, den Aufstand um jeden Preis niederzuschlagen. Schon war eine Armee von 25,000 Engländern, Schotten und Irländern zusammengezogen worden, und es schwamm auch bereits ein Theil dieser Truppen auf dem Meere. Außerdem hatten die Engländer sich an Holland und Rußland mit dem Antrage gewandt, ihm für Bezahlung Mannschaften zu überlassen. Abgewiesen, wandten sie sich an mehrere kleine deutsche Fürsten, und diese waren gottvergessen genug, den Engländern geradezu „Landeskinder“ zu verkaufen. (s. B. III. S. 505.) Auf Grund von Verträgen, die England mit dem Landgrafen von Hessen-Kassel, dem Herzoge von Braunschweig, dem Markgrafen von Anspach und dem Fürsten von Waldeck geschlossen hatte, wurden 17,000 (und weiterhin noch 11,000) Deutsche gewaltsam ihrer Heimath entführt, um das Recht und die Freiheit eines Volkes in Blut ersticken zu helfen. Die Aussichten auf solche Heimsuchungen spornten die Amerikaner zu erhöhtem Widerstande an, und der Congreß erachtete die Zeit für gekommen, offen vor der Welt zu erklären, daß die nordamerikanischen Staaten nunmehr sich als gelöst von England betrachteten. Am 4. Juli 1766 wurde die Unabhängigkeit Amerikas von England feierlich im Congreß Namens der dreizehn Staaten ausgesprochen. Eine Glocke, auf der die Worte: „Freiheit durch das ganze Land und allen seinen Bewohnern,“ eingegraben waren, kündete den Bewohnern Philadelphias diese folgenschwere That an. In einer Denkschrift, welche mit der Unabhängigkeitserklärung veröffentlicht ward, hieß es u. A.: „Folgende Wahrheiten bedürfen keines Beweises: Alle Menschen sind einander gleich, der Schöpfer gab ihnen unermeßliche Rechte, das Recht des

Lebens, der Freiheit und des Strebens nach Glückseligkeit. Rechtmäßig ist nur die Regierung, welche diese Rechte schützt, und eine rechtmäßige Regierung kann nur hervorgehen aus der Einwilligung der Regierten. Entspricht die Regierung dem Zwecke nicht, so hat das Volk das Recht, sie zu ändern." Ueberall wurde das königliche Wappen abgerissen, in New-York die Bildsäule Georg III. umgestürzt, zerhackt und das Erz zum Gießen von Kugeln verwandt. Da Washington aus verschiedenen Anzeichen entnahm, daß die Engländer einen Schlag auf New-York zu führen beabsichtigten, traf er seine Vorkehrungen. Als General Howe auf Long-Island (in der Nähe von New-York) landete, fand er die Hauptmacht der Amerikaner unter Führung Washington's vor. Es kam zum Kampf, der zum Vortheil der Engländer ausfiel. Der Verlust, den die Amerikaner erlitten hatten, war außerordentlich groß, und doch war Schlimmeres noch zu befürchten, nämlich Einschluß des kleinen amerikanischen Heeres auf der Insel. Deshalb betrieb Washington, während im Lager Wachtfeuer unterhalten wurde, in der Nacht die Einschiffung und rettete auf diese Art den Kern des Heeres. Eines hatte sich klar herausgestellt: Freiwillige allein reichten nicht aus, die wohlgeschulten Regimenter des Feindes zu besiegen; es war unerläßlich für die Amerikaner, ein zu dauerndem Dienst pflichtiges Heer aufzustellen. Welche Anstrengungen kostete es Washington, der Mehrzahl der Congreß-Mitglieder, die von militärischen Dingen nichts verstanden, dies geläufig und sie zur Bewilligung der erforderlichen Gelder bereit zu machen! Wie viel Zeit erforderte darnach die Aufstellung und Einschulung der neuen Mannschaften! Washington war in der nächsten Zeit genöthigt, den Fabius zu spielen, demnach dem Feinde aus dem Wege zu gehen. Dies steigerte dessen Zuversicht, zumal es ihm bald nach der Schlacht auf Long-Island gelungen war, sich New-Yorks zu bemächtigen und darauf den General Lee, dessen Absicht es gewesen war, Washington Truppen zuzuführen, gefangen zu nehmen. Der Umstand, daß das ganze Jahr hinging, ohne daß Washington einen einzigen Vortheil zu melden hatte, wirkte entmuthigend. Franklin begab sich als Gesandter nach Paris, um die französische Regierung zur Abschließung eines Bündnisses mit den vereinigten Staaten zu bewegen. Aber dort hielt man um jene Zeit die Sache der Amerikaner für eine verlorene, so daß Franklin nichts ausrichtete. Inzwischen entfaltete Washington, ohne daß davon zunächst etwas davon in die Oeffentlichkeit drang, eine unerhörte Thätigkeit. Wie umfassend diese war, geht schon aus dem Umstande

hervor, daß die von ihm während des Krieges verfaßten amtlichen Schriftstücke, die später sorgsam gesammelt wurden, nicht weniger als 200 Foliobände füllen! „Wer die ganze Größe dieses Vaters des Vaterlandes kennen lernen will," ruft ein Bewunderer desselben aus, „seine majestätische Einfachheit und Ruhe, seine unwandelbaren Ziele und riesenhafte Kraft, der muß aus diesem Urquell seiner Briefe und Berichte schöpfen!" — Washington rückte dem Feinde nach, der in Pennsylvanien eingedrungen war und sich bereits der Hauptstadt Philadelphia näherte, sicher sich fühlend, daß der an Zahl so schwache Feind sich nicht an ihn heranwagen werde. Gerade aber jetzt beabsichtigte Washington, einen Schlag zu führen. Es war im December, Washington verfügte über 7000 Mann. Jenseits des Delaware in Trenton lagen hessische Truppen. In der Christnacht näherte sich Washington mit einem Theile seines kleinen Heeres dem Flusse. Der Wind trieb den Kriegern Schnee und Schloßen in's Gesicht, auf dem Flusse war starker Eisgang. Mit Todesverachtung war der Uebergang auf Kähnen bewerkstelligt, der Feind überfallen, und es gelang, 1000 Mann gefangen zu nehmen und über den Fluß zu führen. Vier Tage später ging Washington wieder über den Fluß und folgte dem Feinde, der inzwischen weiter gerückt war. Howe sandte ihm 8000 Mann entgegen, deren sich Washington in einer starken Stellung erwehrte. Da er aber zu erwarten hatte, daß der Feind, der ihm jetzt schon an Zahl überlegen war, noch Verstärkungen an sich ziehen würde, verließ er zur Nachtzeit seine Stellung und traf am nächsten Tage auf drei feindliche Regimenter, die er sofort angriff. Es war ein verzweifelter Kampf. Die Freunde des Feldherrn zitterten für sein Leben, denn sie sahen ihn mehrmals im dichtesten Gewühl. Dies Beispiel, dazu der Erfolg von Trenton, der in frischer Erinnerung war, bewirkten auf Seite der Amerikaner die heldenmüthigste Anstrengung, denen endlich auch Erfolg zu Theil ward. Der Feind verlor an Todten 500, an Gefangenen 300 Mann.

Diese beiden Siege erhoben auf's Neue den gesunkenen Muth der Amerikaner. Auch die Stimmung des Auslandes, namentlich die Frankreichs ward wieder eine der amerikanischen Sache günstigere. Dazu hatte inzwischen auch das persönliche Wirken Franklin's Vieles beigetragen. „Er electrisirte ganz Frankreich und brachte einen neuen Geist in dieses Land. Ein ehrwürdiger, klug aussehender Greis in schlichtem Bürgerkleide, mit schlichtem Haar, stach er zu Versailles im bunten Kreise vergoldeter Höflinge wie eine Erscheinung aus einer andern Welt ab." Freunde Amerikas in England machten noch ein-

mal Friedensversuche. Gerade jetzt, sagten sie, möchten die Amerikaner geneigt sein zum Frieden, und auch England könne mit Ehren die Hand bieten, da man auf beiden Seiten sich ehrenvoll geschlagen habe. Mit Hohn wurden solche Aeußerungen von der Regierung und ihren Freunden abgewiesen. Thorheit wäre es, äußerte North, jetzt nachzugeben, wo man des nahen Sieges sicher sei! — Hatte die englische Regierung sich schon mit unauslöschlicher Schmach durch den „Kauf" von Menschen zur Ausführung des Tyrannenwerkes bedeckt, so übertraf sie sich doch noch durch eine andre Maßregel, und von dieser mochte sie sich gerade um diese Zeit viel versprechen. Die Indianer waren zu neuen Einfällen in die Freistaaten aufgereizt, diesmal aber war ihnen Zahlung für jede abgelieferte Kopfhaut zugesagt worden! — Wie ein solches Verfahren Abscheu, erregte Alles, was man während des Winters über die Thätigkeit Washington's vernahm, um so größere Anerkennung. Längst glühete Bewunderung für ihn in dem Herzen Lafayette's, eines jungen Marquis von edelster Gesinnung und ungeheurem Reichthum. Verachtend den Flitter des versailler Hofes, an welchem ihm der Zutritt offen stand, und ebenso von Ekel erfüllt gegen das pariser Treiben, lebte er mit seiner blühenden, geistreichen Gattin auf einem seiner Güter den schuldlosen und beseligenden Freuden, wie der Sinn, Wohlthaten auszusäen und Herz und Geist an den glänzendsten und reinsten Schätzen der Literatur zu erquicken, sie bietet. In seiner Begeisterung nun für die von Washington vertretene gute Sache des Rechts rüstete er auf eigene Kosten eine Fregatte aus, riß sich aus den Armen seiner ihn zärtlich liebenden Gattin und schiffte sich ein, um den Amerikanern seine Dienste zu bieten, trotzdem der König, der die englische Regierung in keiner Weise reizen wollte, ihm hatte bedeuten lassen, daß er sein Vorhaben mißbillige. Diese That Laffayette's war von hoher Bedeutung für die amerikanische Sache, weil sie viele Personen zur Nachfolge entflammte. Einzelne französische Offiziere, die früher schon in der Absicht nach Amerika gekommen waren, gegen die Engländer zu kämpfen, hatten hohe Ansprüche gemacht; Lafayette erklärte im Congreß, als Gemeiner kämpfen zu wollen. Washington empfing ihn im Lager mit offenen Armen, und es wurde ihm der Rang eines Generalmajors zuerkannt. Auch ein Pole edlen und tapfern Sinnes, der nachmals berühmt gewordene Thaddäus Kosciuszko, fand sich bei Washington ein. Auf die Frage desselben an Kosciuszko, was er begehre, antwortete er: „Ich komme um als Freiwilliger für die Unabhängigkeit Amerikas mitzukämpfen." Und auf die weitere Frage des

Feldherrn, was er zu verrichten im Stande sei, lautete seine Antwort: „Stellt mich auf die Probe!“ — Washington fand bald Gelegenheit, die Tüchtigkeit Kosciuszko's zu erproben, und er verlieh ihm den Rang eines Obersten. Bei einer Gelegenheit wurde dem rückziehenden Feinde von einer Schaar von Freiwilligen bedeutender Schaden zugefügt. Lafayette fragte nach Beendigung des Kampfes, wer die Tapferen geführt habe. Ein Pole, hieß es, Kosciuszko mit Namen. Lafayette begiebt sich in sein Zelt und findet den mit Blut und Staub bedeckten Helden am Tische vor einer Landkarte. Von da ab umschloß Beide das innigste Freundschaftsband. Große Dienste erwies ein Deutscher, General von Scheuben, der amerikanischen Sache dadurch, daß er als Generalinspector die Schulung der eingezogenen neuen Mannschaften betrieb. Das Beispiel dieser Männer bewirkte, daß fortgesetzt Landsleute von ihnen in den Dienst des jungen Freistaates eintraten. Ein Kampf am Brandiwine fiel zum Vortheil der Engländer aus, die darauf Philadelphia besetzten. Dafür gewannen die Amerikaner auf einer andern Stelle einen bedeutenden Vortheil. Der englische General Bourgoyne hatte sich von Canada aus mit einem Heere, in welchem sich viele Indianer befanden, auf den Marsch begeben, um sich mit Howe zu vereinigen. Bei Saratoga, in den dichtesten Wildnissen des Urwaldes, wurde ihm von Gates und Arnold der Weg verlegt und er zur Capitulation gezwungen. Es geriethen 5000 Mann, unter ihnen 6 Generale, in amerikanische Gefangenschaft; an Beute fiel den Amerikanern zu: 27 Kanonen, 5000 Flinten und bedeutende Munitionsvorräthe.

Nun endlich hielt man am Hofe von Versailles dafür, daß es vortheilhaft für Frankreich sein möchte, öffentlich einen Freundschaftsvertrag mit den Amerikanern zu schließen, außerdem aber im Geheimen mit ihnen ein Schutz- und Trutzbündniß einzugehen. Die Zähigkeit, mit der von Seiten der Amerikaner bis dahin gekämpft worden war, hatte die Zuversicht erweckt, daß sie sich aufrecht halten und die Engländer schließlich sich gezwungen sehen würden, nachzugeben. Nach erfolgten Verhandlungen wurden nun Vertrag und Bündniß der bezeichneten Art durch Vermittlung Franklin's am 6. Februar 1778 in Versailles abgeschlossen. Damit hatte England einen neuen Feind gegen sich aufgerufen. Die Flotten Englands und Frankreichs liefen aus, und es kam zu mehreren Seegefechten, die aber entscheidungslos blieben. Die Theeacte wurde von der englischen Regierung zurückgezogen, ohne daß dies jedoch jetzt noch in Amerika irgend welche Beachtung fand. Howe, der seither fast mit jeder Post prahlerisch

versichert hatte, sein vollständiger Sieg sei unausbleiblich und der Eintritt desselben nahe, ward abberufen und durch den General Clinton ersetzt. Gleichzeitig machte North den Versuch, sich mit Amerika zu verständigen. Doch scheiterten die von seinem Gesandten eingeleiteten Verhandlungen daran, daß der Congreß erklärte, England habe als Vorbedingung die Anerkennung der Unabhängigkeit Amerikas auszusprechen. Der an Howe's Stelle nach Amerika gesandte Clinton verlegte das Kriegstheater auf die südlichen Staaten, in denen sich viele Englischgesinnte befanden. Nachdem er sich genügend verstärkt hatte, gelang es ihm (zu Anfange 1780) Carolina, die Hauptstadt Charlestons, zu nehmen. Inzwischen war nun auch ein kleines französisches Hilfsheer von 6000 Mann nach Amerika gekommen. Die Truppen eines absolutistisch gesinnten Bourbonen an der Seite eines republikanischen Heeres! England schwächen zu helfen, von dieser Absicht allein hatte die französische Regierung sich leiten lassen. Hätte man in Versailles geahnt, welche Folgen es haben würde, Tausende von Franzosen in ein Land zu senden, durch das der Odem der Freiheit wehte, in welchem der politischen Tyrannei der Krieg erklärt worden war, man würde sich wohl gehütet haben, jenes Bündniß einzugehen! Politische Anschauungen, nach Abschluß des Krieges von Franzosen in ihre Heimath gebracht, sollten sich als verhängnißvoll für das daselbst herrschende absolutistische Regiment erweisen! — Mit Einrechnung der französischen Hülfsmacht gebot Washington jetzt über ein Heer von 20,000 Mann. Es sei hier gleich bemerkt, daß die thatsächliche Hilfe der Franzosen nicht bedeutend war, so daß die Schwere des Krieges den Amerikanern zu tragen verblieb. Hatte doch überdies Ludwig XVI. erst zu einer Zeit Truppen gesandt, in welcher die Sache der Amerikaner bereits als gesichert erschien! — Washington nahm die Miene an, als beabsichtige er auf New-York zu ziehen, während er es auf den in Virginien übel hausenden General Cornwallis abgesehen hatte. Der englische Oberfeldherr beeilte sich, mit der Hauptmacht des Heeres New-York zu besetzen, Cornwallis aber hatte Weisung von ihm empfangen, ihm zu folgen. Als Cornwallis die Festung Yorkton erreicht hatte, rückte plötzlich Washington gegen ihn an. Es ward sogleich zur Belagerung Yorktons geschritten. Bei Erstürmung der Schanzen zeichneten sich Lafayette und Kosciuszko auf das Rühmlichste aus. Cornwallis hatte sich an den Oberfeldherrn um Hilfe gewandt, da diese ausblieb, capitulirte er (am 19. October 1781), und es geriethen 8000 Engländer in Gefangenschaft, außerdem wurden den

Amerikanern 200 Kanonen ausgeliefert. Cornwallis hatte in Virginien fast so arg wie die von den Engländern aufgestachelten Indianerhäuptlinge gewirthschaftet. Von ihm waren die Kolonisten zum Waffendienste gegen ihre eigenen Brüder entboten und diejenigen, die sich dem grausamen Befehl entzogen hatten, zum Aufhängen verurtheilt worden. Trotzdem wurde an den Gefangenen keine Art von Rache geübt. Durch die Einnahme Yorktons hatte die Gesammtlage auf dem Kriegstheater jetzt die Gestalt gewonnen, daß für die Sache der Amerikaner das Beste gehofft werden durfte. Als Franklin in Paris die neuesten Nachrichten empfing, äußerte er: „Der junge Herkules hat seine zweite Schlange in der Wiege erdrosselt!" —

Wie wenig hatten bisher in dem Kampfe mit Amerika die Thatsachen den Ankündigungen des Ministers North entsprochen! Nicht dies allein; es waren sogar mit den Anstrengungen die Verlegenheiten Englands gewachsen. Amerika hatte auf Einfuhr von Waffen von außerhalb bedacht sein müssen, von Seiten des auf dem Meere mächtigen, aber auch seine Seemacht mißbrauchenden Englands, waren nun Schiffe anderer Nationen, die für Amerika irgend welche Waare führten, weggenommen worden. Ein solches Verfahren, das allgemeine Erbitterung hervorrief, veranlaßte die Kaiserin Katharina II. von Rußland, einen Bund für Neutralität zum Schutz der neutralen Seemächte zu stiften, an welchem sich zunächst Schweden, Dänemark, Preußen und Oesterreich betheiligten. („Frei Schiff, frei Gut.") Es ward der Grundsatz ausgesprochen: kriegführenden Mächten dürfe von neutralen Mächten jegliche Waare (nur Waffen und Kriegsbedarf ausgenommen) zugeführt werden. Weiterhin schlossen sich dem Bunde, der sich „bewaffnete Neutralität" nannte, noch Holland, Neapel und Portugal an. Die bei dem Bunde betheiligten Staaten verfolgten allerdings nur den Zweck, die eigenen Unterthanen in ihrem Handel zu schützen, den Amerikanern aber gereichte das Bündniß zu großem Vortheil. Der Umstand, daß sich auch Spanien dem Bündniß zwischen Amerika und Frankreich anschloß, theilte die Kräfte Englands noch mehr. Die Spanier hielten dafür, daß nun die Zeit gekommen sei, sich Gibraltars wieder zu bemächtigen, und es entbrannte um diese Festung ein außerordentlich hartnäckiger Kampf zu Wasser und zu Lande, an welchem sich auch die Franzosen betheiligten. Zu der Zeit, als Holland der „bewaffneten Neutralität" noch nicht beigetreten war, hatten die Engländer aus Schriftstücken, die auf einem gekaperten holländischen Schiffe gefunden worden waren, den Beweis entnommen, daß Holland mit Amerika wegen Abschluß eines Allianztractates in

Verhandlung stehe, und dies war Anlaß geworden, daß auch zwischen ihm und Holland der Krieg ausgebrochen war. Indem auf diese Art England in Europa vollauf zu thun hatte, sich Hollands, Spaniens und Frankreichs zu erwehren, fanden endlich die Männer, die vom Anfange an den Krieg gegen die amerikanischen Kolonieen verdammt hatten, Gehör. Man war englischerseits des Krieges in den amerikanischen Wäldern müde. Die Kriegslust erschöpfte sich vor Gibraltar. Daselbst kamen zum ersten Male sogenannte „schwimmende Batterien" in Anwendung. Sie hatten eine Bedachung von Fellen und Säcken mit nassem Sande und waren durch Auflage von Kork an den Seitenwänden vor dem Versinken geschützt. Jedoch den glühenden Kugeln, mit denen sie aus den Felsenbatterien überschüttet wurden, vermochten sie nicht zu widerstehen. Die Stadt Gibraltar ward von den Spaniern und Franzosen in einen Aschenhaufen verwandelt, der Felsenburg jedoch vermochten die Belagerer sich nicht zu bemächtigen. Nicht weniger als 74 Millionen Thaler soll die vergebliche Belagerung Gibraltars gekostet haben.

So kam denn endlich der Friede (Friede zu Versailles vom 3. September 1783) zu Stande, in welchem die Unabhängigkeit der 13 vereinigten Staaten von Nordamerika anerkannt wurde. Auch die übrigen kriegführenden Mächte waren in dem Frieden mit eingeschlossen. England behielt Canada, Spanien Florida und Minorca.

Das schwere Werk, das die Amerikaner unternommen hatten, war zu gutem Ende gediehen; aber wem war zumeist das Gelingen zu verdanken? Hören wir darüber Friedrich Knapp, einen der trefflichsten Kenner der amerikanischen Geschichte. Nachdem er einen Ueberblick des Krieges bis zu der Zeit gegeben, in der Philadelphia von den siegreichen Engländern bedroht war, fährt er fort: „Jetzt schwand der letzte Rest von Vertrauen in die eigenen Kräfte, die allgemeine Verwirrung und Unordnung wurde immer größer, und auch im Volke machte die frühere Begeisterung vielfach einem herzlosen Egoismus Platz. Die Soldaten nahmen, wenn sie schaarenweise davonliefen, sogar die Gewehre mit, welche sie beim Eintritt in den Dienst erhalten hatten, und verkauften sie für baares Geld an die Offiziere, welche, Waffen einzukaufen, in's Land geschickt waren. Die Bauern, in deren Nähe die amerikanischen Truppen in den Winterquartieren lagen, ließen ihre armen Landsleute hungern, indem sie es vorzogen, ihre Producte gegen klingende Münze an die reichen Engländer zu verhandeln. Die Städter lebten in verhältnißmäßigem Luxus und Wohlleben; sie dachten nicht daran, sich Entbehrungen,

oder Opfer für die Vertheidiger ihrer eigenen Sache aufzuerlegen. Kurz, das Volk war weit davon entfernt, seine verzweifelte Lage zu würdigen, geschweige denn, jeden Nerv zur Erringung des Sieges anzustrengen und mit aufopfernder Energie für das bedrängte Vaterland einzustehen. Der Abfall der Niederlande, die französische Revolution und die deutschen Befreiungskriege von 1813—1815 bieten auf einer einzigen Seite mehr Beispiele von Begeisterung, Hingebung und Opferungsfähigkeit, als der ganze amerikanische Unabhängigkeitskrieg zusammengenommen. Ueberhaupt dürfen wir uns durch die tendenziöse Geschichtsfälschung, deren sich die Mehrzahl der amerikanischen und französischen Schriften jener und selbst der neueren Zeit schuldig machen, in unserm Urtheil nicht beirren lassen. Es ist eine lächerliche, zu den Thatsachen im schneidendsten Gegensatze stehende Uebertreibung, wenn jene Schriften das Zeitalter der amerikanischen Revolution als eine Aera der antiken Tugend und Selbstverleugnung darstellen. Die Wahrheit ist, daß eine kleine entschlossene Minderheit die große Mehrheit mit sich fortriß oder vielmehr schleppte, daß einzelne Patrioten mit ihrer ganzen Existenz für das bedrohte Vaterland eintraten, und daß sie durch ihre Tapferkeit, ihre Zähigkeit und endlichen Erfolge das französische Bündniß zu Stande brachten, ohne welches die ganze amerikanische Revolution voraussichtlich gescheitert wäre. Damals war sie nur zu groß, jene Schaar von Lauen und Feigen, welche die Neutralität für die Tugend des weisen Mannes erklärte, jene Anzahl von Intriguanten und Egoisten, welche sich im allgemeinen Ruin bereicherten, jene widerliche Sippe von Blokadebrechern und Speculanten, kurz jene Backfisch-Aristokratie, welche in Luxus und Wohlleben schwelgte, weil ihr Geschäft mehr als je zuvor blühte. Während die Armee darbte und mit dem Blute ihrer von Schuhen entblößten Füße den Schnee des winterlichen Schlachtfeldes färbte, lebte man in der Hauptstadt des Landes in Saus und Braus und suchte sich im Aufwand von Kleidern, Equipagen und kostbaren Mahlzeiten den Rang abzulaufen. Da lesen wir in einem zeitgenössischen Briefe von einem Gastmahle, für dessen Pasteten allein 800 Pfd. Sterl. ausgegeben wurden. Es fand in Philadelphia im ersten Jahre des Krieges statt, wo das Papiergeld noch wenig entwerthet war. Ein anderer Augenzeuge vergleicht den Zustand der damaligen fashionablen Gesellschaft mit einem sinkenden Schiffe, dessen Passagiere die Vorrathskammern erbrechen, um trinkend und zechend dem Untergange entgegen zu gehen. Denkt man sich nun zu diesen den gesellschaftlichen Uebeln noch die überall hervortretende

Machtlosigkeit der Conföderation, die Eifersucht und Erbitterung zwischen den Einzelstaaten, deren jeder mehr bedeuten und weniger leisten wollte, als der andere, und dazu die drohende Nähe des Feindes, so kann man sich ungefähr eine Vorstellung von der Lage der Armee und den Verlegenheiten ihres Obergenerals machen. Vergebens waren seine Bitten, Vorstellungen und Beschwerden beim Congreß. Er verlangte statt der unzuverlässigen Milizen ein für die Dauer des Krieges angeworbenes Heer, aber er predigte tauben Ohren; er drang auf die Dictatur als einziges Heilmittel gegen das täglich mehr um sich greifende Uebel der Insubordination, Desertion und Apathie, allein er vermochte das Mißtrauen des Congresses gegen ein stehendes Heer und die ordentlichen, geschweige denn die außerordentlichen militärischen Gewalten lange nicht zu erschüttern. Die amerikanischen Kolonieen hatten von dem Mutterlande das Vorurtheil geerbt, daß ein stehendes Heer unter allen Umständen der Freiheit des Volkes gefährlich sei, und daß es deshalb so schwach als möglich gehalten werden müsse. So sah auch der Congreß auf seine eigene Armee als auf einen geborenen Feind der bürgerlichen Ordnung, während er ihr doch seine Vertheidigung anvertrauen mußte, und schädigte durch seine halben und falschen Maßregeln das einzige Instrument, das ihn überhaupt noch retten konnte. Es dauerte bis in die Mitte des Jahres 1778 hinein, ehe Abhülfe gegen die fast täglichen Beschwerden Washington's getroffen wurde. Der Congreß gelangte allmählich zu der Erkenntniß, daß sich von seinem Sitze aus die Dispositionen im Felde denn doch nicht leiten ließen, und gab, nachdem er sich von der Reinheit der Absichten des Generals überzeugt hatte, ihm in seinen Hauptforderungen schrittweise nach. Aus dem Haufen bewaffneter Menschen ohne jede Subordination ward aber erst durch die Energie eines talentvollen Schülers Friedrich's des Großen, des Generals von Steuben, von 1778 an eine wirkliche Armee gebildet." — Ein hartes Urtheil über die Bevölkerung in ihrer Mehrheit, ausgesprochen von einem Manne, der sich, wie bemerkt, den Ruf eines trefflichen Forschers auf dem Gebiete der amerikanischen Geschichte erworben hat. Die von ihm angeführten einzelnen Thatsachen sind sicherlich nicht im Mindesten anzuzweifeln. Und dennoch dürfen wir ein Zweifaches nicht aus dem Auge lassen. Wir dürfen nicht vergessen, daß die Männer, von denen die Bewegung geleitet und schließlich zu gutem Ende geführt ward — wir haben als die trefflichsten derselben Washington und Franklin kennen gelernt — den Amerikanern in dem Sinne entstamm-

ten, daß sie Grundeigenschaften ihres Volkes an sich trugen, die sich in ihnen zu seltener Vollendung entwickelten. Dies könnte bestritten, und es könnte behauptet werden, die bezeichneten Männer seien besonders begabte Ausnahmen innerhalb ihres Volksstammes gewesen. Es könnte hingewiesen werden auf andere Zeiten und Völker, in denen große Männer innerhalb allgemeiner Verderbniß aufgestanden seien, gleichsam Wundererscheinungen, insofern ein seelischer Zusammenhang mit ihrem Volke sich nicht erkennen lasse. Aber gerade der Hinblick auf Männer solcher Art in Zeiten der bezeichneten Art, ist ganz besonders dazu geeignet, uns auf den Pfad einer gerechten Beurtheilung in Bezug auf die vorliegende Frage zu führen. Von den Zeiten der Propheten an sehen wir Männer auftreten, die in schweren Tagen das erkannten und aussprachen, was zu thun nothwendig sei. Waren nicht viele dieser Edlen Prediger in der Wüste, die alle ihre Kräfte vergebens anstrengten, diejenigen, an die sie sich mit ihren Mahnungen wandten, zum gemeinsamen Kampf gegen diejenigen Uebel zu bewegen, um die es sich gerade handelte? Entweder wurden die vorhandenen Gefahren als solche nicht genügend erkannt, oder, wenn dies der Fall war, gelang es nicht, die sittliche Willenskraft so hoch zu steigern, daß sie zu opferreichen Thaten führte. Gerade in schwierigen Zeiten zeigt es sich, welch ein Maß von sittlicher Kraft in einem Volke vorhanden ist. Durch den Mund der Besten beginnt dann gleichsam das Gewissen des Volkes zu reden. In welchem Maße die dann auf den Ruf der Führer in den Massen entstehende Bewegung eine mehr oder minder schnelle ist, dies ist, wenn auch an sich nicht unwesentlich, doch von untergeordneter Bedeutung gegenüber der Frage: ob es jenen Männern überhaupt gelingt, die Bevölkerung mit sich fortzureißen, sie auf der dornigen Bahn des Kampfes festzuhalten, oder ob die Bevölkerung ihnen Gleichgültigkeit, wenn nicht gar Haß entgegensetzt.

Ohne einen Washington, einen Franklin und andere hervorragende Männer wäre Amerika nicht zur Unabhängigkeit gelangt; aber nicht minder gewiß ist, daß, hätte es dem amerikanischen Volke gänzlich an sittlicher Willenskraft und der Fähigkeit, das Richtige zu erkennen, gefehlt, es auch Männern von noch höherer geistiger Begabung und sittlicher Kraft, als jene es waren, nicht gelungen sein würde, das Werk der Erlösung zu vollführen. Ehre darum jedem Theile!

Sofort nach dem Friedensschlusse trat eine Gefahr für den jungen Freistaat ein. In den Offizieren der Armee regte sich der

Wunsch, Washington möchte, da er an der Spitze der Armee die Gewalt dazu habe, die Verfassung des Freistaates beseitigen, eine monarchische Regierungsform einführen und sich zum Könige machen. Es wurde ihm dieser Wunsch schriftlich ausgedrückt und hinzugefügt, er möchte, sich auf die Militärmacht stützend, anfangs einen bescheidenen Titel annehmen, später sich König nennen. Während des schweren Kampfes war die zur Zeit geltende Verfassung entstanden. Sie war Landesgesetz. Die Offiziere wünschten demnach, das Landesgesetz sollte umgestoßen werden, angeblich weil dies heilsam für das ganze Land sei, in Wahrheit, weil sie dies als vortheilhaft für sich betrachteten. Nicht das schloß eine Gefahr für den jungen Freistaat in sich, daß ein solcher Wunsch an Washington gerichtet ward, sondern daß er in den Offizieren der Armee vorhanden war. Denn Washington war weit entfernt von jeglichem Gelüst nach Herrschaft. Er antwortete auf der Stelle dem Obersten, durch den ihm jener Wunsch ausgedrückt worden war: „Mit einem Gemisch von Ueberraschung und Erstaunen habe ich die dargelegten Ansichten durchlesen. Seien Sie versichert, kein Ereigniß im Laufe des ganzen Krieges hat mich derart schmerzlich berührt, als Ihre Mittheilung, daß solche Ansichten in der Armee herrschen. Ich betrachte diese Ansichten mit dem größten Abscheu und tadle sie in der schärfsten Weise. Für jetzt will ich Ihre Mittheilung in der eigenen Brust ruhen lassen, ein Vorwärtsgehen in dieser Angelegenheit würde natürlich eine Enthüllung nothwendig machen. Es ist mir unmöglich einzusehen, wodurch ich zu einer solchen Ansprache ermuthigt hätte, welche nach meiner Ansicht die größte Gefahr enthält, die nur immer mein Vaterland befallen könnte. Täuscht mich meine Selbstkenntniß nicht, so hätten Sie Niemand finden können, welchem Ihre Pläne unangenehmer wären. Zu gleicher Zeit muß ich, um meinen eigenen Gefühlen gerecht zu werden, hinzufügen, daß Niemand aufrichtiger als ich wünsche, es möge der Armee volle Gerechtigkeit widerfahren. Macht und Einfluß, so weit dies möglich auf verfassungsmäßigem Wege, werden von mir zu dem Ende bis zum Aeußersten meiner Kräfte aufgeboten werden. Ich beschwöre Sie daher, wenn Sie Antheil an Ihrem Vaterlande nehmen, wenn Sie für sich oder Ihre Nachkommen sorgen und mir Achtung bezeugen wollen, solche Gedanken aus Ihrem Herzen zu bannen und mir nie mehr, weder im eigenen, noch im fremden Namen, solche Mittheilungen zu machen." Wie viel Unheil wäre den Völkern erspart worden, hätten in ähnlichen Fällen Stimmen der Versuchung gleiche Rückweisungen erfahren! In einer An-

sprache an die Armee, in der er Abschied von derselben nahm, mahnte Washington, den Zweck des Kampfes nie aus dem Auge zu lassen und nunmehr im Frieden für die errungenen Güter mit gleicher Hingabe zu wirken, um sie zu befestigen. Im Congreß legte er sein Amt nieder. „Das Mißtrauen in die eigenen Kräfte,“ sagte er dabei, „hat bei mir nur der Ueberzeugung von der Gerechtigkeit unserer Sache, der Hoffnung auf den Beistand des Himmels weichen können. Der ruhmwürdige Ausgang des Krieges hat alle unsere Hoffnungen erfüllt. Meine Dankbarkeit gegen die göttliche Vorsehung und der Gedanke an die Unterstützung, welche mir meine Mitbürger haben zu Theil werden lassen, werden noch lebendiger, wenn ich mir alle Schwierigkeiten unseres Unternehmens vergegenwärtige.“ Der Präsident sprach dem Feldherrn in glühenden Worten den Dank des Vaterlandes aus. Eine Belohnung, die ihm angeboten ward, lehnte er ab; er ließ sich nur seine gehabten Auslagen bezahlen, über die er mit peinlichster Gewissenhaftigkeit Rechnung legte. Darauf kehrte er nach acht Jahren schwerster Mühseligkeiten auf sein Landgut Mount Vernon zurück. Nun war er wieder Landwirth und betrieb seine Geschäfte mit aller Hingabe. „Ich beneide Niemanden,“ schrieb er von dort aus an Lafayette, „und bin entschlossen, an Jedermann Gefallen zu finden. Ein Glas Wein, ein Stück Lammfleisch sind immer vorhanden. Wer damit zufrieden ist, wird willkommen sein; wer mehr erwartet, wird sich getäuscht fühlen.“ Auch weiterhin wurden noch Versuche gemacht, den Retter des Vaterlandes zur Annahme einer Belohnung geneigt zu machen. Er hatte einen wohldurchdachten Plan entworfen, der sich auf die Schiffbarmachung zweier Flüsse bezog. Gemäß dem Plane wurde das Werk betrieben, und das Land gewann durch dasselbe großen Vortheil. Nun beschloß der Congreß, Washington einhundertfunfzig Aktien zu je hundert Pfd. Sterl. zur Verfügung zu stellen. Diese einzige Gabe nahm Washington an, jedoch unter der Bedingung, daß man ihm gestatte, sie nach bestem Ermessen zum Wohle des Vaterlandes zu verwenden. Später ergab es sich aus seinem Testament, in welchem auch die Freilassung seiner Sclaven ausgesprochen war, daß er jene Aktien zur Begründung einer Universität und einer Freischule für arme Kinder bestimmt habe.

Erst zwei Jahre nach dem Friedensschluß kehrte Franklin in seine Heimath zurück. „Sein Einzug in Philadelphia,“ berichtete ein Augenzeuge, „war ein Triumphzug; er zog durch die Straßen dieser Hauptstadt unter den Segnungen eines freien und dankbaren Volkes,

das seine Dienste nicht vergessen hatte. Die Krieger, welche ihr Blut für eine durch seine Klugheit gesicherte Unabhängigkeit vergossen hatten, bestrebten sich, ihm ihre ehrenvollen Wunden zu zeigen. Greise, die den Himmel um Leben bis zu seiner Rückkehr gebeten hatten, umgaben ihn, und ein junges Geschlecht brannte vor Begierde, die Züge des großen Mannes zu sehen, dessen Gaben, Dienste und Tugenden in ihren Herzen die ersten Entzückungen der Begeisterung geweckt hatten." Sofort begann der Weise wieder gemeinnützig zu wirken im Vaterlande. Er ward zum Präsidenten des höchsten Regierungscollegiums erwählt. Zwei Vereine, deren einer für Verbesserung des Gefängnißwesens, der andere für Abschaffung der Sclaverei thätig war, erwählten ihn ebenfalls zu ihrem Vorsitzenden, außerdem ward er wiederum die Seele der früher von ihm in's Leben gerufenen Stiftungen. Inzwischen hatte der Congreß fortgesetzt an dem Verfassungsgesetz gearbeitet. Vier Jahre nach dem Friedensschluß war man so weit gekommen, daß zur letzten Abstimmung über das ganze Gesetz geschritten werden sollte. Ueber einzelne Bestimmungen herrschte noch große Meinungsverschiedenheit. Franklin mahnte in eindringlicher Weise zur Einigkeit, darauf verweisend, daß es nicht wohl gethan sei, Gutes zu verwerfen oder es abzuschwächen, weil Besseres oder doch das, was man für das Bessere halte, nicht sofort zu erreichen sei. „Wenn eine Zahl Menschen sich versammeln," sagte er, „um ihre vereinten Einsichten zu benutzen, so versammeln sich auch ihre Vorurtheile, Leidenschaften und Localinteressen, und da läßt sich offenbar Vollkommnes nicht erwarten. Ich wundre mich sogar, daß wir uns der Vollkommenheit so weit genähert haben, und denke, daß sich auch unsere Feinde wundern werden, die von unseren Berathschlagungen eben den Ausgang hofften, wie von dem Thurmbau zu Babel, die da glaubten, unsere Staaten würden sich einander nie wieder nähern, als um einander den Dolch in's Herz zu stoßen. Ich gebe also meine Stimme, weil ich keine bessere Constitution erwarte und ich nicht weiß, ob sie nicht wirklich die beste sei, und opfere mein besonderes Urtheil dem allgemeinen Besten auf. Wenn jeder Abgeordnete bei seiner Rückkehr in seine Heimath seinen Wählern die von ihm hier gemachten Einwürfe vortragen wollte, so könnte es leicht geschehen, daß die Constitution nicht allgemein angenommen würde. Dadurch gingen all die guten Wirkungen verloren, welche sowohl in Rücksicht auf uns, als auch auf andere Völker aus unserer wirklichen oder scheinbaren Eintracht entspringen. Denn das Vermögen einer Regierung, das Glück des

Volkes zu befördern, hängt größtentheils von dem Glauben an die Güte der Verfassung und die Redlichkeit der Regenten ab. Daher hoffe ich, daß wir um unsers eigenen Vortheils willen, sofern wir Theile des Ganzen sind, als zum Besten unserer Nachkommen uns ehrlich vereinigen, diese Constitution überall, so weit wir können, zu empfehlen und künftighin unser ganzes Bestreben dahin richten werden, die Vollziehung derselben durch die dienlichsten Mittel zu betreiben. Vor Allem liegt mir der Wunsch am Herzen, daß jedes Mitglied des Congresses, das etwa noch einige Einwendungen machen könnte, jetzt, wie ich, seiner Unfehlbarkeit nicht zu viel zutrauen und zum Zeichen seiner Uebereinstimmung seinen Namen unter die Constitution setzen möge." Nicht vergebens war des Weisen Mahnung gewesen: das Verfassungsgesetz fand einstimmige Annahme. Wer dürfte es verkennen, daß die Versammlung sich selbst ehrte, indem sie auf Franklin's Urtheil ein so großes Gewicht legte! Gleich dahinter bekundete sie durch ein neues Zeichen, daß ein gesunder Geist ihr innewohne. Es galt, einen Präsidenten zu wählen. Die Wahl fiel mit Einstimmigkeit auf Washington. Er — das empfanden Alle —, der in so schweren Jahren der Sache des Vaterlandes sich in so unvergleichlicher Weise hingegeben habe, er sei der Mann, das nunmehr beschlossene Staatsgesetz mit Festigkeit und Besonnenheit zur Anwendung zu bringen, so daß die Gesammtheit zum Bewußtsein des Werthes seiner Errungenschaft gelange. Wiederum rief den Trefflichen die Pflicht, die ihm verliehene Kraft dem Vaterlande zu widmen, aus dem Frieden seines Hauses. Wie schwer wird es ihm, auf's Neue in das sorgenvolle öffentliche Leben einzutreten! „Heut," schrieb er am 16. April 1789, „sagte ich Mount Vernon, dem Privatleben und dem häuslichen Glück Lebewohl, und mit einem Herzen voll peinlicher, kaum zu beschreibender Besorgnisse reiste ich nach New-York ab. Es ist mein eifriges Streben, dem Rufe meines Landes gehorchend, diesem bestmöglichst zu dienen, indessen ist meine Hoffnung gering, daß ich seinen Erwartungen entsprechen werde." Aber ihn erfüllte jener hohe Sinn, dem Kant in den Worten Ausdruck gegeben hat: „Der Mensch ist nicht da, um glücklich zu sein, sondern um seine Pflicht zu thun." Das war es, was es ihm unmöglich machte, das hohe Amt des Präsidenten der vereinigten Staaten abzulehnen. Jedes Wort, jede Handlung bekundete es, daß er mit allen seinen Kräften darnach strebte, seine Pflicht zu erfüllen. „Ich kann meine Funktionen nicht antreten," sagte er in seiner Antrittsrede, ohne mich im brünstigen Gebet an den Herrscher

des All's zu wenden, an den allmächtigen Gott, der den Versammlungen der Nationen vorsteht, und dessen Vorsehung Alles das ersetzt, was dem menschlichen Geiste an Talent und Einsicht fehlt: ich flehe zu ihm, seinen Segen über das Volk der vereinigten Staaten zu verbreiten und eine Regierung zu schützen, die die Nation selbst in der Absicht gegründet hat, sich frei und glücklich zu machen; endlich, daß er so gnädig sein möge, alle Staatsdiener zu erleuchten. Indem ich so diesem erhabenen Wesen, der einzigen Quelle alles Guten, huldige, bin ich gewiß, daß meine Gefühle auch die Ihrigen und die meiner Mitbürger sind. Welches Volk sollte bereitwilliger sein, als das der vereinigten Staaten, die mächtige und unsichtbare Hand, die die Angelegenheiten dieser Welt lenkt, anzuerkennen und anzubeten!" Zum Schluß sagte er: „Es ist eine der sichersten Wahrheiten, daß Tugend und Glück durch unauflösliche Bande an einander gekettet sind; unsere Pflicht macht unser Glück aus, und die Grundsätze einer weisen und redlichen Politik begründen allezeit das Wohl der Nationen. Der Himmel kann nie eine Nation begünstigen, die die ewigen Gesetze der Ordnung und Gerechtigkeit verachtet. Von der Ausübung dieser Tugenden ist die Erhaltung der heiligen Flamme der Freiheit abhängig, deren Schutz uns gewissermaßen anvertraut ist."

Die Zeit des Scheidens eines der Männer, die leuchtend an dem Eingange des politischen Daseins Nordamerikas als Einheitsstaat stehen, nahete. In seinem Testament bedachte Franklin einige Schulen Bostons und Philadelphias reichlich, setzte auch eine Summe aus, die verwandt werden sollte, den Lehrlingen Gelegenheit zur Weiterbildung zu geben, eine andere Summe bestimmte er zum Bau eines Kanals. Die Erinnerung an seine reiche Vergangenheit war geeignet, seinen Blick zu erhellen, nicht minder beseligten Glauben und Hoffnung Franklin's Herz, gedachte er des Lebens nach dem irdischen Tode, und oft sprach er mit Innigkeit von dem Glücke, „in seiner Glorie Gott, den Vater der Geister, dessen Wesen für den Weisesten der Welt unbegreiflich ist, zu schauen, seine Werke in den höheren Welten zu bewundern und in Gemeinschaft zu treten mit den erhabensten Geistern der Welt." Franklin starb am 17. April 1790. „Das Alterthum hätte dem Sterblichen," sagte einer seiner Bewunderer, „der zum Nutzen der Menschheit Himmel und Erde mit seinem großen und tiefen Geiste umfaßte, den Donner und die Tyrannei zu bezwingen verstand, Altäre errichtet. Das erleuchtete, freie Europa ist mindestens einem der größten Männer, die für Philosophie und

Freiheit gelebt haben, sein Andenken und seinen Schmerz zu weihen schuldig." Und fügen wir hinzu, die Geschichtsschreibung ist es ihm schuldig, sich mit ihm in umfassenderer Weise zu beschäftigen, als es zumeist noch geschieht. Wie viele tief unter Franklin stehende Personen der alten Zeit nehmen in den Darstellungen der Völkergeschichte einen ungleich größeren Raum ein, als ein solcher dem Weisen aus Boston gewidmet wird, dessen Leben doch ein so reicher Quell heilsamer Gedanken für Staat und Haus ist! —

Washington nahm auch jetzt von dem Staat eine Entschädigung für seine Bemühungen nicht an. Freilich, gedenkt man des Maßes der Hingabe, die er dem Gemeinwesen widmete, so muß man sagen, ein noch so hohes Präsidentengehalt wäre ein armseliger Lohn für ihn gewesen. Hätte er nicht Mittel besessen, er würde nicht angestanden haben, ein Gehalt anzunehmen; nun aber betrachtete er es als ein hohes Glück, in der Lage zu sein, sich seine Dienste nicht bezahlen lassen zu müssen, auch damit ein seltenes Beispiel der Selbstsuchtslosigkeit den Staatsmännern der folgenden Zeit gebend. Zeichen dankbarer Liebe wurden ihm reichlich zu Theil. Aber welcher Sterbliche dürfte in einer Stellung, die seine Kräfte mehr oder minder für die Allgemeinheit in Anspruch nimmt, hoffen, unangetastet von dem wüsten Treiben der Parteien seine Bahn wandeln zu können? Auch Washington hatte während seines Wirkens in seinem hohen Amte Sturm und Drang mancherlei Art auszuhalten. Da galt es, das Herz frei zu halten von Bitterkeit, und das hohe Ziel, das er sich gesteckt hatte, nicht zum Schaden des Ganzen sich verdunkeln zu lassen; da galt es, denselben Muth zu bewähren, der einst sein Begleiter war, als er in schauervoller Winternacht über den Delaware setzte, um den ihm an Streitkräften überlegenen Feind aufzusuchen. Wie sein Wirken in Bezug auf die einzelnen Maßregeln erfolgreich war, so hatte es auch den Erfolg, daß die große Mehrheit des Volkes, als die vierjährige Amtszeit Washington's vorüber war, einig war in dem Wunsche, den Vater des Vaterlandes noch nicht aus seinem mächtigen Amte scheiden zu sehen. Er vermochte nicht zu widerstehen, trotzdem doch die Last des Alters ihn auch schon zu drücken begann, und neue vier Jahre hindurch widmete er sich mit gänzlicher Aufgabe aller Privatwünsche den Geschäften des Präsidentenamtes. Als man darnach aber von ihm die Fortsetzung seiner Thätigkeit begehrte, wies er darauf hin, daß das Eintreten einer neuen Kraft in die leitende Stelle für den Staat heilsam sei. Er schied, durch weisen Rath sein Volk auch noch im letzten Augenblicke

seiner Amtsthätigkeit segnend. „Religion und Moral," sagte er u. A. in seiner Abschiedsrede, „sind die unentbehrlichen Stützen, auf denen eine jede sittliche Richtung und geistliche Entwicklung beruht, welche die politische Wohlfahrt eines Landes fördern. Wer diese mächtigen Pfeiler menschlicher Glückseligkeit, die unerschütterlichen Haltepunkte, auf denen alle Pflichten des Menschen und Bürgers beruhen, erschüttert, wird den Tribut des Vaterlandes umsonst einfordern. Nicht nur der fromme Gläubige, sondern auch der kluge Politiker soll diese Führer der Menschheit verehren und hochhalten. Bände müßte man füllen, um den mannigfachen Einfluß zu schildern, den sie auf die Glückseligkeit des Einzelnen wie auf die des Volkes unablässig ausüben. Die Voraussetzung, daß Moral ohne Religion fortbestehen könne, sollten wir sorgsam prüfen, ehe wir sie aufstellen. Mag man auch bei Gemüthern von einer besondern Beschaffenheit dem Einfluß einer geläuterten Erziehung noch so viel Gewalt einräumen, so gestattet uns doch die Vernunft und Erfahrung nicht, vorauszusetzen, daß bei dem Volke Moral erhalten bleiben könne ohne Religion." — Zum Schlusse sagte er: „Ich scheide in der Hoffnung, daß mein Vaterland meine Unvollkommenheiten nachsichtig beurtheilen wird, und daß man, nachdem ich mit dem aufrichtigsten Eifer fünfundvierzig Jahre meines Lebens seinem Dienst gewidmet habe, die Fehler, welche ich beging, meiner Unfähigkeit zuschreiben und der Vergessenheit übergeben wird, da ich selbst bald in die Wohnungen des Friedens eingehen werde." Drei Jahr später (1799) starb Washington. Gemäß seiner letztwilligen Verfügung ward er ohne jeglichen Prunk und ohne Leichenrede in seinem Garten begraben. Mitglieder des Freimaurerordens, dessen Grundsätzen gemäß zu leben des Verklärten eifriges Bestreben gewesen war, umstanden in stummer Trauer die Gruft und warfen dem Sarge einen Schauer von weißen Rosen nach. Gervinus zieht eine Charakterparallele zwischen Washington, dem Hauptbegründer der nordamerikanischen Freistaaten, und dem später auftretenden und jenem nacheifernden Bolivar, dem Gründer des Freistaates Columbia, welcher letztere eine Zeit lang von oberflächlichen Beurtheilern über Washington gestellt worden ist. „Beider Geburtslande" (so werde gesagt) „böten die Vergleichungspunkte zu ihren verschiedenen Naturen: die blauen Berge eines Sommerabends ohne Wolken und Flecken, so sei Washington gewesen; die ungeheuren Anden, zuweilen friedlich, zuweilen stürmisch; immer prachtvoll und groß, — so Bolivar. — Dieses Urtheil ist indeß von den Zeiten, die seit dem Ausgange Bolivar's verflossen sind,

nicht bestätigt worden. Die Vergleichung, auf die es sich gründet, ist nicht überall richtig, und das schimmernde Bild, in das die Gegensätze auslaufen, wird, wie treffend es scheinen möchte, doch höchstens poetische Schwärmerei und Jugend bestechen und blenden. In der Pracht der Natur bewundern wir gegebene Schönheiten, die ein Künstler ordnet, der unserer Beurtheilung enthoben ist; auch in einem Menschen können wir der Größe gegebener Anlagen dieselbe Bewunderung zollen; aber unser eigentliches Urtheil über ihn wird sich nach dem bestimmen, was sein selbstwirkendes Wesen aus seinen kleinen oder großen Gaben gemacht hat. Wer auch alle menschliche Freiheit für nichts weiter als Traum und Täuschung hält, nie wird doch selbst er seinen Geist dahin zu zwingen vermögen, den Menschen und sein Thun und Lassen wie die verantwortungslosen Erscheinungen der todten Natur und der vernunftlosen Welt zu betrachten. Der freien Entwicklung eines menschlichen Einzelwesens sind unleugbar durch die klimatischen, nationalen, die Familienverhältnisse, in denen es entstanden ist, nach allen Seiten hin Schranken gezogen, die in unsern Anforderungen und Beurtheilungen auf's Billigste erwogen sein wollen; je genauer wir aber diese Verhältnisse kennen, und je richtiger wir sie würdigen, desto mehr werden sie uns auch wieder neue Anlässe darbieten, auf dem Standpunkte der Beurtheilung freier zu freien Wesen zu beharren. Es giebt keine stärkere und von der Gerechtigkeit stärker geforderte Erwägung für eine Zusammenstellung der beiden amerikanischen Befreier, als die des Unterschiedes der nationalen Umgebung, in die sie beide gestellt waren. Der ganze Gegensatz und Abstand germanischer und romanischer Natur ist an keinem Gegenstande schärfer, klarer, eindringlicher zu beobachten, als an diesen beiden Männern, die durch Zeiten und Verhältnisse, durch gleiche und gleichgroße Lebensberufe und Erfolge einander so nahe gerückt erscheinen. Was in Washington's Leben die geheime Kraft war, die alle seine Begabungen erhöhte, die ihm die Gewalt über die Menschen und die Macht über die Ereignisse gab: die Beherrschung der Leidenschaft durch die Vernunft, die bescheidene Rückhaltung von dem Urtheile Anderer, die maß- und formvolle Rücksicht auf Anderer Ansprüche und Rechte, der tiefe Ernst seines Wesens, die achtunggebietende Festigkeit seines Handelns, die Ueberlegtheit im Versprechen und Unternehmen, das strenge Pflichtgefühl im Ausführen, die Achtsamkeit auf den göttlichen Funken des Gewissens, die er sich in seinen Jugendmaximen schon vorschrieb, das Alles sind die Bezeichnungen einer durchaus grundsätzlichen Tugend, die jenem Menschengeschlechte

(den Völkerschaften Columbiens, für deren Recht Bolivar sein Schwert zog) so fremd erscheint, das in der Schlaffheit der südlichen Atmosphäre, in der Frivolität und dem Dunkel des römischen Glaubens, Unglaubens und Aberglaubens, unter dem Druck des römischen Despotismus sich zu entfalten hat." In Kürze zusammengefaßt, spricht sich Gervinus über Washington weiterhin dahin aus: „Tiefen Abscheu hegte er vor dem Spiele, das er die Quelle aller Laster, den Vernichter des Charakters und der Gesundheit, das Kind der Habsucht, den Bruder der Ungerechtigkeit, den Vater des Verderbens nannte. — Das Ziel der Volkswohlfahrt ließ ihn im Kriege nur das Mittel zum Frieden sehen; um ihrer selbst willen wären ihm seine kriegerischen Triumphe nur Flitter gewesen, wenn sie nach errungener Unabhängigkeit nicht auch die Freiheit, nicht auch die gesicherte Entwicklung des staatlichen Gedeihens verbürgt hätten. Von Bolivar haben wir erfahren, wie gern er die talentlosesten Freunde und die unterwürfigsten Schmeichler in seine Nähe zog und auf die vortheilhaftesten, einflußreichsten Posten schob; aber Washington durfte sich selbst das Zeugniß geben, daß er bei Besetzung der Stellen sich nie durch freundschaftliche oder verwandtschaftliche Rücksichten bestimmen ließ, und selbst seine Gegner geben das mit dem Bekenntniß zu, daß keines Menschen Gerechtigkeit in dieser Beziehung unbeugsamer war, als die seine. Bolivar wollte die befreiten Völker Südamerikas nach einem eigengedachten Schema oder Ideale beglücken, solch ein Gedanke, Volk und Staat nach Einem Sinne leiten zu wollen, wäre dem Geiste eines klaren Praktikers, wie Washington, ewig fremd gewesen, der seine politischen Ideen aus seiner redlichen Absicht schöpfte, in achtsamer Prüfung der Dinge sie zur Reife brachte und dann an seiner erlangten Ueberzeugung kräftig festhielt, mehr aber als an sich an die Menschen glaubte und dem gesunden Instinkte des Volksganzen vertraute. — Wie rührend, daß auf jeder Stufe seines Ruhmes der sehnsüchtige Zug in ihm aushielt, vom Schlachtfeld zum Ackerfeld, unter den Schatten seines Weinstocks und Feigenbaums am Potomac zurückzukehren, aus den Höhen des öffentlichen Lebens in den Kreis der häuslichen Freuden, in die liebliche Verborgenheit des innern Lebens herabzusteigen, das ihm ein Glück bot, von dem der ruhmbegierige Soldat und der gequälte Staatsmann nichts wissen. — Die christliche Welt kann schwer in dem Leben eines werkthätigen Mannes ein zweites Beispiel der religiösen Zusammenfassung und Demuth finden, wie in Washington, dem es ein tiefer und heiliger Ernst war, dem Heilande in Gerechtigkeit, Milde, Bruderliebe, Gleich-

muth und Seelenfrieden nachzueifern. Und es waren nicht seine Bewunderer nur, es waren Gegner und Feinde, die ihm in geistlicher, sittlicher und bürgerlicher Beziehung die höchsten Eigenschaften der Weisheit, der Mäßigung, der Gerechtigkeit zuerkannt haben. — Wohin wir auch, wenn wir forschend sein Wesen durchgehen, blicken: überall tritt uns die allem Flitterscheine abholde Echtheit seines Wesens entgegen, nach allen Richtungen hin giebt sein Leben der menschlichen Natur die fruchtbarsten Antriebe und Beispiele, wie sie in einem geistüppigen, viel verirrten Geschlechte und Zeitalter nicht heilsamer erdacht werden könnten. Dies Leben hat von intellectueller Seite für die praktisch verständige Nüchternheit einen großen Preis vor aller lüderlichen Genialität in Anspruch genommen. Es hat von ethischer Seite die Zweifler an der Wirklichkeit und an der wirksamen Kraft der Tugend zur Bekehrung rufen müssen. Es hat von politischer Seite durch scheinlose Gediegenheit alle falsche Größe verleidet und allen falschen Glanz verdunkelt, mit dem die Geschichte allzulang hohle Würden und Kronen umgab. Es hat der Geschichte vielmehr einen höhern Maßstab zur Beurtheilung öffentlicher Charaktere wiedergegeben, der in den Jahrhunderten der Militärreiche und der Gewaltherrschaften fast ganz verloren gegangen war. — So Gervinus Urtheil in kurzer Zusammenfassung.

Die dem Heimgegangenen von seinen dankbaren Landsleuten gewidmete Grabesinschrift lautet: „Er ist der Erste im Kriege, der Erste im Frieden und der Erste in dem Herzen seiner Mitbürger.“ Das Maß der Geltung dieses Wortes mußte entscheidend sein für die Geschicke des Weltstaates Amerika, dessen Fundament Washington gelegt hat.

Friedrich des Großen Staatsverwaltung und Privatleben.

Friedensthätigkeit vor dem siebenjährigen Kriege.

Kehren wir von der Betrachtung des größten Staatsmannes der neuen Welt zu der des größten Staatsmannes Europas jener Zeit, Friedrich's des Großen, zurück. War doch Friedrich der Große der erste Monarch, der mit den Amerikanern einen Freundschaftsvertrag abschloß, nachdem er vorher schon die Gründung des nordamerikanischen Freistaates mit Worten wärmster Anerkennung begrüßt hatte! —

Nach dem Abschluß des zweiten schlesischen Krieges waren dem Könige zehn Friedensjahre (1746—1756) beschieden. Dieser Zeitraum, der dem siebenjährigen Kriege voranging, hat uns zunächst zu beschäftigen.

Friedrich hatte sich als ein Held auf dem Schlachtfelde bewährt; aber wie irren die, die da meinen, er hätte auch nur eine Ader von einem „Eroberer" in sich gehabt! Weshalb es unerläßlich war, zum Schwerte zu greifen, ist bereits (B. III. S. 483—89) zu einem Theile dargelegt worden; ein abschließendes Urtheil über diese Frage wird sich für den Leser aus dem Ueberblick des gesammten Wirkens Friedrich's ergeben. Künste und Wissenschaften zu unterstützen, Ackerbau, Gewerbefleiß, Schifffahrt und Handel zu fördern — dahin ging der Zug seines Herzens, und mitten in der Zeit der Kriegsstürme waren durch Anordnung heilsamer Maßregeln für die Verwaltung viele fruchtbare Keime friedlicher Thätigkeit ausgestreut worden. Schon bei dem Abschluß des ersten Friedens hatte er einem Freunde geschrieben: „Er gedenke die Tage, die ihm der Himmel schenken wolle, in Ruhe zu verleben und so viel Gutes zu thun, als in seinen Kräften stehe." Nun traf er Anordnungen, sich ein stillgelegenes Heim auf einem Berge bei Potsdam zu bauen; aber ehe noch Hand an das Werk gelegt wurde, mußte er zum zweiten Male das Kampfroß besteigen.

Jedoch auch dies Werk ruhete nicht gänzlich während des zweiten schlesischen Krieges, und noch vor dem Abschluß des zweiten Friedens wurde der Grundstein zu dem anfänglich das „Lustschloß im königlichen Weinberge," später vom dem Könige „Sanssouci" benannten, auspruchslosen und in edler Einfachheit gehaltenen Gebäude gelegt, dessen Grundidee von dem Könige selbst herrührte, und zu dem die Zeichnungen von dem Freiherrn von Knobelsdorf angefertigt waren. Von der Höhe des sechzig Fuß hohen Berges, auf welchem sich das Schloß erhebt, hat man einen Blick über das von Seen und bewachsenen Bergen umgebene Potsdam. Auf der der Stadt zugewandten Seite des Berges wurden sechs Terrassen, steinerne Treppen und Treibhäuser angelegt und die Terrassen mit Reihen von Orangen- und Lorbeerbäumen besetzt. Nicht viel länger als ein Jahr währte es, so war das Lustschloß so weit fertig, daß Friedrich seine erste Tafel in demselben halten konnte. Vor seinem Studierzimmer ließ der König sich eine Gruft bauen, dieselbe ward mit einem Marmorstein bedeckt und auf diesen eine Bildsäule der Flora aufgestellt. Ehe noch der Zweck dieses Baues bekannt war, that der König, auf den Platz hinweisend, gegen den Marquis d'Argens die Aeußerung: „Quand je serai là, je serai sans souci!" (Wenn ich erst dort bin, werde ich ohne Sorge sein!) Seit jener Zeit nannte er das Schloß „Sanssouci". Schloß, Terrassen, Gartenanlagen, Park — das Ganze machte einen so harmonischen Eindruck, daß Voltaire auf dasselbe die Bezeichnung „le paradis du philosophe" anwandte.

Des Königs Wunsch war es, hier „sorgenfrei," d. h. frei von den Sorgen zu leben, die aus Vernachlässigung der Pflichten entspringen. Dachte er noch eben so hoch und hehr von dem Regentenberuf, von den Pflichten des Königs gegen das Volk, wie in der rheinsberger Zeit? Wie oft ist's geschehen, daß fürstliche Personen, kaum zur Macht gelangt, früher ausgesprochene volksfreundliche Ansichten verleugneten, daß der Vollbesitz der Macht sie vergessen ließ, was sie als Forderung im Interesse der Regierten kurz vorher selbst ausgesprochen hatten! In diesem Punkte unterscheidet sich Friedrich von — es darf dies mit allem Bedacht gesagt werden — unzähligen seiner fürstlichen Standesgenossen. Auch nicht um eines Haares Breite verleugnete er die hohen Forderungen, die er, ehe er zur Krone gelangt war, an den Regentenberuf gestellt hatte; er ist derselbe in seinen Aeußerungen, die er in der kronprinzlichen Zeit that, und er ist jetzt bemüht, sie zu bethätigen. Darin werden wir seine Größe finden, die uns immer und immer wieder Bewunderung

abnöthigen wird. In der Instruction, die er im Jahre 1744, also im vierten Jahre seiner Regierung, für den jungen Herzog Eugen von Würtemberg schrieb, heißt es: „Denke nicht, daß das Land Würtemberg nur um Deinetwillen geschaffen ist, sondern daß die Vorsehung Dich geschaffen hat, um das Volk glücklich zu machen; des Volkes Wohlfahrt mußt Du jederzeit Deinem Vergnügen vorziehen.“ Der Friedenszeit vor dem siebenjährigen Kriege gehört auch das Wort des Königs an: „Ein Fürst ist der erste Diener und die erste Behörde des Staats und schuldet dem Staat Rechenschaft über den Gebrauch, den er von öffentlichen Steuern macht.“

Den Worten entsprachen die Thaten. Im Dienste seines Volkes unermüdlich thätig zu sein, betrachtete Friedrich als seine Lebensaufgabe. „Ich arbeite,“ schrieb er einem Freunde, „um zu leben, denn Nichts hat mehr Aehnlichkeit mit dem Tode als der Müßiggang.“ Als Seitenstück zu dem Sprichwort „Müßiggang ist aller Laster Anfang“ sagt er: „Arbeit ist aller Tugenden Mutter.“ Aus Ruppin hatte er einem Freunde geschrieben: „Wie glücklich ist man doch, wenn man die Tage, welche die Parze einem spinnt, würdig benutzen kann, und nicht in entehrendem Müßiggange seine Zeit verliert, die nicht wiederkehrt, und die auf ihrer Flucht unser Leben verkürzt.“ Seine Tageszeit war streng eingetheilt. Früh vier Uhr begann sein Tagewerk. Wie der Tag, hatte auch das Jahr seine Eintheilung in Bezug auf Thätigkeiten, die dem Staatsdienste gewidmet waren, als Musterungen, Bereisung der Provinzen, um den Erfolg seiner Anordnungen oder den Fortgang derselben zu sehen. Der Erholung gönnte er nur so viel Raum, als nöthig erschien, neue Kräfte zu sammeln.

Bei Tafel erquickte er sich an dem Gespräch mit Freunden. Von den rheinsberger Jugendfreunden lebten nur wenige noch, der Tod hatte ihm Suhm, Kayserlingk und Jordan entrissen, Knobelsdorf und Jordan folgten ihnen bald nach. Als ein hohes Glück würde es von ihm betrachtet worden sein, wäre es ihm beschieden gewesen, den Führer seiner Jugend, den edelgesinnten Duhan de Jaudun, jetzt um sich zu haben. Der König hatte ein dankbares, für Freundschaft empfängliches Herz. Welche zarten Empfindungen athmen die Briefe, die er aus dem Felde und vorher schon an Duhan schrieb! Eines der Briefe aus der Zeit der Verbannung Duhan's sei hier gedacht. Er müht sich, dem geliebten Lehrer Trost zuzusprechen, er will aber auch die Pietät, die er dem strengen Vater, bei dem Duhan in Ungnade gefallen ist, schuldig ist, nicht verletzen. „Die Bande des Blutes,“ schreibt er, „gebieten mir Stillschweigen über einen Gegenstand, über den ich mich leicht zu

stark ausdrücken könnte, und bei dessen Erörterung die feine Linie, welche zwischen der Pflicht, eine schlechte Handlung zu hassen, und der Pflicht, den Thäter zu lieben, in der Mitte liegt, leicht verschwinden könnte. Dies sind Gelegenheiten, wo die Ehrfurcht uns gebietet, schlechten Dingen eine Wendung zu geben, bei welcher sie weniger hassenswerth erscheinen, und wo die Liebe verlangt, die Fehler des Nächsten mit den besten Farben zu übertünchen, die uns irgend zu Gebote stehen." Aus dem Feldlager in Böhmen schrieb er im Jahre 1745 über den Tod Jordan's und Kayserlingk's: „Ich glaube, daß ein wahrer Freund ein Geschenk des Himmels ist. Ach, ich habe zwei verloren, um welche ich während meines ganzen Lebens trauern werde, und deren Andenken nur mit meinem Leben enden wird." Damals vernahm er, daß Duhan erkrankt sei. „Welch ein Unglück," schrieb er ihm, „fast zugleich meinen armen Jordan und meinen theuren Kayserlingk verloren zu haben! Sie machten meine Familie aus, und jetzt bin ich wie verwittwet, verwaist und in tiefer Trauer. Erhalten Sie mir Ihre Gesundheit und bedenken Sie, daß Sie fast allein noch von meinen alten Freunden übrig sind." Wie oben bemerkt, war Duhan am Tage nach der Rückkehr des Königs aus dem zweiten schlesischen Kriege gestorben. Zur Tafelrunde in Sanssouci gehörten Graf Rothenburg, der Marqis d'Argens, de la Mettrie, Maupertuis, Graf Algarotti und Voltaire. Dem Könige kam es wesentlich darauf an, nach mühsamer Arbeit literarische Anregung zu empfangen, daher denn auch Personen Zutritt erhielten, deren Character Vieles zu wünschen übrig ließ. Zu denen, die der König auch um ihres Herzens willen hochschätzte, gehörte Graf Rothenburg. Als ihm eines Tages die Nachricht zukommt, Rothenburg sei plötzlich gefährlich erkrankt, eilt er halb angekleidet in die Wohnung des Freundes. Im Nebenzimmer erklärt der Arzt, Rettung sei nicht möglich. Da bricht Friedrich in Thränen aus. Der bald darauf erfolgende Tod Rothenburg's erschütterte ihn dermaßen, daß er mehrere Tage Niemanden vor sich ließ. Auch der Marquis d'Argens erfreute sich der besondern Zuneigung des Königs. Gern gesehen war in Sanssouci nicht wegen seines Characters, sondern wegen seiner sprudelnden Laune und seiner anmuthigen Unterhaltungsgabe de la Mettrie. Der Mathematiker Maupertuis war ein Mann von tief wissenschaftlicher Bildung, der, im Gegensatz zu de la Mettrie, seine Ansichten, ohne irgend wen, selbst den König nicht ausgenommen, zu schonen, in schroffen Formen auszudrücken pflegte. Algarotti war ein in allen Fächern des Wissens sehr unter-

richteter Gelehrter, der, wie der König sagte, auf jede Frage mit klingender Münze zu zahlen verstehe. Der Mann aber, der am meisten zur Belebung der Unterhaltung beitrug, war Voltaire. Der König hatte ihn zu bestimmen gewußt, an seinen Hof zu kommen. Ihm wurde neben einem Gehalt von 3,500 Thalern eine Wohnung im Schlosse eingeräumt, königliche Equipage und Dienerschaft standen ihm zu Gebote, auch verlieh ihm der König die Kammerherrnwürde. Voltaire fand nicht Worte genug, sein Glück zu preisen, daß ein so geistreicher König, wie Friedrich es sei, ihn in seine Nähe gezogen habe. Lange aber währte es nicht, da traten Grundeigenschaften seines Wesens, die sich in seinen Schriften und Briefen nicht verrathen hatten, zu Tage, die ihn den Freunden des Königs und schließlich auch diesem widerwärtig machten. Der gezollte Beifall hatte ihn maßlos eitel gemacht; sein Neid gegen Jeden, von dem er meinte, er stehe in des Königs Gunst höher, als er, verleitete ihn, Aergerniß aller Art anzuregen. Im Volke gingen mancherlei schmutzige Geschichten über seine Habsucht umher. „Es ist schade," schrieb der König in Bezug auf Voltaire an Algarotti, „daß eine so nichtswürdige Seele mit einem so herrlichen Genie verbunden sein kann; allein ich habe seiner zum Studium der französischen Sprache nöthig. Man kann Schönes von einem Bösewicht lernen. Ich will sein Französisch; was geht mich seine Moral an!" In der Grammatik war der König nicht fest, Voltaire hatte einen Theil seiner Arbeiten durchzusehen und ihn auf Verstöße aufmerksam zu machen. Es handelte sich dabei nicht um Gedanken, sondern um Sprachformen. Gleichwohl nahm der eitle Voltaire die Miene an, als stehe der König in geistiger Beziehung tief unter ihm; mehrfach that er hinter dem Rücken des Königs die Aeußerung, er habe die schmutzige Wäsche desselben auszuwaschen. Der König, dem davon Kunde ward, zürnte ihm deswegen jedoch nicht, wohl aber ward es ihm endlich widerwärtig, daß Voltaire's Hetzereien unter den Männern, die an dem Hofe eine Stellung gefunden hatten, Feindschaft aussäeten. Er schrieb ihm: „Mit all Ihren Talenten, die Sie als der schönste Geist von Frankreich aufzuweisen haben, bedecken Sie die Flecken nicht, mit denen Ihr Betragen Ihren Ruhm schändet." Nicht lange darauf richtete Friedrich eine neue ernste Mahnung an Voltaire: „Ich habe," schrieb er ihm, „bis zu Ihrer Ankunft in meinem Hause Friede erhalten und sage Ihnen, daß Sie mit Ihren Ränken und Umtrieben sehr an den unrechten Mann gekommen sind. Können Sie sich entschließen, als Philosoph zu leben, so werde ich Sie mit Vergnügen sehen; überlassen Sie sich aber

Ihren ungestümen Leidenschaften, und suchen Sie mit Jedermann Händel, so wird mir Ihr Besuch ganz und gar nicht angenehm sein, und Sie können eben so gut fortbleiben." Solche Warnungen halfen nur auf kurze Zeit. Friedrich vernahm, daß Voltaire im Sinne habe, eine Schmähschrift auf Maupertuis drucken zu lassen. Ein königliches Verbot verhinderte es, daß die Schrift in Berlin gedruckt ward. Da ließ sie Voltaire in Dresden erscheinen. Dies empörte den König dermaßen, daß er die Schrift unter dem Fenster Voltaire's durch Henkershand verbrennen ließ Nun sandte der in seiner Eitelkeit bis auf den Tod gekränkte Voltaire dem Könige seine Bestallungsurkunde, seine Orden und die Kammerherrnschlüssel zurück und schrieb dabei:

„Die ich empfangen, zart beglückt,
Ich sende sie zurück mit Schmerzen,
So wie ein Liebender, mit tief zerriss'nem Herzen,
Zurück das Bildniß der Geliebten schickt."

Diese Verse zeigten schon, daß Voltaire nur mit halber Seele Jenes ausgeführt hatte. Am nächsten Tage bat er den König brieflich in demüthigster Weise um Verzeihung, gelobend, Alles wieder gut zu machen. Darauf empfing er die Sendung zurück. Gegenüber seiner Schmähschrift ließ er eine Art Widerruf erscheinen. Aber der auf diese Art gestiftete Friede währte nicht lange. Die Eitelkeit hatte so verwüstend auf Voltaire gewirkt, daß er in jedem, auch dem leichtesten Widerspruch eine Beleidigung sah, für die er in boshafter Weise sich zu rächen suchte. „Man könne," äußerte Friedrich gegen seine Schwester „von den Thorheiten Voltaire's ein Buch schreiben, so dick wie ein Band von Bayle's Dictionnaire; mit einem Geist ersten Ranges sei in diesem Menschen eine der perfidesten und schwärzesten Seelen verbunden: wenn er ruhig erscheine, dann denke er am gewissesten an eine Nichtswürdigkeit; auf wessen Ansichten er einzugehen scheine, der müsse sich am meisten vor ihm in Acht nehmen. Fortwährend verursache sein hämisches Wesen Streit und Vorwürfe aller Art, Kabalen und Intriguen in dem kleinen Gelehrtenkreise." Endlich erkannte Voltaire, daß seine Stellung bei Hofe unhaltbar geworden sei, und er verließ unter der Form eines Urlaubes zu einer Reise nach Frankreich Potsdam, in der Absicht, nicht wieder zurückzukehren. Kaum war er hinweg, da ergab es sich, daß er handschriftliche Arbeiten des Königs mitgenommen habe. Was Anderes hätte man von einem Voltaire zu erwarten gehabt, als die Absicht, mit jenen Handschriften Mißbrauch zu treiben? Sofort wurde daher der preußische Resident zu

Frankfurt a. M. veranlaßt, Voltaire zu verhaften und ihm die widerrechtlich mit sich hinweggeführten Arbeiten des Königs und dazu auch noch seine Bestallung als Kammerherr und seine Orden abzunehmen. Dies geschah. Die Folge war, daß der also mit Schmach Beladene, kaum nach Frankreich zurückgekehrt, eine giftige Schmähschrift gegen den einst von ihm gefeierten „Salomo des Nordens" erscheinen ließ. Sie wurde von Friedrich gebührend beantwortet, denn die Waffe des Spottes zu handhaben, war nicht des Königs schwächste Seite. Doch nach wenigen Jahren gereute es Voltaire, Potsdam verlassen zu haben, und er schritt noch einmal zu dem Versuche, sein früheres Verhältniß mit Friedrich herzustellen. Als der König gefragt ward, ob es wahr sei, daß Voltaire wieder nach Potsdam kommen werde, äußerte er: davor möge ihn der Himmel bewahren; Voltaire sei gut zum Lesen, aber gefährlich zum Umgehen! — Die im freundschaftlichen Tone gehaltene Antwort des Königs nahm der wetterwendische Voltaire als Zeichen dafür, daß seine Zurückberufung und die Wiederverleihung der Kammerherrnwürde erfolgen werde. Er irrte. Der König beschränkte sich von da ab auf brieflichen Verkehr mit ihm.

Voltaire hatte das Seinige dazu beigetragen, den König über den Character des französischen Volkes aufzuklären. Einzelnen Franzosen zollte er hohe Verehrung, literarische Werke hervorragender französischer Schriftsteller hatten ihm seine geistige Hauptnahrung gegeben: die Nation als solche stand dagegen sehr tief in seiner Achtung. Von Paris sprach er nur mit Ekel und äußerte, er habe nie den Wunsch empfunden, dasselbe auch nur zu sehen. In Bezug auf Franzosen an seinem Hofe, die er liebte, äußerte er einmal, es sei ein Glück für sie, daß sie jenem unreinen Auswurf, französische Nation genannt, nicht mehr angehörten. Gelegenlich verspottete er die „große Nation." „Ich kann Ihnen gar nicht sagen," schrieb er an d'Alembert, „wie sehr Ihre Franzosen mich ergötzen. Diese nach Neuigkeiten haschende Nation giebt unaufhörlich neue Schauspiele zum Besten: heut jagen sie die Jesuiten fort, morgen rufen sie dieselben zurück, — bald heben sie die Beichtscheine auf, bald das Parlament — alle drei Monat müssen sie neue Minister haben; kurz sie allein geben dem ganzen Europa immer neuen Stoff zur Unterhaltung." Paßt diese Schilderung nicht auch heut noch auf die Franzosen? „Wenn die Vorsehung," fuhr der König fort, „bei der Schöpfung der Welt an mich gedacht hat, so hat sie, möchte ich glauben, dieses Volk zu meiner Privatbelustigung geschaffen." So urtheilte der

König vor der Zeit, in der die Franzosen sich seinen Feinden zugesellt hatten, über sie. Die Deutschen gegen sie in Schutz nehmend, fügte er hinzu: „Freilich, die Deutschen reißen nicht Mühlen ein und verwüsten nicht Saatfelder, wenn sie über Brottheuerung aufgeregt sind, — auch haben sie bis jetzt weder Bartholomäusnächte, noch rebellische Bürgerkriege gehabt.“ —

Ueber den wahren Werth der französischen Philosophen war er zur Klarheit gekommen. Voltaire gab den Maßstab ab für die Mehrheit der Männer der Aufklärung in Frankreich. Wie eine Wunderblume von Pracht, Zartheit und Duft war, zumeist gezeitigt durch englische Denker, in Frankreich eine Anschauung über Welt und Staat und Menschen aufgeblüht. In diese hatte der König geschaut in der ersten Zeit seines Verkehrs mit Voltaire. Diese Wunderblume aber war auch schon zu einem Theile sichtbar geworden in Fenelon's Erziehungsschrift „Die Abenteuer Telemach's“, wie auch in der Fastenpredigt, die Massillon dem jugendlichen König Ludwig XV. gehalten hatte. „Sire,“ so lautete eine Stelle dieser vortrefflichen Predigt, „die Freiheit, welche die Fürsten ihren Völkern schuldig sind, ist die Freiheit der Gesetze; Ihr seid nur der Diener und der erste Vollstrecker des Gesetzes.' Der Fürst ist kein Götzenbild, das sich die Völker gemacht haben, um es anzubeten; er ist ein Hüter und Wächter, den sie an ihre Spitze stellten, auf daß er sie vertheidige und beschütze. Es sind die Völker, welche die Fürsten zu dem gemacht haben, was sie sind; deshalb sollen die Fürsten auch nur für die Völker leben. Ja, Sire, die Wahl des Volkes ist es, welches zuerst das Scepter in die Hände Eurer Vorfahren legte, und nur durch die freie Zustimmung der Unterthanen wurde das Königthum erblich, wie daher die erste Quelle der königlichen Macht von uns kommt, so sollen die Könige diese Gewalt nur zu unserm Nutzen gebrauchen.“ Die Henriade und andre Schriften Voltaire's athmeten denselben Geist. Aber was barg diese Blüthe der französischen Gedankenwelt über die wichtigsten Dinge — Staat, Gott, Menschen — in verborgener Tiefe? Einen Fruchtboden, aus dem nichts der Blüthenpracht Entsprechendes hervorging. Das ließ ein Voltaire in seiner Weiterentwicklung und namentlich in seinem Handeln, das ließen die übrigen Philosophen der damaligen Zeit, das ließen auch die von jenen Anschauungen zur Begeisterung erweckten Personen aus den Massen des französischen Volkes erkennen. Die Frucht entsprach nicht der Blüthe, das Handeln nicht dem begeisterten Empfinden und dem durch dasselbe erleuchteten Denken. Der Blüthen-

staub der geistigen Bewegung in Frankreich, zu deren vornehmsten Vertretern Voltaire gehörte, entstammte zumeist England. Dort war dem Blühen, dem Erkennen Frucht gefolgt, und es folgte auch noch weiterhin Frucht; in Frankreich war das Blühen an sich ein schöneres, aber nicht Frucht, nur Blüthenstaub ward gezeitigt, und dieser Blüthenstaub wehete wiederum nach Deutschland hinüber, dort einen gesunden, geistigen Boden findend — namentlich in dem Könige Friedrich. Darin beruht der große Unterschied zwischen Voltaire und Friedrich, die eine Zeit lang einig waren im begeisterten Wollen, daß Jener sein Wollen durch sein Handeln verleugnete, Friedrich dagegen seinem Wollen treu blieb und es in Thaten umsetzte. Dort der Mangel, hier das erforderliche Maß der sittlichen Kraft. Dieser Unterschied deutet zugleich den Nationalunterschied der Franzosen und Deutschen an. Dort Prunken und Prahlen mit dem Wollen, hier in ruhiger, opferreicher Arbeit das Wollen selbst.

In Bezug auf den König Friedrich ist das Behauptete zu einem Theile bereits nachgewiesen worden; wir gehen nun zu weiteren Beweisen.

Was in Bezug auf Begründung staatlicher Zustände auf gesetzlicher Grundlage von seinen großen Ahnen angebahnt war, vervollständigte der König; in ihm vollzog sich, um ein Wort von Aristoteles zu gebrauchen, „der Fortschritt von einem Herrscher nach Willkür zu einem Herrscher nach dem Gesetz." — „Während die Staatsgelehrten des 17. und 18. Jahrhunderts vor Friedrich", sagt Alfred Boretius, „sich entweder mit lauter Doctorfragen über Entstehung, Rechtsgrund und Zweck des Staates oder mit den Streitfragen beschäftigten, welche die Kleiderordnung des heiligen römischen Reiches deutscher Nation in Unmasse darbot, hat Friedrich die Frage nach Wesen und Bedeutung des Staates, öffentlichem Recht und politischer Macht zuerst wieder an einer praktischen und entwickelungsfähigen Seite angefaßt, sich nicht mit Qualm, Dunst oder Moder beschäftigt, sondern die Flamme angezündet, das Feuer erweckt, welches wärmt. Das 17. und 18. Jahrhundert waren erfüllt von der Idee des Patrimonialstaates. Kurz gesagt, bestand diese darin, daß der Staat einfach als Privateigenthum der Fürsten oder berechtigten Corporationen behandelt, alle öffentlichen Rechte aber mit dem Privatrechte auf gleiche Stufe gesetzt wurden, die Ausübung der öffentlichen Rechte daher lediglich im Interesse und nach Willkür der Berechtigten folgte. Diese Idee war den meisten Fürsten und Patriziern im 17. und 18. Jahrhundert ganz geläufig; sie ist bekanntlich noch in diesem

Jahrhundert von L. v. Haller vertheidigt worden. Dieser Idee gegenüber hat Friedrich zuerst den Gedanken formulirt, der freilich schon seit dem großen Kurfürsten brandenburgische Familientradition war, daß jedes öffentliche Recht in erster Linie öffentliche Pflicht sei, daß es bei Uebung desselben auf das Interesse der Berechtigten gar nicht ankomme, sondern allein das Interesse des Ganzen maßgebend sei, mit welchem jenes öffentliche Recht in Beziehung stehe. Daß demgemäß namentlich in der Monarchie der Fürst nicht Herr und Eigenthümer des Staates als eines Herrschaftsobjects, sondern der Staat ein bestimmte Zwecke verfolgendes Subject sei, dessen erster Diener umgekehrt der Fürst sei, und dem sich der Fürst unbedingt zu opfern habe." Diese bedeutende Umwandlung der Ansicht auf dem Gebiet der Staatslehre ist von Friedrich ausgegangen, was zuerst von Bluntschli in seiner „Geschichte des Staatsrechts" nachgewiesen worden ist. Es war die Consequenz der Anschauung, die Friedrich in seinen Studien zu Rheinsberg gewonnen hatte, und seine Größe besteht vornehmlich darin, daß er diese Consequenzen nicht nur später zog, sondern daß er sie auch, so weit menschliche Macht es gestattete, zur Verwirklichung brachte.

Im Dresdner Frieden war ihm für Preußen die Unabhängigkeit von den Reichsgerichten zugesichert worden. Gleich nach dem erlangten Frieden ging er an das Werk, durchgreifende Verbesserungen auf dem Gebiet der Rechtspflege in's Leben zu rufen. „Es sei Pflicht des Fürsten", schrieb er, „den Bürgern ihr Eigenthum zu sichern und sie so glücklich zu machen, wie es die Natur der Menschen gestatte." „Wozu", sagt er weiter, „nützte es mir auch sonst, den Plato, Aristoteles, die Gesetze des Lykurg und Solon gelesen zu haben? Ausübung der guten Lehren der Philosophen, das ist wahre Philosophie." An v. Cocceji schrieb er: „Da aus unzähligen mir bekannten Exempeln erhellt, daß nicht ohne Ursache überall über eine ganz verdorbene Justizadministration in meinen Landen geklagt werde, ich aber bei nun geschlossenem Frieden dazu nicht stillschweigen, sondern mich selbst darein meliren werde, so sollt ihr nun an alle meine Justizcollegien eine nachdrückliche Ordre desfalls ergehen lassen, worinnen dieselben von den bisherigen, leider eingerissenen und oft himmelschreienden Mißbräuchen durch Chikanen, Touren und Aufhaltungen der Justiz, nach der alten Leier, der wohlhergebrachten Observanz und dergleichen öffentlich tolerirten Mitteln der Ungerechtigkeit abgemahnt, hingegen angewiesen werden, künftig bei Vermeidung Meiner höchsten Ungnade und unausbleiblichen Bestrafung allein

darauf zu arbeiten, daß Jedermann ohne Ansehen der Person eine kurze und solide Justiz, ohne groß Sportuliren und Kosten, auch eine Aufhebung der gewöhnlichen Verzögerungen administrirt und dabei Alles blos nach Vernunft, Recht und Billigkeit, auch wie es das Beste des Landes und der Unterthanen erfordert, eingerichtet werden mag." Das war die Einleitung zur Einführung des im Jahre 1748 erschienenen Gesetzbuches „Codex Friedericianus."

Folgende Stellen aus dem Entwurf characterisiren den Geist desselben: „Vorgedachtem Unserm Kammergericht ertheilen Wir hiermit eine vollkommene Macht und Autorität, an Unserer Statt und in Unserm Allerhöchsten Namen alle dahingehörigen Justizsachen zu entscheiden und zur gebührenden Execution zu bringen. Sie müssen aber alle Menschen ohne Ansehen der Person, Großen und Kleinen, Reichen und Armen gleiche und unpartheiische Justiz administriren, so wie sie gedenken, solches vor dem gerechten Richterstuhle Gottes zu verantworten, damit die Seufzer der Wittwen und Waisen, auch anderer Bedrängten, nicht auf ihr und ihrer Kinder Haupt kommen mögen.

„Sie sollen auch auf keine Rescripte, wenn sie schon aus Unserm Cabinet herrührten, die geringste Reflexion machen, wenn etwa darin etwas wider die offenbaren Rechte sub-et obrepriret worden, oder der strenge Lauf Rechtens dadurch gehindert und unterbrochen wird, sondern sie müssen nach Pflicht und Gewissen weiter verfahren, jedoch von der Sache Bewandtniß sofort berichten. Insbesondere aber soll Unser Kammergericht und andre Gerichte in allen Sachen und rechtlichen Handlungen zwischen unserem Fisco an einem und zwischen Unsern Vasallen und Unterthanen am andern Theile, es sei der Fiscus selbst Actor, oder einem Andern zur Assistenz gegeben, lediglich die Justiz, als auf welche sie geschworen und beeidet seien, zum Augenmerk haben, und auf keine wider die Justiz laufende Verordnungen reflectiren, weil ihnen solche Verordnungen so wenig, als Unser etwa vorgeschütztes Interesse zu keiner Entschuldigung dienen soll." Der König ging so weit in der Sorge für die Befestigung des Rechts, daß er von vorn herein selbst königliche Befehle, durch welche Eingriffe in den Gang des gerichtlichen Verfahrens gemacht würden, für erschlichen, nichtig und ohne Wirkung bezeichnete. Geist und Richtung des Gesetzbuches war von dem Könige angegeben worden, die Ausarbeitung war das Werk Cocceji's.

Er hatte sich in dem Maße des Königs Zufriedenheit erworben, daß dieser ihn zum Großkanzler erhob und die Aeußerung that, Cocceji's Rechtschaffenheit und Tugend seien der schönsten Tage des römischen Freistaates würdig gewesen.

Dieses Gesetzbuch erregte im Auslande Aufsehen und gab vielfach den Anstoß zur Verbesserung der damals noch so sehr darniederliegenden Rechtspflege.

Ein sogenannter kirchengläubiger Christ war der König nicht, aber er war ein religiös gesinnter Mann, wie es vielfach seine Aeußerungen bezeugen, mehr aber seine Handlungen. Denn einen staatlich geltenden Glauben „bezeugen" durch Worte, das ist leicht, und wenn nicht immer eine solche Art von „Bezeugen" als genügend erachtet, wenn dagegen das „Bezeugen" durch die Thaten verlangt würde, so wäre der Menschheit viel geholfen. Dann müßten freilich auch diejenigen Männer des Staates, die — ausgestattet mit größerer oder geringerer Machtbefugniß — das Richteramt in Glaubenssachen erwalten, mit dem „Bezeugen durch die That" es selbst viel ernster nehmen, als es in der Regel geschieht; aber da sie zumeist das Leichtere wählen — das Bezeugen durch Worte — so können und wollen sie einen andern Maßstab der „Gläubigkeit" auch nicht anlegen, weil ein solcher für sie selbst ein Stab des Gerichts werden würde. — Sagen solche Personen, Friedrich sei nicht „gläubig" gewesen, so bedeutet das genau genommen: ihm habe der Kirchenglaube in dem vorgefundenen Stadium seiner Entwicklung nicht genügt, und seine Wahrheitsliebe habe ihn dazu getrieben, dies zu bekennen; sein Wahrheitssinn habe ihm nicht gestattet, von sich glauben machen zu wollen, daß er Alles glaube, was die „Kirche" ihm als unfehlbare Gewißheit darbiete; er habe vielmehr unabläßig gerungen, über Gott und göttliche Dinge Erkenntniß zu gewinnen, dann aber sich auch nicht begnügt mit dem bloßen Erkenntnißgewinnen, sondern alle seine Kräfte darauf verwandt, den Forderungen der ihm gewordenen Erkenntniß gemäß zu leben; er sei sich dessen wohl bewußt gewesen, daß es viele Dinge im Himmel und auf Erden gebe, die weder von der Kirche, noch von der Philosophie bisher auch nur im Traume erschaut, viel weniger in ihrem Wesen erkannt worden seien, weshalb er es um so mehr für geboten, für der Redlichkeit entsprechend erachtet habe, nur mit dem Golde gewonnener Erkenntniß (und sei es noch so gering), nicht aber als unfehlbar gestempelten Glaubensschätzen Zahlung an seine Mitmenschen zu leisten. Ja, darin suchte der einzige Friedrich seine „Bekenntnißtreue" zu erweisen, die ihn

zugleich auch veranlaßte, Mängel und Fehler einzugestehen, da er nicht als ein Anderer erscheinen wollte, als er es war. Wie unhold ist er allem Hochmuth, von dem besessen „Pfaffen der Kirche“ wie „Pfaffen der Vernunft“ behaupten, ihnen habe sich das Geheimniß der „letzten Dinge“ und des Uranfangs aller Dinge entschleiert, und wer ihnen nicht zustimme, dem fehle es an dem „rechten“ Glauben oder an der erforderlichen Erkenntnißkraft! „Ich überlasse es dem Geschick,“ schrieb Friedrich, „das die Welt nach seinem Belieben leitet. Politiker und Krieger sind zuletzt nur Drahtpuppen der Vorsehung; nothwendige Werkzeuge einer unsichtbaren Hand, handeln wir, ohne zu wissen, was wir thun; und nur allzuoft ist das Ergebniß unserer Mühen das Gegentheil von dem, was wir erstrebt haben. Ich lasse also die Dinge gehen, wie es Gott gefällt, und benutze vortheilhaft die Umstände, wenn sie sich darbieten.“ Die ihm dem Göttlichen gegenüber innewohnende Demuth war es, die ihn bestimmte, die kirchliche Fürbitte für den König abändern zu lassen. Der Eingang hatte gelautet: „Laß dir, o Gott, empfohlen sein Ihre Majestät.“ Die von Friedrich veranlaßte Aenderung lautete: „Laß dir, o Gott, empfohlen sein deinen Knecht, unsern König.“ In Schlesien war es vielfach geschehen, daß Bittsteller vor dem König auf die Knie gefallen waren. Auf seinen Befehl ward von allen Kanzeln verkündet, der König wolle, daß solches ferner nicht geschehe, denn es gebühre sich allein, vor Gott seine Knie zu beugen.

In Bezug auf das, was die Priester seiner Zeit „Glauben“ nannten, sagte Friedrich: „Ich habe das Unglück, einen sehr schwachen Glauben zu besitzen, aber man braucht Luther und Calvin nicht, um Gott zu lieben.“ Meinte er wohl Luther und Calvin selbst, oder nicht vielmehr die kirchlichen Systeme, die Namens derselben von Kirchenmännern aufgestellt worden waren? Es darf nicht vergessen werden, daß der König der Zeit, in der weniger um Gottes-, als um der Geltung der Confessionen willen Deutschland so schreckliche Kämpfe zu erdulden gehabt hat, um ein Jahrhundert näher stand, als wir. Was hatte darnach sein Ahn, der große Kurfürst, zu ringen gehabt mit dem Fanatismus des Altlutherthums! Wie segensreich dagegen hatte es sich erwiesen, daß von demselben Fürsten, wie auch später von dem Vater Friedrich's um ihres Glaubens willen Verfolgten, Franzosen, Salzburgern, das Land geöffnet und ihnen eine Freistätte geboten worden war! „Der falsche Glaubenseifer,“ sagte Friedrich, „ist ein Tyrann, der die Länder entvölkert; die Duldsamkeit ist eine zärtliche Mutter, welche sie blühen macht.“ Friedrich war kein

Christ, behauptet der Kirchengläubige, und er hat, wenn er den Maßstab der Confessionsgläubigkeit anlegt, mit seiner Behauptung Recht. „Die christliche Religion," sagt Friedrich, „— ich verehre das Göttliche, das man ihr zuschreibt, und rede hier nur rein philosophisch — die christliche Religion, sage ich, legt dem Geiste so abstracte Begriffe vor, daß man jeden Katechumenen, um sie ihm begreiflich zu machen, erst in einen Methaphysiker verwandeln müßte. Die Erfahrung lehrt, daß bei der großen Menge das Gegenwärtige, weil es in den Sinn fällt, stärker wirkt, als das Abwesende, daher werden die Güter dieser Welt, deren Genuß ihr gleich und leicht erreichbar ist, ohne Zweifel den Vorzug vor dem blos eingebildeten haben, deren Besitz sie sich in weiter Ferne nur unklar vorstellt. Was sollen wir aber zu den Beweggründen sagen, die man von der Liebe zu Gott hernimmt, um die Menschen zur Tugend zu führen? zu einer Liebe, welche, nach den Forderungen der Quietisten, von aller Furcht vor der Hölle und aller Hoffnung auf das Paradies frei sein soll? Ist eine solche Liebe wohl möglich? Das Endliche vermag das Unendliche nicht zu erfassen; folglich können wir uns keine genaue Vorstellung von der Gottheit machen und uns nur im Allgemeinen von ihrem Dasein überzeugen. Wie kann man also von einer irdischen Seele verlangen, daß sie ein Wesen lieben soll, welches sie gar nicht im Stande ist, kennen zu lernen? — Wir müssen uns begnügen, im Stillen anzubeten, und die Regungen unsers Herzens auf die Empfindungen einer tiefen Dankbarkeit gegen das höchste, vollkommenste Wesen, in welchem und durch welches Alles sein Dasein hat, beschränken!" Das Dasein Gottes galt ihm als unumstößliche Gewißheit, doch nicht auf Grund der Offenbarungslehre, sondern auf Grund prüfender Vernunfterkenntnisse. „Die metaphysischen Dinge," schrieb er an Voltaire, „gehen über unser Fassungsvermögen, vergeblich suchen wir sie zu ergründen. Mein System beschränkt sich lediglich darauf, daß ich das höchste Wesen anbete, welches allein gut, allein barmherzig und darum allein meiner Verehrung werth ist, daß ich die Leiden der Menschheit nach Kräften zu mildern und zu erleichtern suche, und daß ich mich in allem Uebrigen in den Rathschluß des Schöpfers ergebe, der über mich verhängen wird, was ihm gut scheint, und von dem ich, geschehe auch, was da wolle, nichts zu fürchten habe." — Eine spätere Aeußerung von ihm über denselben Gegenstand lautet: „Die ganze Welt beweist das Dasein einer höchsten bewußten Endursache; man braucht blos die Augen zu öffnen, um sich von ihr zu über-

zeugen. Der Mensch ist ein vernünftiges Wesen, hervorgebracht von der Natur; also muß die Natur unendlich einsichtiger und vernünftiger sein, als der Mensch; denn anzunehmen, die Natur hätte dem Menschen Vollkommenheiten gegeben, welche sie selbst nicht besitzt, wäre ein Widerspruch." — „Wäre die Natur blind, so würde sie ohne Absicht und ohne Zweckbeziehung handeln und könnte daher nie jene Meisterwerke hervorbringen, welche der menschliche Scharfsinn im unendlich Kleinsten wie im unendlich Größten bewundert. Die Zwecke, welche sich die Natur in ihren Werken vorgesetzt hat, springen so unwiderleglich in die Augen, daß man gezwungen ist, eine höchste und allweise Ursache, welche dem Ganzen nothwendig vorsteht, anzuerkennen; das Auge einer Milbe, ein Grashalm sind hinreichend, die bewußte Vernünftigkeit des Werkmeisters zu erhärten." — „Obgleich unsere Vernunft uns dieses höchste und weiseste Wesen beweist, obgleich wir es mit halbverschleiertem Auge erblicken und einige seiner Handlungen errathen, so werden wir es doch niemals so weit erkennen, um eine Erklärung seiner Eigenschaften geben zu dürfen."

Mit Erklärungen solcher Art sind freilich Personen nicht zufrieden, die Vermessenheit genug besitzen, es sich zu glauben, daß das Bild, welches sie von dem Vater des Alls in sich tragen, diesem vollkommen entspreche. „Jede Zeit, jedes Volk, jeder Einzelne," sagt Friedrich von Raumer, „deutet sich das Wort Religion nach seinen Ueberzeugungen oder seiner Willkür, und selbst die mildesten Gemüther schreien oft laut auf und klagen ihre Mitmenschen des Atheismus an, weil sie ihre Miniaturbildchen Gottes nicht in allen Stuben, Büchern und Herzen finden."

Eher dürfte es zu beklagen sein, daß Friedrich sich nicht zu dem Glauben an die persönliche Unsterblichkeit zu erheben vermochte, obwohl doch die meisten Philosophen, deren Erklärung des Gottesbegriffes mit der seinen übereinstimmten, zu dem Schlusse gelangten, daß das Wesen, das über sich zu denken vermöge, damit aus der Weltseele herausgelöst und zu einem Einzelwesen gestaltet sei, welches als solches auch Fortbestand haben müsse. Er vielmehr nahm an, daß die Materie, so gut, wie sie electrisch sei, auch denken könne, und daß Eines mit dem Andern verlösche. Auch dies hat der hochherzige Wahrheitsfreund, der nicht anders wollte und konnte, als wahr sein, nicht verschwiegen. Er hat es als ein Uebel beklagt, wo es sich treffe, daß ein Fürst in religiösen Anschauungen nicht übereinstimme mit der Mehrheit seines Volkes; aber er hat es verdammt, eine Uebereinstimmung zu heucheln und warnend

darauf verwiesen, daß ein derartiger Trug eines Fürsten einen Schwarm von Heuchlern schaffe, wodurch dem religiösen Wesen schwere Schädigung zugefügt werde.

Auf Heuchler war der König am wenigsten gut zu sprechen, und gerade Glieder dieser ungerathenen Zunft haben sich für manche Züchtigung, die sie von ihm empfangen, dadurch zu rächen gesucht, daß sie die Behauptung in die Welt schleuderten, der König sei ein Feind des Christenthums gewesen. Wie bodenlos diese Behauptung ist, ergeben viele Aussprüche Friedrich's. „Man kann nicht leugnen," sagt er in einer seiner philosophischen Abhandlungen, „daß die philosophischen Schulen Männer von dem höchsten Verdienst gebildet haben, und eben so wenig, daß aus dem Schooße des Christenthums reine und heilige Gemüther hervorgegangen sind. Dessen ungeachtet haben, als Folge der Indolenz der Philosophen und Theologen und der Verkehrtheit des menschlichen Herzens, jene Aufmunterungsgründe nicht immer die erwartete Wirkung gehabt. Wie viele Philosophen bei den Heiden waren es blos dem Namen nach! Man braucht nur Lucian anzusehen, um sich zu überzeugen, in welchem schlechten Rufe sie schon zu seiner Zeit standen. Wie viele Christen arteten aus und verdarben die alte Sittenreinheit. Habsucht, Ehrsucht, Fanatismus erfüllte die Herzen derer, die das feierliche Gelübde gethan, der Welt zu entsagen, und zerstörten alle Früchte der Tugend. Der Beispiele sind unzählige in der Geschichte. Und was unsere heutigen Christen betrifft, so sind dieselben, wenn man einige eben so fromme, als der menschlichen Gesellschaft eben so unnütze Klausner ausnimmt, den Römern zur Zeit des Marius und Sulla um nichts vorzuziehen; wohlverstanden, beschränkt sich dieser Vergleich nur auf die Sitten." — Ist das die Sprache Eines, der dem Christenthum feindlich gesinnt ist? Diese, wie andere Stellen beweisen, daß Friedrich die Frucht des Glaubens zu sehen begehrte auf dem Gebiet des Sittenlebens, oder vielmehr, daß gute Sitten ihm als das wahrhaft Werthvolle galten. Es ist schon einmal darauf verwiesen worden, daß er nicht entfernt von der Zeit lebte, in der von Fanatikern alles Heil und alle Seligkeit als absolut abhängig von dem Fürwahrhalten gewisser Lehrsysteme gehalten wurde. Das Altlutherthum in seinem Haß gegen die Reformirten lockte den Römling in's Land; das Altlutherthum in der Provinz Preußen arbeitete daran, die Provinz lieber unter das katholische Polen zu bringen, als es zuzulassen, daß der große Kurfürst sie fest mit Brandenburg verband und sie damit für Deutschland erhielt. Weshalb? Weil auf der Confessionsfahne des

Altlutherthums statt der Worte „Demuth und Liebe" die Worte „Hochmuth und Haß" gegen die reformirten Ketzer standen. Und zu welchen Ergebnissen das Altlutherthum an dem sächsischen Hofe, seiner vornehmsten Stätte in Deutschland, es gebracht hatte, war von Friedrich zu einem Theil selbst gesehen worden. Das Sittenleben war schließlich bei allem „Glauben", den man zu haben vorgab, in gänzliche Verkommenheit gerathen, ja der Fürst war um des Gewinns einer Krone willen zum Verräther an dem Glauben seiner Väter geworden. Wer dürfte es einem Könige Friedrich verdenken, wenn er im Hinblick auf solche Erscheinungen den Werth auf die von dem Christenthum geforderte Moral und nicht auf die Confessionsfahnen legte, die ja überdies fortgesetzter Veränderung, bewirkt durch die sich fortgesetzt verändernden theologischen Schulen, unterworfen sind, während die Forderungen der christlichen Moral ewig und dazu auch leicht verständlich sind! „Die christliche Moral," sagte der König, „ist die Regel meines Lebens." Empört über eine das Christenthum anklagende Aeußerung fragte er später: „wie man in Wahrheit behaupten könne, daß das Christenthum die Ursache an allem Unglück des menschlichen Geschlechts sei?" „Wäre auch," sagt er weiter, „in dem ganzen Evangelium nur das einzige Gebot: „Was du nicht willst, daß dir die Leute thun sollen, das thue ihnen auch nicht!" so müßte man eingestehen, daß diese wenigen Worte die Summe aller Moral enthalten. Hat nicht Jesus in seiner unvergleichlichen Bergpredigt Verzeihung, Liebe und Menschlichkeit gepredigt?"

So findet auch er Erlösung von den Uebeln der Einzelnen, wie der Gesellschaft, in den Lehren des Neuen Testaments, wie einst Luther. Ihn vermochte Friedrich nicht zu würdigen, weil Luther zu jener Zeit dicht umhüllt war von dem theologischen Gespinnst des „Lutherthums", wovon er erst in neuerer Zeit wieder frei und wonach es klar erkennbar geworden ist, wie innig verwandt beide, Luther und Friedrich, es sind, und wie wir gerade zumeist in diesen beiden Heroen die Befreier vom römischen Fremdjoch zu verehren haben. Von der Kirchengeschichte dagegen sagte Friedrich: „Sie ist der Tummelplatz der Politik, des Ehrgeizes und der Selbstsucht der Priester; nicht die Gottheit findet man in ihr, sondern nur den frevelhaftesten Mißbrauch des göttlichen Namens, dessen sich die vom Volk hochangesehenen Priester nur als eines Deckmantels für ihre verbrecherischen Leidenschaften bedienen." Er geräth in Eifer über die Theologen, „die sich eine despotische Autorität über die Gewissen anmaßen. Das ist schon genug, um sie zu eifrigen Verfolgern aller

derer zu machen, die mit edler Kühnheit die Wahrheit entschleiern. Ihre Hand ist immer mit dem Bannstrahle bewaffnet, um die Gegner des eingebildeten Trugbildes der Religion niederzuschmettern. Sie predigen Demuth, eine Tugend, die ihrem eigenen Betragen fremd ist; nennen sich Diener eines Gottes des Friedens und haben doch zu oft ein Herz voll Haß und Ehrsucht. Schon ihr Lebenswandel allein, der ihrer Moral so wenig entspricht, macht uns, wie mir scheint, ihre Sache verdächtig. Der Character der Wahrheit ist ein ganz anderer; sie bedarf keiner Waffe, um sich zu vertheidigen, und keiner Gewalt, um die Menschen zum Glauben zu zwingen. Sie braucht sich nur zu zeigen, und sobald ihr hellstrahlendes Licht das Gewölk durchbrochen hat, hinter welchem sie verborgen war, ist sie ihres Triumphes gewiß!" — Daß nun solche Betrachtungsweise den König dahin führen mußte, insbesondre dem Papstthum abhold zu sein, läßt sich ermessen. „Wie kann man," sagt er, „an die Unfehlbarkeit derer glauben, die sich für Statthalter Christi ausgeben! Wir sehen Päpste, die einander in den Bann thun; Päpste ihre Aussprüche zurücknehmen; Kirchenversammlungen, welche die Glaubenssätze vorhergehender Concilien unter dem scheinbaren Vorwande einer Erklärung abändern. Der Schluß ist klar: Entweder jene oder diese haben irren können." Bemerkenswerth ist auch Friedrich's Ansicht über den weltlichen Besitz des Papstes. „Man kann ein guter Katholik sein," sagt er, „und dennoch dem Statthalter Gottes seine irdischen Besitzungen nehmen, die ihn ohnedies zu sehr von seinen geistlichen Pflichten abziehen und sogar oft sein eigenes Seelenheil in Gefahr bringen."

In Friedrich hatte die Philosophie den Thron bestiegen, und sie erbleichte nicht unter dem Glanze der Krone. „Hervorgegangen aus jener unaufhaltsam vorschreitenden Aufklärungsphilosophie," sagt Hermann Hettner von dem Könige, „welche sich in England und Frankreich ausgebildet und in der letzten Zeit auch durch Thomasius, Leibnitz und Wolff die wirksamste Vertretung und Verbreitung in Deutschland gefunden hatte, ist es seine eigenste geschichtliche Bedeutung, daß er diese bisher verfolgten und unterdrückten Gedanken und Bestrebungen fortan in Staat und Kirche zur herrschenden Macht erhob."

In der Schrift Friedrich's über Regierungsformen und Regentenpflichten heißt es: „Es giebt einige Länder, in denen alle Bürger eine und dieselbe Religion haben; es entsteht die Frage: ist eine solche Einheit zu erzwingen, oder kann man Jedem unbedingt seine

eigene Denkart gestatten? Mürrische Staatsmänner werden euch sagen, Jedermann müsse dieselbe Ueberzeugung haben, auf daß Nichts die Bürger von einander trenne; der Theologe wird hinzufügen: wer nicht denkt, wie ich, ist verdammt, und es ziemt sich nicht, daß mein König ein König über Verdammte sei. Darauf ist zu antworten, daß eine solche Einheit schlechterdings unherstellbar ist. Man kann einen armen Teufel zwingen, ein gewisses Formular herzusagen, welchem sein Inneres widerstrebt; was aber hat der Verfolger damit gewonnen? Steigt man auf den Ursprung der Gesellschaft hinab, so ist klar, daß der Souverän kein Recht hat über die Denkart der Bürger. Ist es nicht ein Wahn, sich einzubilden, daß die Menschen zu einem von Ihresgleichen gesagt haben sollen: wir erheben dich über uns, weil wir die Knechtschaft lieben, und wir geben dir Macht, unsere innersten Gedanken und Empfindungen zu lenken ganz nach deiner Willkür? Im Gegentheil, sie haben gesagt: regiere uns, vertheidige uns; im Uebrigen verlangen wir von dir, daß du unsere Freiheit achtest. Diese Willensmeinung ist unumstößlich. Und die allgemeine Duldung allein verbürgt das Glück des Staates. Wo der Kultus frei ist, ist Jedermann ruhig; Religionsverfolgung dagegen hat noch immer blutigen Hader hervorgerufen."

Aber der wirklich aufgeklärte Fürst warnte auch vor einer sogenannten Aufklärung, die ebenfalls Hochmuth und Herrschsucht als Begleiter hat. „Wir kennen ja die Verbrechen," sagt er, „welche der religiöse Fanatismus erzeugt hat. Hüten wir uns nur, den Fanatismus in die Philosophie einzuführen: ihr Character soll Sanftmuth und Mäßigung sein." Und weiter mahnt er: „Die Duldsamkeit muß in der Gesellschaft Jedem die Freiheit sichern, zu glauben, was er will; aber diese Duldsamkeit darf sich nicht so weit ausdehnen, daß sie die Frechheit und Zügellosigkeit jener Tollköpfe beschützt, welche Alles übermüthig beschimpfen, was das Volk verehrt. Das sind meine Ansichten, welche mit dem übereinstimmen, was die Freiheit und öffentliche Sicherheit, diese vornehmsten Zwecke der Gesetzgebung, befestigt." Und an einer andern Stelle sagt er: „Muß man die Vorurtheile, welche die Zeit im Geiste der Völker geheiligt hat, geradezu vor den Kopf stoßen? Und wenn man der Denkfreiheit genießen will, muß man den bestehenden Glauben verhöhnen?"

Diese wahrhaft freisinnigen Anschauungen gewannen nun durch den König Bürgerrecht im Staate. In dem Entwurfe eines Allgemeinen Gesetzbuches für die preußischen Staaten heißt es: „Der Glaube und der innere Gottesdienst sind kein Gegenstand von Zwangs-

gesetzen." „Jeder Einwohner des Staates soll eine vollkommene Glaubens- und Religionsfreiheit genießen." — „Keiner ist schuldig, dem Staat von seinen Privatmeinungen in Religionssachen Rechenschaft zu geben oder Vorschriften darüber zu empfangen." Wo ist der Fürst in Europa, der von solcher Höhe der Anschauung aus die kirchliche Gesetzgebung geregelt hätte! Wie sinken Fürsten, die lange als Götzenbilder verehrt wurden, ein Ludwig XIV., ein Philipp II., vor der Lichtgestalt Friedrich's hin! Wir leben in den Segnungen des gesetzlichen Schutzes der kirchlichen Freiheit und sind so gewöhnt an denselben, daß uns der Anlaß fehlt, uns den erschreckenden Gegensatz vorzustellen. Auf keinen andern Fürsten, als auf Friedrich, bezieht sich das Wort Kant's: „Ein Fürst, der es seiner nicht unwürdig findet, zu sagen, daß er es für Pflicht halte, in Religionsdingen den Menschen nichts vorzuschreiben, sondern ihnen darin volle Freiheit zu lassen, der also selbst den hochmüthigen Namen der Toleranz von sich ablehnt, ist selbst aufgeklärt und verdient von der dankbaren Welt und Nachwelt als derjenige gepriesen zu werden, der zuerst das menschliche Geschlecht der Unwürdigkeit — wenigstens von Seiten der Regierung — entschlug und Jedem freiließ, sich in Allem, was Gewissensangelegenheit ist, seiner eigenen Vernunft zu bedienen. Unter ihm dürfen verehrungswürdige Geistliche, unbeschadet ihrer Amtspflicht, ihre vom angenommenen Symbol hier und da abweichenden Urtheile und Einsichten, in der Qualität der Gelehrten, frei und öffentlich der Welt zur Prüfung darlegen; noch mehr aber jeder Andere, der durch keine Amtspflicht eingeschränkt ist. Dieser Geist der Freiheit breitet sich auch außerhalb aus, selbst da, wo er mit äußern Hindernissen einer sich selbst mißverstehenden Regierung zu kämpfen hat. Denn es leuchtet dieser doch ein Beispiel vor, daß bei der Freiheit für die öffentliche Ruhe und Einigkeit nicht das Mindeste zu besorgen sei. Die Menschen arbeiten sich von selbst nach und nach aus der Rohheit heraus, wenn man nur nicht absichtlich künstelt, um sie darin zu erhalten." Derselben Höhe der Anschauung entsprach es auch, daß der König den Katholiken in Berlin nicht nur einen Platz zum Bau einer Kirche, sondern ihnen auch einen Theil des Baumaterials gab. Dagegen begehrte er auch, daß die Protestanten auswärts nicht unterdrückt würden, und wie es von seinem Urahnen, dem großen Kurfürsten, und von Cromwell geschehen war, nannte er sich den Protector der Protestanten in Europa und handelte demgemäß. Ein katholischer Bischof in Oesterreich hatte eine Schrift herausgegeben, in welcher in fanatischer Weise aufgefordert

worden war, das protestantische Ketzerthum in Ungarn auszurotten. Die protestantischen Ungarn baten den König um seinen Schutz. Er trat für sie kräftig ein, darauf verweisend, daß die Katholiken in Preußen sich der vollkommensten Religionsfreiheit zu erfreuen hätten. Da nun die Besorgniß in Wien und Rom entstand, die Katholiken in Preußen möchten es zu entgelten haben, wenn man den protestantischen Ungarn nicht Zugeständnisse mache, wurde die Schrift des Bischofs unterdrückt und seinen Rathschlägen irgend welche Folge nicht gegeben. Um jene Zeit geschah es, daß der König in den Anlagen bei Sanssouci einen jungen Candidaten der Theologie aus Ungarn, der in Frankfurt a. d. O. studirt hatte, traf, sich mit ihm in ein Gespräch einließ, und ein solches Wohlgefallen an ihm fand, daß er ihm den Wunsch zu erkennen gab, in Preußen eine Predigerstelle anzunehmen. Als der Candidat darauf erwiederte, daß Familienbeziehungen ihn verhinderten, von dem gnädigen Anerbieten Gebrauch zu machen, forderte ihn der König auf, sich dann wenigstens eine Gnade von ihm zu erbitten. Da sagte der Candidat: „er habe sich verschiedene theologische und philosophische Werke gekauft, die seines Wissens in Wien verboten seien, und er fürchte nun, man werde sie ihm wegnehmen. Die Jesuiten hätten die Revision der Bücher, und diese seien sehr streng. Wolle nun Majestät die Gnade haben —" „Nehm' er" sagte der König, „seine Bücher nur in Gottes Namen mit, kauf' er sich noch dazu, was er denkt, daß es in Wien recht verboten ist, und was er nur immer brauchen kann. Hört er? Und wenn sie ihm in Wien die Bücher wegnehmen wollen, so sag' er nur, ich habe sie ihm geschenkt. Darauf werden die Herren Paters wohl nicht viel achten, das schadet aber nichts. Laß er sich die Bücher nur nehmen, geh' er aber dann gleich zu meinem Gesandten und meld' er sich bei ihm, erzähl' er dort die ganze Geschichte und was ich ihm gesagt habe. Hernach geh er in den vornehmsten Gasthof und leb' er recht kostbar. Er muß aber täglich wenigstens einen Dukaten verzehren, und bleib er so lange, bis sie ihm die Bücher wieder in's Haus schicken, dafür stehe ich ihm, verlaß er sich auf mein Wort, aber einen Dukaten muß er, wie gesagt, täglich verzehren!" Der König hieß ihn warten, ging in's Schloß und brachte ihm ein Papier zurück, das die von seiner Hand geschriebenen Worte enthielt: „Gut, um auf unsere Kosten in Wien zu leben. Friedrich." Das Vorausgesehene geschah: in Wien angekommen, wurden dem Candidaten die meisten der Bücher von den Jesuiten abgenommen. Der Candidat meldete die Sache dem preußischen Gesandten und begab

sich darauf in den ersten Gasthof der Stadt. Der Gesandte, dem der König bereits brieflich Weisung hatte zugehen lassen, sandte sofort einen Befehl nach Breslau, dahin lautend, die Bibliothek des dortigen Jesuitencollegiums zu versiegeln und durch Wachen zu besetzen. Darauf ward von den breslauer Jesuiten eine Deputation nach Potsdam gesandt. Erst nach mehreren Wochen vorgelassen, wies der König sie mit ihrem Gesuch wegen Freigebung der Bibliothek an den preußischen Gesandten in Wien und trug ihnen zugleich auf, ihn den Mitgliedern der Bücher-Revisions-Commission daselbst zu empfehlen. Die Deputation begab sich nach Breslau zurück und ward von dort nach Wien gesandt. Der preußische Gesandte äußerte, nähere Aufklärung vermöge er ihnen auch nicht zu geben, er wisse nur, daß in einem der hiesigen Gasthöfe nun schon seit Wochen ein Candidat der Gottesgelahrtheit, dem man Bücher genommen, die ihm der König Friedrich geschenkt habe, seines Rechts harre. Nun wußten die Herren genug. In Zeit von einer Stunde erhielt der Candidat seine Bücher zurück, und es ward die Gasthofsrechnung bezahlt. Aber damit war die breslauer Bibliothek noch nicht frei geworden, und die Deputation mußte sich noch einmal nach Potsdam begeben. Der König empfing sie gnädig und erklärte, ihren Wunsch auf Wiederfreigebung der Bibliothek erfüllen zu wollen. An den Pater Rector gab er ihnen ein Schreiben mit, des Inhalts: sollte der ungarische Candidat oder ein anderer reformirter Ungar wegen dieses Vorganges irgendwie gekränkt werden, oder sollte er nicht baldigst vernehmen, daß dem Candidaten eine gute Pfarre verliehen sei, so werde das breslauer Jesuitencollegium dafür einzustehen haben. Alles geschah nach des Königs Wunsch. — So wußte der König gelegentlich auch mit Laune ernste Zwecke durchzusetzen.

Alle Mittel seines Geistes hatte Friedrich in den Dienst gestellt, dem sein ganzes Sein gewidmet war: für seine Mitmenschen, in erster Linie aber für sein Volk thätig zu sein. Unablässig war sein Sinnen und Trachten darauf gerichtet, seinem Volke zur Erreichung menschenwürdiger Güter behülflich zu sein. In diesem Sinne hatte er schon nach dem ersten schlesischen Kriege gegen Jordan die Aeußerung gethan, daß er nunmehr für das Glück des Volkes arbeiten wolle. Daher beutete er auch die Zeit aus, wie es selten von einem Menschen, namentlich selten von einem Fürsten geschehen ist. An gewissen Tagen führten ihn seine Regierungsgeschäfte nach Berlin. Der Weg von Potsdam nach Berlin beträgt vier Meilen. Da standen an den bestimmten Tagen unterweges in zwei Dörfern Reit-

pferde bereit, und der König, dem es um Zeitersparniß zu thun war, legte gewöhnlich jenen Weg in einer Stunde zurück, um dann sofort die Arbeiten in Angriff zu nehmen, die seiner harreten. Hätten die europäischen Monarchen in ihm eines Ihresgleichen gefunden, es wäre ihm vielleicht erspart gewesen, zum dritten Male um den Besitz Schlesiens kämpfen zu müssen. Aber er hob sich zu sehr gegen sie ab, mittel- und unmittelbar sahen sie sich durch ihn bedroht, er war in ihren Augen ein Ketzer und Rebell zugleich.

Ach, die Armseligen, die im Angesichte der Thatsachen, die vorlagen, immer noch an der Vorstellung festhalten, es habe sich einzig und allein um einige Fürstenthümer von so und so viel Geviertmeilen gehandelt, die von Friedrich für Preußen begehrt worden seien!

Ja, um Fürstenthümer handelte es sich, aber um Fürstenthümer geistigen Lebens! — Wehe dem deutschen Volke, wenn es den Feinden Friedrich's gelungen wäre, ihn, wie es ihre Absicht war, „herunter zu bringen!"

Friedrich der Große nach dem siebenjährigen Kriege.

Die Nibelungen erzählen uns von „Helden unverzagt," die „große Mühsal" erduldet, die „große Arbeit" ausführten. Es ist die Frage, ob einer dieser Helden mehr gerungen und gearbeitet hat, als Friedrich durch die sieben schweren Jahre. Er war vor der Zeit alt, sein Haar war grau geworden. „Ich sage es," bekennt Alfred Boretius, der eine Abhandlung über die Briefe Friedrich's (namentlich über die aus der Zeit des siebenjährigen Krieges stammenden) geschrieben hat, „mit dem vollen Bewußtsein, keine Hyperbel auszusprechen: so lange die Erde steht, hat kein Fürst so für den Staat gearbeitet, kein Fürst, nicht Ludwig XVI., nicht Karl I. von England, so für den Staat gelitten, als Friedrich für Preußen." — Um dies zu erhärten, führt Alfred Boretius die Zeit des letzten Krieges Friedrich's in kurzem Ueberblick an unserer Seele vorüber: „Von der Schlacht bei Kollin hatte der König sich die Hoffnung gemacht: nur diese noch gewonnen, und Oesterreich muß Frieden schließen, der Krieg ist aus! — Statt des gehofften Sieges eine schwere Niederlage, die erste verlorene Schlacht in seinem Leben, und gleichzeitig die Nachricht vom Tode der Mutter, die ihn in Thränen zerfließen macht, gleich einem Knaben, und die seinem zarten Herzen eine Wunde schlägt, die lange, lange offen bleibt. 1758 Hochkirch und der Tod

seiner Schwester Wilhelmine, 1759 Kunersdorf, wo keine „gnädige Kugel ihn treffen" will, er den Staat selbst verloren giebt, und er mehrere Tage nachher wie betäubt am Boden liegt. Er rafft sich auf zu neuem furchtbaren Ringen und zu einem Leben der Verzweiflung, von dem nur der sich eine schwache Vorstellung machen kann, der mit dem Herzen die Briefe zu lesen versteht, die aus dieser Zeit an Frau v. Camas, an Catt und den Marquis d'Argens vorhanden sind. Die Bewunderung der Welt für ihn, der sich auf immer mehr verengendem Terrain zu behaupten weiß, wird immer allgemeiner und dringt auch wohl in schwachen Wellen noch an sein Ohr: sie zwingt ihm nur ein Lächeln, halb der Verachtung, halb der Verzweiflung ab. Wohl erringt er gegen den Feind immer noch Erfolge, aber sie freuen ihn nicht mehr, da die Friedenshoffnung, die er beständig hegt, ihn fortwährend äfft, gleich dem flackernden Irrlicht, das unbarmherzig den todesmüden Wanderer weiter und immer weiter lockt. Die Freunde sind todt, und da ist keine, keine Brust, an welcher das gepreßte Herz sich ausweinen und erleichtern könnte. Und dabei ist er gezwungen, nach außen hin zuversichtlich und selbst heiter zu erscheinen, um seine immer schlechter werdende Armee mit Vertrauen zu erfüllen. Doch sein Aeußeres verräth, was in seinem Innern vorgeht. Die Stirn bedeckt sich mit tiefen Furchen, das Haar wird grau, die Zähne fallen aus, so daß selbst seine langjährige trostreiche Freundin, die Flöte, ihm schwierig zu werden beginnt, und der mit 44 Jahren in voller Manneskraft ausgezogen war, kehrt mit 51 Jahren fast als Greis wieder heim. Ja, das war eine Ewigkeit von Höllenqualen: der Glaube, daß im Himmel noch eine Gerechtigkeit wohne, erlischt immer mehr, lebt nur schwach und vorübergehend bei glücklichen Wendungen, wie namentlich die Thronbesteigung Peter's des Dritten, auf und erstirbt zuletzt bis auf den letzten Funken; das Leben auf Erden erscheint ihm unendlich verächtlich. Endlich kommt der Friede, aber in sein Herz zieht er nicht ein. D'Alembert, der bald nach dem Frieden den König besuchte, erzählt in einem Briefe eine gut verbürgte Anekdote, welche auf die Stimmung Friedrich's das hellste Licht wirft. Am Tage des Friedensschlusses hatte Jemand von der Umgebung den König mit den Worten beglückwünscht: „Dies ist der schönste Tag im Leben Euer Majestät." Die trockne Antwort lautete: „Der schönste Tag im Leben ist derjenige, an welchem man daraus scheidet." „Ich armer, alter Mann," schrieb er einem Freunde, „ich komme nach einer Stadt zurück, wo ich nur noch die Mauern kenne, und ich Niemanden von

meinen Bekannten antreffe, wo unzählige Arbeiten mich erwarten, und wo ich in Kurzem meine alten Knochen in einer Freistätte lassen werde, die weder durch Krieg noch durch Trübsale beunruhigt werden wird."

Er kehrt zurück in sein Haus: „es ist öde und leer." — Darf der Eintritt eines solchen Zustandes, wie obige Aeußerungen Friedrich's ihn zu erkennen geben, verwundern nach einer so unerhörten Darangabe von Kraft? Man sehe sich doch um im Leben, wie geringfügig, verglichen mit dem, was Friedrich zu durchleben und zu durchkämpfen gehabt hatte, Dinge sind, die in Vielen für immer den Lebensmuth verlöschen! Er aber erhob sich wieder, er stand wieder auf, ein Riesengeist, um noch dreiundzwanzig Jahre lang des Guten so viel zu wirken, daß es genügte, das Leben von zehn und zwanzig Fürsten auszufüllen und ihnen den Namen „Wohlthäter des Volkes" zu sichern! Kaum in seinem „Sorgenfrei" angekommen, beginnt er väterlich zu sorgen für sein Volk. Er vertheilt zunächst das für den neuen Feldzug bereit gelegte Geld an die Provinzen, die am meisten durch den Krieg gelitten hatten. Ferner gelangen 35,000 Armeepferde und 42,000 Scheffel Getreide und Mehl zur Vertheilung. Er läßt gegen 15,000 Häuser neu auferbauen und gründet eine Creditanstalt für die Grundbesitzer, deren viele durch den Krieg nahe an den Bettelstab gebracht worden waren. Am meisten hatte Schlesien gelitten, daher auch am meisten für diese Provinz geschah. Er knüpfte an dasjenige an, was er in den zehn Friedensjahren vor dem siebenjährigen Kriege in Schlesien angebahnt hatte. Selten mag ein Land in verhältnißmäßig kurzer Zeit eine so durchgreifende Umgestaltung erfahren haben, als sie Schlesien zu Theil wurde. „Als Friedrich Schlesien in Besitz nahm," erzählt G. Freytag, „waren die Dorfhütten Blockhäuser aus Baumstämmen, mit Stroh und Schindeln gedeckt, ohne gemauerte Schornsteine, die feuergefährlichen Backhäuser den Häusern angeleimt, der Ackerbau in traurigem Zustande, große Gemeindetriften und Weideplätze mit Maulwurfshügeln und Disteln bedeckt, kleine schwache Pferde, magre Kühe; die Gutsherren in der großen Mehrzahl harte Despoten, gegen welche bei der unbehülflichen kaiserlichen Rechtspflege und Verwaltung kaum irgendwie Recht zu finden war. Drei harte Kriege führte der König in Schlesien; Oesterreicher, Russen und seine eigenen Soldaten verzehrten und beschädigten viel in der Landschaft. Und doch waren wenige Jahre nach dem siebenjährigen Kriege zweihundertfünfzig neue Dörfer und zweitausend neue Häuslerstellen erbaut, nicht selten waren steinerne

Häuser und Ziegeldächer zu sehen. Alle hölzernen Rauchfänge, alle Lehmöfen an den Häusern hatte der Eroberer niedergerissen und das Volk zum Neubau gezwungen, Pferde aus Preußen, einschürige Schafe eingeführt, Torfgräber aus Westfalen, Seidenbauer aus Frankreich in das Land gerufen, Eichenwälder und Maulbeerbäume gepflanzt, sogar Prämien zur Anlage von Weinbergen ausgesetzt. Sein Befehl führte beim Beginn des siebenjährigen Krieges die Kartoffeln ein. Der Geringste durfte seine Bittschrift überreichen, und das Volk wußte aus zahlreichen Beispielen, wie der König sie las. — Wenn sich das Landvolk in stiller Ehrfurcht an seinen Wagen drängte, so dauerte jeder Blick, jedes flüchtige Wort, das er zu einem der Dorfschulzen sprach, als eine theure Erinnerung, die sorgfältig von Geschlecht zu Geschlecht überliefert wurde, und die noch heut in den Seelen haftet."

Nicht allein sein Denken, Anordnen und damit seine Zeit widmete der König dem Wohle des Landes, sondern auch ihm persönlich gehörende Geldmittel. Ein Ludwig XIV. und andere noch heut gefeierte Tyrannen vergeudeten die Mittel des Landes: Friedrich verbrauchte von der dem königlichen Hofe zufließenden Geldsumme nur etwa den sechsten Theil für sich. Trotzdem für den Augenblick nirgends eine Wetterwolke am Himmel stand, begann doch der König alsbald wieder mit demselben Eifer, den er andern Verwaltungszweigen widmete, sich mit dem Heerwesen zu beschäftigen, führte die reitende Artillerie ein und vervollkommnete die Reiterei.

Tadelnd ist Preußen vielfach ein Militärstaat genannt worden. Die Tadler mögen sagen, auf welche Mittel der große Kurfürst sich hätte stützen sollen, um Brandenburg nicht der Vernichtung preiszugeben, sondern dasselbe — und mit ihm den Kern des deutschen und protestantischen Lebens — zur möglichsten Erstarkung zu bringen? „Der Protestantismus muß einen Leib haben," hatte der große Kurfürst gesagt und damit den Eisenleib des kriegerischen Schutzes gemeint. Der brandenburg-preußische Staat lag nicht in einer idyllischen Welt, umgeben von friedlichen Hirtenvölkern. Die Hüter desselben mußten vielmehr fortgesetzt auf der Wacht stehen gegen den Neid und die Mißgunst der Nachbarn, zumeist gegen die in die Vasallenschaft Roms gerathenen Habsburger. Hatte sich dies bis zur Zeit des Regierungsantritts Friedrich's geändert? Ja, jedoch nur in der Beziehung, daß die Feindschaft der Römlinge außerhalb und innerhalb Deutschlands eine größere noch geworden war, weil der Ingrimm über das innere Gedeihen des Staates, der sich auf protestan-

tischer und nationaler Grundlage entwickelte, dem alten Haß sich zugesellt hatte. Und hätte denn nun Friedrich für immer das Schwert dürfen in der Ecke stehen und rosten lassen? Es war — und so sollte es noch lange bleiben — eine leidige Nothwendigkeit, den Feinden zu sagen: Preußen steht schlagfertig da, nicht, um euch anzugreifen, wohl aber, wenn es sein muß, dasjenige Himmelsgut im Ringen auf Leben und Tod zu vertheidigen, das seine Fahne andeutet: das aus dem Dunkel der Nacht sich erhebende Licht! —

Tadler haben es nicht entsprechend den geäußerten freisinnigen Ansichten des Königs gefunden, daß er den Adel beim Militär bevorzugte. Sie wollen oder vermögen es nicht zu erkennen, „daß," wie v. Thilau sagt, „Friedrich der Große die Eigenschaft aller großen Männer der That hatte, die jeden Tag die Dinge so ansehen, wie sie sind und demgemäß handeln." Wie er den Adel vorfand, so war derselbe am besten zu dem Zweck zu gebrauchen, für den er ihn verwandte. Jeder Stand hat in Bezug auf das Sittenleben seine besonderen Anschauungen. Der Adlige, der sich nicht tapfer erwies, verlor in seinem Stande alle Ehre, ward sogar aus dem väterlichen Hause verstoßen, wogegen der Bürger, von dem Gleiches gesagt ward, sich die Achtung seines Standes durchaus nicht verscherzte, wenn er sonst im friedlichen Verkehr als redlich und zuverlässig sich erwies. Wäre es umgekehrt gewesen, so würde der König die Bürgerlichen beim Militärwesen bevorzugt haben. Schon der große Kurfürst habe es anerkannt, sagt G. Freytag, daß der verwilderte Landadel seines verwüsteten Gebietes am besten in dem Heere zu verwerthen sei. „Friedrich Wilhelm bändigte die Rauflustigen durch die militärische Zucht, regelte ihr rohes Ehrgefühl durch den Corpsgeist und die militärischen Ehrengesetze und gab ihnen auch im Heer das Gefühl einer privilegirten Stellung dadurch, daß er die Offizierstellen fast ausschließlich mit ihnen besetzte. In den letzten Jahren seiner Regierung ist das brandenburgische Offiziercorps bereits mit wenigen Ausnahmen adlig. Eine der merkwürdigsten Kulturveränderungen des achtzehnten Jahrhunderts wurde dadurch bewirkt, zumal seitdem König Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. so stark betont hatten, daß jeder Fürst des Hauses Hohenzollern Soldat und Offizier sein müsse, und daß derselbe Rock, gleiche Subordination und gleiche Gesetze der Ehre für ihn gelten sollten, wie für den kleinen Junker vom Lande. Dadurch geschah es, daß die Nachkommen vieler Familien, welche durch Jahrhunderte als Drohnen der bürgerlichen Gesellschaft gelebt hatten, enge mit den theuersten Erinnerungen der Nation verbunden

wurden." Die Dienstzeit für die Soldaten währte zwanzig Jahre, die militärischen Uebungen entzogen sie jedoch jährlich nur auf zwei Monate ihrer bürgerlichen und bäuerlichen Beschäftigung.

Auch einen Staatsschatz wieder anzusammeln, erachtete der König für nothwendig. War er bereit, dem Wohle des Ganzen Opfer zu bringen, so verlangte er auch, daß das Volk das Seinige thue, und so konnte es nicht fehlen, daß er ihm manche strenge Zumuthung machte. Auf Einfuhr und Ausfuhr von Waaren wurden (von andern Staaten geschah das Gleiche) Steuern gelegt, Luxusartikel von außen wurden besonders hoch besteuert, weil diese Steuer die Armen nicht traf, der Verkauf von Tabak und Kaffee ward dem Staat als Monopol zugesprochen. Letztere Maßregel schuf Unzufriedene, die nicht nach dem Zweck fragten, den der König verfolgte. Eines Tages reitet er durch die Jägerstraße und bemerkt vor dem sogenannten Fürstenhause einen Schwarm von Leuten. Es wird ihm auf seine Frage, was es gäbe, gesagt: „sie haben Etwas auf Eure Majestät angeschlagen!" Inzwischen näher gekommen, sieht Friedrich, daß es sich um eine Carricatur auf ihn handelt. Ein Bild zeigt den König auf einem Schemel sitzend, wie er mit einer Hand eine zwischen den Knieen eingeklammerte Kaffeemühle dreht und mit der andern Hand Bohnen vom Boden aufliest. „Hängt es niedriger," sagte er, „daß die Leute sich nicht den Hals ausrecken müssen!" worauf er weiter ritt. Jubelruf folgte ihm, das Bild wurde zerrissen. Friedrich's Gewissen war in Bezug auf die Haltung gegen sein Volk unbeschwert, darum vermochte er es dergleichen zu ertragen, und die Menge kam einer solchen Haltung gegenüber bald zu sich.

Es wurde (B. III., S. 338—340) darauf hingewiesen, daß in Bezug auf Landeskultur sich zu allererst der Orden der Cisterzienser in seiner Blüthezeit Verdienste um Brandenburg erwarb. Diesen Orden der „geistlichen Bauern" hatten die trefflichen Anhaltiner in's Land gerufen. Das Werk der Landeskultur wurde, nachdem es in der traurigen Zeit der Bayern und der Luxemburger (ein Jahrhundert lang) geruht hatte, von den Hohenzollern wieder aufgenommen. Von der Zeit des großen Kurfürsten an wurde die Kultivirung des Landes mit besonderem Eifer betrieben. Welchen Werth Friedrich's Vater auf die Verbesserung der Landwirthschaft legte, ist dargelegt worden. Friedrich Wilhelm I. hatte u. A. einen großen Sumpf, das havelländische Luch, durch Aufwendung einer Summe von 80,000 Thalern in fruchtbare Aecker und Wiesen verwandelt. Eine ähnliche Thätigkeit sehen wir nun den König Friedrich üben. Er betrieb die

Urbarmachung des Oderbruches, des Wartebruches und des Netzebruches und verwandte dazu mehrere Millionen Thaler. Als er einst von den Höhen bei Freyenwalde an der Oder das Oderbruch übersah und Saatfelder, fette Wiesen und Colonistenhäuser sich seinen Blicken darboten, wo früher nur ein unzugänglicher und unabsehbarer Sumpf zu bemerken gewesen war, rief er froh bewegt: „Hier ist ein Fürstenthum erworben, worauf ich keine Soldaten zu halten nöthig habe!" Alles, was der Landwirthschaft zu Gute kam, fand bei ihm entsprechende Würdigung, und die Anordnungen, die er auf seinen Reisen durch das Land traf, erwiesen sich als heilsam. Nicht das Kleinste entging seiner Aufmerksamkeit, und gewissenlose Beamte, die ihm nicht genügend Rede und Antwort zu stehen wußten, hatten sich strenger Maßnahmen zu versehen. Den Landräthen war es auf das Strengste zur Pflicht gemacht, sich also von den Verhältnissen ihres Kreises zu unterrichten, daß sie im Stande seien, anzugeben: „so viel Menschen sind im Kreise, so viel Kühe, so viel Pferde, so viel Korn von jeder Art wird in guten, mittleren und schlechten Jahren von allen Getreidesorten erübrigt, oder fehlt."

Seine Betheiligung an der Theilung Polens ist dem Könige zum Vorwurf gemacht worden. Sehen wir uns die Verhältnisse an, unter denen Polen zu Grunde ging. Es ist erzählt worden (Bd. III. S. 427), wie zerrüttet Polen bereits war, als es sich den Kurfürsten August den Starken zum König erwählte, und wie es unter diesem Fürsten, der „Ueppigkeit und Prachtliebe auf Barbarei pfropfte," noch elender wurde. Daß darnach ein August III. und ein Brühl nicht im Stande waren, das Land zu heben, kann nicht verwundern. August III., der während des ganzen siebenjährigen Krieges seinen Hof in Warschau hielt, ließ die Dinge in Polen gehen, wie sie eben gingen, daher nahmen elende Justiz, Bestechlichkeit, lüderliches und unordentliches Wesen im Volke immer mehr überhand. Ein Hauptanlaß zu dem Unglücke Polens ward der Umstand, daß es sich zu einem Wahlreiche erklärt hatte, und daß festgesetzt worden war, es dürfe der Nachfolger nicht schon bei Lebzeiten eines Königs bestimmt werden. Dies gab auswärtigen Mächten Anlaß, sich im Lande Parteien zu bilden. Den Anfang solcher Art für ein Land unheilvoller Agitationen hatte Frankreich gemacht, und wir haben gesehen (B. III. S. 428), wie der edelgesinnte Sobiesky durch die Agitationen der französischen Partei, deren Haupt seine eigene Gemahlin (eine französische Agentin) war, zu leiden hatte. Bei den Werbungen zur Bildung von Parteien spielte Geld die Hauptrolle. Neben der fran-

zösischen hatte sich eine sächsische Partei gebildet, und durch die bestochenen Mitglieder dieser Partei war eben August II. zu der polnischen Krone gekommen. Das Gleiche hatte sich bei August III. wiederholt. Im Laufe der Zeit war aber in dem mächtig gewordenen Rußland die Ansicht erwacht: sei das Slavenreich Polen unfähig, sich selbst zu regieren, so stehe es Rußland eher, als jedem andern Staate zu, Herrschaft über dasselbe zu üben. Daran schloß sich von Anfang an die Absicht, Polen schließlich gänzlich in Rußland einzuverleiben. So wurden denn die Bestechungskünste, denen gegenüber sich der hohe polnische Adel so außerordentlich zugänglich erwies, nun auch von Rußland aus betrieben, und es entstand damit im Lande eine dritte für ausländische Zwecke agitirende Partei, die russische. Inzwischen aber hatte sich auch die Stellung Preußens zu Rußland geändert. Nach Beendigung des siebenjährigen Krieges konnte es sich für Friedrich nicht empfehlen, gänzlich ohne Bundesgenossen zu bleiben. Oesterreich stand in dieser Frage von vornherein außer Betracht. England hatte den König in schwerer Zeit treulos verlassen. Daß es einem Friedrich nicht in den Sinn kommen konnte, mit Frankreich's Maitressen-Regierung in Verbindung zu treten, kann nicht verwundern. Welche andre der größeren Mächte blieb ihm nun noch, als Rußland? Mit dieser Macht schloß Friedrich denn auch eine Art Schutz- und Trutzbündniß. Bald darauf aber ward es ihm nicht zweifelhaft, worauf Rußland in Bezug auf Polen ausgehe. Nun kam eine Anfrage an ihn von einer polnischen Partei, ob er geneigt sei, seinen Bruder Heinrich zu veranlassen, sich um die polnische Königskrone zu bewerben. Er lehnte es ab, nicht nur um der Sache selbst willen, die ihm zuwider war, (denn wie hätte er es dem Prinzen Heinrich anmuthen oder es wünschen sollen, für den Preis der Ableugnung seines Glaubens die Krone Polens zu gewinnen?) sondern auch, weil die Ausführung jenes Verlangens zu einem Kriege mit Rußland geführt haben würde. So hatte denn Rußland um so mehr freie Hand, seine auf Polen gerichteten Pläne zu betreiben. Diese gingen zunächst dahin, nach dem Tode August's III. einen unter dem Einfluß und der Abhängigkeit der russischen Partei in Warschau stehenden Polen auf den polnischen Thron zu erheben und auf diese Art mittelbar die Herrschaft über Polen anzutreten. August starb 1764, und die russische Partei setzte es durch, daß Graf Stanislaus Poniatowsky, ein gutmüthiger aber schwacher Mann, zum König von Polen erwählt ward. Nun beschloß die Kaiserin Katharina II., die zwei Jahre vor dem Tode August's III. zur Regierung

gekommen war, Unruhen in Polen zu erregen, um dadurch Anlaß zum Eingriff zu gewinnen. Was kam es auf das Mittel an! Das dem Einfluß der Jesuiten gänzlich verfallene Polen hatte sich schon vor August dem Starken durch Verfolgung der Nichtkatholiken (Dissidenten) ausgezeichnet. Von August dem Starken waren die Maßregeln gegen seine früheren Glaubensgenossen verschärft worden, und August III. war auf dieser Bahn der Feindseligkeit gegen die Nichtkatholiken, dem Wunsch der Jesuiten und dem Rathe Brühl's nachgebend, noch weiter gegangen. Dies nahm die russische Kaiserin nun als Ausgangspunkt, „eine Sache an Polen zu suchen." Sie stellte die Forderung an Polen, den Dissidenten ihre entzogenen Rechte zurückzugeben. Damit war ein Zündstoff in das Land geworfen, und Stanislaus Poniatowsky war nicht der Mann, die ausbrechende Bewegung niederzuhalten. Wie eindringlich hatte ihn gleich nach seiner Wahl König Friedrich gemahnt, nunmehr sein ganzes Sinnen und Denken auf Ausfüllung der Stellung gerichtet sein zu lassen, auf die er durch die Wahl gestellt worden sei. „Von einem Könige, der die Krone der Geburt verdankt," schrieb Friedrich, „erwartet die Welt nicht mehr als das, womit die Menschen gewöhnlich begabt sind, obwohl weit mehr zu wünschen wäre. Aber von einem Könige, der durch Seinesgleichen von einem Unterthanen zum Fürsten erhoben worden ist, der über die, deren Geschöpf er ist, regieren soll, erwartet man Alles, was nur irgend einer Krone zum Verdienste oder Schmuck gereichen mag." Diese Worte zeigen zugleich, daß Friedrich Polen gegenüber gerade das Gegentheil von dem gethan hatte, was jetzt von Katharina II. geübt ward. Er kannte die Verkommenheit Polens, er wußte, wodurch ihm allein die Möglichkeit der Umkehr auf der Bahn des Verderbens bereitet werden könne, und in diesem Sinne gab er seinen Rath. Der russischen Forderung gegenüber gerieth die herrschende Jesuitenpartei, die stolz darauf gewesen war, jede Art protestantischen Ketzerthums bis zur Ohnmacht niedergedrückt zu haben, in die größte Aufregung. Aber auch die Dissidenten, die nun Hinterhalt gewonnen hatten, geriethen in Aufregung, und sie wurden von Katholiken unterstützt, die nicht dem Dienste der Jesuiten gänzlich verfallen waren. Es kam — zu Radom — eine General-Conföderation der Nichtkatholiken zu Stande, die den Zweck verfolgte, der Forderung Rußlands, der sich inzwischen Preußen, England und Dänemark angeschlossen hatten, Geltung zu verschaffen. Bei dem nun im Lande entstehenden Gewirr spielte der russische Gesandte Repnin eine wichtigere Rolle, als Poniatowsky. Als Letzterer

es nicht wagte, gemäß der Aufforderung des Gesandten, Gewalt gegen die heftigsten Agitatoren der Jesuitenpartei anzuwenden, geschah dies von seiner Seite: er bemächtigte sich zweier Bischöfe und zweier Starosten und sandte sie nach Sibirien. Dies steigerte die Aufregung der Jesuitenpartei, und von den Kanzeln ward gepredigt, Kirche und Vaterland sei von schwerster Gefahr bedroht, der König aber vermöge nicht zu helfen, denn er stehe in der Knechtschaft Rußlands. Zu Bar in Podolien ward nun von der Jesuitenpartei eine Gegen-Conföderation gestiftet, und es kam zum Aufstande. Das war es, was Katharina gewünscht, und es folgte nun, auf was sie gerechnet hatte. Der König, zu schwach, des Aufstandes Herr zu werden, rief die Russen zu Hülfe. Die Aufständischen wurden geschlagen, ein Theil der Versprengten rettete sich in eine nahe türkische Grenzstadt. Die Russen überschritten die Grenze, verlangten Auslieferung der Flüchtlinge, und als diese nicht gewährt ward, bemächtigten sie sich gewaltsam der Stadt. Dieser Bruch des Völkerrechts führte zum Kriege zwischen Rußland und der Pforte (1768—1774), der zum Nachtheile der letzteren Macht ausfiel. Die russische Flotte aus der Ostsee erschien im Mittelmeer; die Griechen, denen gesagt ward, Rußland kämpfte zumeist für ihre Befreiung, erhoben sich gegen die Türken. Bei Scio kam es (1770) zu einer Seeschlacht, in welcher beide Admiralschiffe in die Luft flogen. Geschlagen, suchte die türkische Flotte in der Bai von Tschesme Schutz. Die Russen sperrten die Bai, die ganze türkische Flotte ward verbrannt. Nun war die Pforte hülflos, und es wurde ihr für Ueberlassung großer Gebiete am schwarzen Meere Frieden gewährt. Die Griechen, von Rußland zum Kampf aufgerufen, jetzt aber treulos verlassen, verfielen der Rache der Türken, die sich des Landes wieder bemächtigten.

Die anschwellende Macht Rußlands, die schon dem Könige Friedrich bedenklich erschienen war, rief nun auch in Wien Besorgnisse hervor. Darin lag der Anlaß, daß der Sohn und Mitregent Maria Theresia's, der wenige Jahre zuvor (1765) zum Kaiser von Deutschland erwählte Joseph II., seinem Wunsche, den von ihm hochverehrten König Friedrich persönlich kennen zu lernen, Genüge zu thun vermochte. Das zwischen den Höfen verabredete Zusammentreffen beider Monarchen fand 1769 zu Neiße in Schlesien statt. Für Oesterreich, versicherte Joseph, dessen ganze Haltung die innigste Verehrung für den Preußenkönig ausdrückte, gebe es kein Schlesien mehr, worauf Friedrich, der sich von dem edlen und offenen Wesen des jungen Fürsten sehr angemuthet fand, sagte: „Ich denke, wir Deutsche haben

lange genug unter uns unser Blut vergossen; es ist ein Jammer, daß wir nicht zu einem bessern Verständniß kommen." Friedrich ließ sich hinterher brieflich über Kaiser Joseph dahin aus: „Er ist an einem bigotten Hofe geboren und hat den Aberglauben verworfen; ist in Prunk erzogen und hat einfache Sitten angenommen; wird mit Weihrauch genährt und ist bescheiden; glüht von Ruhmbegierde und opfert seinen Ehrgeiz der kindlichen Pflicht auf, die er in der That äußerst gewissenhaft erfüllt." Joseph empfing ein Jahr darauf den Gegenbesuch Friedrich's zu Neustadt in Mähren. Die gemeinsame Gefahr Oesterreichs und Preußens, gegenüber dem sich zu einem Koloß ausdehnenden russischen Reiche, war der Hauptgegenstand der Unterhaltung zwischen beiden Monarchen. So wenig es für Preußen wünschenswerth war, daß das sich durch Polen vergrößernde Rußland bis an seine Grenzen rücke, eben so wenig konnte Oesterreich wünschen, daß die Russen, die während des Krieges mit der Pforte in der Moldau und der Wallachei Heere aufgestellt hatten, zur Herrschaft über die Donaumündungen gelangten. Geschah Ersteres, so war für Preußen der Besitz Ostpreußens gefährdet, denn dann würden ohne Zweifel die russischen Forderungen dahin gegangen sein, die Weichsel als Grenzstrom anerkannt zu sehen; bei dem Eintritt des Letzteren mußte Oesterreich darauf gefaßt sein, daß seine östlichen Landgebiete das russische Begehren herausfordern würden. Der klugen Kaiserin Katharina entging es nicht, um welcher Dinge willen Preußen und Oesterreich sich einander näherten. Sie erkannte, daß, beharre sie genau auf ihrem Wege, dies schließlich, da es sich um Abwendung einer gemeinsamen Gefahr handle, zum Abschluß eines Schutz- und Trutzbündnisses zwischen Preußen und Oesterreich führen müsse, dem sich dann die Pforte zweifellos anschließen würde. Damit es nicht dahin komme, beschloß sie, obgleich Polen schon seit längerer Zeit von ihr als sichere Beute angesehen worden war, den beiden Ländern Preußen und Oesterreich Theile anzubieten. Prinz Heinrich befand sich zu dieser Zeit in Petersburg; ihm warf sie klug die Sache zur Inbetrachtnahme hin. Damit trat die polnische Frage in neuer Gestalt an Preußen heran. Es handelte sich um ein Reich, das sich seit langer Zeit völlig unfähig erwiesen hatte, sich selbst zu regieren, das ein Tummelplatz der Agenten fremder Mächte und zwar solcher war, von denen Preußen sich nichts Gutes zu versehen hatte, und welches zur Zeit von Rußland als Eigenthum betrachtet ward. An Preußen erging das Angebot, einen kleineren ihm bequem gelegenen Theil Polens zu nehmen; an Oesterreich erfolgte ein ähnliches Aner-

bieten. Die Tadler Friedrich's wegen seiner Haltung in der polnischen Frage fassen die vorliegenden historischen Thatsachen nicht in's Auge. Die Frage lag nicht derartig, daß gesagt werden konnte: Nimmst du, Preußen, an der Theilung nicht Theil, so bleibt Polen ein selbstständiges Reich. Es handelte sich für Preußen vielmehr der Sache nach darum, ob es von einem Lande, das in Wirklichkeit sich selbst nicht mehr gehörte, einen Theil von dem factischen Besitzer annehmen wolle. Der Tadler ist freilich auch damit nicht zufrieden. Kühn spricht er die Forderung aus: Preußen hätte den angebotenen Theil nicht nur nicht nehmen, es hätte zugleich auch nicht zugeben sollen, daß Polen ganz an Rußland falle, damit eben Rußland nicht bis an die Grenze Preußens rücke. Und wie hätte Preußen dieses Nichtzugeben zur Geltung bringen sollen? Nur durch einen Krieg auf Leben und Tod! Einen Krieg zu Gunsten Polens, demnach zu Gunsten der „Selbstständigkeit" eines Reiches, das unfähig sich erwiesen hatte, sich selbstständig zu regieren! — Das wäre etwas für einen Karl XII. gewesen, der Ziele und Zwecke des Krieges nicht abzuwägen verstand und daher seine und die Kräfte seines Landes Phantomen opferte, nicht für einen klar schauenden Friedrich! — Friedrich handelte gemäß den vorliegenden Thatsachen und Zuständen, deren erstere er nicht geschaffen, und deren letztere er nicht zu ändern vermochte. Die (erste) Theilung Polens ward im Jahre 1772 vollzogen. Rußland erhielt 2000, Oesterreich 1500, Preußen 600 Quadratmeilen. Nie ist es dem Könige in den Sinn gekommen, irgend etwas, das er gethan, beschönigen zu wollen. Dazu war er in seinem Wollen zu hoch und hehr und wohl auch zu sehr erfüllt von berechtigtem Stolz. Daher findet es sich in seinen Werken häufig, daß seine Darstellung der Ereignisse, an denen er Antheil hatte, Zweifel erregen, ob er tadellos gehandelt habe. Er habe, sagt er in seinem Geschichtswerk, der Absicht der russischen Kaiserin gegenüber Preußen nicht in einen Krieg stürzen wollen. Das durch Polen stärker werdende Rußland würde die Lage Preußens gefährdet haben. Diese Gefahr habe sich aufheben lassen, indem durch Rußlands Vergrößerungssucht die Gelegenheit geboten worden sei, das für die Verbindung von Brandenburg mit Ostpreußen so überaus wichtige polnische Preußen zu gewinnen. Eine so vortreffliche Gelegenheit unbenutzt zu lassen, wäre eine Thorheit gewesen. „Ich weiß," schrieb er im Jahre nach der Theilung an Voltaire, „daß man in Europa allgemein glaubt, die Theilung Polens sei eine Folge politischer Intriguen; das ist jedoch unwahr. Nachdem vergeblich alle möglichen andern Versöhnungs-

wege vorgeschlagen waren, mußte man zur Theilung schreiten, als dem einzigen Mittel, einen allgemeinen Krieg zu vermeiden." — Der Theil Polens, der an Preußen kam, demnach einem wohlgeordneten Staatswesen eingefügt ward, hatte sich wahrlich am glücklichsten zu preisen. G. Freytag erzählt in seinen vortrefflichen Schilderungen „Bilder aus der deutschen Vergangenheit", wie es in dem an Preußen gefallenen polnischen Landestheile aussah, und in welcher Weise der König die Kultivirung des neugewonnenen Gebiets in Angriff nahm. „Die Mehrzahl des Landvolks lebte in Zuständen, welche den Beamten Friedrich's (die in's Land gesandt wurden) jämmerlich erschienen, zumal an der Grenze Pommerns, wo die wendischen Kassuben saßen. Wer dort einem Dorfe nahete, der sah graue Hütten und zerrissene Strohdächer auf kahler Fläche, ohne einen Baum, ohne einen Garten — nur die Sauerkirschbäume waren altheimisch. Die Häuser waren aus hölzernen Sprossen erbaut, mit Lehm ausgeklebt; durch die Hausthür trat man in die Stube mit großem Heerd ohne Schornstein; Oefen waren unbekannt, nie wurde ein Licht angezündet, nur der Kienspan erhellte das Dunkel der langen Winterabende; das Hauptstück des elenden Hausraths war das Crucifix, darunter der Napf mit Weihwasser. Das schmutzige und wüste Volk lebte von Brei aus Roggenmehl, oft nur von Kräutern, die sie als Kohl zur Suppe kochten, von Heringen und Branntwein, dem Männer wie Frauen unterlagen. Brot war fast unbekannt. Viele hatten in ihrem Leben nie einen solchen Leckerbissen genossen, in wenig Dörfern stand ein Backofen. Hielten sie ja einmal Bienenstöcke, so verkauften sie den Honig an die Städter, außerdem geschnitzte Löffel und gestohlene Rinde; dafür erstanden sie auf den Jahrmärkten den groben blauen Tuchrock und das hellrothe Kopftuch für die Frauen. Selten war ein Webstuhl, das Spinnrad war unbekannt, die Preußen hörten dort kein Volkslied, keinen Tanz, keine Musik; stumm und schwerfällig trank das Volk den schlechten Branntwein, prügelte sich und taumelte in die Winkel. Auch der Landadel unterschied sich kaum von den Bauern; er führte seinen Hakenpflug selbst und klapperte in Holzpantoffeln auf dem ungedielten Fußboden seiner Hütte. Schwer wurde es dem Preußenkönige, diesem Volke zu nützen. Nur die Kartoffel verbreitete sich schnell, aber noch lange wurden die befohlenen Obstpflanzungen von dem Volke zerstört, und alle andern Kulturversuche fanden Widerstand. Eben so dürftig und verfallen waren die Grenzstriche mit polnischer Bevölkerung, aber der polnische Bauer bewahrte in seiner Armseligkeit und Unordnung wenigstens die größere

Regsamkeit seines Stammes. Selbst auf den Gütern der größeren Edelleute, der Starosten und der Krone waren alle Wirthschaftsgebäude verfallen und unbrauchbar. Wer einen Brief befördern wollte, mußte einen besonderen Boten schicken, denn es gab keine Post im Lande; freilich fühlte man in den Dörfern auch nicht das Bedürfniß danach, denn ein großer Theil der Edelleute konnte so wenig lesen und schreiben, wie die Bauern. Wer erkrankte, fand keine Hülfe, als die Geheimmittel, denn es gab im ganzen Lande keine Apotheke. Wer einen Rock bedurfte, that wohl, selbst die Nadel in die Hand zu nehmen, denn auf viele Meilen weit war kein Schneider zu finden, wenn er nicht abenteuernd durch das Land zog. Wer ein Haus bauete, der mochte zusehen, wo er von Westen her Handwerker gewann. Noch lebte das Landvolk in ohnmächtigem Kampf mit den Heerden der Wölfe, es gab wenig Dörfer, in welchen nicht in jedem Winter Menschen und Thiere decimirt wurden. Brachen die Pocken aus, kam eine ansteckende Krankheit in's Land, dann sahen die Leute die weiße Gestalt der Pest durch die Luft fliegen und sich auf ihre Häuser niederlassen; sie wußten, was solche Erscheinungen ihnen bedeuteten, es war Verödung ihrer Hütten, Untergang ganzer Gemeinden; in dumpfer Ergebung erwarteten sie dies Geschick. — Es gab keine Rechtspflege im Lande; nur die größeren Städte bewahrten urkräftige Gerichte; der Edelmann, der Starost verfügte mit schrankenloser Willkür ihre Strafen, sie schlugen und sie warfen in scheußliche Kerker nicht nur die Bauern, auch den Bürger der Landstädte, der unter ihnen saß oder in ihre Hände fiel. In den Händeln, die sie unter einander hatten, kämpften sie durch Bestechung bei den wenigen Gerichtshöfen, die über sie urtheilen durften; in den letzten Jahren hatte auch dies fast aufgehört, sie suchten ihre Rache auf eigene Faust durch Ueberfall und blutige Hiebe. — Es war in der That ein verlassenes Land, ohne Gesetz, ohne Herrn, es war eine Einöde. Friedrich begann in seiner großartigen Weise auch die Kultur dieses Landes. Gerade die verrotteten Zustände waren ihm reizvoll, und Westpreußen wurde, wie bis dahin Schlesien, sein Lieblingskind, das er mit unendlicher Sorge, wie eine treue Mutter wusch und bürstete, neu kleidete, zur Schule und Ordnung zwang und immer im Auge behielt. Noch dauerte der diplomatische Streit um den Erwerb, und schon warf der König eine Schaar seiner besten Beamten in die Wildniß, wurden die Landschaften in kleine Kreise getheilt, die gesammte Bodenfläche in kürzester Zeit abgeschätzt und gleichmäßig besteuert, jeder Kreis mit einem Landrath, einem Gericht, mit Post und Sanitätspolizei

versehen. Neue Kirchengemeinden wurden wie durch einen Zauber in's Leben gerufen, eine Compagnie von 187 Schullehrern wurde in das Land geführt, Haufen von deutschen Handwerkern wurden geworben, vom Maschinenbauer bis zum Ziegelstreicher hinab. Ueberall begann ein Graben, Hämmern, Bauen, die Städte wurden neu mit Menschen besetzt, Straße auf Straße erhob sich aus den Trümmerhaufen, die Starosteien wurden in Krongüter verwandelt, neue Colonistendörfer abgesteckt, neue Ackerkulturen befohlen. Im ersten Jahre nach der Besitznahme wurde der große Kanal gegraben, welcher in einem Laufe von drei Meilen die Netze mit der Oder und Elbe verbindet. Ein Jahr, nachdem der König den Befehl ertheilt, sah er selbst beladene Oderkähne von hundertundzwanzig Fuß Länge nach dem Osten zur Weichsel einfahren. Durch die neue Wasserader wurden weite Strecken des Landes entsumpft und sofort durch deutsche Colonisten besetzt. Unablässig trieb der König; er lobte und schalt, wie groß der Eifer seiner Beamten war, sie vermochten selten ihm genug zu thun. Dadurch geschah es, daß das wilde slavische Unkraut, welches dort auch über die deutschen Ackerfurchen aufgeschossen war, gebändigt wurde, daß auch die polnischen Landstriche sich an die Ordnung und das neue Leben gewöhnten." Das Gebiet, welches bei der ersten Theilung Polens an Preußen fiel, umfaßte das polnische (jetzt West-) Preußen außer Danzig und Thorn, den Netze-District und das Bisthum Ermland. Da nun das gesammte preußische Land (das ehemalige Herzogthum Preußen hieß von jetzt ab Ostpreußen) der Monarchie zugehörte, nannte sich Friedrich nicht mehr, wie er es, gemäß des von seinen beiden Vorgängern angenommenen Gebrauches gethan, König „in" Preußen, sondern König „von" Preußen.

Es ist ferner dem Könige der Vorwurf gemacht worden, daß er, der in Briefen und Schriften freien Staatsformen das Wort geredet und Freiheitsmänner gepriesen, dennoch nichts gethan habe, sein politisches Staatsideal in Preußen zu verwirklichen. Dagegen läßt sich sagen: Hat ein Fürst, der die Glaubensfreiheit proclamirt und sie aufrecht hält, der die Wissenschaft fördert, der das Gerichtswesen aus dem Zustand der Willkür in den des Gesetzes hinüberleitet, wirklich nichts dafür gethan, die politische Freiheit in seinem Lande zu begründen? Der Tadler meint, Friedrich habe es unterlassen, eine freiheitliche Staatsform einzuführen, obgleich er doch z. B. die englische Verfassung so hoch gepriesen habe, namentlich durch folgenden Ausspruch in seiner Schrift „Anti-Macchiavelli": „Es scheint

mir, daß, wenn es eine Regierungsweise giebt, deren Weisheit man in unsern Tagen als Muster aufstellen kann, es die englische sei; dort ist das Parlament der Schiedsrichter des Volkes und des Königs, und der König hat alle Macht, gut, keine, böse zu handeln." Diese Aeußerung gehört der rheinsberger Zeit Friedrich's an; er hat aber auch später sich in Briefen und in seiner Geschichte Brandenburgs in ganz gleicher Weise ausgesprochen. Und dennoch vernehmen wir nichts von irgend welcher durch ihn dem Volke eingeräumten politischen Betheiligung an der Regierung. Wie ist dies zu erklären? Muß nicht in Betracht gezogen werden, daß er, kaum zur Regierung gekommen, das Schlachtroß zu besteigen hatte? Und wenn gefährliche Kriegsstürme, die über ein Land kommen, sogar schon den Gebrauch geläufig und nothwendig gemacht haben, das „Gesetz" bei Seite zu legen und den Feldherrn mit der Dictatur zu bekleiden, wie hätte die Zeit der ersten beiden schlesischen Kriege dazu angethan sein sollen, auf Einrichtung von Verfassungsrechten zu denken? Mit der Gewohnheit des Herrschens kehrt er heim, die dictatorische Gewalt ist nun ebenfalls nöthig, Heere von Uebeln niederzukämpfen. Dann kommen wieder sieben Jahre, und zwar solche, daß derjenige, der sie auf preußischer Seite als Feldherr durchgemacht hat, sicherlich, selbst wenn ihm das Herrschen durchaus nicht im Blute gelegen hätte, mit der nunmehr eingewurzelten Gewohnheit des Herrschens wiedergekehrt wäre. Hermann Hettner sagt: „Es wäre des Königs Aufgabe gewesen, das Veraltete (des früheren Ständewesens) zu verjüngen und schöpferisch fortzubilden. Er hat es nicht gethan. Wohl lag ein Theil dieser Schuld in der Gewohnheit seiner unbeschränkten Machtstellung, in dem unbezähmbaren Trotz seiner Herrschsucht, welcher ein hervorstechender Zug seiner Natur ist. Allein noch mächtiger wirkte in ihm das stolze Bewußtsein, das Rechte und Gute auch ohne fremde Beihülfe vollbringen zu können, wirkte die staatsmännische Einsicht, daß seinem Volk noch alle Grundbedingungen volksthümlicher Freiheit fehlten, daß plötzliche und sprunghafte Neuerungen ohne Bürgschaft der Dauer seien. Friedrich's Unterlassungssünde wurde getragen von der allgemeinen Zustimmung. Kein Staatsmann des Festlandes wagte damals an die Möglichkeit geordneter Volksvertretung zu denken. Weder Voltaire, noch Montesquieu, die begeisterten Bewunderer der englischen Verfassung, haben eine Uebertragung derselben auf das Festland gefordert; Friedrich Karl von Moser, einer der thatkräftigsten Vorkämpfer für die Idee des modernen Rechtsstaats, war ein entschiedener Gegner ständischen Wesens. Und viele Jahrzehnte später bekannte sich selbst

Mirabeau noch ausdrücklich zu der für die Würdigung jenes Zeitalters höchst bedeutsamen Ueberzeugung, große Einrichtungen, durchgreifende Reformen, Umgestaltungen ganzer Reiche seien einzig und allein das Werk unumschränkter Fürstengewalt. Die Gegenwart weiß, was sie will, wenn sie alle Gelüste fürstlicher Selbstherrlichkeit, zur alten Unumschränktheit zurückzukehren, mit unnachgiebigster Entschiedenheit und Widerstandskraft von sich abweist; aber für das Zeitalter Friedrich's des Großen war die Losung nicht Aenderung der Verfassung, sondern Besserung der Verwaltung." Was hätte wohl Friedrich ausgerichtet, wenn von ihm an das alte Ständewesen angeknüpft worden wäre! Mit der Erweckung desselben hätte er den Geist des Widerstandes gegen seine auf das Wohl des Ganzen gerichteten Pläne hervorgerufen. Die Schichten der Gesellschaft, aus denen die Personen hervorgingen, die als „Stände", als Vertreter des Adels, der Geistlichkeit und der Städte, angesehen worden waren, hatten sich dermaßen als durchdrungen von dem Geist mittelalterlicher Anschauungen erwiesen, daß ihre Beiseitesetzung die einzige Möglichkeit gewährte, den übrigen (der Zahl nach die ungeheure Mehrheit in sich schließenden) Theilen der Gesellschaft Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Auf Grund der Zustimmung der Stände wären in Preußen keine Reformen der Gesetzgebung zur Durchführung gelangt, wäre die Glaubensfreiheit nicht zur Geltung gelangt, wären die Institutionen, die Preußens Fürsten von der Zeit des großen Kurfürsten an im Interesse der Kunst und Wissenschaft errichtet haben, entweder gar nicht gegründet oder doch nur kläglich gestützt worden. Allen dem Wohle des Volkes gewidmeten Einrichtungen standen gerade jene Schichten der Gesellschaft feindlich gegenüber. Was hatten die Rohde und die Kalkstein im Herzogthum Preußen dem großen Kurfürsten das Leben sauer gemacht! Sie wollten nicht das Wohl des Ganzen, sie wollten, daß ihre, die Gesammtheit schädigenden Privilegien zur Geltung gelangten. Mit eiserner Hand hatte Friedrich Wilhelm I. die „Junkers" niederhalten müssen, und noch unter Friedrich war der Qualm mittelalterlicher Anschauungen nicht gänzlich verdampft. Langte doch selbst der Wille und die Klugheit eines Friedrich nicht aus, die auf dem Grund und Boden haftende Erbunterthänigkeit, die er (H. Hettner weist dies aus des Königs Schriften überzeugend nach) für den „allerunglücklichsten und für die Würde der Menschheit empörendsten Zustand" erklärte, zu beseitigen! „Der störrische Widerstand der Gutsherren hatte, wie Friedrich's Schrift über die Regierungsformen ausführt, ihm die leidvolle Ueberzeugung gegeben, daß

eine gegen die alten Verträge verstoßende, urplötzliche und gewaltsame Aufhebung dieser menschenunwürdigen Einrichtung der ganzen Landwirthschaft den tödlichsten Streich versetzen würde. Aber hellsehenden Blickes arbeitete er dem großen Ziele so rastlos vor, daß es einem von der fortschreitenden Bildung der Zeit unterstützten Nachfolger mit leichter Mühe gelang, den Ruhm dieser menschenfreundlichen und geschichtlich nothwendigen That für sich zu gewinnen."

Aber wie hoch gehen auch seine Forderungen an den Monarchen, der kraft eigener Machtvollkommenheit das Geschick des Staates lenkt! Eine solche Stellung ist, gemäß seiner Anschauungen, allein auszufüllen durch die nur erdenklichste Pflichterfüllung. In einer seiner späteren Schriften („Versuch über die Form der Regierung und die Pflicht des Herrschers") heißt es: „Man beachte wohl, daß die Erhaltung der Gesetze die einzige Ursache war, welche die Menschen veranlaßte, sich Obere zu geben. Dies ist der wahre Ursprung der Souveränität. Der Obere war also nur der erste Diener des Staats. Die verschiedenen Regierungsformen sind nur verschiedene Arten eines und desselben Grundgedankens. Auch die Monarchie hat wieder verschiedene Unterarten. Die alte Feudalmonarchie war eine Quelle unabläßiger Bürgerkriege. In Deutschland sind die Vasallen unabhängig geworden; in Frankreich, England und Spanien wurden sie unterworfen; das einzige Beispiel dieser verderblichen Regierungsform ist zur Zeit nur noch die Republik Polen. Was das rein monarchische Regiment anlangt, so ist es die beste und die schlechteste Regierungsform, je nachdem es geführt wird. Weil die Bürger sich ein Oberhaupt eingesetzt haben nur wegen der Dienstleistungen, welche sie von ihm erwarten, so hat dieses Oberhaupt auf das Gewissenhafteste über die Aufrechthaltung der Gesetze, über die Hebung der Sitten und Bildung, über die Vertheidigung des Staats gegen die Feinde zu wachen. Der Fürst muß sich daher die genaueste Kenntniß des Landes erwerben. Fehler der Faulheit sind ebenso unheilvoll, als Fehler der Bosheit. Die Souveräne sind nicht mit der höchsten Gewalt ausgestattet, um sich ungestraft in Verschwendung und Ausschweifung zu verschlemmen; sie sind nicht über ihre Mitbürger erhoben, auf daß ihr Hochmuth pfauengleich sich in eitler Repräsentation aufblähe; sie stehen nicht an der Spitze eines Staates, um in ihrer Umgebung einen Schwarm von Taugenichtsen zu halten, deren Trägheit und Hohlheit die Mutter aller Laster ist. Wo der Fürst die Regierung nicht selbst in die Hand nimmt, entsteht ein leidiges Ministerregiment, in welchem die Minister und Generale ihr Wesen

ganz nach Laune und Belieben treiben; die einzelnen Zweige gehen auseinander, die innere Einheitlichkeit wird verloren. Das größte Unglück aber ist, wenn elende Seelen den Fürsten überreden, daß sein Interesse verschieden sei von dem Interesse seines Volkes. Der Fürst ist durch unauflösliche Bande an seinen Staat geknüpft; es giebt für ihn nur ein alleiniges Heil, das Heil seines Staates. Der Fürst ist für das Gemeinwesen, das er regiert, was der Kopf für den Körper ist; er muß für das Gemeinwesen sehen, denken und handeln, um diesem alle Vortheile, deren es fähig, zu verschaffen. Will man, daß die Monarchie den Sieg behalte über die Republik, so muß der Monarch alle seine Kräfte anspannen, um die hohe Aufgabe, die ihm gestellt ist, zu erfüllen." Ein großer Theil der die Gesellschaft bedrückenden Uebel hat darin seinen Ursprung, daß die Einzelnen scharfsinnig untersuchen, welche Pflichten nicht sie selbst, sondern Andere zu erfüllen haben, und daß sie alle nur erdenklichen Anstrengungen darauf verwenden, Zustände zu schaffen, die, wie sie meinen, geeignet seien, jene Anderen zur Pflichterfüllung zu zwingen, während sie das, was ihre eigene Stellung ihnen als Pflicht auferlegt, außer Betracht lassen und jeden Hinweis darauf als eine Feindseligkeit betrachten. Friedrich gehörte zu den Männern, die in Bezug auf Forderungen an die Pflichterfüllung von keinem übertroffen werden möchten, der aber mit diesen Forderungen, obgleich er auch Andere nicht verschonte, sich doch zumeist an sich selbst wandte. Dies in dem Maße, daß die Idee ihn beherrschte, ein Fürst habe sich seinem Volke zu opfern. Er meinte das nicht blos in dem gewöhnlichen Sinne, so daß damit gesagt sein sollte, des Fürsten Dichten und Trachten müsse beständig auf das Wohl seines Volkes gerichtet sein, er war vielmehr von der Ansicht durchdrungen, daß dem Monarchen kein persönliches Gut, selbst nicht das Leben, ja selbst nicht die Ehre als zu kostbar gelten dürfe, falls die Lage des Staates sich derartig gestalte, daß Hingabe des Einen oder Andern Unheil von ihm abzuwenden hoffen lasse. Darum hinterließ er, als er in den dritten schweren Krieg zog, seinen Ministern jenen berühmten Befehl, der sie mit ihrem Kopfe dafür verantwortlich machte, in dem Falle, daß er in Gefangenschaft geriethe, dem Feinde für Lösung seiner Person kein Anerbieten zu machen, welches irgend eine Schädigung des Landes in sich schließe, ja sogar nicht einmal auf Zuschriften von ihm selbst Rücksicht zu nehmen! Wie bittrer Ernst es ihm um die Sache war, geht daraus hervor, daß ihm weiterhin auch diese Maßregel noch nicht genügte. Er sagte sich: Gerathe ich in Gefangenschaft

des Feindes, so wird dieser, so lange er Gewalt über meine Person hat, die Hoffnung nicht aufgeben, durch diplomatische Verhandlungen auf Kosten meines Staates Vortheile zu gewinnen, und wer vermöchte die Möglichkeit zu bestreiten, daß, trotz des hinterlassenen strengen Befehls, Formen gefunden würden, unter denen der Feind sein Ziel erreichte, mein Land also in einer oder der andern Weise Schädigung erlitte! Wie, wenn fremde Mächte die Verhandlungen betrieben? — Dies führte ihn zu dem Entschluß, in dem Falle der Gefangennahme sich zu tödten, und er führte deshalb, so lange der Krieg währte, Gift bei sich. Wie armselig erscheint solchen Thatsachen gegenüber eine Anschauung, aus der heraus es dem Könige zum Vorwurf gemacht worden ist, daß er einem Feiglinge zugerufen habe: „Kerl, will er denn ewig leben!" — Es entsprach dies vollkommen seiner eigenen Hingabe für sein Land. Es ist erstaunenswerth, wie er alle Möglichkeiten durchdenkt, die dem Staate Schädigungen bereiten könnten. Er zieht den Fall in Betracht, einer auswärtigen Macht eine Zusage gemacht zu haben, von der sich hinterher herausstelle, daß sie eine Benachtheiligung seines Staates nach sich ziehe. Und er gelangt zu dem Schluß, daß es dann gelte, auf Kosten seiner persönlichen Ehre den Staat vor dem Schaden zu bewahren. Ein Privatmann stehe für sich allein da, er habe als ein Mann von Ehre sein Wort unbedingt zu halten. Anders sei in jenem Falle seine Lage: „Ich als Fürst bin nicht um meinetwillen da. Ob ich überhaupt existire, ist für den Staat ebenso gleichgiltig, wie als ob ich als Mann von Ehre existire; der Staat aber muß existiren, dies ist für mich oberstes Gebot, und deshalb bin ich bei einem Widerstreit zwischen meinem und dem Staatswohl keinen Augenblick in Zweifel." — Auch derjenige, der gegen diesen Grundsatz streitet, wird doch zugeben, daß die vorgeführten Anschauungen einer Hingabe an das Wohl des Staates entsprangen, wie sie in der gesammten Fürstengeschichte unerhört ist. „Nehmt Alles nur in Allem — ihr werdet nimmer Seinesgleichen schauen!" —

Wie ein Gebirge mit bewaldeten Höhen, aber auch unerreichbaren zackigen Felshöhen und eisbedeckten Kuppen, bergend in sich Schätze, die auf Jahrhunderte ausreichen, aus einer unermeßlichen Ebene sich emporhebt, so Friedrich aus der Masse von Millionen. Je mehr man in Betracht zieht, was er auf dem Gebiete der Verwaltung für den Staat that, je mehr ist man versucht, erstaunt zu fragen: woher nahm er die Zeit dazu? Und doch war er nebenher auch noch einer der fruchtbarsten Schriftsteller. In neuerer Zeit ist

von dem Historiographen J. D. E. Preuß eine Ausgabe der Werke Friedrich's, seine Geschichte, seine Abhandlungen und seine Briefe enthaltend, veranstaltet worden — 30 starke Bände, der Masse des Stoffes nach fast doppelt so stark, als die Werke Göthe's in der Ausgabe von 40 Bänden! — Was zog ihn immer und immer wieder an den Schreibtisch? Es war der Drang, sich mitzutheilen. Vielleicht erfüllte ihn auch die Ansicht, die Jean Paul in den Worten ausdrückt: ein Jahr mit Ueberlegung und Fleiß sich von seinen eigenen Gedanken schriftlich Rechenschaft geben, fördert mehr, als viele Jahre lesen.

Die Feder wächst empor und wird zum Blüthenbaume,
Die Zweige breiten sich zum unermess'nen Raume,
Zum Acker wird's Papier. Was durch die Feder floß
Klärt seine Schwärze ab, die nur das Feld genoß.

Er hatte, wie wir wissen, schon in der rheinsberger Zeit zur Feder gegriffen und längere Abhandlungen geschichtlichen, philosophischen und politischen Inhalts verfaßt. Vieles, was ihn bewegte, gewann in der Form der Briefe Gestalt, die er an Verwandte und Freunde richtete. Die Ausgabe von Preuß enthält allein 3206 Briefe Friedrich's, deren Zahl aber damit lange nicht etwa erschöpft ist! Die Briefe werden für die tiefere Eindringung in den Character des Königs für die Folgezeit noch reiche Ausbeute gewähren. Die bedeutendsten der Briefe gehören der Zeit des siebenjährigen Krieges an. Aber auch in dieser Zeit beschäftigte Friedrich sich mit wissenschaftlichen Studien. Es erscheint fast unglaublich, daß ihm solches in Zeiten möglich war, in denen er u. A. schrieb: „Der ewige Jude, wenn er jemals lebte, hat kein so irrendes Loos geführt, wie das meinige ist", oder in welchem es in einem Schreiben Friedrich's an seinen Bruder Heinrich heißt: „Du kannst Dir leicht denken, daß die Martern aller Verdammten nicht an das reichen, was ich in dieser grausamen Krise leide. Glücklich die Todten! Sie sind geborgen vor allen Kümmernissen und Unruhen." Vielfach sind seine Flöten und seine Bücher die Talismane, die ihn durch düstre Stunden hindurchführen. „Ich studire oder mache schlechte Verse", schrieb er an d'Argens, „um mich von den traurigen und düstern Bildern des Krieges zu zerstreuen, die endlich einen Demokrit selbst melancholisch und hypochondrisch machen können. Diese Beschäftigung macht mich glücklich, so lange sie währt, sie täuscht mich über meine Lage und gewährt mir das, was die Aerzte lichte Zwischenräume nennen." Daß das Interesse des Königs auch während der schweren Kriegs-

stürme der Literatur zugewandt blieb, ergiebt sich u. A. aus seinen Unterredungen mit Gottsched und Gellert zu Leipzig. Es war kurz vor der Schlacht von Roßbach, als er bei seinem Durchmarsche durch Leipzig Gottsched zu sich einlud. Dieser berichtete später über die Zusammenkunft: „Als ich sagte, daß die deutschen Dichter nicht Aufmunterung genug hätten, weil die deutschen Höfe und der Adel zu viel französisch und zu wenig deutsch verstünden, alles Deutsche recht zu schätzen und einzusehen", sagte der König: „Das ist wahr, denn ich habe von Jugend auf kein deutsches Buch gelesen, und ich rede es sehr schlecht; jetzt aber bin ich ein alter Kerl von sechsundvierzig Jahren und habe keine Zeit mehr dazu." — „Unser Gespräch", fährt Gottsched fort, „währte von vier bis sieben Uhr in einem weg mit aller möglichen Geschwindigkeit und Hitze. Er erzählte von allerlei lustigen Sachen. Kurz, der Herr wies eine ungemeine Einsicht, die der tausendste Gelehrte nicht hat." — „Nun war seine ganze Generalität und alle Majors von der Armee zusammen. Man rief ihn. Er sprang auf, nahm Hut und Stock und ging in's große Zimmer, um die Befehle zum Marsch und zum Angriff der Reichstruppen und Franzosen zu geben. In einer Viertelstunde kam er wieder und setzte sein Gespräch fort, als ob er weiter nichts Wichtiges zu thun hätte." Die Zusammenkunft des Königs mit Gellert fand drei Jahre später (1760) statt. Eine Stelle aus dem von Gellert später herausgegebenen Bericht lautet: König: „Sage Er mir, warum wir keinen guten deutschen Schriftsteller haben?" Darauf sagte der Major, von dem Gellert eingeladen und herzugeführt worden war: „Ihre Majestät sehen hier einen vor sich, den die Franzosen selbst übersetzt haben und den deutschen La Fontaine nennen." König: „Das ist viel. Hat Er den Lafontaine nachgeahmt?" Gellert: „Nein, Ihre Majestät, ich bin Original; aber darum weiß ich noch nicht, ob ich ein gutes bin." K.: „Das ist also Einer; aber warum haben wir nicht mehrere gute Autoren?" G.: „Ihre Majestät sind einmal gegen die Deutschen eingenommen." K.: Nein, das kann ich nicht sagen." G.: „Wenigstens gegen die deutschen Schriftsteller." K.: „Das ist wahr. Warum haben wir keinen guten deutschen Geschichtsschreiber?" G.: „Es fehlt uns daran auch nicht. Wir haben einen Mascow, einen Cramer, der den Bossuet fortgesetzt hat." K.: „Wie ist es möglich, daß ein Deutscher den Bossuet fortgesetzt hat?" G.: „Ja, ja, und glücklich. Einer von Ihrer Majestät gelehrtesten Professoren hat gesagt, daß er ihn mit eben der Beredsamkeit und mit mehr historischer Richtigkeit fortgesetzt habe." K.: „Hat's der Mann auch

verstanden?“ G.: „Die Welt glaubt's.“ K.: „Aber warum macht sich Keiner an den Tacitus? Den sollte man übersetzen.“ G.: „Tacitus ist schwer zu übersetzen, und wir haben auch schlechte französische Uebersetzungen von ihm.“ K.: „Da hat Er Recht. Aber warum zwingen uns die Deutschen nicht durch solche gute Bücher, wie die Franzosen sie haben, daß wir sie lesen müssen?“ G.: „Da die Künste und Wissenschaften bei den Griechen blühten, führten die Römer noch Kriege. Vielleicht ist jetzt das kriegerische Seculum der Deutschen; vielleicht, Sire, hat es ihnen auch noch an Augusten und Louis XIV. gefehlt.“ K.: Sachsen hat ja zween Augusten gehabt. — Will Er denn einen August in ganz Deutschland haben?“ G.: „Nicht eben das; ich wünschte eben nur, daß ein jeder Herr in seinem Lande die guten Genies ermunterte.“ K.: „Es sind jetzt wohl böse Zeiten?“ G.: „Ja wohl, und wenn Ihre Majestät Deutschland den Frieden geben wollten — —“ K.: „Kann ich denn? Hat Er's denn nicht gehört? Es sind ja Drei wider mich.“ G.: „Ich bekümmere mich mehr um die alte als neue Geschichte.“ K.: „Was meint Er? Welcher ist der größere in der Epopee, Homer oder Virgil?“ G.: „Homer scheint mir den Vorzug zu verdienen, weil er Original ist.“ K.: „Aber Virgil ist viel polirter.“ G.: „Wir sind zu weit von Homer entfernt, als daß wir von seiner Sprache und seinen Sitten genug sollten urtheilen können. Ich traue darin dem Quintilian, welcher dem Homer den Vorzug giebt.“ K.: „Man muß aber nicht Sclave von den Urtheilen der Alten sein.“ G.: „Das bin ich nicht; ich folge ihnen nur alsdann, wenn ich wegen der Entfernung selbst nicht urtheilen kann.“ Der Major: „Er hat auch deutsche Verse herausgegeben.“ K.: „So? Hat er denn auch wider den Stylum Curiae geschrieben?“ G.: „Ach ja, Ihro Majestät.“ K.: „Aber warum wird das nicht anders? Es ist was Verteufeltes. Sie bringen mir ganze Bogen, und ich verstehe nichts davon.“ G.: „Wenn's Ihre Majestät nicht ändern können, so kann ich's noch weniger. Ich kann nur rathen, wo Sie befehlen — —“ K.: „Kann Er keine von seinen Fabeln auswendig?“ G.: „Ich zweifle. Mein Gedächtniß ist mir sehr untreu.“ K.: „Besinn' Er sich; ich will unterdessen herumgehen.“ G.: „Ja, Ihro Majestät, den Maler.“ (Gellert trug die Fabel vor.) K.: „Und die Moral?“ G.: „Wenn Deine Kunst dem Weisen nicht gefällt, so ist das schon ein böses Zeichen; doch wenn sie gar des Narren Lob erhält, so ist es Zeit, sie auszustreichen.“ K.: „Das ist recht schön. Er hat so was Coulantes in seinen Versen, das verstehe ich Alles. Da hat mir aber

Gottsched eine Uebersetzung der Iphigenie vorgelesen; ich habe das Französische dabei gehabt und kein Wort verstanden. Sie haben mir auch einen Poeten, den Pietsch, gebracht, den hab' ich weggeworfen." G.: „Ihro Majestät, den werfe ich auch weg." K.: „Nun, wenn ich hierbleibe, so muß Er öfter wiederkommen und Seine Fabeln mitbringen." — Friedrich hatte über seine schriftstellerische Thätigkeit eine sehr bescheidene Meinung. In demselben Jahre, in welchem er Gellert bei sich gesehen hatte, sandte er eine von ihm verfaßte Abhandlung über Karl XII. an Voltaire und schrieb diesem dabei: „Ich bin ein Dilettant in jeder Beziehung; ich kann wohl über große Männer meine Empfindungen aussprechen, ich kann Sie selbst beurtheilen, aber ich bin nicht dazu gemacht, dies öffentlich zu sagen, weil es mir an der künstlerischen Vollendung fehlt. Meine Werke sind wie Tischgespräche, wo man laut denkt, wo man spricht, wie einem eben der Schnabel gewachsen ist, und wo man es nicht übel nimmt, wenn man widerlegt wird. Wenn ich irgend einen Augenblick übrig habe, so überfällt mich die Schreibwuth, und ich versage mir dies gefällige Vergnügen nicht. Dies erheitert mich, dies zerstreut mich und macht mich in der Folge geeigneter zu der mir vorliegenden Arbeit."

Sechsundsechzig Jahr alt, besteigt Friedrich noch einmal das Kriegsroß. Der Anlaß lag in Folgendem: Im Jahre 1777 starb mit dem Kurfürsten Maximilian Joseph von Bayern die jüngere Linie des Hauses Wittelsbach aus, und es ging die Erbfolge auf die ältere Linie dieses Fürstenhauses über, deren Senior zur Zeit Karl Theodor von Pfalz-Sulzbach war. Erbansprüche von größerem oder geringerem Umfange wurden jedoch auch von andern Fürstenhäusern erhoben, namentlich von Seiten Oesterreichs, welches darauf ausging, sich — der Zeitpunkt zur Ausführung einer solchen Gewaltthat schien günstig, da Rußland durch seine auf die Pforte gerichteten Pläne und wie seit längerer Zeit England jetzt auch Frankreich in dem amerikanischen Kriege beschäftigt war — Bayerns, wenigstens des größten Theils desselben, zu bemächtigen, sich dadurch für den Verlust Schlesiens zu entschädigen und weiteren auf das gesammte Deutschland gerichteten Plänen eine neue Grundlage zu geben. Dem Kaiser Joseph war es gelungen, den Senior der erbberechtigten Linie des wittelsbach'schen Fürstenhauses, den oben genannten Karl Theodor, dermaßen einzuschüchtern, daß er in die Abtretung des Hauptheils der Erbschaft einwilligte. Da Karl Theodor jedoch kinderlos war, so hatte Karl August von Pfalz-Zweibrücken als nächster Erbe um so mehr Recht,

gegen ein solches Abkommen Protest zu erheben, als es ein erzwungenes war. Denn Karl Theodor hatte die Einwilligung erst ausgesprochen, nachdem österreichischerseits die militärische Besetzung Niederbayerns erfolgt war. War denn von dem Kaiser Joseph nicht in Betracht gezogen worden, wie etwa Friedrich sich zu einem so gewaltsamen Verfahren gegen einen Theil Deutschlands verhalten würde? Wohl! doch war er zu falschen Annahmen gekommen. Von dem bejahrten und körperlich leidenden Könige, meinte er, sei ein Vorgehen mit den Waffen zu Gunsten Bayerns nicht zu befürchten. Er irrte sich! Von einer „Theilung Deutschlands," einem Plan, über den Kaiser Joseph und Prinz Heinrich sich verständigt hatten, wollte Friedrich nichts hören: er fand sich der Pflicht gegenüber, das Seinige zu thun, um zu verhindern, daß ein deutsches Gebiet vom Kaiserhause vergewaltigt würde. Da Unterhandlungen fruchtlos blieben, bot der König eine Streitmacht von 200,000 Mann auf und gab seine Befehle zum Einrücken in Böhmen. Seinen Generalen sagte er: „Nur darum will ich Sie bitten, die Menschlichkeit nicht aus dem Auge zu setzen, wenn auch der Feind in Ihrer Gewalt ist, und daß Sie die unter Ihrem Befehl stehenden Truppen die strengste Mannszucht beobachten lassen. Ich reise jetzt ab, aber ich verlange nicht als König zu reisen. Reiche und schöne Equipagen haben keinen Reiz für mich. Doch erlaubt mir mein schwächliches Alter nicht, so zu reisen, wie ich es in feuriger Jugend that. Ich werde mich einer Postkutsche bedienen müssen, und Sie haben die Freiheit, eben desgleichen zu thun. Aber am Tage einer Schlacht werden Sie mich zu Pferde sehen, und da werden meine Generale meinem Beispiele folgen." Anfang April 1778 rückte das preußische Heer in Böhmen ein. In Wien herrschte die größte Bestürzung. Kaiser Joseph hatte auf den Beistand seines Schwagers, des Königs Ludwig's XVI. von Frankreich, gerechnet, dieser jedoch zeigte keine Lust, sich mit dem Sieger von Roßbach zu messen. Maria Theresia zitterte für das Leben ihres Sohnes. Das österreichische Heer, statt dem Feinde, der doch des Landes Grenzen überschritten hatte, entgegen zu gehen, suchte sein Heil in einer unzugänglichen Stellung an der oberen Elbe. Kaiser Joseph ward wiederholentlich von dem Gelüst geplagt, sich mit dem größten Kriegsfürsten der Zeit in offener Feldschlacht messen zu wollen; doch gelang es seiner Mutter, ihn an der Ausführung eines so gefährlichen Wagstückes zu verhindern. So kam der Herbst heran, ohne daß von österreichischer Seite ein Versuch gemacht worden war, sich des ihm in's Land gekommenen Feindes,

der auf seine Kosten lebte, zu erwehren. Unerwartete Hülfe fand Joseph in Krankheiten, die im preußischen Heere ausbrachen, und die den König bewogen, die Truppen im October zurückzuziehen. Inzwischen waren auf Betrieb Maria Theresia's Verhandlungen eingeleitet worden, die einen so günstigen Fortgang nahmen, daß zunächst im Frühjahr die beabsichtigte neue Eröffnung der Feindseligkeiten unterblieb, und die endlich zum Frieden von Teschen (13. Mai 1779) führten. Die Uebereinkunft Joseph's mit Karl Theodor von Bayern ward für aufgehoben erklärt, Oesterreich entsagte seinen Ansprüchen auf Bayern für die Ueberlassung des Innviertels, eines kleinen Landstrichs zwischen dem Erzherzogthum und Tyrol. Der Zweck des kriegerischen Unternehmens Friedrich's war erreicht: Oesterreich hatte dem Plane, sich eines deutschen Landes zu bemächtigen, entsagen müssen. Der König, der am wenigsten von dem Kriegszuge erbaut war und ihn „das Werk eines erschöpften Greises ohne Kraft und Schwung" nannte, ward von dem Bayernvolke als Retter gepriesen, sein Bild von dem Bauer neben dem des Schutzheiligen aufgehängt. „Dieser da", sagte, auf das Bild eines Heiligen zeigend, ein bayerischer Gastwirth zu einem preußischen Offizier, „ist unser Schutzpatron im Himmel, und der Preußenkönig ist unser Schutzpatron auf Erden. Beide sind Heilige, und vor Heiligen hängen wir, als gute Katholiken, Lampen auf." Die Jesuiten hatten hinterher ihre Noth, die Bayern von der Verehrung des Ketzerkönigs wieder zu befreien. —

Als Maria Theresia (1780) gestorben war, nahm der Kaiser Joseph noch einmal den auf Einverleibung Bayerns in Oesterreich gerichteten Plan auf. Um seinen Bestrebungen einen festen Stützpunkt zu geben, bewarb er sich um die Freundschaft Rußlands, und es gelang ihm auch, die Kaiserin Katharina II. zum Abschluß eines Bündnisses mit ihm zu bestimmen. Nun bot Joseph dem Kurfürsten von Bayern für Abtretung seines Landes die österreichischen Niederlande und — als Ersatz dafür, daß das Gebotene dem Geforderten an Umfang nicht gleich kam — den Titel „König von Burgund." Das lockende Angebot dieses Titels bestimmte den Kurfürsten, einzuschlagen; von Katharina II. von Rußland ging ein zustimmendes Schreiben ein, und Joseph's Schwester, Maria Antoinette, wußte ihren Gemahl, Ludwig XVI. zu bestimmen, daß er ebenfalls das Abkommen gut hieß. Nunmehr hielt Joseph sich seiner Sache für gewiß. Aber auch diesmal sollte er erfahren, daß er die Rechnung ohne den Wirth gemacht hatte. Wiederum wandte sich Karl

August von Pfalz-Zweibrücken, der nächste Erbe Bayerns, um Schutz seiner bedrohten Rechte an Friedrich. Der Erfolg der diplomatischen Darlegung von Seiten Friedrich's war der, daß Katharina und Ludwig erklärten, ihre Zustimmung nur für den Fall ausgesprochen zu haben, daß keinerlei Rechtsansprüche geschädigt würden.

So war Joseph auch diesmal in Bezug auf sein Gelüst, sich Bayerns zu bemächtigen, nicht zum Ziele gelangt. Um Bayern allein war es dem Kaiser nicht zu thun gewesen. Herrsche Habsburgs Scepter über den ganzen Süden Deutschlands, dann, so rechnete man in Wien, werde sich — je nach Zeit und Umständen — ein Vorrücken gegen den Norden, ein Einziehen einzelner Theile ermöglichen und so Deutschland sich schließlich in ein Erbland des Hauses Habsburg umwandeln lassen. Die Ausführung war vereitelt worden, aber die Absicht blieb bestehen, was von Niemand klarer erkannt ward, als von Friedrich. Er war hochbetagt und sah seinem baldigen Heimgange entgegen. Da beschloß er, das Seine zu thun, um jene Gefahr, von der Deutschland durch Oesterreich auf dem von Joseph zwei Mal betretenen Wege bedroht war, auch nach seinem Tode noch zu beschwören. Er arbeitete den Entwurf zu einem deutschen Fürstenbunde aus, als dessen Zweck bezeichnet ward, die Verfassung des deutschen Reiches aufrecht zu erhalten und jeden Reichsstand in seinem Besitz zu schützen. Kaum kam der Entwurf den wiener Herren vor Augen, so erließ der Kaiser ein Schreiben an die Fürsten, in welchem er versicherte, er selbst habe im Sinne, einen solchen Bund zu stiften. Auch der versailler Hof suchte den Plan Friedrich's zu kreuzen. Von ihm aus ging an die mittleren und kleineren deutschen Fürsten der Rath, unter einander einen Bund selbst abzuschließen, um sich ebensowohl gegen Preußen, als gegen Oesterreich zu sichern. Dieser Rath entsprach den Traditionen der französischen Politik, deren Zweck es längst gewesen war, Frankreich als Protector der betreffenden Staaten erscheinen zu lassen, während es ihr in Wirklichkeit doch nur darauf ankam, Anlaß zur Einmischung in die inneren Angelegenheiten Deutschlands zu gewinnen. Allein es lag zur Zeit offenkundig vor Aller Augen, wer Theile Deutschlands bedroht und wer sie beschützt hatte, und dem Könige ward die Genugthuung, daß die angesehensten der deutschen Reichsstände seiner Einladung nachkamen, und der Fürstenbund (1785) abgeschlossen ward. War dieser Bund, gegenüber den erschütternden Ereignissen, die bald nach dem Tode Friedrich's in Europa eintraten, auch nicht von langem Bestand, so beschwor er doch die gegenwärtige Gefahr und blieb in der Erinnerung

als wichtiges Merkzeichen bestehen, später, wie wir sehen werden, Anlaß gebend, den unheilvollen Einfluß des Hauses Habsburg auf Deutschland zu vernichten.

Je mehr wir das Leben des königlichen Helden in Betracht ziehen, je mehr erkennen wir, daß wie sein politisches Programm von seiner rheinsberger Zeit her anti-macchiavellistisch und anti-römisch, es auch — und eben darum — anti-habsburgisch war. Selten ist ein Fürst den Anschauungen seiner Jünglingszeit so treu geblieben, selten hat einer die Zielpunkte, die er auf der Höhe jugendlicher Begeisterung geschaut, mit so nachhaltiger Kraft verfolgt, wie dies von Friedrich gesagt werden muß. Während kronprinzliche Entschließungen edler Art nur gar zu häufig hinterher als taube Blüthen dahinsinken, hält die Heldenseele eines Friedrich fest an dem Richtigerkannten, und der Adlerblick des Greises schaut noch eben so fest, wie der des Jünglings geschaut hatte. Es ist von dem neunzehnjährigen Friedrich ein Brief an den Kammerherrn v. Natzmer vorhanden, in welchem er eine Umschau über die Lage Preußens hält, die er für eine bedrohte erklärt, aus der es befreit werden müsse. Um bestehen zu können, sei es unerläßlich, daß es an Umfang gewinne. „Ländergier" haben ihm die Feinde so oft vorgeworfen, ein „Eroberer" — in der landläufigen Bedeutung des Wortes ist er genannt worden, und wird er noch von Römlingen und Welfen genannt. Hören wir, welche hohe Anschauungen den königlichen Jüngling erfüllen. „Ich hoffe," heißt es in dem Briefe, „daß man das Alles sehr verständig finden wird. Denn wenn die Dinge so kämen, dann würde der König von Preußen eine gute Figur unter den Großen der Erde machen und eine von den g r o ß e n Rollen spielen können. Er würde dann den Frieden geben oder aufrecht erhalten können, aus keinem andern Grunde, als aus Liebe zur Gerechtigkeit, nicht aber aus Furcht (wie jetzt der Fall), und wenn die Ehre des Hauses oder Landes den Krieg n o t h w e n d i g machte, dann würde er ihn mit Kraft führen können, indem er alsdann keinen Feind zu fürchten hätte, als allein den h i m m l i s c h e n Z o r n, der gewiß nicht zu fürchten sein würde, so lange F r ö m m i g k e i t und G e r e c h t i g k e i t s l i e b e im Lande herrschen würde über I r r e l i g i o n, P a r t e i u n g e n, H a b s u c h t und S e l b s t s u c h t. Ich w ü n s c h e d i e s e m H a u s e P r e u ß e n, d a ß e s s i c h v ö l l i g a u s d e m S t a u b e e r h e b e, i n w e l c h e m e s j e t z t d a r n i e d e r l i e g t, d a m i t e s d i e p r o t e s t a n t i s c h e R e l i g i o n i m L a n d e u n d i n E u r o p a b l ü h e n m a c h e n k ö n n e, d a ß e s s e i d i e Z u f l u c h t d e r B e d r ä n g t e n (Friedrich ge-

denkt hier der französischen Refugiés und der vertriebenen Salzburger), der Trost der Wittwen und Waisen, die Stütze der Armen, der Schrecken der Ungerechten. Aber wenn es anders würde, wenn die Ungerechtigkeit, die Gleichgültigkeit gegen die Religion, die Parteilichkeit oder das Laster die Oberhand gewönnen über die Tugend, was Gott ewig verhüten möge, dann wünsche ich jenem Hause, daß es schneller herabsinke, als es erstanden ist." Also nur unter Bedingungen — und unter welchen! — wünscht er das Bestehenbleiben des „Hauses Brandenburg", seines eigenen fürstlichen Hauses! Das Eintreten für die unerläßlichen Güter des Vaterlandes, Freiheit, Recht, das ist ihm das Nothwendige, alles Andere, das Privatwohl irgend welcher Familie, die seine mit eingerechnet, ist ihm Schatten und Schemen. Aus jenen Forderungen nimmt er weiterhin auch das Maß der Beurtheilung, und mit diesem Maße mißt er die Regentenhandlungen, auch die seinen! — Wenige Jahre nach der Zeit, in der er jenen Brief geschrieben hatte, sprach er (in seiner europäischen Staatengeschichte) es offen aus, daß die unsichere Lage des damaligen Deutschlands ein Ergebniß der Politik der Habsburger und der Politik Frankreichs sei. Die kaiserliche Politik gehe darauf aus, Deutschland in eine Erbmonarchie des Hauses Habsburg zu verwandeln, Frankreichs Streben ziele auf eine Weltmonarchie hin. Diese Anschauungen durchleuchten das Leben des Königs bis in seine späteste Zeit hinein.

In der Beurtheilung der Personen, mochten sie Freund oder Feind sein, strebte er nach Gerechtigkeit, und selbst Gegner von ihm haben es anerkannt, daß er in seltenem Grade den Forderungen der Gerechtigkeit nachgekommen ist. Nur gegen eine Person ist er ungerecht gewesen — gegen sich selbst! Ohne Zweifel mühete er sich, sein Thun objectiv zu beurtheilen, allein die Furcht, wider Willen von Selbstliebe getäuscht zu werden, führte ihn dahin, daß die von ihm gegebene Darstellung seiner Handlungen auch nicht das Mindeste von der hehren Anschauung verrathen, der sie — wie dies andere seiner Schriften und seine Briefe erkennen lassen — ihren Ursprung verdanken. Eine mitwirkende Ursache dazu mag in Folgendem liegen: Friedrich hatte sich in dem Maße gewöhnt, das Gute und Nothwendige, mit einem Worte, das seiner Pflicht Entsprechende zu thun, und er fand eine solche Handlungsweise für so selbstverständlich und in der Ordnung, daß ihm der Hinblick darauf durchaus nicht Anlaß gab, besondere Befriedigung zu empfinden oder gar in Selbstbewunderung darüber zu gerathen, wie ihm auch andrerseits das Urtheil der Welt

gleichgültig war. „Ich denke wie Epiktet," schrieb er in seiner späteren Zeit einmal: „Sagt man Böses von dir, so bessere dich; sind es Lügen, so lache! — Ich bin mit der Zeit ein gutes Postpferd geworden, lege meine Station zurück und bekümmere mich nicht um die Hunde, die auf der Landstraße bellen." — Ob er gleich nun so viel schaffte und wirkte, daß den meisten Sterblichen seine Kraftäußerung, falls sie dieselbe auch nur oberflächlich überblicken, als etwas Unerhörtes erscheinen muß, so ging doch sein Wollen seinem Thun immer noch weit voran, und es ist erschütternd, ihn schmerzhaft klagen zu hören, daß er so Vieles zu thun schuldig bleibe. Wie hoch läßt dies sein Wollen, sein dem Staate gewidmetes Wollen erscheinen!

Aber eine hohe Freude sollte ihm noch zu Theil, ein Blick ihm noch eröffnet werden in die Zukunft des deutschen Volkes, für das er gedacht, gestritten und gelitten hatte, wie je ein Patriot. An welchen Uebeln die deutsche Literatur krankte, war ihm — es ist uns dies zu einem Theile aus seinen Unterredungen mit Gottsched und Gellert bekannt geworden — nicht entgangen. Daß er der Sache weiter ernstlich nachgesonnen und zu welchen Ergebnissen er gekommen, zeigt eine wenige Jahre vor seinem Heimgange geschriebene Abhandlung: „Die Literatur der Deutschen," in welcher er anerkennend sagt: „Erst vor Kurzem haben die gebildeten Männer den Muth gefaßt, sich ihrer Muttersprache zu bedienen, und sie erröthen nicht mehr, Deutsche zu sein. Vor nicht langer Zeit ist das erste deutsche Wörterbuch erschienen; ich schäme mich wirklich, daß ein so nützliches Werk nicht hundert Jahre früher zu Stande gekommen ist. Möchte man doch die Werke der alten und neuen Klassiker in unsere Sprache übersetzen!" — Ueber einen Grund des Uebels, daß es mit der deutschen Literatur zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts und weit hinein in diesen Zeitraum so schlecht bestellt war, hatte sich Friedrich in früher Zeit schon in einem Briefe an Voltaire ausgesprochen. Die Ausländerei an den Fürstenhöfen, sagte er, trage einen guten Theil Schuld daran. „Dazu kommt," hieß es weiter, „daß die Fürsten im Allgemeinen die Gelehrten verachten, wegen der zu geringen Sorgfalt, welche diese Herren auf ihr Aeußeres verwenden. Der Schulstaub, der den Gelehrten anklebt, und das Mißverhältniß zwischen einem mit ihren Ideen angefüllten Kopfe und dem leeren Gehirn der Großen machen, daß die Letzteren gern über die Gelehrten spotten, aber dabei vergessen, daß sie große Männer sind. Die Hofleute respectiren das Urtheil der Fürsten und affectiren eine Verachtung gegen Männer, von denen sie tausendmal aufgewogen werden.

O tempora, o mores!" So damals. Jetzt schaut er prophetischen Blickes eine bessere Zukunft. „Wir werden," lautet der Schluß oben bezeichneter Abhandlung, „unsere klassischen Schriftsteller haben, Jeder wird sie lesen, um sich daran zu bilden; unsere Nachbarn werden deutsch lernen, an den Höfen wird man es mit Lust sprechen, und es könnte kommen, daß unsere Sprache, um unserer guten Schriftsteller willen, sich von einem Ende Europas zum andern verbreitete." — „Diese schönen Tage unsrer Literatur," heißt es weiter, „sind noch nicht gekommen, aber sie nähern sich. Ich kündige sie euch an, sie erscheinen schon; ich werde sie nicht mehr sehen, mein hohes Alter benimmt mir diese Hoffnung. Ich stehe wie Moses und sehe fern das gelobte Land; ich werde es nicht betreten."

Und während er dies niederschrieb, umleuchtete ihn schon der Glanz der neuen Literaturepoche Deutschlands, denn schon war „nicht blos mit Klopstock, Winkelmann und Wieland, sondern mit Lessing in seiner Vollendung und mit Göthe in seinen Anfängen der goldne Morgen, ja der lichte Tag in unserem Dichten und Denken angebrochen." Welchen Antheil gerade Friedrich an dem Nahen dieses lichten Tages gehabt, hat Göthe später ausgesprochen, indem er nachwies, „daß die Thaten Friedrich's der Literatur den eigentlichen Gehalt gegeben." Und H. Hettner sagt: „Erst durch den siebenjährigen Krieg ist Lessing sowohl als Dichter wie als Kritiker in Wahrheit Lessing geworden. Sogleich nach dem Kriege 1766, in demselben Jahre, in welchem Lessing's Laokoon erschien, entwirft Kant in den „Träumen eines Geistersehers" bereits die Grundlage seiner weltbewegenden Lehre. Die Knaben und Jünglinge aber, denen diese große Zeit die Zeit ihrer ersten Jugendeindrücke war, wurden die Schöpfer und Herren unserer klassischen Dichtung." Auch ein Friedrich mußte der Endlichkeit seinen Zoll zahlen: umleuchtet von der anziehenden großen Zeit, deren Schöpfer gerade er zumeist war, gelangte er nicht zur Würdigung des Einzelnen, das am Abende seines Lebens im deutschen Schriftenthum auftrat, ein Umstand, der darin seine Erklärung findet, daß die Regierungsthätigkeit doch zumeist sein Sinnen und Trachten hinnahm, und daß ihm jetzt immer mehr ein Feind der menschlichen Natur zu schaffen machte, der zuletzt über einen Jeden den Sieg gewinnt: die Krankheit des Leibes. Aber auch dieser Feind hatte es in Bezug auf Friedrich mit einem zähen Vertheidiger zu thun. „Die Methode, mich nicht zu schonen," schrieb Friedrich an Voltaire, „habe ich noch, wie sonst. Je mehr

man sich in Acht nimmt, desto empfindlicher und schwächer wird der Körper. Mein Stand verlangt Arbeit und Thätigkeit, mein Leib und Geist beugen sich unter ihre Pflicht. Daß ich lebe, ist nicht nothwendig, wohl aber, daß ich thätig bin." Und so sehen wir den ergrauenden Helden unablässig schaffen und wirken wie in den Tagen der Jugend. Du, der du dich heut freiheitlicher Zustände erfreust, vergiß es nicht, daß Friedrich durch seine unausgesetzte Arbeit für das Staatswohl zumeist dazu beitrug, die Zeit für sie anzubahnen. Auch er hat für die Freiheit gearbeitet, auch auf ihn können wir das von Anastasius Grün kürzlich gesprochene treffliche Wort anwenden: „Freiheit ist nicht Genuß, sondern Arbeit, unausgesetzte Arbeit an den großen Kulturaufgaben des modernen Staates." Ja, gerade für den modernen Rechtsstaat hat der von Thoren verkannte und von Römlingen mit überlegter Bosheit geschmähete Friedrich der Einzige mehr gearbeitet als irgend Einer! Laß von dem Dichter dich hinaufgeleiten zu ihm zur Höhe von Sanssouci!

„Vorbei am luft'gen Haus voll fremder Vögelstimmen
Laß uns den Hang empor zu den Terrassen klimmen,
Die der Orange Wuchs umkränzt mit falbem Grün;
Dort oben ragt, wo frisch sich Tann' und Buche mischen,
Das schmucklos heitre Schloß mit breiten Fensternischen,
Darin des Abends Feuer glühn.

Dort lehnt ein Mann im Stuhl; sein Haupt ist vorgesunken,
Sein blaues Auge sinnt, und oft in hellen Funken
Entzündet sich's; so sprüht aus dunkler Luft ein Blitz;
Ein dreigespitzter Hut bedeckt der Schläfe Weichen,
Sein Krückstock irrt im Sand und schreibt verworr'ne Zeichen, —
Nicht irrst du, das ist König Fritz!

Er sitzt und sinnt und schreibt. Kannst du sein Brüten deuten?
Denkt er an Kunersdorf, an Roßbach oder Leuthen,
An Hochkirchs Nacht, durchglüht von Flammen hundertfach?
Wie sie so roth geglänzt am Lauf der Feldkanonen,
Indeß die Reiterei mit rasselnden Schwadronen
Der Grenadiere Viereck brach.

Träumt in die Zukunft er? Zeigt ihm den immer vollern,
Den immer kühnern Flug des Aars der Hohenzollern,
Der schon den Doppelaar gebändigt, ein Gesicht?
Gedenkt er, wie dereinst ganz Deutschland hoffend lausche,
Und bangend, wenn dereinst sein schwarzer Fittich rausche,
Des Tags, der sichert Recht und Licht?"

Großes hatte der König für Verbesserung der Rechtspflege durch Erlaß des oben bezeichneten Codex Friedericianus gethan. Das

Gegebene genügt ihm noch nicht. Einzelne Vorgänge hatten in ihm die Ueberzeugung erweckt, daß der geringe Mann gegen seine nach Stand und Mitteln besser gestellten Mitbürger noch nicht genügend geschützt sei. Dies bestimmte ihn, den Großkanzler v. Carmer mit der Ausarbeitung eines neuen Gesetzbuches zu beauftragen. Dieses Gesetzbuch, welches den Titel „Allgemeines Landrecht für die preußischen Staaten" erhielt, erschien zwar erst nach dem Tode des Königs, ist aber seinem Inhalt nach als Friedrich's eigenstes Werk zu betrachten. Mirabeau sprach diesem von Finsterlingen gehaßten Fels der Gerechtigkeit den Ruhm zu, daß er in seinen gesetzgeberischen Grundlagen dem übrigen Europa mindestens um hundert Jahre voraus sei. Je älter der König ward, je widerwärtiger war ihm das französische Wesen. Es gehe, schrieb er 1769 an d'Alembert, mit der französischen Literatur auf die Neige, und kaum sei noch unter hundert Werken ein einziges leidliches zu finden. „Man findet an den jetzt erscheinenden Werken so viel Ueberflüssiges, Paradoxes, unergründliches und unzusammenhängendes Raisonnement und neben den Fehlern so wenig Genie, daß man wahrlich an den Wissenschaften selbst einen Ekel bekommen möchte, wenn uns nicht das vorhergehende Jahrhundert Meisterwerke in jeder Art geliefert hätte. Als 1772 Thiriot, der längere Zeit der literarische Correspondent des Königs gewesen, in Paris gestorben war, und ihm Voltaire vorschlug, die erledigte Stelle wieder zu besetzen, antwortete der König ablehnend. „Alles, was mir Thiriot in seinen Zuschriften von literarischen Werken gewidmet hat, ist nicht des Lesens werth, die vortreffliche Uebersetzung von Virgil's Landbau (Delille) ausgenommen. Soll ich mir einen Correspondenten in Frankreich halten, um eine Ludwig XV. gewidmete „Barbierkunst" kennen zu lernen? oder Versuche über Taktik von jungen Offizieren, die nicht den Vegetius buchstabiren können? Werke über den Ackerbau, deren Verfasser nie einen Pflug gesehen haben? Ganze Wolkenbrüche von Dictionnairen und endlich einen Schwall von elenden Compilationen, Annalen und Auszügen, bei denen man nur an den Absatz des Papiers und der Dinte gedacht zu haben scheint, und die übrigens gar nichts werth sind." Namentlich aber ward der König eingenommen gegen die Franzosen „um der liederlichen Sachen willen, die von ihnen ausgingen."

Am 17. August des Jahres 1786 starb der große König. Selten wurden die Gemüther in weitesten Kreisen in gleicher Weise erschüttert, als es durch die Nachricht von dem Heimgange Friedrich's der Fall war. „Wir mußten", schrieb Goethe am 28. April 1787 aus

Caltanisetta auf Sicilien, „von Friedrich dem Zweiten erzählen, und die Theilnahme der Einwohner an diesem großen Könige war so lebhaft, daß wir seinen Tod verhehlten, um nicht durch eine so unselige Nachricht unsern Wirthen verhaßt zu werden.“ Es ist zum Staunen, daß der Fürst, der es nie an Darreichung der Mittel zur Förderung des Landeswohles hatte fehlen lassen, seinem Lande einen Schatz von 70 Millionen hinterließ. Er wußte es, Preußen habe noch auf der Wacht zu stehen gegen Oesterreich! Aber auch die Zeichen im Westen waren ihm nicht entgangen, welche Gefahren andrer Art kündeten, und es war von ihm kurze Zeit vor seinem Tode gegen seinen Neffen, den späteren König Friedrich Wilhelm III., die Aeußerung gethan worden: „Ich bin am Ende meiner Carrière, und mein Tagewerk ist bald absolvirt. Ich fürchte, nach meinem Tode wird's pêle-mêle gehen. Ueberall liegen Gährungsstoffe, und leider nähren sie die regierenden Herren, vorzüglich in Frankreich, statt sie zu calmiren. Ich fürchte, Du wirst einmal einen schweren Stand haben!“ — Wie oft mag Friedrich Wilhelm III. dieses Wortes seines Oheims später gedacht haben! —

Auch in dem Testamente des Königs finden wir denselben Lebenspuls, den sein sechsundvierzig Jahr währendes Walten für den Staat ununterbrochen erkennen ließ. „Unser Leben ist ein flüchtiger Uebergang von dem Augenblicke der Geburt zu dem des Todes. Die Bestimmung des Menschen während dieses kurzen Zeitraums ist, für das Wohl der Gesellschaft, deren Mitglied er ist, zu arbeiten.“ — „Ich habe als Philosoph gelebt und will auch als solcher begraben werden, ohne Prunk, ohne Pracht, ohne Pomp. Ich mag weder geöffnet noch einbalsamirt werden. Man setze mich in Sanssouci oben auf den Terrassen in eine Gruft, die ich mir habe bereiten lassen.“ — Der Schluß des Testaments lautet: „Meine letzten Wünsche in dem Augenblicke, wo ich den letzten Hauch von mir gebe, werden für die Glückseligkeit meines Reiches sein. Möge es stets mit Gerechtigkeit, Weisheit und Nachdruck regiert werden, möge es durch Milde seiner Gesetze der glücklichste, möge es in Rücksicht auf die Finanzen der am besten verwaltete, möge es durch ein Heer, das nur nach Ehre und edlem Ruhme strebt, der am tapfersten vertheidigte Staat sein. O, möge es in höchster Blüthe bis an das Ende der Zeit fortdauern!“

„Deutsche jedes Standes“, rief Mirabeau im Jahre 1788, „betrachtet die Führer des Hauses Brandenburg als den Helmbusch eurer Freiheit, schließt euch seiner Macht an, stützt es, begünstigt sein rechtliches Wachsthum, freut euch seiner Erfolge,

hindert nach Kräften, daß es in Irrthümer verfalle: sie sind ihm tödtlich, weil es keine andere solide Basis hat, als seine Klugheit!" —

Aus dem Briefwechsel des älteren Körner mit Schiller ergiebt sich, daß Ersterer, nachdem sich ihm aus den Geschichtswerken Friedrich's das gewaltige Bild des königlichen Helden aufgerollt hatte, seinem dichtenden Freunde Schiller die Idee zu einem großen Epos vorschlug, dessen Held der Preußenkönig sein sollte. Begeistert griff Schiller den Plan auf, und es ging seine Absicht dahin, in der „Friedericiade" ein Spiegelbild der Zeit zu geben, ähnlich dem, welches die Iliade uns von der hellenischen Zeit darbietet. Die Mächtigkeit des Stoffes und körperliche Krankheit waren allein die Ursachen, die den Dichter von der Ausführung seines Planes abhielten. Jetzt arbeitet noch die Kritik und die Geschichtsschreibung ununterbrochen an der Dichtung und Zusammentragung des Stoffes; aber es wird, sei es früh, sei es spät, der Genius kommen, dem es vergönnt sein wird, den gewaltigen Stoff zu bemeistern und diesen in einem von der ihm innewohnenden Seele durchleuchteten Epos seinem Volke vorzuführen.

Umblick.

Portugal unter Pombal.

In Portugal war es, wo der Orden der Jesuiten vom Staate aus seinen ersten empfindlichen Schlag empfangen sollte, was darin seinen Grund hatte, daß hier das verderbliche Wirken des Ordens am augenscheinlichsten zu Tage getreten war. Wie in Spanien hatte der sogenannte „Triumph der Kirche" den Verfall der Staatswohlfahrt zur Folge gehabt. Das gewerbliche Leben, sowie der Handel nach außen waren erlahmt; im äußeren Verkehr hatten die protestantischen Seemächte England und Holland jetzt die Stellung inne, in der Spanien und Portugal früher mächtig geworden waren. Nur Eines blühete in Portugal: das von den Jesuiten geleitete Kirchenthum. Sämmtliche höhere Staatsbeamte hatten ihre Bildung in Jesuitenschulen empfangen. Zögling der Jesuiten war auch der von 1706—1752 regierende König Johann, dessen Hingabe an den Orden noch die eines Kaisers Ferdinand II. übertraf. Während in protestantischen Ländern die Mittel des Staats für Zwecke der Staatswohlfahrt verwandt wurden, ließ es der unterthänige Jesuitenknecht Johann V. geschehen, daß die dem immer mehr verarmenden Lande abgepreßten Steuern zu Prachtbauten von Kirchen und Klöstern verwandt wurden. Für den Bau eines Klosters zu Manfra bei Lissabon wurde allein eine Summe von 45 Millionen verschwendet. Dieser Klosterpalast galt dem bigotten Könige als ein Vorhof des Himmels, und unter den Lobpreisungen der Priester, die ihm hier täglich und reichlich zu Theil wurden, vergaß er der Angstrufe seines hungernden Volkes. Die Jesuiten sorgten dafür, daß eine solche Hingabe für die Zwecke der Kirche und insbesondere ihres Ordens auch von dem heiligen Vater anerkannt wurde, einmal, um den getreuen Sohn der Kirche auf der betretenen Bahn festzuhalten, dann aber auch, um andere Fürsten zur Nachfolge zu reizen. O, Rom war nie undankbar! Aber daneben galt Eines seit alter Zeit: die Geschenke durften nichts oder doch nicht viel kosten. In der Regel

ward durch Zusendung von Reliquien der Dank abgetragen, und Reliquien zu beschaffen, verursachte dem heiligen Vater keine Kosten. Allenfalls machte man sich die Ausgabe für Hut und Degen, um den einen und den andern Kriegsmann, einen Alba, einen Maximilian von Bayern, einen Laudon, zu weiteren Anstrengungen anzustacheln. Aber freilich an dem — äußerlich betrachtet — wenig werthvollen Geschenk haftete ein himmlisches Gestein: die päpstliche Weihe! — Zumeist ward mit Worten gezahlt. Pipin erhielt die Zustimmung zu seinem Attentat auf den König, Karl der Große empfing einen — Titel! — Einen ausgesuchten Titel führten seit langer Zeit die französischen Könige: „Allerchristlichste." Der gehorsame Johann V. wurde nun dadurch belohnt, daß der Papst ihm den Titel des „Allergetreuesten" verlieh. Unter seinem Sohne Joseph I. Emanuel, der feig und willensschwach war, gewann der Marquis von Pombal einen großen Einfluß auf die Staatsverwaltung. Pombal, ein unterrichteter Mann, ging, als der König ihm das Steuerruder des Staates gänzlich anvertraut hatte, sofort an's Werk, das Land von der Herrschaft des Jesuiten-Ordens zu befreien. Ein schweres Unternehmen, dem sich jedoch der willensstarke und kluge Pombal als gewachsen erwies. Er beschloß, den Orden von einer Seite her anzugreifen, von der dieser es am wenigsten vermuthen konnte. Der Orden hatte im spanischen und portugiesischen Paraguay in Südamerika Missionen ausgeführt und in aller Stille daselbst einen Staat gegründet, den er als sein Besitzthum ansah, und aus dessen Erträgnissen er seine schon bedeutenden Reichthümer vermehrte. Es stand ein solches Verfahren gänzlich in Widerspruch mit den Gesetzen, die Rom dem Orden in Bezug auf auswärtige Missionen gegeben hatte, und die ausdrücklich aussprachen, daß Missionen sich weder mit Ländererwerb, noch mit Handel und Gewerbe befassen sollten. Wie überall, wohin die Jesuiten Missionen sandten, war auch in Paraguay zu Anfange versichert worden: Wir halten unsere Hände fern von irdischen Dingen; wir wirken nur für das Reich Gottes! — Aber wie hätte der Orden, der ein verweltlichtes Papstthum zu schützen als seine Aufgabe ansah, es sich versagen sollen, nach Erlangung derselben Mittel zu streben, auf die das Papstthum sich stützte! Schon besaß er bedeutende Schätze, und nun war er auch — in aller Stille — zur Herrschaft über ein Land gekommen.

Dort ihn zuerst zu treffen, das war es, was Pombal beschlossen hatte. Unterhandlungen mit dem spanischen Hofe führten dahin, daß der Theil von Paraguay, der bisher zu Spanien gehört hatte, von

diesem gegen die Stadt San Sacramento an Portugal abgetreten wurde. Aus den bezüglichen Verhandlungen schon hatten die Jesuiten in Lissabon und Madrid mit Schrecken ersehen, daß Pombal darauf ausgehe, ihnen den weltlichen Besitz Paraguays abzusprechen. Sie kündigten an, die Indianer begehrten keine andre Führung und Leitung als die der Väter Jesu; wolle man jenen eine andre Herrschaft aufdringen, so würden dieselben sich mit den Waffen vertheidigen! — Das Angedrohte trat ein. Als Pombal's Beamte Anstalten trafen, zur Ausführung des Vertrages zu schreiten, brach von einem Ende Paraguays bis zum andern der Aufstand aus. Nun riefen die Jesuiten Wehe über die Gewaltthäter aus, die den Indianern die Wehr in die Hand drängten. Pombal wußte wohl, daß der Widerstand seinen Impuls — auf Befehl des Ordensgenerals — im Beichtstuhl empfangen hatte. Sein Bruder Mendoza führte eine starke Heermacht über's Meer, und es kam zu harten Kämpfen, die von 1753 bis 1755 währten und mit der völligen Besiegung des Aufstandes endeten. Die armen Indianer hatten für die Sünden der Väter Jesu zu büßen gehabt.

Fast unmittelbar nach Eingang der Nachricht über den Sieg wurde (am 1. November 1755) Lissabon von einem furchtbaren Erdbeben fast gänzlich zerstört. Es brüllte in der Tiefe der Erde, daß die Menschen erbebten, dann stürzten Kirchen und Paläste in Trümmer, die Meeresfluth schwoll hoch auf, Schiffe in die Stadt hineinschleudernd, eine vor der Stadt gelegene Höhe, auf die viele Menschen sich geflüchtet hatten, versank mit ihnen im Nu in die Tiefe. Funfzig Meilen weit ward der Stoß empfunden, der Bodensee stieg um etliche Fuß, die Quelle im Bade Teplitz hörte auf zu fließen und kam dann rothgefärbt zurück. Dieses entsetzliche Ereigniß suchten die Jesuiten zu ihren Gunsten zu verwerthen. Das sei, ward laut und heimlich gepredigt, die Strafe des Himmels für die den frommen Vätern in Paraguay zugefügte Gewalt; Schlimmeres ward als noch nachfolgend angekündigt, so nicht Umkehr erfolge! — Zu dem Letzteren war jedoch keine Aussicht; Pombal wartete nur auf den schicklichen Anlaß, den zweiten Schlag auf die Jesuiten, diesmal im Inlande, zu führen. Ein Vorgang bei Hofe bot ihm diesen Anlaß. Auf den leichtfertigen König, der vielfach in Liebeshändel verstrickt war, ward ein Mordversuch von zwei jungen Adligen aus dem Hause Tavora ausgeführt. Da dieses Adelshaus sich ganz besonders durch Anhänglichkeit an die Jesuiten hervorthat, so entstand im Volke die Meinung, es sei auch in dieser Sache, wie es in Paraguay geschehen, von den Jesuiten

geschürt worden. Nun gelang es Pombal, den König zu bestimmen, in die Vertreibung der Jesuiten zu willigen. Es erschien (1759) ein Decret, welches die Aufhebung des Ordens und die Confiscation aller seiner Güter aussprach. Ohne Erbarmen wurden die Häupter der Jesuiten auf Schiffen nach dem Kirchenstaat geführt. Seinem Volke gab Pombal durch einige Schriften genauen Nachweis von dem Treiben des Ordens in Portugal und Paraguay. Die Schriften erregten auch auswärts großes Aufsehen und gaben weiterhin auch in andern Ländern den Anstoß zu gleichen Maßnahmen gegen den Jesuiten-Orden.

Nun trat Pombal in Bezug auf die Verwaltung des Landes mit reformatorischen Maßnahmen auf: er gründete eine Akademie der Wissenschaften, verbesserte die Schulanstalten, zog fremde Gelehrte in's Land, gab den Anstoß zur Herausgabe von Aufklärungsschriften und munterte zu gewerblichen und Unternehmungen auf dem Gebiete des Handels auf. Im Adel war ihm ein Feind aller seiner heilsamen Neuerungen erstanden, doch blieb er Herr der Lage, bis zum Tode Joseph's (1777), welchem dessen Tochter Maria, die mit dem ihr an Bigotterie gleichgearteten Oheim Don Pedro vermählt war, in der Regierung folgte. Adel und Priesterschaft gewannen nun wieder die Oberhand bei Hofe, der Kirche wurden die früheren Rechte eingeräumt, die Jesuiten jedoch nicht zurückgerufen. Pombal, obwohl bereits über achtzig Jahre zählend, vertheidigte seine Verwaltung in kräftigster Weise in einer Schrift. Aus Lissabon verwiesen, starb er in seinem dreiundachtzigsten Lebensjahre. Portugal sank darauf wieder in die alte Finsterniß des Pfaffenthums zurück.

Aufhebung des Jesuiten-Ordens in Frankreich.

Die 1759 erfolgte Austreibung der Jesuiten aus Portugal war namentlich in Frankreich enthusiastisch begrüßt worden. Hatte doch Voltaire in seinen Schriften den Orden mit den schärfsten Pfeilen überschüttet, und trugen doch auch die Schriften der Jansenisten, unter ihnen insbesondere die von Arnauld d'Andilly und Blaise Pascal, (siehe B. III. S. 382) fortgesetzt das Ihre dazu bei, den denkenden Theil der Nation über Wesen, Zweck und Ziele des Ordens aufzuklären. Am Hofe freilich standen auch unter Ludwig XV. die Jesuiten noch im besten Ansehen, dies jedoch nur bis zu der Zeit, in welcher der durch den Orden hervorgerufene Aufstand in Paraguay es offen-

kundig gezeigt hatte, daß der Orden den weltlichen Absolutismus im Staate nur stütze, um selbst zu erstarken und schließlich den Souverain zu spielen. Als nun Pombal auch noch nachgewiesen hatte, daß der Mordversuch auf den König Johann V. von Portugal von Jesuiten hervorgerufen worden sei, verlor der Orden am französischen Hofe völlig seinen Halt und ward dem Hasse des Volkes preisgegeben.

Um diese Zeit geschah es, daß ein Marseiller Handelshaus sich mit einer Klage gegen den Vorsteher der Jesuiten-Mission auf der Insel Martinique, Pater Lavalette, an das Parlament wandte. Lavalette, der für den Orden Handelsgeschäfte betrieb, hatte auf jenes Handelshaus Wechsel im Betrage von 2,400,000 Fr. gezogen, die auch acceptirt worden waren, allein die Schiffe, die die auf das Geld zugesagten Waaren führten, waren von den im Kriege mit Frankreich stehenden Engländern weggenommen worden. Der Schaden fiel auf den, der die Waaren gesandt hatte, und das Handelshaus war mit seiner an den Pater Lavalette gerichteten Forderung, ihm das Geld zurückzugeben, im Recht. Lavalette empfing von dem Ordensgeneral die Weisung, sich für „zahlungsunfähig" zu erklären. Auf die Aufforderung des Parlaments an den Ordensgeneral, für die Sache Lavalette's aufzukommen, folgte die Antwort: was Lavalette in Sachen des Handels gethan, berühre den Orden nicht, da dessen Gesetze ja klar und deutlich dahin lauteten, daß der Orden Handelsgeschäfte nicht betreiben dürfe. Eine echt jesuitische Ausrede! Richtig war es, daß das Gesetz Jenes aussprach, aber eben so richtig war es auch, daß mit Wissen und Willen des Ordens von den meisten auswärts wirkenden Jesuiten Handelsgeschäfte betrieben wurden, und daß dadurch dem Ordensschatze reiche Erträge zuflossen. Kaufmännischer Gewinn ward von der General-Hauptkasse des Ordens eingestrichen; traten Verluste ein, so deckte der General sich durch das Ordensstatut. In Bezug auf Schlauheit war der Orden in dieser Sache über das Maß hinausgegangen: Jedermann durchschauete den gemeinen Betrug, und die Aufregung darüber war in Frankreich eine allgemeine. Dennoch wären die französischen Jesuiten vielleicht dem Geschick entgangen, von dem ihre Ordensbrüder in Portugal betroffen worden waren, hätte sich nicht um diese Zeit die Marquise von Pompadour, die Maitresse des Königs Ludwig's XV., mit ihrem Beichtiger, dem Jesuiten-Pater Perusseau, überworfen. Immer hatte er lindernden Balsam gehabt für gelegentliche Gewissensbeunruhigungen, und jetzt plötzlich — vielleicht auf geheime Weisung von dem General! — verweigerte er der Marquise, falls sie nicht gelobe, von ihrem sträflichen Umgange mit

dem Könige abzulassen, die Absolution. Die lüderliche Pompadour war über eine solche Zumuthung außer sich vor Wuth. Wozu ihr Beichtiger so viele Jahre lang die Augen zugedrückt hatte, das sollte nun plötzlich als ein so schweres Unrecht gelten! Sie meinte, daß, wenn die Jesuiten nicht dazu bereit seien, durch Absolutionsertheilen vor jeder Strafe in jener Welt zu schützen (was sie doch, wie von ihnen hoch und theuer versichert worden sei, vermöchten), so habe man ihrer überhaupt nicht vonnöthen, und da sei es am besten, Pombal nachzuahmen. Sie beschied den ersten Minister Herzog von Choiseul zu sich. Dieser versprach dienstbereit, nicht nur das Parlament in der Sache gegen den Jesuiten-Orden zu unterstützen, sondern auch, so weit es in seinen Kräften stehe, in dem König durch Hinweis auf die großen Güter des Ordens, deren Einziehung die leeren Staatskassen füllen würde, Geneigtheit zur Ergreifung strenger Maßregeln gegen den Orden zu erwecken. Durch Verhandlungen des Herzogs von Choiseul mit dem Könige und darauf mit den Stimmführern des Parlaments wurde ein geheimes Einverständniß erzielt, dahin gehend: das Parlament verurtheilt den Orden zur Zahlung der Schuld Lavalette's an das Marseiller Handelshaus, das Parlament bewilligt dem Könige die Aushebung einer Steuer von 60 Mill. Fr., wogegen der König sich damit einverstanden erklärt, daß die Aufhebung des Jesuiten-Ordens für Frankreich und die Confiscation der Ordensgüter ausgesprochen wird. — Ein von französischen Bischöfen gemachter Vermittelungsversuch blieb ohne Erfolg, da der Jesuitengeneral den auf Reform des Ordens gehenden Vorschlag der Bischöfe ablehnte, indem er erklärte, die Jesuiten müßten so bleiben, wie sie wären, oder gar nicht mehr bestehen sint (ut sunt, aut non sint). Nun erfolgte (1762) der Beschluß des Parlaments, der den Jesuiten-Orden für Frankreich als aufgehoben erklärte. Zwei Jahre später wurden sämmtliche Jesuiten ausgewiesen, die Güter für den Staat eingezogen. Die Anstifter schwerer Schädigung des Volksgeistes gingen, die Schädigung, die sie dem Volksgeiste bereitet hatten, blieb bestehen, um sich zwei Jahrzehente später der Welt in einem furchtbaren Ausbruche kund zu thun.

Spanien, Neapel und Parma.

Nun begannen auch die Jesuiten anderer Länder besorgt zu werden. Wer hätte es meinen sollen, daß sogar in dem Heimath-

lande Loyola's, in Spanien, ein dem Jesuiten feindseliger Geist am Hofe des von 1759—1788 regierenden Königs Karl III. sich zu regen begann! Karl III. hatte vorher vierundzwanzig Jahre den Thron Neapels inne gehabt und war seinem Bruder Ferdinand II. auf dem spanischen Thron gefolgt. Schon in Neapel war von ihm im Sinne freierer Auffassung des religiösen Wesens gewirkt worden. In demselben Jahre, in welchem er in Madrid gekrönt ward, erfolgte die Vertreibung der Jesuiten aus Portugal; wenige Jahre später wurden die Jesuiten aus Frankreich verwiesen. Beide Vorgänge bestärkten König Karl in seinen Ansichten über die Gefährlichkeit des Jesuiten-Ordens. Daß der Orden durch seine Lehren das Gewissen der Menschheit schädige, das ward freilich nicht in Betracht gezogen; das Wirken des Ordens wäre vielmehr dem Könige ganz willkommen gewesen, wenn der Orden es nur nicht selbst schon zu einer zu großen Macht gebracht hätte. Das Werkzeug, das der Absolutismus lange benutzt hatte, drohete ihm selbst Gefahr. Die gewonnenen Schätze verblendeten die Ordensoberen, so daß vom Orden aus Mancherlei geschah, was der gewöhnlichsten Klugheit nicht entsprach. In Spanien betrieb der Orden einen so schwunghaften Handel, daß viele Kaufleute dadurch ruinirt wurden, und doch berief der Orden sich auf sein Statut, sobald von ihm verlangt ward, die Handelssteuer zu zahlen. In den Colonien ward auf das Strengste von allen Gütern der Zehnte für die Kirche eingezogen. So viele und so umfangreiche Güter nun auch der Orden in den Colonien besaß, und so offenkundig von diesen Gütern aus Handel auf Rechnung des Ordens getrieben ward, so entschieden verweigerte der Orden mit Berufung darauf, daß „Kirchengut" frei sei, die Zahlung des Zehnten. Der König erkannte, daß, wolle er nicht einen Staat im Staate zu völliger Ausbildung gelangen lassen, es unerläßlich sei, ungesäumt gegen den Orden einzuschreiten. Er fand in dem Minister Aranda einen Mann von der Gesinnung und der Kraft Pombal's. Der Schlag gegen die spanischen Jesuiten erfolgte im Jahre 1767, 5000 wurden in einer Nacht verhaftet, und wie es von Pombal geschehen war, ließ auch Aranda die Jesuiten zu Schiffe bringen und an der Küste des Kirchenstaates absetzen. In Neapel hatte Karl seinen Sohn Ferdinand IV. als König zurückgelassen. Kaum in einem andern Lande Europas, Spanien nicht ausgenommen, besaß die Geistlichkeit — unter dem Namen „Kirchengut" — verhältnißmäßig so viel Grund und Boden als in Neapel. Die Zahl der Geistlichen betrug 112,000. Sie waren für sich und ihre Güter frei von allen Abgaben; so lange

es dem Papst nicht beliebte, die fettesten Pfründen zu besetzen, bezog er die Einkünfte. So wanderten aus Neapel nach Rom jährlich große Summen. Diesem Unwesen machte nun Ferdinand IV. in demselben Jahre ein Ende, in welchem von seinem Vater der Schlag gegen die spanischen Jesuiten geführt ward. Der Papst, der schon Protest gegen die Zusendung der spanischen Jesuiten erhoben hatte, bekam nun auch noch einige Tausend ihm wider Willen zugeführter Väter Jesu aus Neapel. Ein gleiches Verfahren fand ein Jahr darauf (1768) in Parma statt.

Oesterreich unter Maria Theresia und Joseph II.

Wie in den oben angeführten Staaten ward in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts auch in Oesterreich der Versuch gemacht, das Licht der Aufklärung zu verbreiten. Nicht durch Maria Theresia geschah dies, sondern durch ihren Sohn Joseph II. „Von der Vortrefflichkeit der Aufklärung hatte Joseph," sagt Wachsmuth, die Vorstellung eines Enthusiasten, über den Proceß ihrer Verbreitung war er im Irrthum. Das Licht der Sonne kommt in unermeßlich rascher Fortpflanzung zur Erde; die Verbreitung des Lichts der Vernunft hat andere Gesetze; das Leben der Menschen hat mit der Freiheit auch die Trägheit, und mit dem Vermögen, zu erkennen, auch die Empfänglichkeit für böse Kniffe lichtscheuer geistiger Mächte empfangen; Gott hat die Völkerbildung den Fürsten vorzugsweise anvertraut, aber ihnen nicht die Macht gegeben, die Zeit zu überflügeln. Das verkannte Joseph. Er legte seinem als Gesetz ausgesprochenen Willen eine Kraft bei, die das Fürstenwort nie gehabt hat und nie haben kann. Zu dem Ungestüm seiner Lust, zu schaffen und umzugestalten, kam eine unrichtige Beweglichkeit, die gar leicht in Vielgeschäftigkeit überging und auch das Unnöthige auffaßte, und zu seinem Drange, sich zu unterrichten, die Unstetigkeit; er war wohl beharrlich in Verfolgung eines Ziels, aber übereilt und daher oft wechselnd in den Mitteln zum Zwecke." So lange Maria Theresia lebte, geschah wenig, den Staat aus dem hergebrachten Geleise zu bringen. In Bezug auf die innere Verwaltung besserte sie hier und da, nicht aber hatte sie den Muth, die Uebel bei der Wurzel zu fassen, um sie auszurotten. Es bedurfte eines Fußfalles, den Sonnenfels vor Maria Theresia that, um sie zu vermögen, die Tortur abzuschaffen. In Bezug auf das Sittenleben war sie, wie bemerkt, rein

und lauter, ganz das Gegentheil ihres leichtfertigen Gemahls Franz. Sittenlosigkeit war in Oesterreich damals außerordentlich im Schwange, und durch sogenannte Keuschheits-Commissionen wurde das Uebel nicht besser, da durch Bestechungen Schlechte der Untersuchung sich entzogen, von Besseren, gegen die der Schein sprach, nicht selten durch Bedrohung Geld erpreßt ward. Das Uebel lag auch hier in der Haltung der Geistlichen, die nicht auf Sinnesänderung drangen, sondern es als genügend erachteten, für gebeichtete Sünden Geld zu Gunsten der Kirche einzuziehen, oder den Beichtenden äußerliche Strafen aufzuerlegen. Den Quell des Uebels erkannte Maria Theresia nicht; sie war vielmehr der Meinung, daß die katholische Kirche in der damaligen Verfassung allem Uebel zu steuern im Stande sei, und wenn sie auch nicht, wie ihr Ahne Ferdinand II., die Jesuiten in ihrer Verehrung noch über die Engel stellte, so nahmen dieselben doch in ihrer Schätzung eine hohe Stufe ein.

Wie anders Joseph II.! Ihm waren die Jesuiten verhaßt, er theilte in Bezug auf kirchliches Wesen ganz die Anschauung der Freidenker seiner Zeit. Daß er in seiner Jünglingszeit Friedrich den Großen schwärmerisch verehrte, ist oben schon angedeutet worden. Im Verlauf der Zeit änderte sich in Bezug auf die zu erstrebenden Ziele seine Gesinnung nicht; aber an Stelle der Bewunderung des großen Preußenkönigs stellte sich Neid gegen denselben ein, darnach aber erfüllte ihn mehr und mehr die Absicht, sein früheres Ideal in Bezug auf Reformen noch zu überbieten, ihm den Rang abzugewinnen. Gerade dies sollte ihm zum Schaden gereichen, denn die durch seinen Ehrgeiz hervorgetriebene Hast führte ihn auf Methoden, die sich nicht bewährten. Friedrich der Große characterisirte die Art des Vorgehens Joseph's einmal mit den Worten: „Joseph thut immer schon den zweiten Schritt, ehe er den ersten gethan hat.“ Es fehlte ihm nicht an verständigen Staatsmännern, die seiner Ungeduld Zügel anzulegen bestrebt waren, allein sein nie ruhender Ehrgeiz, wie auch der Glaube an seine Unfehlbarkeit waren zu stark, als daß es Einwirkungen auf ihn gelungen wäre, die Art und Weise seines Verhaltens wesentlich zu ändern. „Von Allem, was ich unternehme,“ sagte er, „will ich auch die Wirkung empfinden. Als ich den Prater im Au-Garten zurichten ließ, nahm ich keine jungen Sprossen, die erst der Nachwelt dienen mögen, nein, ich wählte gleich Bäume, unter deren Schatten ich und meine Mitmenschen Vergnügen und Vortheil finden könnten!“ —

Wer als Regierender seinem Volke ein wahrer Wohlthäter sein

will, der muß von vorn herein darauf verzichten, nur Saaten zu streuen, deren Ernten er auch sieht, der muß gefaßt darauf sein, daß Anerkennung für das Beste und Meiste seines Thuns ihm in seinen Lebzeiten nicht zu Theil wird, der muß auch, den herrschenden Vorurtheilen der Zeit gegenüber, die Nothwendigkeit des weisen Verschweigens des Zieles und Zweckes mancher Maßregel erkannt haben. Nicht lügen und heucheln darf er, aber auch nicht unnütz aufregen durch Ankündigung von Zuständen, die, bei richtiger Staatsleitung sich naturgemäß von selbst entwickeln und mit denen die Bevölkerung sich allgemach befreundet. Schon als Prinz verrieth Joseph manche seiner Pläne, unter anderen solche, die sich auf Reform der Erbunterthänigkeit und auf kirchliches Wesen bezogen, und er bewirkte damit nichts weiter, als daß diejenigen, die sich seinen Absichten gegenüber als Bedrohte ansahen, sich frühzeitig zusammenthaten und auf Anhäufung von Widerstandsmitteln bedacht waren. Das langsame und schwerfällige Wesen, durch welches die meisten Habsburger sich characterisirt hatten, war an ihm nicht wahrzunehmen. Er war freilich auch nur von Seiten der Mutter habsburgischen Geschlechts; in ihm lebte der Pulsschlag lothringischer Lebhaftigkeit. Wie Joseph in Bezug auf seine Pläne, Deutschland in ein Erbreich seines Hauses zu verwandeln, in Friedrich den Gegner fand, den er nicht zu bemeistern vermochte, ist oben erzählt worden (S. 124). Dies hatte ihn um so mehr gespornt, durch innere Reformen einen unvergänglichen Ruhmeskranz zu erwerben. Wir sehen nun einen edlen Impulsen folgenden Fürsten sich eine Reihe von Jahren rastlos mühen, Ideale zu verkörpern, um schließlich gebrochenen Herzens sich einzugestehen, daß das Meiste seines Hoffens Traum und Schaum gewesen sei. Noch zu Lebzeiten der Mutter hatte er es durchgesetzt, daß auch die Klostergüter besteuert, Wallfahrten nach Rom verboten, die Mehrzahl der Hofbeamten entlassen und Gesetze gegeben wurden, die die Gründung neuer geistlicher Orden und die Stiftung neuer Klöster verhinderten. Ein Versuch, zu welchem Maria Theresia sich von Joseph bewegen ließ, den böhmischen Adel zur Milderung der Lage seiner erbunterthänigen Bauern zu bestimmen, stieß bei dem Adel auf Widerstand und regte die Bauern, die davon vernommen hatten, zur Empörung auf, die mit Waffengewalt niedergeschlagen werden mußte.

Als Maria Theresia gestorben und Joseph nun endlich (1780) zu alleiniger Macht gelangt war, schmeichelte er sich mit dem Gedanken, daß es ihm ein Leichtes sein werde, Friedrich dem Großen

auf dem Gebiet kirchlicher Reformen sich als überlegen zu erweisen, da, wie er meinte, jener dem kirchlichen Wesen die erforderliche Beachtung nicht geschenkt habe. Wir wissen, daß Friedrich der Große für sich in Sachen der Religion freies Denken in Anspruch nahm, daß er es aber auch als Regierungsweisheit ansah, Andere ihres Glaubens leben zu lassen. Joseph ging nun darauf aus, dasjenige, was er von seinem Standpunkte der Aufklärung aus als Irrwahn oder als hervorgegangen daraus ansah, theils mit Stumpf und Stiel und zwar zumeist auf dem Wege der Verordnungen auszurotten, theils einzuschränken. Oesterreich hatte zu jener Zeit 1465 Mönchs- und 604 Nonnenklöster; die Zahl der Mönche und Nonnen betrug 63,000. Joseph hob 700 Klöster auf. Abmahnungen der Bischöfe waren ihm offenbar willkommen, er veröffentlichte sie sofort mit seinen Antworten, die großen Freisinn zur Schau trugen. Wider Willen verrieth er, wie es ihm darum zu thun war, Bewunderung ob seines Freisinns einzuernten. Auch der Papst (Pius VI.) ließ ihm schriftlich Vorstellungen zugehen. Ihm antwortete er u. A.: „Es giebt Leute in Rom, welche wollen, daß es noch länger Finsterniß auf unserer Halbkugel gebe." An Stelle der römischen Finsterniß sollte, wie er hundertfach wiederholte, die „Aufklärung" treten. „Die Toleranz," äußerte er bei einer Gelegenheit, „ist eine Wirkung jener wohlthätigen Aufklärung, die nun Europa erleuchtet und die Philosophie zum Grunde und große Männer zu Stiftern gehabt hat. Sie ist ein redender Beweis von den Fortschritten des menschlichen Geistes, der durch die Macht des Aberglaubens sich kühn einen Weg gebahnt, welchen Jahrtausende vorher die Zoroaster und Confuze gewandelt, und der zum Glück der Menschheit zur Heerstraße der Monarchie geworden ist." Wie pomphaft! Einen Zoroaster, einen Confuzius meinte er zu kennen, und er that, als schätze er sie gebührend, einen Luther, einen Calvin, einen Zwingli kannte er nicht. Davon, daß der Protestantismus wesentlich eine innere Befreiung von Rom vollzogen hat, ahnte er nichts. Lösung der Kirche von Rom bedeutete bei ihm: Rom solle sich nicht in die Angelegenheiten der Kirche Oesterreichs mischen; das österreichische Kirchenwesen sei nicht Sache Roms, sondern Sache — Joseph's. Sicherlich vermag ein Machthaber, wenn er Einsicht und guten Willen hat, durch Unterdrückung kirchlicher Mißbräuche, namentlich, wenn diese von einer auswärtigen Macht unterstützt werden, sich verdient um das religiöse Wesen seines Volkes zu machen; allein wenn er der Kirche seines Landes an Stelle der auswärtigen Macht schließlich weiter nichts zu bieten hat als seinen absoluten Willen, so ist ihr

auch nicht geholfen. Hätte er die Kirche von Rom in der Absicht gelöst, eine deutsche Nationalkirche zu gründen, und hätte er ihr dann innerhalb der ihr gesteckten Grenzen Freiheit der Entwicklung und Bewegung gestattet, dann würde die Nachwelt seine Aufklärung als wirkliche Aufklärung gepriesen haben, dann hätte er sich als Fortsetzer und Vollender einzelner Bestrebungen großer deutscher Kaiser, eines Barbarossa, eines Kaisers Friedrich II. und damit seinem Volke als wirklicher Wohlthäter erwiesen. So tyrannisirte er vielfach die religiösen Empfindungen seines Volkes, worüber Versicherungen von ihm, es solle und müsse dies und das geschehen, weil es „des Volkes Bestes gelte" oder „weil er der Herr sei," nicht hinaushalfen. Nach dem Ruhm, den Jesuiten den Garaus zu machen, hatte er schon zu Lebzeiten seiner Mutter gedürstet, und es war ihm auch um diese Zeit schon gelungen, seine Bestrebungen gekrönt zu sehen. Wie Drachen hatten die Jesuiten die Eingänge des Lichts in Oesterreich bewacht. Ihnen war nicht nur die Leitung der Universität, sondern auch die Censur der neuen Bücher anvertraut gewesen. Auf seine Vorstellungen war von Maria Theresia nachgegeben worden, die Jesuiten von dem Einen wie von dem Andern zu entbinden. Damals war an den bourbonischen Höfen, von denen die Erlasse gegen die Vertreibung der Jesuiten ausgegangen waren, der Plan aufgetaucht, bei der neuen Papstwahl dahin zu wirken, daß ein Cardinal gewählt werde, der im Voraus sich verpflichtet habe, den Jesuiten-Orden aufzuheben. Dieser Plan fand in Joseph den eifrigsten Förderer. Joseph begab sich selbst nach Rom und fand in dem Cardinal Ganganelli den Mann, der sich anheischig machte, falls er zum Papst gewählt werde, den Jesuiten-Orden aufzuheben. Als Ganganelli darauf von dem Cardinals-Collegium unter dem Namen Clemens XIV. auf den Stuhl Petri erhoben worden war, zögerte er, den bedenklichen Schritt auszuführen. Bedrängt von Joseph und den bourbonischen Höfen löste er endlich sein Wort durch Erlaß des berühmten Breve Dominus ac redemtor noster (19. August 1773) durch welches der Orden als aufgehoben erklärt ward. Das war ein großer Sieg in der Zeit der Aufklärung. Die vertriebenen Väter Jesu schlichen nun überall in der Welt umher, im Geheimen nach Gelegenheit spähend, die Aufklärer zu verdächtigen, mit einander Verbindungen unterhaltend und auf die Zeit hoffend, in der die Fehler ihrer Feinde ihnen würden Gelegenheit darbieten, wieder auf der Bühne zu erscheinen.

Joseph hob die Leibeigenschaft auf und befreite die Juden von dem Zwange, besondere Abzeichen zu tragen. Als er den Prater in

Wien für alle Stände öffnete, als er Bürgerliche in gesellige Cirkel des Adels einführte, fragte er mißvergnügte Adlige, mit wem er denn verkehren solle, wenn man nur mit „Seinesgleichen" umgehen solle. Große Mühe gab er sich, eine gleichmäßige Besteuerung durch das ganze Land zur Durchführung zu bringen. Die Sache ward zu hastig betrieben und gab zu vielen Klagen und Streitigkeiten Anlaß. Ebenso sollte Gleichheit vor dem Gesetz zu strengster Durchführung gelangen. Es geschah, daß Grafen mit abgeschorenen Häuptern neben Taugenichtsen aus der untersten Volksklasse zur Strafe die Gasse fegen mußten. Als Culminationspunkt der Gesetzlichkeit galt ihm sein erleuchteter Wille. Daher verschärfte er Strafen, erklärte die Todesstrafe für abgeschafft und decretirte an Stelle derselben verschärfte Gefängnißstrafe, führte aber später die Todesstrafe wieder ein. Unbesonnen befiehlt er: „Die deutsche Sprache ist Universalsprache meines Reiches." Dieser Befehl stieß namentlich in Ungarn auf Widerstand. Das empörte den Kaiser. „Ich bin Kaiser des Reiches," schrieb er, „demnach sind die übrigen Staaten, die ich besitze, Provinzen, die mit dem ganzen Staate in Vereinigung einen Körper bilden, wovon ich das Haupt bin." Aber als „Haupt" hätte er auch wissen müssen, daß in der Sprache die Seele einer Nation sich kündet, und daß der Sprachzwang ein Despotismus ist, der, wenn seine Durchführung gelingt, einem Volke die ihm eigenthümlichen besten Schätze des Geistes und Gemüths raubt. In der Regel aber erregt ein solcher Zwang Widerwille und Widerstand und dies in dem Maße, in welchem ein Volk mit ursprünglicher Kraft begabt ist, während in ihm, wenn man ihm Freiheit gewährt, von selbst der Drang erwacht, sich mit der Sprache der gebildeteren Völkerschaften vertraut zu machen. Jenes gewaltsame Verfahren Joseph's gegen die Ungarn hatte zur Folge, daß der erwachte Geist des Mißtrauens und der Widersetzlichkeit sich auch auf heilsame Maßnahmen des Kaisers erstreckte, die sonst vielleicht mit Willigkeit angenommen worden wären. Es geht im Großen wie im Kleinen: wer reformiren will, der hat vor allen Dingen in Betracht zu ziehen, ob seine Pläne frei sind von allem Vorurtheil und Eigenwillen, und ob sie nicht den Gesetzen des Geistes und der besonderen Lage widerstreiten. Uebler ging es dem Kaiser noch mit den Reformen, die er in Belgien vornahm. Seine Neuerungen auf den Gebieten des kirchlichen, des Schulwesens und der Verwaltung traten so gänzlich unvorbereitet auf und waren dabei so gewaltsamer Art, daß Wirksameres gar nicht hätte von Jemand erfunden werden können, dem es darum zu thun

gewesen wäre, ein Volk zum Aufstande zu reizen, zumal ein Grenzvolk der Franzosen, welche letztere bei ihren Nachbaren Aufstände jederzeit bereitwilligst förderten, um im Trüben zu fischen. Es kam in Belgien zu blutigen Kämpfen und dies noch dazu in der Zeit, in welcher der Türkenkrieg dem Kaiser Beschwerde machte (1788). Krank kehrte er aus dem Felde zurück. Der Gram über das Scheitern seiner gut gemeinten Pläne brach dem reizbaren Kaiser das Herz. „Ich wünschte,“ äußerte er, „man schriebe auf mein Grab: Hier ruht ein Fürst, dessen Absichten rein waren, der aber das Unglück hatte, alle seine Pläne scheitern zu sehen.“ Das größere Unglück oder vielmehr der eigentliche Quell seines Unglücks bestand darin, daß ihm nie eine Ahnung davon aufging, weshalb seine Pläne scheiterten, und er daher auch nie dahin kam, seine Methode den Umständen anzupassen. Mit dem guten Willen allein ist einmal in der Welt nichts auszurichten. Joseph starb 1790.

Katharina II. von Rußland.

Während der Zeit des siebenjährigen Krieges war Katharina II., eine geborene Prinzessin von Anhalt-Zerbst, zur Regierung gekommen (1762). Peter III., der begeisterte Verehrer Friedrich's des Großen, eben auf den Thron gelangt, hatte sich seiner Gemahlin entledigen und sie in ein Kloster stecken wollen. Sie, von seinem Anschlag unterrichtet, war ihm zuvorgekommen, hatte ihn verhaften und einkerkern lassen, worauf er von dem Gardeoffizier Orloff erdrosselt worden war. Zehn Jahre bereits saß Katharina auf dem durch Mord eingenommenen Thron, als ein Kosacke Namens Pugatscheff, der große Aehnlichkeit mit dem ermordeten Peter III. hatte, mit der Behauptung auftrat, er sei Peter III. und erachte nun die Zeit für gekommen, Besitz von dem Throne zu nehmen. Er fand Glauben und Anhang unter den Kosacken, die durch strenge Maßnahmen in Erbitterung gegen die Kaiserin gerathen waren, andre Völkerschaften nahmen Theil an dem Aufstande, und die Kaiserin sah sich ernstlich in ihrer Herrschaft bedroht. Zwei Jahre lang (1772—1773) währte es, ehe es gelang, des Aufstandes Herr zu werden. Durch Verrath gelang es den Generalen Katharina's, sich Pugatscheff's zu bemächtigen. Sie sandten ihn in einem eisernen Käfig nach Petersburg, wo er geviertheilt wurde. Ueber die Zustände Rußlands und über den Character und die Gesammtwirksam-

keit Katharina's II. sagt Wachsmuth: „Die Tünche europäischer Civilisation, welche Peter der Große seinen Russen aufgezwungen hatte, war trotz des Ingrimms der Altrussen haften geblieben; Hof, Minister, Diplomaten waren europäisch; ein halbes Jahrhundert nach ihm war der vornehme Russe eben so begierig nach Politur, als in Peter's Zeit widerspenstig dagegen; doch das Orientalische und Barbarische verschwand nicht aus der Gesinnung; Adel der Seele und wissenschaftliche Tiefe läßt sich nicht gebieten; auch war es darum nie zu thun gewesen. Was von Peter I. zum Nutzen seines Reiches begonnen war und sich auf der Oberfläche ausgebreitet hatte, ohne in die Tiefe zu wachsen, das erhielt in Katharina II. (1762—1796) mehr Zuwachs an Schmuck als an Gehalt. Die Art, wie Katharina das Reich behandelte, ist das Riesenbild von der Toilettensorge des Weibes. Viel Glanz, viel Bedacht auf Effect, Trachten nach Eroberung, viel Freude an den Schmeichelreden darüber. Sie eröffnete einen Briefwechsel mit Voltaire, um die Hauptstimme des Zeitalters für sich zu haben; Diderot kam nach Petersburg; seine Ermahnung, sich nicht mit geringen Tugenden abzugeben, fand Beifall. Schriftstellerin war Katharina schon als Großfürstin; was damals zur Beschäftigung diente, ward später auch Sache der Eitelkeit. Der Character des Weibes, Lebhaftigkeit in Auffassung von Entwürfen, die der Eitelkeit schmeichelten, und Mangel an Beharrlichkeit, sobald der erste Reiz vorüber war, zeigt sich durchweg in der innern Staatsverwaltung: ein Anderes war es mit der Verfolgung von Plänen nach außen; die Ehr- und Herrschsucht sind auch bei dem Weibe nicht flüchtiger Natur." Ihrer Stellung zu Polen, die zur ersten Theilung desselben führte, und ihres von 1768—1774 währenden Krieges mit der Türkei ist oben (S. 108 u. S. 110) gedacht worden. In dem Frieden mit der Türkei war dem Tataren-Chan in der Krimm (Taurien) die Unabhängigkeit zugesagt worden. Ihrem Günstling Potemkin gelang es darnach, den Chan zu bewegen, daß er die Krimm und das angrenzende Landgebiet bis zum Kuban gegen das Versprechen eines Jahrgehaltes an Rußland abtrat. Die Tataren auf der Krimm widersetzten sich dem Abkommen. Potemkin, der bereits in's Land gekommen war, ließ von seinen Horden ein Blutbad unter den Tataren anrichten, bei dem gegen 30,000 Personen jeden Alters und Geschlechts umkamen. Nun betrachtete er das Land als von ihm erobert und hielt dem Chan sein Versprechen nicht. Dieser gerieth in die Gefangenschaft der Türken, die ihn hinrichteten. In dem Frieden mit der Türkei hatte Rußland das Recht der freien

Schifffahrt auf dem Schwarzen Meere gewonnen; jetzt war es zu völliger Herrschaft über das schwarze Meer gelangt. Katharina's Pläne gingen nun auf gänzliche Eroberung der Türkei hin, Constantinopel sollte eine Hauptstadt ihres Reiches werden. Von dem letzteren Gedanken war sie so sehr erfüllt, daß sie ihrem zweiten Enkel den Namen Constantin gab. Es fand eine Verständigung über den Krieg zwischen Katharina und Kaiser Joseph zu Cherson statt. Joseph hoffte Landgebiete an der Donau zu gewinnen. Die Türken erkannten, um was es sich handelte, und da der Kampf nicht zu umgehen war, schlugen sie los (1787). Die Oesterreicher waren nicht glücklich in ihren Kämpfen, die Russen jedoch erstritten bedeutende Erfolge. Potemkin erstürmte (1788) Oczakow, im folgenden Jahre Bender. In demselben Jahre brachte Suwaroff den Türken mehrere schwere Niederlagen bei. Nachdem von den Russen auch noch Ismail und von den Oesterreichern Belgrad erobert worden war, stand den siegreichen Heeren der Weg nach Constantinopel offen. Joseph war inzwischen krank aus dem Felde zurückgekehrt und bald darnach gestorben; sein Nachfolger Leopold II. gab Belgrad an die Pforte zurück und schloß mit ihr Frieden. Die Erfolge der russischen Waffen reizten die Kaiserin zum Weiterkampfe. Bald aber ließ die völlige Erschöpfung der Kriegskassen, die Einsprache Englands, die Verwicklung Rußlands mit Schweden und die auf einen Aufstand deutende Haltung Polens es als räthlich erscheinen, an Friedensunterhandlungen zu denken. Es kam darauf zwischen Rußland und der Türkei zum Frieden von Jassy (1792), in welchem der Dniestr als Grenzfluß zwischen beiden Ländern festgesetzt wurde.

In Bezug auf die Verwaltung führte Katharina manche wohlthätige Neuerungen ein. Sie errichtete eine Akademie, ließ gute Schriften in die russische Sprache übersetzen, beförderte den Handel und die Industrie und wußte anzuregen, daß das Kriegswesen vervollkommnet ward. In Bezug auf religiöses Wesen übte sie Duldung, das Loos der Leibeigenen erfuhr durch sie einige Milderung. Die Herrschgier verleitete sie, höchst unmütterlich gegen ihren Sohn Paul zu verfahren. Er ward in der Erziehung vernachlässigt, von allen Staatsgeschäften ferngehalten und streng bewacht. Sie mochte fürchten, daß er aufgestachelt werden könnte, den erdrosselten Vater zu rächen. Der Mörder ihres Gemahls, Orloff, war der Liebhaber Katharina's geworden. Bei Ausführung des Mordes hatte Orloff einen jungen Kriegsmann, der die Wache hatte, zu Hülfe gerufen — es war Potemkin. Von da ab war dessen Glück gemacht. Er ward sogleich

zum Offizier ernannt und erhielt ein Jahrgehalt von 2000 Rubel. Später gelang es ihm, Orloff aus seiner Stellung zu verdrängen. Die Kaiserin überschüttete ihn mit Reichthum und Ehren und vertraute ihm die Leitung des Staates, die er benutzte, um sich auf das Schamloseste zu bereichern. Auch als die sittenlose Kaiserin andere Männer sich zu Liebhabern erkor, beließ sie dem als Kriegsmann außerordentlich tüchtigen Potemkin die Leitung der Staatsgeschäfte und gab ihm, als er den Chan der Krimm schnöde betrogen und unter der Bevölkerung ein so gräßliches Blutbad angerichtet hatte, den Ehrentitel „der Taurier". Menschenleben galten diesem Barbaren für nichts. Als er zum Sturm auf die türkische Festung Oczakow schritt, jagte er mit überlegter Absicht Tausende seiner Soldaten in die Festungsgräben, um durch Ausfüllung derselben mit menschlichen Leibern einen Boden bis zur Höhe der Mauer zu gewinnen. Da das Verfahren sich trefflich bewährt hatte, wurde es weiterhin wiederholt. Und diesem Unmenschen, der außerdem das Land dermaßen beraubte, daß er trotz seiner ungeheueren Verschwendung 52 Millionen hinterließ, verlieh der Kaiser Joseph den Titel — eines deutschen Reichsfürsten! — Seine Frechheit, mit der er selbst die Kaiserin betrog, ging in's Unglaubliche. Nachdem Katharina und Joseph zu Cherson sich über den Krieg verständigt hatten, bereisten sie das Land. Potemkin hatte sich gerühmt, daß er die Krimm blühend gemacht, daß sie bevölkert sei. Da er den Weg selbst bestimmte, hatte er Vorkehrungen getroffen, daß Katharina und Joseph aller Orten Zeichen des Wohlstandes und der Werkthätigkeit sahen. Dieselben Viehheerden wurden Nacht für Nacht weiter getrieben, um die Beschauenden über den Reichthum der Viehzucht staunen zu machen, von fern wurden Häuser, Ställe, Thürme in der Art der Theatercoulissen aufgestellt. Schaaren von Arbeitern und Landbewohnern, weit aus dem Lande hergeholt, waren in emsigster verschiedenartigster Thätigkeit, die Stadt Cherson mit Waaren gefüllt, die am Hafen und auf Märkten aufgespeichert lagen, — alles nur zur Schaustellung und durch Befehle erzwungen, auf deren Nichtbefolgen oder ungeschickte Ausführung die furchtbarsten Strafen ausgesetzt waren. Der Ausbruch der französischen Revolution brachte die Kaiserin von ihren Reformbestrebungen gänzlich zurück, sie begann sogar Rußland von den übrigen europäischen Ländern abzusperren, eine Maßregel, die später zu weiterer Ausführung gelangte.

Die zweite und dritte Theilung Polens. Kosciuszko.

Das Unglück, von dem die Polen heimgesucht worden waren, hatte sie zu dem Beschluß geführt, ihre Verfassung zu ändern, vor allen Dingen das liberum veto abzuschaffen. Es geschah dies. Dem Adel wurden noch einzelne Rechte belassen, die Bauern aber unter den Schutz des Gesetzes gestellt. Die katholische Religion sollte als herrschende anerkannt, den Bekennern anderer Religionen jedoch Duldung gewährt werden. Stanislaus Poniatowski, der kinderlos war, sollte König bleiben, nach seinem Tode aber der Prinz von Sachsen auf den Thron berufen und Polen von da ab eine constitutionelle Monarchie sein, so daß die Königswahl aufhörte. Gerade die wiederkehrende Königswahl hatte ja andern Mächten, in letzterer Zeit zumeist Rußland, Anlaß gegeben, sich zum Unheil des Landes in die Angelegenheiten desselben einzumischen. In Preußen war Friedrich Wilhelm II. zur Regierung gekommen. Dieser Fürst ermunterte die Polen in ihren Bestrebungen, trat in Verbindung mit dem Kaiser Leopold II., der den von Joseph gegen die Türken eingegangenen Krieg so schnell mit Klugheit und Mäßigung zu lösen verstanden und sich dem ihm widerwärtigen Bündniß mit Rußland zu entziehen gewußt hatte, und beide Fürsten kamen bei ihrer Zusammenkunft in Pilnitz darin überein, daß es der drohenden Macht Rußlands gegenüber wohlgethan sei, die Polen in ihren Bestrebungen zu unterstützen. Sie gaben einander ferner das Wort, sich für die sächsische Thronfolge zu erklären, und Leopold sagte dem Könige von Preußen zu, ihm zu dem Besitz von Danzig und Thorn zu verhelfen, da er erkenne, daß Preußen diese Städte als Schutz gegen Rußlands Vordringen haben müsse. Da nun auch der polnische König Stanislaus Poniatowski die Reformbestrebungen der Patrioten gut hieß, so schien Polens Sache gut zu stehen. Zum Unheil des Landes starb Leopold II. schon im zweiten Jahre seiner Regierung, und Franz II., sein Nachfolger, hatte nichts Eiligeres zu thun, als sich von Preußen zu trennen und an Rußland anzuschließen. Nun war es für Polen mit dem Beistande Preußens ebenfalls vorbei, dem es nicht einfallen konnte, Front gegen Rußland und Oesterreich zu machen, falls etwa von diesen die neue Verfassung, die sich Polen gegeben, nicht anerkannt würde. Die Erklärung Rußlands ließ nicht lange auf sich warten. Nachdem Katharina ein Bündniß mit Franz II. eingegangen war, durch welches Letzterer sich verpflichtete, Polen nicht zu unter-

stützen, erklärte sie, daß sie die neue polnische Constitution nicht anerkenne. Das war ein harter Schlag für Polen; doch wer weiß, was geschehen wäre, hätte das ganze Volk sich einmüthig um die neue Verfassung geschaart. Dies geschah aber nicht. Das Wort „Einigkeit" stand nur auf dem Papier, nicht im Herzen der Polen. Einem Theile des Adels waren seine alten Vorrechte lieber als das Gesammtwohl des Vaterlandes, die das Volk beherrschenden Jesuiten predigten gegen die neue Constitution, weil dieselbe anderen Confessionen kirchliche Freiheiten zusicherte. An diese unpatriotischen Elemente wandte sich die russische Politik, und es gelang ihr, die Conföderation von Targowitz zu Stande zu bringen, die in einem Manifest (1792) sich gegen die neue Constitution erklärte. Den Verräthern an der Sache ihres Vaterlandes, an deren Spitze der polnische Kronfeldherr Branicki stand, hatte Katharina schon im Voraus ihren vollen Schutz zugesagt, und es näherte sich bereits auch ein Heer von 100,000 Russen der polnischen Grenze, um sich mit ihnen zu verbinden, falls die Anhänger der neuen Verfassung Miene machen sollten, ihren Willen mit Gewalt durchzusetzen. Letztere standen auf dem Boden des Gesetzes und Rechtes, denn die neue Verfassung war vom Reichstage angenommen und auch vom Könige gutgeheißen worden. Vergebens wandten sich die Patrioten um Schutz an Preußen. Friedrich Wilhelm II., sich allein unvermögend fühlend, Polen zu seinem Rechte zu verhelfen, hatte jetzt nur noch den Wunsch, bei dem nun unvermeidlichen Fall des Polenreiches eine gute Grenze für sein Land gegen Rußland zu gewinnen, und da Katharina ihm den Besitz von Danzig und Thorn zusicherte, so zögerte er nicht, mit ihr ein Bündniß zu Gunsten ihrer auf Theilung Polens zielenden Pläne einzugehen.

Die polnischen Patrioten griffen unter Führung des tapfern Kosciuszko, der mit so großer Auszeichnung unter Washington in Nordamerika gekämpft hatte, zu den Waffen, doch vermochten sie der Uebermacht der neu in das Land einrückenden Russen um so weniger zu widerstehen, als sie von dem König Stanislaus verlassen wurden, der, nachdem er eine Zeit lang rathlos hin und her geschwankt hatte, sich der Conföderation anschloß. Auch ein preußisches Heer rückte in Polen ein. Das Heer der Patrioten war der Ueberzahl der Russen erlegen, Kosciuszko hatte sein Heil in der Flucht suchen müssen. Nun befand sich das Land in der Gewalt der Russen und Preußen. Es wurde ein Reichstag zu Grondno zusammen berufen, der die neue Verfassung als ausdrücklich für aufgehoben erklären mußte, wonach

(unter dem 16. April 1793) die zweite Theilung Polens erfolgte. Zugestimmt hatten die Landboten nicht förmlich, sie hatten vielmehr auf die mehrfach drohend wiederholte Frage des russischen Bevollmächtigten, General Rautenfeld, ob sie in die Abtretungen willigten, beharrlich geschwiegen, bis jener in der Nacht auf den Ausweg kam, daß er erklärte, er werde nun die Frage noch einmal an die Landboten richten und dann ihr Schweigen als Zustimmung ansehen. Er fragte und erklärte nach einer Pause, der Reichstag habe nunmehr seine Zustimmung zur Theilung Polens gegeben. — Preußen erhielt außer den Städten Danzig und Thorn mit ihren Landgebieten noch Posen, Gnesen, Kalisch, Rawa und Polzk, im Ganzen 1060 Quadratmeilen, der Antheil Rußlands in Lithauen und Volhynien betrug 4550 Quadratmeilen.

Die polnischen Patrioten gaben sich jedoch noch nicht zufrieden. In aller Stille wurden Zurüstungen zu einem neuen Kampfe getroffen. Der Aufstand brach im Jahre 1794 aus. Dem Könige Stanislaus ward russischerseits befohlen, sein Heer auf 15,000 Mann herabzusetzen. Stanislaus gab die betreffenden Befehle, Madalinski weigerte sich, seine Brigade aufzulösen, nahm vielmehr Stellung mit derselben zu Ostrolenka und empfing dort Zuzug von Freiwilligen aus allen Theilen des Landes. Nun erschien auch der von den Patrioten zum Dictator ernannte Kosciuszko wieder im Lande, vertrieb die russische Besatzung aus Krakau und rief in einer Proclamation von dort aus alle treuen Söhne des Vaterlandes zum Befreiungskampfe auf. Als ihm Madalinski seine Truppen zugeführt hatte, schlug er in der Nähe von Warschau 4000 Russen auf's Haupt. Die Edelleute hatten sich feige, die polnischen Sensenträger (Krakusen) sehr tapfer erwiesen. Empört über Jene, warf Kosciuszko seinen Rock von sich und zog den weißen Kittel eines Bauern an. Dies nahmen ihm die Edelleute sehr übel. Der glückliche Waffenerfolg setzte ganz Polen in Flammen. In Warschau erhoben sich die polnischen Soldaten und die Bürger, und schlugen die russische Besatzung zur Stadt hinaus. Aber der böse Feind war schon wieder im Patriotenheere. Unter den Adligen nahm der Haß gegen Kosciuszko noch zu, seitdem bekannt geworden war, daß er den polnischen Bauern völlige Aufhebung der Leibeigenschaft zugesagt hatte. Nun befanden sich aber auch viele Freiwillige aus Frankreich im Heere, die in der Verfassung von 1791, für die Kosciuszko sein Schwert gezogen hatte, ihr Freiheitsideal durchaus nicht verkörpert sahen, und die von ihm verlangten, daß er ihre Utopien von Menschenrechten,

wie sie dieselben im Kopfe hatten, proclamiren und für diese kämpfen solle. So hatte er, während die Lage es erforderte, nach außen zu die nur erdenklichsten Anstrengungen zu machen, nicht minder große Anstrengungen zu bestehen, Parteien im eigenen Lager, die in ihren Forderungen sich schnurstracks entgegenstanden, und die sich bis auf den Tod haßten, niederzuhalten. Das Uebelste aber war, daß der Zuzug aus dem Lande ermattete, und er, trotz aller Mahnungen, die er an die Bevölkerung ergehen ließ, seine Heermacht nur auf 17,000 Mann brachte. Katharina war schlau genug, ihren Generalen Schonung ihrer Truppen zu empfehlen, damit den Preußen die meiste Kriegsarbeit zufalle. Dies schwäche, sagte sie sich, die preußische Heerkraft, was für alle Fälle gut sei, und lade auch zugleich den Preußen den Haß der Polen und der auswärtigen Polenfreunde auf, sie aber erlange dann die erwünschte Beute obendrein ohne große Opfer. Der König Friedrich Wilhelm ward denn auch bei den von ihm eröffneten Feindseligkeiten nur schwach von kleinen Abtheilungen russischer Truppen unterstützt. Da es ihm an Lebensmitteln zu fehlen begann, mußte er sich zu seinem größten Verdrusse sogar zurückziehen. Dies bestimmte die Kaiserin plötzlich zu einem gänzlich veränderten Verfahren. Die Preußen hatten nichts ausgerichtet: jetzt wollte sie zeigen, was die Russen vermöchten! — Dem von Süden her gegen Warschau anrückenden Suwaroff sandte Kosciuszko eine Abtheilung Reiterei entgegen. Da sie geschlagen ward, und ein russisches Heer sich anschickte, über die Weichsel zu gehen, rückte Kosciuszko dem mit Uebermacht anziehenden Suwaroff entgegen. Am 10. October kam es zu der für Kosciuszko unglücklichen Schlacht bei Mariejowice. Nach heldenmüthigem Ringen unterlag das Polenheer, schwer verwundet fiel Kosciuszko in die Gewalt der Feinde, Joseph Poniatowski (des Königs Neffe) floh mit den Trümmern des Heeres nach Warschau. Kosciuszko habe, wird immer und immer noch erzählt, bei seinem Niedersinken vom Pferde den Ausruf gethan „Finis Poloniae". Es scheint dies eine russische Erfindung zu sein, in Umlauf gesetzt zu dem Zweck, in den Polen die Hoffnung auf Wiederherstellung ihres Reiches für alle Zeit zu ersticken. Suwaroff ließ den schwerverwundeten Kosciuszko sorgsam pflegen und sandte ihn darauf der Kaiserin, die ihn in ein Staatsgefängniß werfen ließ. Als er später (unter Paul I.) seine Freiheit erhalten hatte, protestirte er gegen das ihm in den Mund gelegte Wort. In einem Schreiben von ihm an den Grafen Segur, dem Verfasser der „Decade Historique" heißt es: „Die Unwissenheit oder der böse Wille steifen sich darauf, mir das

Wort „Finis Poloniae" in den Mund zu legen, das ich an jenem schicksalsvollen Tage ausgesprochen haben soll. Nun denn, vor Allem sei dies bemerkt: ehe noch die Schlacht zu Ende, war ich fast tödtlich verwundet worden, und ich kam erst zwei Tage nachher wieder zu Sinnen, wo ich mich in den Händen meiner Feinde fand. Sodann: wenn ein solches Wort widersinnig und verbrecherisch in dem Munde eines Polen ist, so wäre es dies noch in viel höherem Grade in dem meinigen. Als die polnische Nation mich zur Vertheidigung der Zusammengehörigkeit, der Unabhängigkeit, der Würde, des Ruhmes und der Freiheit des Vaterlandes berief, wußte sie wohl, daß ich nicht der letzte Pole sei, und daß mit meinem auf dem Schlachtfelde oder anderwärts erfolgenden Tode Polen nicht enden konnte, noch enden sollte. Alles, was die Polen seitdem in den ruhmreichen polnischen Legionen gethan haben, Alles, was sie auch noch in der Zukunft thun werden, um ihr Vaterland wieder zu gewinnen, beweist genügend, daß, wenn wir, die ergebenen Soldaten dieses Vaterlandes, sterblich sind, Polen unsterblich ist; und Niemandem ist es erlaubt, das gröblich beleidigende Wort „Finis Poloniae" zu gebrauchen oder zu wiederholen." So der edelherzige Kosciuszko, der jedoch später, wie wir sehen werden, die ihm gebotene Gelegenheit, noch einmal an die Spitze der polnischen Patrioten zu treten, nicht benutzte, wahrscheinlich wohl, weil trotz alledem jenes Wort eine historische Wahrheit aussprach, der er seine Anerkennung schließlich nicht zu versagen vermochte. — Nach seinem Siege über Kosciuszko schritt Suwaroff zur Belagerung von Warschau, in welchem von den Polen eine Zahl von Russenfreunden, unter ihnen der Fürst Czetwertinski und der Wilnaer Bischof Masalski, aufgehängt worden waren. Erbittert vertheidigten sich die Polen in der von ihnen stark befestigten Stadt. Am 4. November nahm Suwaroff die Vorstadt Praga mit Sturm. Erbarmungslos wurden von den Russen 12,000 Wehrlose, unter ihnen Greise, Weiber und Kinder, theils niedergehauen, theils in der Weichsel ertränkt. Damit war der Blutdurst Suwaroff's gestillt, und er bewilligte der Stadt eine billige Capitulation. Darauf hielt er seinen feierlichen Einzug in Warschau, Stanislaus legte auf seinen Befehl die Krone nieder, begab sich nach Petersburg und nahm dort einen Gnadensold an. Die Trümmer des polnischen Heeres wurden von den Preußen aufgerieben. Damit war die neue Erhebung niedergeschlagen, und die Sieger schritten nun zur dritten Theilung Polens. Obgleich Franz II. sich an dem Kampfe gar nicht betheiligt hatte, begehrte er doch einen größeren Antheil von der Beute, als Rußland

Preußen zuzugestehen im Sinne hatte, und Katharina stand auch nicht an, ihm entsprechende Zusagen zu machen. Es bedurfte der nachdrücklichsten Anstrengungen von Seiten Preußens, um bei dem traurigen Geschäft der Theilung Polens nicht zu kurz zu kommen. Endlich einigten sich die drei Mächte dahin, daß Oesterreich 834 Quadratmeilen (das Land zwischen den Flüssen Pilica und Bug, Westgalizien mit Krakau), Preußen 900 Quadratmeilen (das Land westlich von den Flüssen Niemen und Pilica, das alte Mosovien mit der Hauptstadt Warschau) und Rußland als seinen „Löwenantheil" 2200 Quadratmeilen (ganz Lithauen mit Wilna und Volhynien) erhielt. Schwere Schuld hatten sicherlich die Mächte auf sich geladen, die das Polenland von der Karte strichen, aber der Schuldantheil, den die Polen selbst an dem Unheil hatten, muß als der größere anerkannt werden. Die äußere Auflösung und Theilung war nur ein Wiederspiel, eine Verkörperung der längst vollzogenen inneren Auflösung und Theilung. Die Jesuiten, durch die der Geist der Erneuerung auf religiösem Gebiet im Blut erstickt worden war, hatten in Gemeinschaft des Adels dafür gesorgt, daß der dritte Stand, von dem Stein sagt, „er sei in allen gesitteten Ländern der Aufbewahrer der Einsichten, der Sitten und der Reichthümer des Volkes", in Polen nicht aufgekommen war. Die Enkel der Niedergeworfenen seufzen heut noch um ihr verlorenes Vaterland, und immer und immer wieder steigt die Hoffnung auf, und es wird auch zu Versuchen gegriffen, das Polenreich in seinen alten Grenzen wieder herzustellen. Aber nach einem Falle, wie der ist, der sich an dem Polenvolke vollzog, nach einem Falle, der seinen Hauptgrund in der eigenen Schuld hat, giebt es kein Auferstehen mehr. „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht."

Christian VII. von Dänemark. Struensee.

Das dänische Volk hatte sich nach Abschluß des nordischen Krieges siebzig Jahre hindurch friedlicher Verhältnisse zu erfreuen. Christian VI. (1730—1746) war ein frommgesinnter Mann, der sich durch Wohlthätigkeit auszeichnete, nur kam seine Liebhaberei, kostbare Bauwerke herzustellen, dem Lande theuer zu stehen. Friedrich V. (1746—1766) pflegte Künste und Wissenschaften mit ganzer Hingabe; von ihm empfing Klopstock ein Jahrgehalt, um es dem Dichter zu ermöglichen, Kraft und Zeit ungetheilt der Vollendung seiner Messiade widmen zu können. Die Anregung dazu war von dem Minist

Grafen Hartwig von Bernstorf ausgegangen, einem trefflichen Staatsmanne, der die drückenden Verhältnisse, unter denen der Bauernstand in Dänemark noch schmachtete, dadurch beseitigte, daß er auf seinen Gütern die Leibeigenschaft aufhob und die Bauern zu Landeigenthümern machte, wonach dann der König und der Adel sich genöthigt sahen, seinem Beispiel zu folgen. Als Friedrich V. starb, zählte dessen Sohn und Nachfolger Christian VII. siebzehn Jahre. Dieser Fürst, der sich mit Karoline Mathilde, einer Schwester König Georg's III. von England, vermählte, blieb auch nach seiner Thronbesteigung und Vermählung seiner seit angehender Jünglingszeit geübten Lebensweise getreu, die darin bestand, allen ernsten Beschäftigungen aus dem Wege zu gehen und im Umgange mit leichtfertigen Personen seine Zeit zu vergeuden. Die Verwaltung des Landes lag jetzt ausschließlich dem Grafen Bernstorf ob. Da Bernstorf es für möglich hielt, daß eine Betrachtung von Land und Leuten auf den König eine günstige Einwirkung haben könne, rieth er demselben, eine Reise durch Deutschland, Holland, England und Frankreich auszuführen. Der König ging darauf ein, doch kehrte er zwei Jahre später nicht, wie Bernstorf gewünscht und gehofft hatte, gereifter an Einsicht, sondern — in Folge seines ausschweifenden Lebens — zerrüttet an seiner Gesundheit in sein Land zurück. Zu seiner Begleitung auf der Reise hatte ein junger Arzt Namens Struensee gehört. Struensee stammte aus Halle, woselbst sein Vater Geistlicher war. Er hatte die Franke'sche Stiftung besucht, Medicin studirt und sich bereits mit neunzehn Jahren die Doctorwürde erworben. Darauf war der talentvolle Jüngling, der sich auch durch ein blühendes und wohlgefälliges Aeußere auszeichnete, nach Altona übergesiedelt, wohin sein Vater einen Ruf als General-Superintendent erhalten hatte, und dort war er dem Grafen Bernstorf von vortheilhafter Seite bekannt geworden, was seine Empfehlung durch denselben an den König zur Folge gehabt hatte. Struensee hatte sich auf der Reise dem Könige so unentbehrlich zu machen gewußt, daß dieser ihn nach erfolgter Rückkehr nach Kopenhagen als Leibarzt beibehielt. Bald wußte Struensee sich auch die Gunst der jungen Königin zu erwerben, nicht nur durch die Theilnahme und Sorgfalt, die er dem kränklichen Prinzen widmete, sondern auch dadurch, daß er kühn genug war, ihr zu erkennen zu geben, wie er ihr Loos, das des Königs unwürdiges Verhalten gegen sie ihr bereite, beklage, woran er die Versicherung schloß, daß er eifrig darauf sinne, den König aus der Umgarnung Unwürdiger zu lösen. So fand die Königin plötzlich bei Hofe, an

welchem sie bisher wie eine Fremde gelebt hatte, ein mitfühlendes Herz, dem sie ihre Schmerzen ausschütten konnte. Der böse Geist des Königs war der Graf Holk, ein Lebemann der schlechtesten Art. Diesen vom Hofe zu entfernen, war das nächste Ziel, das Struensee sich steckte, und es gelang ihm dies auch, nachdem der König, dessen dauerndes Vertrauen er sich zu erhalten wußte, ihn zum Cabinetsrath ernannt und ihm damit die Befugniß eingeräumt hatte, am Ministerrathe theilzunehmen. Die Entfernung des Grafen Holk vom Hofe, so erwünscht sie der Königin war, da sich dadurch das Verhältniß zu ihrem Gemahl sichtlich gebessert hatte, ward vom hohen Adel sehr übel genommen, der gehofft hatte, durch Einwirkung Holk's ein gut Theil der ihm durch die Zeit abgerungenen Vorrechte wieder zu erhalten. Aber wer war der geheime Feind, dem es gelungen war, den König gegen Holk einzunehmen? Anfänglich mochte man auf den Grafen Bernstorf denken, dem längst der Adel grollte, weil er ihn durch sein Vorgehen genöthigt hatte, die Bauern auf seinen Gütern freizugeben. Der Adel ahnte nicht, daß der neue Cabinetsrath von reformatorischen Plänen erfüllt war, die noch weit über die des trefflichen Bernstorf hinausgingen, daß auch die junge Königin eine schwärmerische Anhängerin dieser hochfliegenden Ideen war, und daß an der Wiege des Prinzen Staatsverhältnisse in Betracht gezogen wurden, die den Adel mit neuen schweren Schädigungen bedrohten. Menschliche Theilnahme war es, was die Herzen zweier Personen, zwischen denen die Standesverhältnisse eine Kluft befestigt hatten, verband; dieser menschlichen Theilnahme hatte sich ein Erglühtsein für Menschenbeglückung hinzugesellt, entzündet durch den Austausch der Gedanken über das landesväterliche, Licht verbreitende und Recht gründende Wirken Friedrich des Großen. Ob das Verhältniß sich ungetrübt auf der Höhe der Lauterkeit hielt, oder ob und in welchem Maße sich Unberechtigtes in dieselbe eindrängte, darüber können nur Vermuthungen angestellt werden. Schuld und Unschuld steigt in die Gräber hinab, die Gräber aber sind stumm. Handelt es sich in der Geschichte doch zumeist nicht um Enthüllung des absolut Wahren, sondern um Enthüllung des für wahr Angegebenen und für wahr Gehaltenen. „Was ist Wahrheit!“ hat einmal eine historische Person gesagt und dabei vielleicht nicht geahnt, welch ein für die Gesammtgeschichte bedeutsamer Ausspruch damit gethan ward. Graf Holk war ersetzt worden durch einen Enevold Brand, einen lebenslustigen, aber nicht sittenreinen Mann, der den König, der nach wie vor von Staatsgeschäften nichts wissen mochte, angenehm zu vergnügen wußte. Graf

Bernstorf regierte an Stelle Christian's, und da die Art seines reformatorischen Wirkens maßvoll war, so ließ der Adel, wenn auch mit Widerwillen, sich seine Herrschaft gefallen. Struensee wie die Königin hatten keinen Grund, dem Grafen um seiner Gesinnung und der Richtung seines Strebens willen abhold zu sein. Das Tempo seines Wirkens jedoch war ihnen zu langsam, und die Ungeduld, ihre Ideale in dem Staatsleben Dänemarks bald verkörpert zu sehen, brachte sie dahin, daß ihnen die Entfernung auch dieses Mannes vom Hofe als eine Nothwendigkeit erschien. Auch dies Werk gelang dem Cabinetsrath, woraus hervorgeht, daß er bereits eine außerordentliche Macht über den König erlangt hatte. Struensee hatte in gewandter Weise zu erkennen gegeben, daß die Art des Wirkens Bernstorf's im Volke den Eindruck errege, als führe er und nicht der König die Regierung, wodurch offenbar der königlichen Autorität Abbruch geschehe. Eine solche Aeußerung mußte bei einem Christian einschlagend wirken. Nicht mit Regierungssorgen behelligt, doch aber dem Volke gegenüber in einem Schein erhalten zu werden, als gehe von ihm im Großen wie im Kleinen der Pulsschlag aller landesväterlichen Thätigkeit aus, das war es ja, was er sich wünschte. Und wer so zart und einsichtig in dieser Sache für ihn empfand und um ihn besorgt war, von dem ließ sich ja wohl auch hoffen, daß er die leitende Stellung im Staate in einer der königlichen Macht zuträglicheren Weise ausfüllen würde, als dies, wie der König meinte, von Bernstorf geschehen sei. Bernstorf's Entlassung erschreckte im Lande, und da gleichzeitig die Erhebung Struensee's zum Cabinetsminister erfolgte, fand sich der Adel mit einem Schlage darüber belehrt, wer derjenige gewesen sei, der seiner Zeit den Hebel gegen den Grafen Holk angesetzt und diesen über Bord geworfen hatte. Struensee hatte durch seine letzte Erhebung auf der Stufenleiter des Ranges eine Höhe erreicht, auf der ein schneidender Wind zu wehen begann, und es mußte sich nun baldigst ausweisen, ob ihm neben der Gewandtheit, aufwärts zu klimmen, auch die Kraft innewohne, eine hohe Stellung zu behaupten. Er ward nun der Zielpunkt hochadliger Agitationen. Von dem „hergelaufenen Predigersohn aus Halle" sich regieren lassen zu sollen, das war dem Adel ein Gedanke des Gräuels. Da der König nicht regierte, so hatte Graf Holk dies Geschäft besorgen sollen. Er war verdrängt worden, aber der, der ihn verdrängt hatte, war denn doch wenigstens auch ein Graf gewesen — jetzt — Himmel und Hölle! — werde dem gesammten Adel des Landes ein Leibarzt vorgezogen! — Struensee, der von dem Ausdruck der Erbitterung Kunde empfing,

wußte es dem Könige begreiflich zu machen, daß die cabinetsräthliche Wirksamkeit gewinnen würde, wenn der König ihm den Grafentitel verleihe, und er fügte zur Unterstützung seines Wunsches hinzu, daß es dem Glanz der Krone und dem Herkommen entspreche, wenn Höchstderselbe wiederum aus erster Hand von einem Grafen bedient, und endlich, daß auch dem Adel des Landes durch eine solche Ernennung mittelbar eine Ehre erwiesen würde. Dem Könige war dies einleuchtend, und als er einmal die Feder ergriffen hatte, um ein Wunder der Wesenumwandlung mittelst eines Tropfens Dinte auszuführen, beschloß er, zugleich mit Struensee seinen lustigen Vergnügungs-Director Enevold Brandt in die bezeichnete höhere Daseinsstufe zu versetzen. Als aber die Patente erschienen waren, zeigte es sich, daß Struensee's Berechnung eine falsche gewesen war, daß seine Selbstliebe ihm über die Tragweite jenes Erhebungsactes falsche Annahmen vorgespiegelt hatte. Die Erbitterung des Adels gegen ihn, den „Eindringling", nahm zu, die Erhebung des königlichen „Spaßmachers" ward von dem Adel als ein Hohn gegen die Würde seines Standes aufgenommen. Auch gegen den König richtete sich der Groll. Der von dem Grafen Holk gelenkte König, ja, der wäre den adligen Herren sehr recht gewesen; nun aber galt Christian als unselbstständig und unfähig. Geschärften Auges ward das Thun und Treiben Struensee's beobachtet, der nun um so öfter Gelegenheit hatte, mit der Königin zusammenzutreffen, und bald begannen Argwohn und Bosheit üble Gerüchte in Umlauf zu setzen. Struensee schritt inzwischen mit Eifer an die Verwirklichung seiner reformatorischen Pläne, und er meinte um so sicherer auf große Erfolge hoffen zu dürfen, da die von Christian VII. ihm eingeräumte Macht so weit ging, daß mit seinem Cabinetssiegel versehene Erlasse die Geltung königlicher Verordnungen hatten. Dem Könige war es vielfach zu unbequem gewesen, auch nur seinen Namen zu unterzeichnen, daher man auf den Ausweg gekommen war, daß der Cabinetssiegel ihn vertrete. Den Bürgerstand, der ebenfalls durch die plötzliche Entlassung des Grafen Bernstorf beunruhigt worden war, hoffte Struensee durch Aufhebung der Büchercensur und Einführung der Preßfreiheit für sich zu gewinnen, und er irrte sich darin auch nicht. Struensee decretirte Aufhebung des Jochs der Preßbeschränkungen: die freie Presse sollte die Begleiterin seiner dem Staatswohl gewidmeten Bestrebungen sein. Sofort fand die öffentliche Meinung zu Gunsten der Reformbestrebungen Struensee's Ausdruck; doch auch seine Feinde bemächtigten sich der freigegebenen Waffe, und Verleumdung und

Bosheit fanden nun Gelegenheit, ihre in der Stille gesammelten Gifte in weite Kreise auszuströmen. Struensee ließ sich dadurch nicht beirren, sondern er ging Schritt für Schritt auf der betretenen Bahn weiter, die zum Ziel hatte, die gesammte Staatsverwaltung im Geiste der Gerechtigkeit und Freiheit umzugestalten. Noch lagen im Einzelnen Fesseln auf den bäuerlichen Verhältnissen. Sie wurden beseitigt. Den Bürgerstand befreite er von dem Druck der in den städtischen Aemtern forterbenden Familienoligarchie, der Adel, für den sich bisher ohne Weiteres die höheren Staatsämter geöffnet hatten, wurde in Bezug auf die Beamtenlaufbahn mit den Bürgerlichen gleichgestellt, die Beamtenstellen am Hofe, die nur eröffet waren, um eine Zahl Adliger reichlich zu versorgen, wurden gestrichen, Gnadengehalte der Höflinge herabgesetzt, die Ausnahmsgerichte für den Adel aufgehoben, namentlich die Gesetze geändert, auf Grund deren der Adel im leichtsinnigen Schuldenmachen bestärkt worden war, weil den Gläubigern, wenn diese dem bürgerlichen Stande angehörten, gegen adlige Schuldner so gut wie keine Rechtsmittel zu Gebote standen. Auch auf kirchlichem Gebiete wirkte Struensee reformatorisch. Er hob die dritten Feiertage und auch einige Heiligentage auf, die von der lutherischen Kirche aus der katholischen Zeit her beibehalten worden waren; er löste die kirchenpolizeilichen Commissionen auf, die Controle über den Kirchenbesuch geführt hatten, da, wie er in seinem Erlasse aussprach, die Thätigkeit derartiger Commissionen nicht wirkliche Frömmigkeit, sondern Heuchelei erzeuge.

Alles vortrefflich, und doch gewann er sich durch jede neue Maßregel eine Zahl von Feinden auch unter den Bürgern. Die entlassenen Zunftmeister, die außer Würde gesetzten Mitglieder der kirchenpolizeilichen Commissionen, viele Geistliche, wie auch viele Pfahlbürger, die die Bedeutung der freien Presse nicht zu würdigen vermochten, grollten dem allmächtigen Minister ebenso sehr wie der Adel, und während er die höchste Staffel seiner Bahn erreicht und unter dem geheim ihm zu Theil gewordenen Beifall der geistreichen und liebenswürdigen Königin ein Reformwerk in seinem Hauptzuge vollendet hatte, von dem er hoffte, daß aus ihm dem Lande reichster Segen erblühen, ihm persönlich aber, sei es früh, sei es spät, für sein Wirken dankbare Anerkennung nicht versagt werden würde, sah er den Abgrund nicht, der ihm zur Seite sich aufthat, und der ihn verschlingen, ja der auch die edle Fürstin, die, äußerlich gefesselt an einen Unwürdigen, dem hochgesinnten Reformator Bewunderung zollte, in das Verderben ziehen sollte. Bei ihm bewährte es sich, daß

politische Fehler oftmals für den Urheber schlimmere Folgen nach sich ziehen, als Verbrechen. Die Freude an dem Werke und die Ueberzeugung, daß er nur Gutes und Heilsames für das Land erstrebe, verleiteten ihn, daß er gar zu sehr sich als den Schöpfer der Reform-Maßregeln hinstellte, statt sich weise durch den Thron zu decken. Höchst unbedacht war es ferner von ihm, daß er alle seine Erlasse in deutscher Sprache erscheinen ließ. Dadurch verletzte er das dänische Nationalgefühl empfindlich, und seine Feinde wußten dies für sich auszubeuten. Wir sind auf dem Wege, an das Ausland verrathen zu werden, hieß es. Die Ausländerei führt bei uns die Zügel der Herrschaft; an der Spitze des Dänenvolkes stehen zwei Fremde: ein Deutscher und eine Engländerin, welche Letztere dem regierenden Herrn Deutschen mehr zugethan ist, als — ihrem Gemahl! — Mancher ehrliche Mann im Lande, der die von Struensee ausgehende Maßregel pries, schüttelte doch den Kopf ob der Vorstellungen, die jene in Umlauf gesetzten bösen Gerüchte in ihm erzeugten.

Den größten Fehler beging Struensee vielleicht damit, daß er des Königs Stiefmutter Juliane Maria, die eine Schützerin Holk's und seiner Genossen gewesen war, nicht Aufmerksamkeit genug erwies. Durch Holk hatte Juliane Marie Einfluß auf die Staatsgeschäfte gehabt: jetzt war es damit gänzlich vorbei. Eine derartige Zurücksetzung und Absperrung von der politischen Wirksamkeit würde sie dem Minister schon nicht vergeben haben, wenn die Königin sich in der gleichen Lage befunden hätte. Nun aber vernahm sie, daß Struensee mit der Königin viel über Landesangelegenheiten verhandle, und giftige Zungen zischelten ihr zu, der stattliche junge Reichsgraf sei verwegen genug gewesen, um das Herz der Königin zu werben, und diese wiederum verblendet genug, ihm ihre Gunst zu schenken. Jedes Einzelne schon hätte bei der Königin-Mutter genügt, Struensee den Untergang zu schwören. Dem aus verletzter Eitelkeit entsprungenen Haß gesellten sich Gelüste der Herrschsucht. Sie wünschte, daß ihr Sohn Friedrich (des Königs Stiefbruder) zur Regierung gelange. Der König war elend an Geist und Leib. Starb er, so stand dem Lande die Regentschaft der Königin bevor — — welch eine Vorstellung für die Königin-Mutter, die eine Zeit hindurch den Zauber der Herrschaft gekostet, den Weihrauch der Unterthänigkeit eingeathmet hatte! — Sie sammelte die Einflußreichsten der Feinde Struensee's um sich, sie ward das Haupt einer Verschwörung, die es sich zum Zweck stellte, Struensee und die Königin zu verderben.

Während man noch über die Art der Ausführung berieth, geschah

in der Hauptstadt etwas, das einen Mangel in dem Wesen Struensee's enthüllte. Wer sich in Nibelungenkämpfe einläßt, wer wie ein Siegfried schweren Gefahren entgegengeht, der bedarf außer eines scharfgeschliffenen Schwertes auch eines unverzagten Herzens gegenüber ungewöhnlichen Erscheinungen, auf deren Eintritt er nicht gerechnet hatte. Es brach in Kopenhagen ein Tumult aus. Der Minister wird benachrichtigt: einige hundert Matrosen haben sich zusammengerottet, um Zusage höherer Löhnung zu erzwingen. Armer Struensee, jeder Staatsmann, der eingreifende Reformen nicht nur beginnen, sondern — welches eben das Schwerere ist — zur Durchführung bringen will, der muß von jenem Etwas, welches bei dem Nibelungenhelden Siegfried „Hornhaut" genannt wird, wenigstens einen guten Theil an sich haben — dir fehlte dieser nothwendige Schutz des Staatsmannes gänzlich. Bleich eilt Struensee zum König, der ob der Kunde noch bleicher wird, und über Hals und Kopf verlassen der König und seine Familie in Begleitung des verzagten Ministers die Hauptstadt, und von draußen her läßt Struensee der Hand voll Tumultuanten mittheilen, daß er ihre Forderungen bewillige.

Da hatte man denn plötzlich die Achillesferse an dem großen Staatsmanne entdeckt: es fehlte ihm gänzlich an persönlichem Muth. So werden wir, sagten sich seine Feinde, leichteres Spiel mit ihm haben. — Bald darauf rebellirten die Seidenweber, die von den königlichen Fabriken entlassen worden waren, und wiederum war es bei Struensee um alle Ruhe und Besonnenheit geschehen. So trefflich er das Staatsschiff bei klarer und ruhiger Luft zu lenken verstand, so unfähig erwies er sich beim Eintritt auch des unbedeutendsten Wetters. Noch ein dritter Vorgang zeigte dies. Aus Rücksichten der Sparsamkeit hatte Struensee beschlossen, die Leibgarde zu Pferde aufzulösen. War ein derartiger Erlaß einmal gegeben, so mußten auch diejenigen Mittel vorgesehen sein, welche die Durchführung verbürgten. Letzteres war nicht geschehen, als die Auflösungs-Ordre erschien. Da meinten die Garden den Weg einschlagen zu sollen, der die Matrosen und darnach die Seidenwirker zum Ziele geführt hatte. Sie tumultuirten, und siehe, Struensee ließ sich auch diesmal einschüchtern, nahm seinen Auflösungsbefehl zurück und — machte den Tumultuanten obendrein noch Geschenke!

Damit war Struensee's staatsmännische Bahn zum Schluß gelangt, und wenn selbst die Verschwörung, deren Mittelpunkt die Königin Mutter war, nicht gegen ihn zum Ausbruch gekommen wäre, er würde, da seine Hand sich so gänzlich kraftlos erwiesen hatte, das

Ruder des Staates in nächster Zeit einem Befähigteren haben überlassen müssen. Doch seine Feinde schritten nun zum Werk der Rache. Die Hauptpersonen waren außer der Königin-Mutter und einigen höheren Offizieren, der Etatsrath Guldberg, ein Frömmler, und der Graf von Ranzau-Aschenberg, ein ehemaliger Freund Struensee's, dessen Schulden zu bezahlen dieser sich geweigert hatte. Nachdem man sich in der Stille der Zustimmung der einflußreichsten Persönlichkeiten Kopenhagens versichert hatte, wurden von den Verschwörern — es geschah dies in der Nacht auf den 17. Januar 1772 — alle Offiziere zusammenberufen und ihnen Namens der Königin-Mutter und ihres Sohnes, des Prinzen Friedrich, erklärt, daß es das Staatswohl gebieterisch fordere, den König von dem verderblichen Einfluß Struensee's und Brandt's zu befreien. Es erfolgte die Zustimmung. Als dies geschehen war, drangen — Morgens gegen vier Uhr — die Königin-Mutter, Graf Ranzau und noch einige der Verschworenen in das Zimmer des Königs, diesem, der erschreckt aus dem Schlafe auffuhr, zurufend, das Volk habe sich empört. Sie seien, ward weiter gesagt, gekommen, ihn und das regierende Haus zu retten, was jedoch nur in dem Falle möglich sein werde, daß der König sofort seine Zustimmung zur Verhaftung Struensee's, Brandt's und auch seiner Gemahlin gebe. Darauf lautende Vollmachten legten sie ihm vor, dazu auch noch eine besondere Vollmacht, die da besagte, daß der Graf Ranzau und seine Freunde befugt seien, jede zu des Königs und des Landes Wohl nothwendig erscheinende Maßregel zur Ausführung zu bringen. Stumm und starr vernimmt der König das Unerhörte, die Königin-Mutter drückt ihm die Feder in die Hand — er unterzeichnet sämmtliche Vollmachten. Nun sei er gerettet, sagten ihm die Verschworenen, denn mit diesen Vollmachten werde es gelingen, den Aufruhr zu dämpfen. Darauf eilen sie hinweg. Sofort erfolgte die Verhaftung der Königin, Struensee's und Brandt's. Die Königin ward nach dem Schlosse Kronenburg gebracht, für Struensee und Brandt waren Kerker in der Citadelle ersehen, in denen sie in Ketten gelegt wurden. Die Verschwornen theilten sich in die Aemter und Würden des Hofes, unter Vorsitz des Prinzen Friedrich trat ein Staatsrath zusammen. In welcher Art in öffentlichen Anschlägen die Sache dargestellt wurde, ergiebt sich daraus, daß, als der König an dem Vormittage aus dem Schlosse fuhr, die dicht geschaarte Menge ihn mit Freudenjauchzen empfing. Von Seiten der neuen Machthaber ward auf die Geistlichen derartig eingewirkt, daß am nächsten Sonntage von allen Kanzeln Lob- und Dankgebete

erschollen, daß Gottes Gnade gepriesen ward, die den König gerettet, und das Land, über das ein Verräther Macht gewonnen, vor gänzlichem Fall bewahrt habe! —

Inzwischen waren die Gerichte zusammengesetzt worden, von denen die Verhafteten verhört und gerichtet werden sollten. Daß die Verhafteten schuldig sein mußten, stand fest. Jetzt gab es keine Umkehr mehr für die gegenwärtigen Machthaber, wenn sie nicht selbst die Stellen einnehmen wollten, die die angeblichen Staatsverbrecher Struensee und Brandt innehatten. Ueber den Verlauf des Processes ist nur so viel in die Oeffentlichkeit gedrungen, als die Machthaber für gut befanden, bekannt werden zu lassen und dies noch dazu in der von ihnen beliebten Fälschung. Der Hauptheil der Klage ging dahin, zwischen der Königin und Struensee habe ein verbotenes Verhältniß stattgefunden, und Brandt habe die Aufgabe auszuführen gehabt, den König über jenes sündhafte Verhältniß in Täuschung zu erhalten. Es ward ferner berichtet: Struensee habe anfangs geleugnet, dann — aus Furcht vor der Folter — gestanden; die Königin habe ebenfalls geleugnet, sei aber verstummt, als man ihr das von Struensee unterzeichnete Bekenntniß vorgelegt habe. Auch Unterschleife gemacht zu haben, wurden Struensee und Brandt bezichtigt. Zuerst erfolgte der Spruch der Richter über Struensee und Brandt, dahin lautend: Sie werden ihrer Ehre, Aemter und Güter als entsetzt erklärt, ihre Wappen werden gebrochen, ihnen wird die rechte Hand, dann der Kopf abgehauen, ihr Körper darauf geviertheilt und auf's Rad gelegt. Es war von den Feinden Struensee's mit Hohn berichtet worden, daß er sich feig und verzagt im Kerker erweise; die Henker und das Volk nahmen auf seinem letzten Gang zum Schaffot davon nichts wahr; er starb (28. April 1772) mit männlicher Fassung. Brandt wurde zugleich mit ihm hingerichtet.

Nun erfolgte der Spruch gegen die Königin. Die Ehe mit dem Könige Christian VII. ward für aufgelöst erklärt, die Verurtheilte zu Kronenburg in harter Gefangenschaft festgehalten. Ihr Bruder, der König Georg III. von England, verlangte ihre Freigebung. Auf die erfolgte Weigerung sandte er eine Flotte vor Kopenhagen. Nun ward die Königin den Engländern ausgeliefert, und ihr Bruder wies ihr das Schloß Celle im Hannoverschen als Asyl an. Hier lebte sie still und zurückgezogen, von der Bewohnerschaft wie ein Engel in Menschengestalt verehrt. Schnell zehrte der Gram ihre Lebenskräfte auf; sie starb noch vor ihrem vollendeten vierundzwanzigsten Lebensjahre. Der Tag des Lichts und Rechts, der durch Struensee's Walten

über Dänemark hereingebrochen war, hatte nur kurze Zeit gewährt; ein Richtplatz und ein fernes Grab bezeichneten die Stätten, an denen die Herzen aufgehört hatten zu schlagen, in denen der Morgen jenes Lichttages erwacht war.

Gustav III. von Schweden.

Nach dem Tode Karl's XII. hatte es eine Zeit lang in Schweden den Anschein, als ob das Land den Weg Polens gehen wolle. Der Adel regierte, der König hatte nur die Beschlüsse des Adels zu unterzeichnen. Genug des Unheils wäre es schon für das Land gewesen, hätte der Adel in Bezug auf Last und Pflicht nur seinen Vortheil wahrgenommen. Aber viele seiner Mitglieder verriethen außerdem noch des Landes Interesse nach außen, indem sie sich, wie es in Polen geschah, vom Auslande bestechen ließen. Der französische und der russische Gesandte wetteiferten in dem Verräthergeschäft mit einander, durch Geld Anhang unter den Häuptern des Adels zu gewinnen. Es bildete sich unter dem Adel eine französische und eine russische Partei, jene die der „Hüte", diese die Partei der „Mützen" genannt. Die Partei der „Hüte" empfing während des siebenjährigen Krieges aus Frankreich große Summen zu dem Zweck, den Krieg von Schweden aus gegen Friedrich kräftig zu betreiben; allein die Empfänger bedachten sich selbst zumeist, daher es denn kam, daß niemals während des Krieges eine namhafte Wehrkraft gegen Preußen zur Aufstellung gelangte. Da beschlossen zwei Patrioten, der Graf Brahe und der Graf Horn, die königliche Macht, die bis auf den Standpunkt der polnischen Königsmacht herabgesunken war, zum Heile des Landes zu verstärken. Es herrschte um diese Zeit der mit einer Schwester Friedrich's des Großen vermählte Adolf Friedrich. Die Versuche der edelgesinnten Grafen endeten damit, daß die herrschende Partei des Adels die Verhaftung Brahe's und Horn's durchsetzte und sie des Verbrechens gegen die Staatsgesetze überführen und hinrichten ließ.

Der König selbst war ein Mann zu schwachen Willens, um einen Versuch zu wagen, die traurigen Staatsverhältnisse zu ändern.

Gänzlich anders war sein Sohn Gustav (1771—1792) geartet, dessen große blauen Augen und gewandtes, feuriges Wesen seine körperliche wie geistige Verwandtschaft mit dem großen Preußenkönige bekundeten. Er befand sich zu Paris, als ihm die Kunde

von dem Tode seines Vaters zuging. Nun eilte er in die Heimath, erfüllt von großen Plänen, die sich auf die innere Umgestaltung der Landesverhältnisse wie auch auf die Stellung Schwedens zum Auslande, namentlich zu Rußland, bezogen. Aber er durfte zunächst über seine Ziele nichts laut werden lassen, da die Adelspartei sonst gar nicht gezögert haben würde, ihn sofort aus dem Wege zu räumen, und der zweiundzwanzigjährige junge König besaß Gewandtheit und Verschlagenheit genug, die regierenden Herren in dem Glauben zu bestärken, daß er sich mit der traurigen Rolle, die sein Vater im Lande gespielt hatte, begnügen würde. Den Anschein gewann dies vollkommen, denn Gustav schien nur Sinn für Lustbarkeiten zu haben. In der Mutter fand er eine verständige Rathgeberin. Ihr Bemühen war längst darauf gerichtet gewesen, ihren Bruder, Friedrich den Großen, zu Gunsten Schwedens mit Rußland in einen Krieg zu verwickeln; sie hatte den Bruder auf die Gefahr verwiesen, mit der das mächtig anschwellende Rußland die von ihm westlich gelegenen Länder (und unter diesen namentlich Preußen) bedrohe, und daraus die Nöthigung für letztere Mächte gefolgert, vereint dem drohenden Feinde entgegen zu treten und ihm zunächst die Beute wieder zu entreißen, die er sich (unter Peter I.) von Schweden zugeeignet habe. Weshalb Friedrich der Große dem Wunsche seiner Schwester nicht entsprochen, und welche Gründe ihn zwangen, nach Abschluß des siebenjährigen Krieges eine freundliche Haltung gegen Katharina II. einzunehmen, ist oben (S. 108) dargelegt worden. Gustav III. jedoch hing an der Ansicht fest, daß es für Schweden, wolle es nicht zu gänzlicher Unbedeutendheit herabsinken, unerläßlich sei, seine an Rußland verloren gegangenen Provinzen wieder zu gewinnen, daher Aufnahme des Kampfes bei nächstgünstiger Gelegenheit stattfinden müsse. Schon um die Möglichkeit zu gewinnen, diesen Zweck verfolgen zu können, erwies es sich für Gustav als König nothwendig, zu größerer Macht zu gelangen. Hatte doch zur Zeit der Reichstag allein über Krieg und Frieden zu bestimmen, und standen doch gerade die Häupter der Reichstagsmitglieder in dem Dienst der auswärtigen Gesandtschaften! Ein unerträglicher Gedanke für einen Gustav, dem Feuerblut in den Adern floß, und der Friedrich den Großen, seinen Oheim, sich zum Vorbilde genommen hatte! Außer seiner Mutter legte Gustav zunächst nur seinen Brüdern Karl und Friedrich seine Pläne vor; sie übernahmen es, in Schoonen und Ostgothland für die Sache ihres Bruders thätig zu sein. Darnach gelang es dem Könige durch seine Ueberredungskraft, eine Zahl von tüchtigen Offizieren,

die ebenfalls unzufrieden mit den gegenwärtigen Verhältnissen waren, für seine Pläne zu gewinnen. Sie schwuren, ihm blind zu folgen.

Eine in einigen Landestheilen ausgebrochene Hungersnoth gab dem Könige Anlaß, den von ihm vorbereiteten Staatsstreich auszuführen. Die Berichte, die über den Nothstand eingingen, zeigten es in greller Weise, daß eine auf das Wohl des Landes zielende fürsorgliche Thätigkeit von dem Adel nicht geübt worden sei, und daß ihm auch jetzt Einsicht und Wille fehle, dem gräßlichen Uebel Einhalt zu thun. Die Noth trieb hier und da zum Aufruhr; diesen zu dämpfen, wurden Truppen unter Führung der Brüder des Königs ausgesandt. Nun galt es für Gustav, seine Karten richtig auszuspielen. Plötzlich vernahm man in Stockholm, Hellichius, der Commandant der Festung Christianstadt, stehe in offener Rebellion gegen die Regierung; er weigere sich nicht nur, ihren Befehlen nachzukommen, er klage den Reichsrath in einer Proclamation des Mangels an Fürsorge für das Volk und der Käuflichkeit zu Gunsten russischer Interessen an, und es sei ihm gelungen, seine Soldaten wie auch die Einwohnerschaft Christianstadts für sich zu gewinnen. Der König befand sich in Stockholm. Hätte der Reichsrath sich seiner Person bemächtigt, so hätte der Bewegung noch Einhalt gethan zu werden vermocht. Daß die augenblicklich noch mächtige Aristokratie ihn nicht antastete, beweist, wie meisterhaft er seine Rolle zu spielen verstand. Natürlich erklärte er sofort, daß es sein fester Entschluß sei, die Aufrührer zu Paaren treiben zu lassen, und es empfingen seine Brüder die angemessenen Befehle. Sie verstanden dieselben, denn wie auch ihr Wortlaut war, ihre Bedeutung war die: die Aufrührer sind durch Zuführung von Truppen zu unterstützen! — Inzwischen war vom Reichsrath aus General Rudbek nach Christianstadt gesandt, jedoch dort derart empfangen worden, daß er sich beeilt hatte, hinwegzukommen. Der militärischen Commission des Reichsraths begann die Sache bedenklich zu werden, und Gustav verlebte jetzt Tage und Stunden, in denen er auf das Schlimmste gefaßt sein mußte. Wenige Monate früher war Struensee's Haupt der Rache der dänischen Aristokraten zum Opfer gefallen, war eine edelherzige Königin der Krone beraubt und dem Kerker überantwortet worden, und wahrlich, die schwedischen Aristokraten, zumal seitdem sie ihre Ehre an Frankreich und Rußland für Verrätherlohn geopfert hatten, waren nicht darnach geartet, daß man bei ihnen die Geneigtheit hätte voraussetzen dürfen, politische Gegnerschaft in milderer Weise zu beurtheilen und zu richten. Die Truppen, auf die

Gustav ganz oder zum Theil rechnen konnte, waren fern, er befand sich — diese Rolle durchzuführen hatte er sich auferlegt — inmitten seiner Feinde. Wehe ihm, hätte er einen Fluchtversuch unternommen, hätte er durch ein Zeichen von seiner innern Gesinnung etwas kund werden lassen! Den General Rudbek, der unverrichteter Sache aus Christianstadt zurückgekehrt war, hatte er umarmt, ihm damit seinen Dank ausdrückend, daß er zu Gunsten der Ordnung so viel gewagt, und ihn darauf beschworen, mit seinen Freunden die Sache des bedrohten Rechts in ernsteste Berathung zu nehmen und unverzüglich zu den erforderlichen Thaten zu schreiten. Es geschah dies am 17. August 1772. Der beste Schauspieler hätte nach Vorschrift nicht besser zu spielen vermocht, als es von Gustav auf eigne Hand und Eingebung geschah. Talent zur Verstellung hatte ihm die Natur mitgegeben; nun kam dazu, daß alle seine Kräfte auf's Aeußerste angespannt waren, da ihm nur ein Doppeltes bevorstand: entweder als Schöpfer nationaler Größe und Wohlfahrt des Vaterlandes gepriesen zu werden, oder — ein Blutgerüst und — das naheliegende Beispiel Struensee's zeigte ihm dies — ein durch Verleumdung besudelter Name. — Von General Rudbek war zu erwarten, daß er seinen Gesinnungsgenossen die beruhigendsten Mittheilungen über den König machen würde. Gustav begnügte sich aber damit noch nicht. Das Haupt der Militärpartei in der Stadt war der General Pechlin, ein Mann äußerst verwegenen Sinnes. Dessen Gemahlin und die Gemahlinnen einiger anderen Häupter des Reichstags erhielten zum Abende des 19. August Einladungen auf's Schloß zum — Kartenspiel mit dem Könige. Wie war der jugendliche König doch so überaus liebenswürdig gegen die Damen, denen er sogar die Wonne ließ, ihn beim Spiel tüchtig auszuplündern. Kaum waren sie — gegen Mitternacht — von königlichen Wagen in ihre Wohnungen geführt worden, und kaum mochten die Entzückten ihren Männern das Lob des liebenswürdigsten aller Monarchen zu verkünden begonnen haben, da schritt er an's Werk — er ganz allein — den Kern der Truppen und Bürgerschaft für sich zu gewinnen, um dem durch den auswärts errregten Aufstand erschütterten Reichsrath den Gnadenstoß zu geben. Er versammelte die Offiziere der Truppen, die die Schloßwache hatten, auf dem Schloßhofe und hielt an sie eine feurige Anrede, in der er die unerhörte Schmach des Vaterlandes schilderte, in der es schmachte und gefesselt gehalten werde durch einen elenden Reichsrath, der Geld aus Feindes Hand nehme; woran er die Aufforderung schloß, unter

seine Fahnen zu treten und des Vaterlandes Ehre aufrichten zu helfen. Er gewann sich die Herzen der Offiziere — das war sein erster Sieg. Nur in Betreff der Stimmung der einzelnen Soldaten fühlten sich einige Offiziere nicht sicher. Da rief ein Feldwebel: „Es geht gewiß; es lebe Gustav III.“ Insgesammt stimmten die Soldaten ein, die stürmischen Rufe drangen weit hin durch die Nacht. Weiße Armbinden waren besorgt worden, und sie wurden angelegt. Nicht lange darauf begann der Morgen zu grauen, es ward lebendig in der Stadt. Unter der Bürgerschaft war verbreitet worden, der Reichsrath wolle den König gefangen nehmen, der König, den Degen in der Hand, ritt an der Spitze der Truppen durch die Stadt, überall durch laute Zurufe der Bürger begrüßt, hier und da still haltend und zündende Worte in die Massen werfend.

Das war ein Erwachen am 20. August für die Häupter der Aristokratenpartei, wie sie solches nicht geträumt hatten! General Rudbek stürzte wie außer sich mit dem Degen in der Hand auf die Straße, Volk und Truppen beschwörend, den Schutz und Schirm der Verfassung nicht antasten zu lassen. Hohnlachen empfing ihn, er ward verhaftet. Inzwischen war der Reichsrath zusammengetreten, um entsprechende Beschlüsse zu fassen. Auf Anordnung des Königs wurde das Gebäude von Truppen umstellt, keiner der gestern noch mächtigen Gebieter wurde hinausgelassen. Nachdem der König auf dem Rathhause die Huldigung der Bürgerschaft und der Admiralität von der Marine entgegen genommen hatte, begab er sich in das Schloß zurück. Truppen und Bürger standen auf der Seite des Königs, wenige höhere Offiziere hatten die Stadt verlassen, sie waren jedoch in den Provinzen nicht zu fürchten, da sich dort des Königs Brüder in dem Besitze der Hauptmacht befanden. Nicht ein Tropfen Blut war bis jetzt vergossen worden. Man war gespannt, welche Maßregel der König gegen den Reichsrath, der immer noch hinter Schloß und Riegel festgehalten ward, ergreifen würde. Entgegen der Ansicht Vieler, dahin gehend, daß es nothwendig sei, die Häupter auf längere Zeit festzuhalten, ließ der König sämmtliche Reichsräthe frei und berief sie einige Tage darauf wieder, um, wie er angab, gemeinschaftlich mit ihnen eine Verfassung festzustellen, die Allen, dem Könige wie dem letzten Stande, von Heil und Segen sei. Wie er redete, dieser junge König! Wer hätte seinem überzeugenden Wort, das mit seltenster Meisterschaft vorgetragen ward, zu widerstehen vermocht! „Das schwedische Volk,“ sagte er u. A., „war das Spiel zweier Rotten. Der Ehrgeiz einiger Wenigen erschütterte den ganzen

Staat und lieferte ihn dem fremden Einfluß aus unter Anwendung niedrigster Mittel. Ich habe das Volk diesen schimpflichen Rotten entrissen, Schweden ist gerettet und kein Blut geflossen. Ich schwöre es, ich will nur über ein freies Volk regieren und kein Tyrann sein!" —

Es ist wahr, daß König Gustav Tags zuvor gegenüber dem General Rudbek und gegenüber den beglückten Kartenspielerinnen und auch sonst vorher schon geschauspielert hatte; aber eben so wahr ist es auch, daß er es mit dem Kern der Sache ehrlich meinte, denn wahrlich, nur das Anschauen eines so erhabenen Bildes nationaler Größe und Wohlfahrt, wie es ihm vor der Seele stand, konnte in ihm den Quell der Begeisterung öffnen, die unverkennbar aus seinen Staatsreden und aus seinen Handlungen als König wahrzunehmen ist. Die Verfassung wurde nun im Wesentlichen dahin geändert, daß den Ständen die gesetzgebende Gewalt verblieb, dem Könige eingeräumt ward, den Reichsrath je nach Ermessen zu berufen und in Kriegsangelegenheiten (mit Ausnahme eines Angriffskrieges) nach eigener Entschließung zu handeln.

Nun machte der König, gemäß alter Sitte, seinen Königsritt durch das Land und gewann sich überall die Herzen. Darnach schritt er zu Reformen in Bezug auf die Verwaltung, förderte Handel und Wandel, den Gewerbfleiß, gründete eine Akademie der Wissenschaften, errichtete ein Theater und ein Opernhaus, vergaß aber auch nicht durch den Bau von Hospitälern und Waisenhäusern der Noth den Zoll der Barmherzigkeit zu spenden. Wie bemerkt, war ihm als Herrscher sein Oheim Friedrich Vorbild; nur in einem wichtigen Punkte wich er — und dies sollte ihm zu großem Schaden gereichen — von ihm ab: er war nicht sparsam wie der große Preußenkönig. Gustav liebte königlichen Glanz zu sehr, was für ein armes Land, wie Schweden ein solches war, verderblich wirken mußte. Ein ritterlicher Zug seines Wesens verleitete ihn dazu, äußerst kostspielige Turniere aufzuführen, die doch für das Land nur die Bedeutung gänzlich leerer Schaugepränge hatten. Vielleicht wäre der vom glühenden Thatendrange belebte König auf phantastische Spielereien letzterer Art nicht gekommen, hätten gleich nach seiner Thronbesteigung die Verhältnisse es gestattet, das Schwert gegen Rußland zu ziehen. Schwer mochte er es oft bedauern, daß in dem Nachbarstaate Dänemark Struensee gestürzt worden war. Denn nach der Richtung der Politik in Bezug auf innere und äußere Verhältnisse theilte er ganz die Anschauungen Struensee's, und wäre dieser in Dänemark am

Ruder geblieben, so möchte wohl Gustav sich schnell mit ihm zur Ausführung eines Angriffskrieges gegen Rußland verständigt haben. So mußte er, mochte ihm, dem Ungeduldigen, auch oft der Degen in der Scheide klirren, noch Jahre hingehen lassen, ehe er zu dem ersehnten Kampfe schritt, und in dieser Zwischenzeit geschah es eben, daß er neben vielem Heilsamen auch Dinge betrieb, die dem Lande nur Geld kosteten, und die von dem ihm grollenden Adel benutzt wurden, ihn in der Volksmeinung herabzusetzen.

War die russische Partei unter den Adligen in Stockholm auch bei Seite gedrängt, so wirkte doch bei einzelnen Aristokraten das russische Geld genugsam, um die Kaiserin Katharina II. von allem Bemerkenswerthen am Hofe Gustav's in Kenntniß zu erhalten. Da sie klug genug war, zu durchschauen, worauf in Bezug auf die äußere Politik Gustav's Ehrgeiz hinziele, und sie zu jener Zeit im Sinne hatte, ihre Hauptmacht gegen die Türken aufzubieten, unternahm sie den Versuch, den König für sich zu gewinnen. Auf eine höchst schmeichelhafte Einladung ließ er sich bereit finden, einen Besuch in Petersburg zu machen, und er ward von der schlauen Kaiserin in aller nur erdenklichen Weise ausgezeichnet. Später wiederholte er den Besuch. Unterweges, nahe bei Petersburg, brach er den Arm, in Petersburg wurde er geheilt, Katharina, Liebkosungen und Schmeicheleien reichlich verwendend, spielte die Krankenwärterin, und als von ohngefähr von Gustav die Aeußerung gethan ward, daß er wohl den Rath befolgen und in Italiens Luft Stärkung suchen möchte, daß jedoch die schwedischen Kassen leer seien, wußte die Kaiserin ihn zu bewegen, von ihr 200,000 Rubel anzunehmen. Er verwandte darnach auch das Geld zu der bezeichneten Reise.

Es ist zum Erstaunen, wie ein in vielen Dingen so klar sehender Fürst, wie es Gustav war, in die Falle gehen konnte, die ihm mit den Einladungen, namentlich aber mit der Geldspende gelegt war! Die Kaiserin wollte ihn sich zur Dankbarkeit verpflichten; mehr noch war es ihr darum zu thun, den König eine Zeit lang außerhalb Schwedens zu wissen, um hinter seinem Rücken seine Feinde, die ihm ihren Sturz noch nicht vergeben hatten, wieder zu beleben. Wie hätte Gustav die Person, die ihm am Krankenbette so mütterliche Pflege erwiesen hatte, solcher Bosheit für fähig zu halten vermocht! — Sie machte sich inzwischen oft genug mit ihren Liebhabern lustig über den auf Reisen geschickten Schwedenkönig! Halten wir ihn möglichst lange in dem milden Klima Italiens fest, und sorgen wir, daß er der Freuden viele dort genießt — das wird uns gut bekommen! —

So ward vertraulich am russischen Hofe geredet und demgemäß gehandelt. Der russische Gesandte Rasumowski in Neapel empfing zeitig Nachricht von der Ankunft Gustav's und dazu den Befehl, auf alle nur erdenklichen Freuden und Ergötzungen (natürlich vornehmlich auf solche, die dem Könige recht „förderlich" seien,) Bedacht zu nehmen, um ihn möglichst lange festzuhalten, und es ward der Weisung der Zusatz angehängt, daß es auf die Höhe der Summe, die einem so wichtigen Zwecke geopfert werde, nicht ankomme. — Der russische Hof hat manche Blutlache aufzuweisen; aber der russische Hof hat sich zugleich vielfach als ein Boden erwiesen, aus dem die raffinirteste Bosheit emporgewuchert ist.

Wie die Sache bestellt war, ward sie ausgeführt. Gustav lebte in Neapel herrlich und in Freuden, auf — wie er meinte — russische Kosten, während es sich später herausstellen sollte, daß er (und zwar dies in sehr übler Bedeutung des Wortes) dennoch auf seine eigenen Kosten gelebt hatte. Ein gut Theil der Liebe seines Volkes ging ihm inzwischen verloren, und in gleicher Weise wuchs seinen Feinden, den Aristokraten, wieder der Kamm. Daß Beides geschah, war eben das Werk Katharina's, ausgeführt durch ihren verschlagenen Gesandten Markow, der überdies noch zu Bestechungen griff. So fand denn der König, als er nach Stockholm zurückkehrte, eine kühle Stimmung im Bürgerstande, widersetzlichen Sinn im Adel. Nun erst begann er darüber klar zu werden, in wie überlegter Weise die „Semiramis des Nordens" ihn mit ihren Netzen zu umstricken gewußt hatte. Als endlich der bisherige russische Gesandte in Neapel Rasumowski, von dem der König sich hatte in ausschweifender Weise ergötzen lassen, von Katharina den Gesandschaftsposten in Stockholm zuertheilt erhielt, fühlte sich der König durch das Anerkenntniß seiner Schwäche und Schuld dermaßen bedrückt, daß er dem wachsenden Adelsübermuthe nur mattherzig entgegen zu treten wagte.

Dies Gebeugtsein ward für Gustav ein reinigendes Feuer, und er ging nun an das Werk, seine Schuld zu sühnen durch Kämpfe zum Wohle seines Landes, welches zu schädigen ja der Hauptzweck des Verhaltens Katharina's gegen ihn gewesen war. Er knüpfte mit den von Rußland schwer bedrängten Türken Verhandlungen an, gab dem russischen Gesandten seine Pässe und begann mit Eifer zu rüsten. Das Losschlagen aber verzögerte sich, weil es ihm widerwärtig war, den Reichsrath zu befragen, wozu er, da es sich um einen Angriffskrieg handelte, gesetzlich verpflichtet war. Dadurch gewann aber Katharina Zeit, in den bedrohten Gebieten Soldaten

aufzustellen. Russischerseits war eine Flotte gerüstet worden, die nach dem Mittelmeere gehen sollte, um dort gegen die Türken verwandt zu werden, und der nun der Befehl ward, zuvor die noch in der Ausrüstung begriffene schwedische Flotte zu vernichten. Da nun Rußland der angreifende Theil war, so war Gustav der Pflicht überhoben, den Reichstag zu befragen, und so schritt er denn, während sein Bruder Karl den Angriff der Russen zur See so tapfer erwiderte, daß die stark beschädigte russische Flotte zunächst erst wieder den Weg nach Kronstadt einzuschlagen genöthigt war, zum Angriff in Finnland. Als er Friedrichshamm belagerte, zeigten sich die Folgen der russischen Wühlereien während seiner italienischen Reise dadurch, daß unter adligen Offizieren eine Meuterei ausbrach. Vorgebend, daß es sich nicht um einen Vertheidigungskrieg, sondern um einen Angriffskrieg handele, nöthigten sie den König, das Lager zu verlassen und knüpften (neue Geldspenden Rußlands thaten das Ihre, um den Verrath zur Vollendung zu bringen,) auf eigne Hand mit Rußland Verhandlungen an. Die Lage des Königs ward eine um so bedenklichere, als gleichzeitig die Dänen einen Einfall in Schoonen ausführten und die Stadt Gothenburg in schwere Bedrängniß brachten. Nicht vergebens wandte sich Gustav in dieser Noth an die tapferen Bauern des Thales Dalekarlien. Er führte der Besatzung von Gothenburg eine Schaar von Freiwilligen zu und übernahm die Leitung der Vertheidigung. Drohende Vorstellungen Preußens und Englands an den Hof zu Kopenhagen bewirkten, daß von dänischer Seite die Feindseligkeiten eingestellt wurden.

Inzwischen hatte Katharina ihre Unterhandlungen mit jenen meuterischen Offizieren fortgesetzt, und es war ein Waffenstillstand unterzeichnet worden. Es mußte in der nächsten Zeit sich entscheiden, ob der König noch Macht genug besitze, der Aristokratenpartei Herr zu werden. Nun hatten auch die Bürger mit sich zu Rathe zu gehen, welcher Macht sie den Sieg wünschten, und da war es denn für sie nicht zweifelhaft, daß, trotz der Fehler und Schwächen, die Gustav in seinem Verhalten zur Kaiserin kund gegeben hatte, für das Land doch nur Heil zu erwarten sei, wenn seine Herrschaft wieder befestigt werde. Als er mit seinen tapfern Freiwilligen in Stockholm einzog, ward er mit den lebhaftesten Zeichen der Liebe empfangen und als der Retter Gothenburgs begrüßt. Er rief den Reichstag zusammen, brandmarkte die verrätherische Gesinnung einzelner Aristokraten, die er namentlich bezeichnete, und es gelang seiner feurigen Beredsamkeit, die Mehrheit der Versammelten zu bestimmen, daß ein von ihm vor=

gelegter Verfassungsentwurf, der dem Adel gemeinschädliche Vorrechte ab-, dem Könige aber das Recht selbstständiger Entschließung in allen Kriegs- und Friedensfragen zusprach, angenommen ward. Die Aristokratenpartei hatte somit das Gegentheil von dem erreicht, was von ihr erstrebt worden war; sie war jetzt gänzlich zurückgedrängt, und wenn Gustav sich nicht durch seinen Edelsinn hätte bestimmen lassen, wiederum gegen die Häupter sich aller Strenge zu enthalten, so wäre dadurch vielleicht künftiges Unheil vermieden worden.

Glänzenden Kriegsruhm erwarben sich nun die Schweden in dem Jahre 1789 unter der Führung ihres ritterlichen Königs. Der schließliche Erfolg hing jedoch davon ab, ob Schweden Bundesgenossen gewinnen würde. Die darauf bezüglichen Verhandlungen führten nicht zum Ziele, und da auch (durch Verrath eines der Häupter der Aristokratenpartei, die der König in ihren Stellungen belassen hatte,) die schwedische Flotte bei der Insel Bornholm eine Niederlage erlitt, sah Gustav sich schweren Herzens genöthigt, mit Rußland den Frieden zu Wörela (1790) zu schließen, der seinem Lande allerdings keinen Nachtheil, aber auch keinen Vortheil brachte, indem er die Grenzen in ihrem gegenwärtigen Zustande beließ. Die Hauptschuld an diesem traurigen Ergebniß eines ruhmvoll geführten Krieges trugen die Engländer, von denen sowohl Schweden als die Türkei unaufhörlich und mit der Zusicherung, zur rechten Zeit kräftig eingreifen zu wollen, zum Kriege gegen Rußland angefeuert worden waren, die aber ihr Wort nicht lösten. Damals schrieb der Großvezier an den englischen Gesandten: „Wenn alle andern Christen die Wahrheit sagen, so kann man sich doch auf die Engländer nicht verlassen. Sie kaufen und verkaufen das ganze Menschengeschlecht. Sie haben keine Religion außer der Anbetung des Geldes."

Die dem Könige im Lande feindselige Partei war zurückgedrängt, aber die Häupter lebten. Der König hatte gemeint, der nationale Aufschwung im Kriege werde wie eine reinigende Flamme auch auf Jene wirken. Er irrte darin. Sie konnten es ihm nicht vergessen, daß er die Bürger und Bauern in Bezug auf den Zutritt zu allen Staatsämtern und auf den Erwerb von Grund und Boden dem Adel gleichgestellt hatte, und der Umstand, daß Einzelne bei verbrecherischen Handlungen frei ausgegangen waren, reizte zu neuen Unthaten an. Eine Zahl von Edelleuten verschwor sich gegen das Leben des Königs. Das Haupt derselben war ein vormaliger Gardehauptmann, Jacob von Ankerström, einer der Unwürdigen, die, von den Gerichten verurtheilt, des Königs Verzeihung erhalten hatten. Dieser Elende

schoß dem Könige auf einem Maskenballe (17. März 1792) eine Pistolenkugel in den Leib, die ihm nach zwölf Schmerzenstagen den Tod zuzog. Die Aristokratenpartei hatte sich vielfach gerühmt, die treueste Stütze des Thrones zu sein. Nirgends deutlicher war in neuester Zeit der Trug solcher Behauptungen zu Tage getreten als in Dänemark und in Schweden. Da sah man: nicht sie, die Aristokratenpartei, wollte „stützen," nein, sie forderte von der königlichen Macht, daß diese sich ihr als dienstwillige Stütze ihrer Begehrlichkeit und Anmaßlichkeit erweise. Dies die Bedingung ihrer „Treue." Das Blut Struensee's und das Blut Königs Gustav's III. zeugten in gleicher Weise gegen sie.

Die französische Revolution.

Einführendes Wort.

Die Franzosen sind seit achtzig Jahren nicht müde geworden, ihre große Revolution von 1789 zu verherrlichen, und sich als die Freiheitshelden zu feiern, denen Europa seine politische Wiedergeburt zu verdanken habe.

„Die Grundsätze von 1789, die auf der von uns entrollten Fahne standen, diese boten wir dem Volk!" — So riefen und rufen sie prahlerisch.

Woher aber diese Grundsätze stammten, und welche besondere Umstände dahin wirkten, daß jene Grundsätze von den Franzosen proclamirt wurden, das wissen die Einen von ihnen nicht, und die Andern wollen es nicht wissen.

Der Freiheit kam es wahrlich nicht zu Gute, daß die Franzosen es waren, die plötzlich sich zu Herolden derselben aufwarfen, und wenn sie, durch ihre unausrottbare Eitelkeit dazu getrieben, sich über die Vorgänge der Revolutionszeit hinterher selbst in Illusionen ergingen, die in der Literatur ihren Ausdruck fanden, so hat die Welt längst schon die Decorationsmalerei, die sie ihr geboten, nach ihrem wirklichen Werthe zu würdigen begonnen.

Kann man auch Trauben lesen von den Dornen? Wer die Geschichte Frankreichs bis zur Revolutionszeit auch nur mit einiger Aufmerksamkeit verfolgt hat, dem muß es von vornherein als eine Unmöglichkeit erscheinen, daß auf französischem Boden wahre Freiheitsideale sich erhoben, namentlich aber, daß — für den Fall solche dort einmal zu flüchtiger Erscheinung gelangten — sie ihre Wurzeln in der tiefsten Volksseele hatten. Eine täuschende Fata Morgana war es, die zitternde, flüchtig erscheinende und wieder verschwindende Gebilde von Freiheit, Licht, Recht, Wahrheit zeigte: Abbilder, nicht Vorbilder!

Nenne dich immerhin die heilige Stadt, Paris, es wird dennoch die Zahl derer immer kleiner, die deine theatralisch aufgeputzten lite-

rarischen Bilder für wirkliche Geschichte ansehen! Auf deinen Boden, der in der Bartholomäusnacht das Blut vieler Tausende von Protestanten trank, die zu morden auf den bloßen Wink jener Unholdin Katharina von Medici sechzigtausend Bürger sofort als Freiwillige sich stellten, auf deinen Boden, von dem dies Blut zum Himmel schreit, wird nimmer das hehre Himmelsbild der Freiheit den Fuß niedersetzen, wenigstens nicht auf ihm weilen, mögest du auch noch so oft überschäumen von Freiheitsphrasen!

Ist denn nicht aber auch viel des funkelnden Goldes der Wahrheit während der Revolutionszeit in Paris zu Tage getreten? So wird vielfach gefragt im Hinweis auf berühmt gewordene Aussprüche. Wer sollte leugnen wollen, daß im Einzelnen Treffliches auftauchte. Aber — so dürfen wir fragen — stammt das, was Anspruch macht als „Gold" anerkannt zu werden, aus den Schachten französischen Geisteslebens? Die Vorführung des Geschehenen aus jener Zeit wird uns die Antwort geben. Wir werden die Franzosen arbeiten sehen mit Schätzen, die von außen stammten, und wohl ihnen und Anderen, hätten sie ihre Arbeit im Dienste der Freiheit mit Ernst und wahrer Hingabe verrichtet und jenes Gold nicht gar zu sehr versetzt mit Elementen ihres eigenen unlauteren Wesens!

Das ist das Hauptunglück, welches von Frankreich der europäischen Welt seit langer Zeit geboten worden ist, daß Frankreich sich der geistigen Errungenschaften anderer Völker mit Gewandtheit zu bemächtigen weiß, um sie besudelt ihnen wieder zu bieten, und daß es dann obendrein noch unverschämter Weise Dank begehrt und Ruhm für sich in Anspruch nimmt.

Nach französischer Auffassung lag tiefe Nacht der Barbarei und des Aberglaubens auf der Welt bis zu der Zeit, in der die großen Freiheitsapostel der Franzosen, an der Spitze Voltaire, mit ihren „Lichtpfeilen" die Ungethüme der Despotie tödtlich trafen und darnach die glorreiche Nation sich erhob, jenen Ungethümen den Garaus zu machen und der Menschheit das Eden politischer Freiheit zu öffnen.

Aber die „Welt" — die Franzosen denken sich die übrige Welt als einen Zuschauerraum vor ihrer Bühne sitzend — hat es sich nicht nehmen lassen, dem geschichtlichen Act, den die Franzosen ihre „glorreiche Revolution" nennen, den ihm gebührenden Platz in dem Gange der Gesammtentwickelung der Menschheit anzuweisen. Die übrige Welt hat sogar gefunden, daß es sich empfiehlt, zunächst in Betracht zu ziehen, welche Stellung die französische Nation zur Entwickelung des Gesammtbewußtseins von der Zeit des Mittelalters an

einnimmt. Da hat sich dann ergeben, daß der Urquell aller Errungenschaften der neueren Zeit in der Reformation zu suchen ist. Sie löste die Fesseln, in denen die christliche Welt gefangen lag, indem sie das Recht des Gewissens, der Stimme Gottes, und das Recht der freien Forschung, als entsprechend der der Menschheit verliehenen Gabe der Vernunft, proclamirte.

Damit brach aus der Nacht das Morgenroth einer besseren Zeit an. Unermeßliche Arbeit war zu verrichten: aber Geister, Herzen und Hände Unzähliger regten sich seitdem, theilzunehmen an dem Erlösungskampfe. Welch Ringen und Schaffen auf allen Gebieten, und dies Alles vor der Zeit, in der die „glorreiche" Nation den „hochherzigen" Entschluß gefaßt hatte, die arme Menschheit zu erlösen, in der dieselbe glorreiche Nation sogar ihr Möglichstes that (z. B. durch jene Bluthochzeit in Paris!) die Reformation wieder verschütten zu helfen! — „Ueberall wurde", sagt O. Fleischmann in seinem trefflichen Werke „Die großen Kulturepochen der Menschheit", „ein tüchtiger Grund gelegt, auf dem man sicher weiterbauen konnte. Wie viel Aberglauben, Wahnsinn, Vorurtheil und Träumerei hat die Wissenschaft bis zum 18. Jahrhundert siegreich überwunden! Die Astronomen begannen die herrliche Ordnung der Schöpfung und ihrer Gesetze zu durchschauen, die Weltkunde, Geographie, Mechanik, Chemie wurden wirklich wissenschaftlich betrieben und errangen gewaltige Triumphe. Auch den Menschen wagte man genauer zu beschauen, und das Secirmesser eröffnete der Medicin einen Weg aus dem Urwald voller Fabeln und Märchen zur Klarheit. Die Philologie, hervorgerufen durch den Humanismus, brachte die Kritik, man sichtete die Religion, die Geschichte von dem Wust der Zuthaten und Fälschungen. Die historisch-grammatische Exegese fand den wahren Sinn der Schrift; mit den magdeburger Centurien nahm die leichtgläubige Chronikenschreiberei ein Ende. Man suchte und fand die unverdächtigen Quellen der Geschichte; die großartigen Fälschungen, welche innerhalb der katholischen Kirche an den apostolischen Constitutionen bis zu den pseudo-isidorischen Decretalen verübt wurden, kamen an's Licht, die Fackel der Wahrheit durchleuchtete schonungslos alle Räume der vergangenen, oft so dunkeln Jahrhunderte, und so schuf sich diese Wissenschaft eine unzerstörbare Grundlage ihrer ferneren wichtigen und gesegneten Thätigkeit. — Nachdem man über die Erde, den Menschen und die Menschheit richtigere Begriffe gewonnen hatte, fand die Philosophie auch einen festen Boden unter ihren Füßen, auf dem sie nun ihre verschiedenen Systeme bauete. Jetzt erst konnte man mit einiger Aussicht auf Erfolg an

eine wissenschaftliche Darstellung der Anthropologie und Psychologie denken. Erst diese bilden wieder das Fundament einer vernünftigen Theologie. Mit den Namen Baco, Cartesius, Spinoza, Leibnitz und Böhme haben wir die Väter der verschiedenen Richtungen genannt, welche die Philosophie später als Realismus, Spiritualismus, Pantheismus, Idealismus und Theosophie einschlug. — Auch die übrigen Gebiete des Lebens wurden jetzt einer wissenschaftlichen, systematischen Untersuchung und Bearbeitung unterstellt. Es erschienen Werke über die richtigen Principien des Ackerbaues, Handels, der Besteuerung und Zölle, welche seiner Zeit Früchte trugen und die Herbeiführung vernünftiger, humaner Zustände beschleunigten." — „Unter schweren Kämpfen errang die Wahrheit, welche von der Reformation ausging, den Völkern endlich die Freiheit, und die Freiheit gab dann auch der Wahrheit volles Leben und rechte Kraft. So hängen Selbstbewußtsein und Selbstthätigkeit, Verstand und Wille, Vernunft und Freiheit, Wahrheit und Recht zusammen und bedingen und befruchten einander." Dies Alles wird nach den in Frankreich geltenden Auffassungen als nicht vorhanden oder doch als bedeutungslos betrachtet; wie hätten Franzosen einer Anregung von außen, wie hätten sie „befruchtender Ideen", erwachsen und gezeitigt in einer andern Atmosphäre als der des „heiligen Paris", bedurft!

Aber die unerbittliche Geschichtskritik zerstört, wenn nicht die Illusionen der Franzosen, so doch die Illusionen anderer Völker, sofern letztere sich durch französische Geschichtsflunkerei täuschen ließen.

In England war es, wo die Reformation zuerst ihren Einfluß auf die Gestaltung des politischen Lebens ausübte. „Die religiöse Geistesfreiheit der Engländer", sagt Fleischmann, „brach der sittlichen Freiheit Europas die Bahn. Die strengen, starken Puritaner mit ihrer trotzig und kühn entwickelten Individualität gründeten die Colonien Nordamerikas und beherrschten dieselben mit ihrem Geiste. Müde, der Spielball einer engherzigen, kleinlichen und ungerechten Politik zu sein, rissen sich die muthigen, opferfähigen Männer von dem Mutterlande los, und es gelang nach bewunderungswerthem Kampfe einen Staat zu organisiren, der, entgegen dem in Europa herrschenden Absolutismus, auf dem Principe der völligen Gleichheit und Freiheit aller Einzelpersönlichkeiten ruht und eine schrankenlose Entfaltung der individuellen Anlagen und Kräfte gestattet. Dieses Gemeinwesen breitete sich von unten nach oben, und wenn auch sein Schwerpunkt in der Basis lag, so entbehrte es nicht der Autorität, zeigte vielmehr der erstaunten Welt

die Wahrheit des selbstverständlichen und doch so verkannten Satzes, daß jene Ordnungen und Gesetze die geheiligten sind, welche ein christliches Volk selbst mit rechter Würdigung ihrer Nothwendigkeit und Nützlichkeit aufrichtet. Amerika ist gleichsam der sittliche Corrector Europas, eine Versuchsstation, welche die kühnsten Experimente mit der Volkskraft anstellt, und die ganze Größe des Einflusses dieser Republik auf unsere Verhältnisse vermag erst die spätere Geschichte zu ermessen. — In Frankreich hatten die englischen Freigeister empfängliche Schüler gefunden, und Naturforscher wie Nationalöconomen, Geschichtsschreiber wie Philosophen, Schöngeister wie Rechtsgelehrte durchsägten mit rastlosem Eifer die Stützen, welche das alte System trugen. Begeistert für das kühne Unterfangen der jungen Freistaaten Amerikas zog die Jugend Frankreichs über das Meer, und erfüllt von den erlebten Eindrücken eines unerhörten Kampfes und voll Haß gegen Tyrannei kam sie wieder zurück in das verrottete, stagnirende Heimathland." Und aus Amerika brachten die Freiwilligen die politischen Grundsätze mit, die darnach — in ein wenig veränderter Fassung — von den Franzosen auf das Banner ihrer Erhebung geschrieben und als Ergebnisse ureigensten Erkennens und Wollens dargestellt wurden! —

Ohne die Reformation wäre es nicht zu der amerikanischen Revolution gekommen, ohne diese hätte die französische Revolution nicht stattgefunden, mindestens würde die Erhebung des französischen Volkes, wenn eine solche früher oder später doch stattgefunden hätte, einen wesentlich andern Character gehabt haben. Dann hätte der französischen Revolution das belebende, ideale Element gefehlt, das ihr anfänglich eine seltene Glorie verlieh, und das ihr einen gesunden Inhalt gab; dann wäre die Erhebung nur entsprechend den Anläßen gewesen, die in Frankreich vorlagen. Diese Anläße, die bis in die achtziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts zu einem Berge angeschwollen waren, haben wir jetzt zunächst in Betracht zu ziehen.

Zustände unter Ludwig XV.

Der Anlaß für die Franzosen, zum Aufruhr zu schreiten, ergab sich aus dem Verhalten des Absolutismus in Frankreich. Daß der fürstliche Absolutismus sich im Verlauf des siebzehnten Jahrhunderts in den europäischen Staaten als historisch berechtigt, ja nothwendig erwiesen hatte, ist oben (B. III., S. 411) dargelegt worden. Hier mögen einige

Fingerzeige genügen. Das Ständethum hatte sich überlebt. Wo die Stände in der Macht blieben, ging der Staat sicherlich dem Verfall entgegen. So in Polen, welches zu spät nach dem Mittel griff, durch Stärkung der monarchischen Gewalt den Zusammensturz zu verhüten. Die Stände waren Vertreter des Adels, der Geistlichkeit, der Städte, in einigen Ländern auch der Bauern. Der Schwerpunkt der Macht innerhalb der Stände ruhte im Adel, der zuweilen, um desto sichrer seinen Willen durchzusetzen, die Geistlichkeit in seine Pläne zog. So standen, wenn von dem Nebensächlichen abgesehen wird, damals einander gegenüber Adelsherrschaft und Fürstengewalt. Nie wäre Brandenburg nach dem Elende des dreißigjährigen Krieges wieder aufgekommen, hätte der große Kurfürst sich den Ständen gebeugt, wie es, zum Unheil Brandenburgs, von seinem Vater Georg Wilhelm geschehen war. Die Stände des Herzogthums Preußen waren nahe daran gewesen, das Land an Polen zu überliefern. Den verrotteten Geist schnödester Selbstsucht und erbarmungsloser Grausamkeit, der den Adel Dänemarks zur Zeit Struensee's und den Adel Schwedens zur Zeit des Königs Gustav's III. erfüllte, haben wir kennen gelernt. In allen Ländern, in denen für den Bürger- und Bauernstand der Zeit entsprechende Reformen auftraten, hatten diese ihre Quelle in der absoluten Fürstengewalt. Darum hatten auch alle tüchtigen Fürsten am meisten mit der Feindschaft des Adels zu kämpfen; Gustav III. ward niedergeschossen, weil er die Privilegien des Adels aufgehoben und Bürgern und Bauern Gerechtigkeit hatte zu Theil werden lassen. So weit Joseph's II. Wirken zu rühmen ist, bestand es ebenfalls darin, daß er eintrat für die Volksklassen, denen der Adel nie hätte Gerechtigkeit zu Theil werden lassen. Und nun erst Friedrich der Große! Wir wissen, wie es sein unablässiges Streben war, alle seine Unterthanen unter den Schutz des Rechts und Gesetzes zu stellen, gegenüber jeglicher Willkür, selbst der etwaigen Willkür der Krone.

Gänzlich anders war das Verhalten des Absolutismus in Frankreich gewesen. Der Adel war niedergekämpft worden, aber der Absolutismus hatte nicht gekämpft, um die Anwaltschaft der bisher vernachlässigten Volksklassen zu übernehmen, nein, um die Ausbeute, die sich aus der Bedrückung jener Volksklassen ergab, selbst einzuziehen! Die Franzosen hatten sich einen Absolutismus über den Kopf wachsen lassen, wie er nur in asiatischen Reichen bis dahin erhört worden war! Der Adel ward für den Verlust seiner Macht entschädigt durch die „Vergnügungen“ des Hofes, für deren Kosten das Volk aufzukommen hatte. Das Hofleben Ludwig's XIV. haben wir kennen gelernt

(Bd. III. S. 358). Unter Ludwig XV. fand in Bezug auf das Hofleben nur darin eine Veränderung statt, daß das Laster schamloser auftrat. Nicht der König, sondern seine Maitressen regierten das Land, die Marquise von Pompadour zwanzig Jahre lang. Sie besetzte die wichtigsten Staatsämter, sie war es, auf deren Willen Frankreichs Heer gegen Friedrich den Großen marschirte, um bei Roßbach eine so verdiente Züchtigung zu finden. Millionen verschwendete diese sittenlose Person, während das Land seufzte. In Bezug auf Steuern war der Klerus frei, es war ihm nur eine „freiwillige Darbringung" empfohlen. — Die Zahlungen des Adels waren unbedeutend, neunzig Hunderttheile der Steuerlast lagen auf dem Bürger= und Bauerstande. Dazu kamen noch besondere Abgaben an den Adel, der Zehnte für den Klerus, die Frohnden für den Adel und für den Staat, die Steuern für Waaren innerhalb der Grenzen Frankreichs. In Bezug auf die Gerichtsbarkeit herrschte die größte Willkür, die Tortur blühete, die Strafen waren barbarisch. Friedrich der Große hatte die Aeußerung gethan, die Monarchie könne die beste, aber auch die schlechteste Regierungsform sein, es komme eben auf die Person des Monarchen an. In Frankreich war die Regierung derartig, daß eine schlechtere kaum zu erdenken ist. Eine der Plagen des Landes bestand darin, jede mißliebige Person durch sogenannte königliche Haftbriefe auf beliebige Zeit hinter Schloß und Riegel zu bringen, wobei ausdrücklich die Gerichte aus dem Spiele bleiben mußten. Anfänglich gingen solche Haftbriefe nur vom Könige aus, weiterhin überließ er die Ausstellung seinen Ministern und Maitressen. Kein Mensch war eine Stunde seiner Freiheit sicher, denn das Uebel ward in solchem Umfange geübt, daß alle Personen, die sich bei den Ministern und den Maitressen in Gunst zu setzen wußten, jederzeit Haftbriefe zum beliebigen Gebrauch empfingen. Die Schuldenlast des Staates war bis auf vier Milliarden gestiegen. Gelegentlich überkam die Unwürdigen, die an der Spitze eines so grauenhaft verwüsteten Staatswesens standen, die Ahnung, daß solche Zustände mit Schrecken enden müßten. „Nun ich komme schon noch durch," äußerte Ludwig XV. einmal, „aber mein Enkel mag sich in Acht nehmen!" Und die Pompadour that einst die Aeußerung: „Nach uns die Sündfluth!" — Für die Franzosen lag längst Anlaß vor, eine solche Art von „Majestät," wie Ludwig XV. sie ihnen bot, hinwegzufegen und den besudelten Thron in tausend Stücke zu schlagen. Ein weniger sittenloses Volk, als die Franzosen es waren, würde einem so lasterhaften Hofleben, wie sie es vor Augen hatten, jedenfalls

in einer oder der andern Weise ein Ende gemacht haben. Daß man es zum Aeußersten kommen ließ, gereichte dem Volke wahrlich nicht zur Ehre. Voltaire und seine Freunde arbeiteten längst daran, das Volk zum Aufstande aufzureizen. Aber durch welche Mittel? Durch Erregung der schlechtesten Empfindungen, des Hasses, Neides, der Rache, der Gier nach Genüssen. Voltaire ging von der Ansicht aus, das Volk müsse erst zur Bestie gemacht werden, eher beiße es nicht. Darum schüttete er sein fressendes Gift aus über Alles, was irgendwie einen idealen Schimmer an sich hatte. Und doch verlangte ihn persönlich nicht danach, zu sehen, welche Werke eines Tages die entfesselte Bestie verrichten würde! —

So waren die Zustände geartet, als Ludwig XV. inmitten seines Sündenlebens von einer schrecklichen Krankheit hinweggerafft ward und Ludwig XVI. (1774), zwanzig Jahr alt, zur Regierung kam.

Ludwig XVI. und Maria Antoinette.

Vier Jahre vor seiner Thronbesteigung war der damals sechzehn Jahr alte Ludwig mit der fünfzehnjährigen Maria Antoinette (bis dahin Antonie genannt), Tochter Maria Theresia's und Franz I., vermählt worden. Zu Ehren des Brautpaars wurde in Paris ein großes Feuerwerk abgebrannt, bei welchem ein so furchtbares Volksgedränge entstand, daß man allein 137 Todte auf dem Platze fand, während doch viele Todte und Schwerverwundete hinweggetragen worden waren. Im Volke prophezeihete man aus diesem Vorgange der künftigen Königin Unheil. Der Umstand, daß Maria Theresia ihre blühende Tochter nach Frankreich sandte, um daselbst Wohnung zu nehmen auf einem Vulkan, zeigt, daß sie entweder über die Zustände Frankreichs schlecht unterrichtet war, oder daß die ehrgeizigen Forderungen der Politik die Rücksicht auf das persönliche Wohl ihrer Tochter in den Hintergrund gedrängt hatten. Der österreichische Graf Kaunitz und der durch die Pompadour zum Minister gemachte Choiseul hatten die Vermählung zu Stande gebracht. Von Ludwig war die ihm zugeführte Braut kalt empfangen worden, und es hatte das junge Paar in den ersten Jahren getrennt von einander gelebt, doch war das Verhältniß noch vor Antritt der Regierung Ludwig's ein zärtliches geworden.

Welch eine Aufgabe war dem jungen Könige von dem Geschick gestellt! Die Hand eines Staatsmannes erster Größe hätte dazu

gehört, das Steuerruder derartig zu führen, daß das Staatsschiff glücklich durch die Brandungen gelangt wäre, denen es entgegen ging. Ludwig unterschied sich in vieler Hinsicht vortheilhaft von seinen Vorgängern, vor allen Dingen dadurch, daß er dem sittenlosen Hofleben abhold war. Er war gutmüthig, aber sein Wille war schwach, schwächer noch sein politischer Blick. Wäre Maria Antoinette ganz das geistige Abbild ihrer Mutter Maria Theresia gewesen, so hätte er eine weise Beratherin zur Seite gehabt. Maria Antoinette jedoch hatte von der Mutter nur Ehrgeiz und Herrschlust geerbt, im Uebrigen war sie gutmüthig, liebte Zerstreuungen und Vergnügungen, liebte namentlich den Putz übermäßig. In den ersten Jahren lebte sie vereinsamt auf einem der Schlösser. Die Pompadour war todt, eine noch viel ärgere Person, die Dübarry, hatte ihre Stelle eingenommen. Wie früher die Pompadour war diese Person jetzt die Sonne, um die der hohe Adel sich drehte, und der eben so auch Würdenträger der Kirche den Hof machten, während Maria Antoinette von allen diesen der Guillotine entgegenreifenden Personen gänzlich unbeachtet gelassen oder mit schnöden Witzworten verfolgt ward. Galt sie doch um diese Zeit nichts bei dem Thronfolger, und galt doch das freche Weib Dubarry zur Zeit Alles bei dem Könige! — Maria Antoinette zerstreute sich in harmloser Weise in ihren Gärten, wie sie es in der Heimath gethan, sie redete gelegentlich schlichte Leute theilnehmend an, wie es ihrer Mutter Art war — alles dies ward in den Hofkreisen als etwas Unerhörtes betrachtet, ward beklatscht und bespöttelt. Als das Aergste aber ward es angesehen, daß sie oft zu Fuß ging! Das sei entsetzlich, hieß es: eine Person in ihrer Stellung dürfe doch dem Volke sich absolut nur in einer Kutsche zeigen! — Es wandelte die Vereinsamte die unschuldige Lust an, von den höher gelegenen Gärten von Marly einen Sonnenaufgang anzusehen. Ein Glück für sie, daß sie, gemäß dem Rathe ihrer Hofdamen, zur Ausführung ihres Vorhabens sich von ihrem Gemahl die Erlaubniß einholte. In der Dämmerung mußte aufgebrochen werden. Wie ein Lauffeuer ging es in der vornehmen Welt umher: Maria Antoinette geht des Nachts auf Liebesabenteuer aus! Die boshaftesten Witzworte gingen von Munde zu Munde. Es wurde gelästert, und doch waren alle die, die der Verleumdung Glauben schenkten, und die nun das Werk der Lästerung weiter betrieben, weit entfernt davon, auch nur einen Hauch sittlicher Entrüstung zu empfinden! Eine solche Verkommenheit der Gesinnung, von der die hohe Welt und auch bereits der wohlhabende Bürgerstand ergriffen war,

macht es erklärlich, wie es kam, daß ein Mann wie Rousseau als einziges Heilmittel für die Gesellschaft die absolute Rückkehr zur Einfachheit des Naturlebens, die nur zu erlangen sei durch die Abwerfung alles dessen, was die Civilisation an Anschauungen und Sitten gebracht habe, empfahl.

Als nun Ludwig XVI. seine Regierung angetreten hatte, war er nicht gänzlich ohne Fühlung für das, was dem Staate noth thue. Es war ihm nicht entgangen, um welcher Thaten willen die Welt dem Preußenkönige Friedrich den Beinamen des „Großen" verliehen hatte. Und Roßbach! Er war freilich an der Niederlage unschuldig, aber er hielt es doch für seine Pflicht, das Seine beizutragen, um die Armee in eine Verfassung zu setzen, die es ihr ermögliche, die Scharte auszuwetzen. Von seiner gegen seine Vorgänger abstechenden Gutmüthigkeit zeigt es, daß er sich mit Plänen beschäftigte, die bäuerlichen Verhältnisse in etwas zu verbessern, die Steuern nach gerechteren Grundsätzen zu vertheilen und den Unterricht zu verbessern, ja daß er sich mit Männern umgab, die in diesem Sinne zu wirken begannen. Bald jedoch stieß sein Finanzminister Turgot auf Widerstand. Der Adel und der Klerus wütheten gegen ihn, daß er sich anschickte, sie in Bezug auf Besteuerung mit den niederen Ständen gleichzustellen, demnach ihnen ihre Vorrechte nehmen zu wollen. Alte, heilige Rechte und Ordnungen, hieß es, dürfe man nicht umstoßen, denn man wisse nicht, wohin das führe! Gleicher Zorn unter den Hofbeamten wegen der Abstriche für Hoffestlichkeiten und andere Ausgaben, die auf das Hofleben Bezug hatten! Der Getreidehandel war durch Vermittlung der elendesten Creaturen des Hofes in die Hände weniger Wucherer gekommen. Turgot gab den Getreidehandel frei. Da erregten die Wucherer einen künstlichen Aufstand, bei dem eine Zahl von Bäckerläden geplündert wurde. Nun sehe man, hieß es, wohin Turgot's Reformen führten! — Das erschreckte den König, er entließ den Minister, und damit hatten seine Reformversuche ein Ende. Von da ab lehnte er willenlos am Steuer des Staatsschiffes, bis es in die Brandung gerieth, und er von der schäumenden Fluth als Opfer der Sünden seines Stammes verschlungen ward.

Bis zur Berufung der Reichsstände.

Die Theilnahme Frankreichs an dem amerikanischen Kriege verschlimmerte die Finanzlage. Nun galt es, den Wundermann zu finden,

der, ohne dem Hofe die Mittel der Verschwendung zu entziehen, und ohne den bevorrechteten Ständen Steuern aufzuerlegen, aber zugleich auch ohne die unteren Stände mehr noch zu belasten, als sie dies schon waren, Ordnung in den Haushalt zu bringen vermöge. Diesen Wundermann glaubte man in dem Banquier Necker, einem protestantischen Genfer, gefunden zu haben, der durch seine Finanzkunst zu großem Reichthum gelangt war. Es ist gar keinem Zweifel unterworfen, daß der auf dem Gebiete des Finanzwesens klarschauende Necker sich selbst durchaus nicht für den Wundermann hielt, als den er sich hatte ausschreien lassen, daß es ihm vielmehr nur darum zu thun war, in eine einflußreiche Stellung zu gelangen, woran sich die Hoffnung schloß, daß er Mittel und Wege finden werde, das Bestmöglichste zur Durchführung zu bringen. Necker ward zum Chef des Finanzdepartements ernannt, und er nahm nun anfänglich auch die Miene an, als werde es ihm nicht schwer fallen, die erregten Hoffnungen zu befriedigen. Auf der Oberfläche des Finanzwesens schuf er Ordnung, in der Tiefe blieben die Gegensätze bestehen: die Unzulänglichkeit der Einnahmen gegenüber den Ausgaben. Endlich meinte er genügenden Einfluß gewonnen zu haben, um erklären zu dürfen, wirkliche Beseitigung des finanziellen Uebels sei nur in dem Falle möglich, daß die Steuerpflicht auf die bisher befreiten Stände ausgedehnt und gleichzeitig zu dem System der Ersparungen gegriffen würde. Das gab sofort neuen Lärm der Bedrohten. Wolle man das, hieß es, dann hätte man Turgot behalten können. Nun komme dieser Genfer, dieser Protestant, der überdies dreist genug gewesen sei, Zutritt für seine Gemahlin bei Hofe zu begehren, und mache Anspruch darauf, auf Grund bereits abgewiesener Vorschläge förmlich zum Finanzminister Frankreichs erhoben zu werden! — Das Ende war, daß Necker nicht nur nicht das letztere Amt erhielt, sondern daß er seines Amtes als Chef des Finanzdepartements enthoben wurde. Die Schuldenlast von vier Milliarden oder viertausend Millionen Livres war durch das Fortbestehen der Mißbräuche im Innern um hundert Millionen und außerdem noch durch die Theilnahme an dem amerikanischen Kriege um fünfhundert und dreißig Millionen Livres gestiegen. Turgot und Necker hatten die Wunde gezeigt, an der das Finanzwesen krankte; sie hatten weichen müssen, da die Kur, die sie in Vorschlag brachten, einerseits Opfer, andrerseits Entsagung von den Bevorrechteten verlangte. Neue Männer kamen mit Salben, die sich auf eine Zeit bewährten, zu täuschen, die aber nicht heilten. Um diese Zeit war das Verhältniß zwischen dem König und der

Königin ein sehr herzliches geworden. Maria Antoinette, jetzt erst zu voller Schönheit aufgeblüht, gab sich mehr als je allen erdenklichen Zerstreuungen hin. Sie hielt sich ein Liebhabertheater, in welchem sie selbst auftrat und ihre Grazie zeigte. Sittenloses Wesen konnte ihr freilich Niemand nachsagen; aber leichtfertige Stücke, in denen man Heiliges und Ehrwürdiges verspottete, wurden von ihr mit Vorliebe zur Aufführung angenommen. Die Massen auf Straßen und Gassen hatten es zu bezahlen, daß auf der Bühne Gott verspottet ward — und da wunderte man sich später, daß diese Massen endlich dazu schritten, ähnliche Stücke auf der Straße aufzuführen! — Kunst und Wissenschaft zu fördern, war nicht Sache der Königin; desto mehr Interesse widmete sie dem Putz, und sie suchte einen Ruhm darin, die vornehme Welt mit neuen Moden zu versorgen. Eine ganz besondere Aufmerksamkeit ward in der vornehmen französischen Welt damals dem Schmuck des Kopfes zugewendet. Die Damen trugen Federn bis zur Höhe von vier Fuß, die verschiedenartig benannten Haartouren gingen in Bezug auf die Zahl bis in die Hunderte. Mitten im Sommer kam die Königin einmal auf den tollen Gedanken, eine Schlittenfahrt zu veranstalten. Schnee war nicht zu beschaffen, wohl aber ein Stoff, der dem Schnee ähnlich sieht, und über den auch der Schlitten leicht hinweggleitet — Salz! — In einem Park ward ein langer Fahrweg dick mit Salz bestreut, und die Königin bereitete sich und ihrem leichtlebigen Anhange für schweres Geld einen kurzen Genuß. Und dies Alles sah oder vernahm das Volk draußen, und dies Alles vermehrte den „Feuerzunder", der eines Tages in Glut gerathen sollte!

Gab der Hof dem Volke die Moden an, so mußte er auch den Stoff zum Geklatsch hergeben. Großes Aufsehen erregte die sogenannte Halsbandgeschichte. Der Königin war ein kostbarer Halsschmuck zum Kauf angeboten worden, sie hatte denselben aber des theuren Preises wegen zurückgewiesen. Dies ward bekannt in einem — Harem' zu Zabern im Elsaß, den sich daselbst der — Cardinal-Bischof Prinz Rohan hielt. Wie reimt sich das: ein Cardinalbischof und ein Harem? „Ei", antwortet der Geschichtsschreiber darauf, „in Frankreich war man es zu jener Zeit längst gewöhnt, in den Bischöfen nicht mehr gute Hirten, sondern verliebte Schäfer zu sehen." — Eine seiner Maitressen, die Gräfin Lamotte, faßte den Plan, sich auf Kosten des Cardinals in den Besitz des Halsschmucks zu setzen. Weshalb sollte sie den Cardinal nicht betrügen, der doch, wie sie wußte, Gott betrog! Der Cardinal, der sich in boshaften Reden gegen Maria

Theresia, die Mutter der Königin, ergangen hatte, war bei Hofe in Ungnade gefallen, und es ging ihm dies besonders um deswillen sehr zu Herzen, da ihm Maria Antoinette als ein Abgott der Schönheit galt. Da erbarmte sich die Lamotte seiner, versicherte ihm, sie verhandle mit der Königin, und siehe, sie brachte ihm eines Tages die Nachricht: Maria Antoinette, von seiner Anhänglichkeit gerührt, bewillige ihm — ein Stelldichein! — Der entzückte Cardinal wird in der Dämmerung mit einer an Gestalt der Königin gleichenden Dirne zusammengebracht, die ihm — angeblich für wohlthätige Zwecke — Geld, viel Geld, einmal 60,000 Fr., ein anderes Mal 100,000 Fr. ablockte. Das war erst das Vorspiel. Eines Tages empfängt der Cardinal ein fingirtes Billet der Königin, des Inhalts: die Königin möchte über Alles gern sich in dem Besitze jenes Halsbandes wissen, für das sie selbst den Preis von 1,600,000 Fr. zu zahlen leider außer Stande sei. — Was bleibt dem Cardinal übrig, als das Halsband zu kaufen und dasselbe der Lamotte, der Uebermittlerin des Briefes, zur Abgabe an die Königin einzuhändigen? Einmal ist nach seiner Meinung dadurch die Gunst der Königin nicht zu theuer bezahlt; für's Andre rechnet er darauf, daß ihm eine Ministerstelle nicht entgehen könne, auf der er sich wegen der Ausgabe wieder werde Ersatz zu schaffen wissen. Die Gräfin zerschlug den Schmuck und verkaufte die Brillanten einzeln. Der Cardinal hatte die Kaufsumme nicht baar bezahlt, sondern einen Schuldschein ausgestellt. Der Zahlungstermin rückte heran, aber der Cardinal war unvermögend, zu zahlen. Um den ihn bedrängenden Verkäufer zur Geduld zu bewegen, zeigte ihm der Cardinal jenes fingirte Billet der Königin. Die Betrügerin, die den ganzen Handel angestiftet hatte, rechnete darauf, daß von den betheiligten Personen bei dem geringsten Ruchbarwerden der Sache die Zahlung geleistet, von näherer Untersuchung Abstand genommen und sie, die im Trüben gefischt, frei ausgehen würde. Sie irrte sich. Der Verkäufer klagte: das Gerücht von der Liebes-Affaire der Königin mit dem Cardinal ging wie ein Lauffeuer durch Paris. Welche Entrüstung unter den Französinnen! Aber weshalb? Weil die Königin immer gethan habe, als sei sie besser als sie! — Antoinette war außer sich und begehrte vom Könige Anordnung der strengsten Untersuchung. Der Schreiber des gefälschten Briefes ward aufgefunden, auch jene Dirne, deren Hand der verliebte Cardinal heiß an Herz und Mund gepreßt hatte. Rohan wurde verhaftet, die Betrügerin zu lebenslänglicher Kerkerstrafe verurtheilt. Rohan aber hatte in dem hohen Adel bedeutenden Anhang, man nahm Partei für ihn,

man hatte sogar Mitgefühl für den Getäuschten. Das Parlament von Paris sprach ihn frei. Schlechter fuhr die Königin bei dem Handel. Wäre sie für schuldig befunden worden, man hätte es ihr eher verziehen. Aber sie sollte und wollte schuldlos sein! Das behagte innerhalb einer Gesellschaft nicht, in der der Glaube an die Tugend abhanden gekommen war. In Liedern und Bildern ward die Halsbandgeschichte derart dargestellt, daß man nach einiger Zeit Maria Antoinette allgemein für die Hauptschuldige hielt und ihr grollte, daß sie die Minderschuldigen zur Strafe gebracht habe.

Inzwischen war Calonne, ein alter eitler Höfling, zum Finanzminister ernannt worden und zwar dies durch den Einfluß von Personen, die es ihm zur Bedingung gestellt hatten, ihre Schulden, die berghoch waren, zu bezahlen. Er erklärte es für eine Thorheit, die Ausgaben des Hofes einzuschränken, „da ja" — in solchen, dem geist- und willenlosen König vollkommen genügenden Aeußerungen gipfelte die Finanzweisheit dieses Menschen — „auf diese Art Geld unter die Leute komme!" — Ja, Geld kam unter die Leute, aber nach Verlauf von drei Jahren hatte die Staatsschuld einen neuen Posten von 1000 Millionen Livres aufzuweisen! —

Während so fortgesetzt die materielle und die moralische Schuld Frankreichs anschwoll, blieb die Königin, nach wie vor, Allem, was ihrer Stellung wahre Weihe gegeben haben würde, fern. Nach dem Morgenerwachen war ihre Hauptsorge einzig und allein die, festzustellen, welche Haartouren (die „Liebeswiege", die „Cirkassierin", das „Füllhorn" u. s. w.) mit den ihr zugehörenden, ebenfalls eigenthümlich benannten Bändern („unterdrückten Seufzern", „bittern Klagen" u. s. w.) für den Tag und in welcher Aufeinanderfolge sie gewählt werden sollten. Auch der König wachte nicht mit Sorgen auf, die das Land betrafen. Nach dem Frühstück begab er sich in seine Schlosserwerkstätte, um nach einigen Stunden vergnüglichen Hämmerns und Feilens mit angeschwärzten Händen zum Schrecken der Höflinge im Empfangssaale zu erscheinen. Man stelle sich das Leben Friedrich's des Großen, eines wahrhaften Königs, ersten Dieners des Staates, vor und halte dagegen das in vollkommenste Mattherzigkeit und eitlen Tand versunkene Leben und Treiben, wie es zur Zeit in Versailles waltete, und man wird sich eingestehen, daß ein Sturmwind, der Frankreich von solcher Elendiglichkeit reinigte, als eine Wohlthat anzusehen ist. Der Sturm war nahe, und wir werden ihn in mehreren Stößen wiederkehren sehen, um noch vieles Andre reinzufegen, als das verkommene Hoftreiben von Versailles.

Als Calonne seine Freunde und sich genügend bedacht und die Staatskassen vollends entleert hatte, gestand er dem Könige, daß es mit der Finanzfrage des Landes doch übler stehe, als er geglaubt habe, hinzufügend, es bleibe seines Erachtens nunmehr nur übrig, die Notabeln des Reichs — die Prinzen, Bischöfe, Vertreter des hohen Adels und der Magisträte — zusammen zu berufen, ihnen von der Lage des Landes Bericht zu erstatten und ihre Mitwirkung zur Besserung der Zustände in Anspruch zu nehmen. Der König genehmigte den Vorschlag, und die hochansehnliche Versammlung fand sich bald darauf zu Versailles ein. Und was begehrte nun der weise Finanzkünstler, der so hochmüthig gewitzelt hatte über Necker und über Turgot? — Er stellte es ebenfalls als eine nicht mehr abzuweisende Nothwendigkeit dar, die Steuerlast gleichmäßiger zu vertheilen und die bisher Unbelasteten zur Mitzahlung heranzuziehen. Das gab ein Donnern der Herren vom hohen Adel gegen den tollgewordenen Minister, der ihnen zumuthe, sich in Bezug auf Pflichtübung gegen den Staat auf den Standpunkt der Canaille zu stellen! Weg mit solchen Demagogen-Ideen! Was sie als ein durch den Gebrauch geheiligtes Recht von den Vätern ererbt, das wollten sie ihren Kindern erhalten, damit Unterschiede zwischen Ständen nicht verwischt würden, die Gott gesetzt habe! O, mit wie frommklingenden Phrasen hatte die Kirche das Unrecht zu umhüllen gewußt, auf welches die Eiferer sich jetzt stützten! Wie belog und betrog sich die Selbstsucht, und in wie ruchloser Weise nahm die Kirche auch jetzt noch Theil an diesem Selbstbetrug! Die Standesrechte aufrecht halten, ward gesagt, heiße die Fundamente des Staates wahren. Wahrlich, die französische Gesellschaft war verderbt bis in das Mark hinein. Aller Gerechtigkeit zum Hohn ward Götzendienst mit den Standesvorrechten getrieben. Bis in das Heiligthum Gottes drängten sich diese Standesvorrechte, ja sie beugten sich nicht einmal vor der Majestät Gottes. Einige Gebräuche jener Zeit erweisen dies deutlicher als alles Andere. Den gräflichen Domherren (ein Bürgerlicher ward überhaupt nicht als würdig erachtet, Domherr zu werden) war von der „Kirche" und vom Könige das Recht verliehen worden, bei der Messe „zum Unterschiede von dem gemeinen Haufen" nicht niederknieen zu müssen. Die adligen Stiftsdamen zu Verdun erfreuten sich des gleichen Vorrechts. Der König sowie die Prinzen und Prinzessinnen communicirten beim Abendmahle nicht mit der gewöhnlichen, sondern mit einer eigens für sie bereiteten Oblate. Welche Aufregung gab es einmal unter den administrirenden Priestern, als für die allerhöchsten Herrschaften die

Unannehmlichkeit eintrat, vor dem Altare warten zu müssen, da die für sie zubereitete Oblate nicht sogleich zur Hand war! Vor der irdischen Majestät und der Standesehre bestand weder göttliches noch menschliches Recht, daher auch wahrlich die Personen, die jene Sünden mittrugen, nicht zu beklagen sind, daß der Abgrund der Revolution sie verschlang.

Unter den Notabeln war es Brienne, der Erzbischof von Toulouse, gewesen, der am meisten gegen den Steuerplan Calonne's geeifert hatte. Das genügte aber dem Erzbischofe noch nicht. Nicht jener Plan allein, nein, Calonne mußte auch fallen. Der König war ihm zu Willen, Calonne wurde entlassen. Wo ist nun der Helfer? Der Erzbischof hat sich durch seine feurige Rede bei der Königin besonders empfohlen, auf ihren Rath geht ihm das Anerbieten Ludwig's zu, als Finanzminister in den Rath der Krone zu treten, und siehe da, der geistliche Herr steht nicht an, das ihm gebotene Amt anzunehmen. Kaum aber hatte er mit den Finanzräthen zu arbeiten begonnen und einen Blick in die Finanzlage des Staates gethan, da erklärte er sich für eine der von seinem Vorgänger empfohlenen Steuern, die Stempelsteuer, um darnach in der Versammlung der Notabeln dieselben Abweisungen zu vernehmen, die er kurz zuvor gegen seinen Vorgänger in's Feld geführt hatte. In dem gegen ihn nun entbrennenden Streite warf einer der Parlamentsräthe die Aeußerung hin, weder durch die Notabeln, noch durch die Parlamente werde man der Uebel Herr werden, von denen der Staat bedrückt sei, eine Versammlung von Reichsständen allein, somit eine Versammlung von Vertretern des ganzen Landes könne und werde Hülfe schaffen.

Reichsstände! „Dies Wort fiel wie ein Blitz vom Himmel herab und entzündete ganz Frankreich.“ Der Talisman schien jetzt plötzlich gefunden zu sein, der heilen könne. Wie man an die Weisheit einzelner Männer geglaubt, so glaubte man jetzt an die Weisheit der Reichsstände. Jedenfalls war durch die Vorgänge in Amerika die Stimmung erzeugt worden, die zu einer solchen Kundgebung führte. Die Vertreter einer großen, dreizehn Staaten umfassenden Gemeinschaft hatten ein so bewunderungswürdiges Werk vollbracht: äußerlich eine Loslösung von einem mächtigen Reiche, innerlich die Aufrichtung eines Gesetzes, das ohne Unterschied alle Personen nach Recht und Pflicht im Staate einander gleichstellte. Die Jugend Frankreichs, an der Spitze Lafayette, war über's Meer gezogen, um einem nach Freiheit ringenden Volke Beistand zu leisten. Lafayette's und einzelner Franzosen Verhalten in den Kämpfen Amerikas muß durch-

aus gerühmt werden; viele französische Offiziere dagegen waren mit anmaßlichen Forderungen aufgetreten, welche Zurückweisung bei den Amerikanern gefunden hatten; im Ganzen genommen war der Beistand Frankreichs unwesentlich gewesen. Trotzdem aber rühmten sich die Zurückgekehrten insgesammt: wir sind es, denen Amerika seine Freiheit zu verdanken hat! Und je mehr sie sich einredeten, daß sie der Amerikaner Glück begründet hätten, um so mehr priesen sie das Banner der Freiheit, welches dort aufgerichtet war: die republikanische Verfassung; um so widerwärtiger und verkommener erschienen ihnen die Zustände ihrer Heimath, und sie regten in dem Volke den Wunsch an, amerikanische Zustände nach Frankreich zu verpflanzen. Es war in der That eine Verblendung ohne Gleichen von Seiten der französischen Regierung gewesen, daß sie sich von dem Neide gegen England hatte hinreißen lassen, einen im Abfall begriffenen Staat, in welchem die freiesten Elemente republikanischen Lebens im Flusse waren, gegen einen monarchischen Staat zu unterstützen. Aber wie in allen Stücken war auch in dieser Sache die Gedankenlosigkeit zu groß gewesen, als daß man Ursache und etwaige Folgen in Erwägung gezogen hätte. Der Ruf nach Reichsständen war ergangen, inzwischen war der König noch nicht gewillt, dem Rufe zu entsprechen. Aber die Stimmung für die Sache wuchs. Hier und da kam es zu Zusammenrottungen. Zeitungen und Flugschriften verspotteten den erzbischöflichen Finanzminister. Neben dem Glauben, daß Berufung der Reichsstände das sei, was die Zeit gebieterisch fordere, begann man, als die königlichen Kassen aufhörten zu zahlen, und Anzeichen eines nahenden Staatsbankerotts sich einstellten, den früher so arg verleumdeten Necker auf das Schild zu erheben. Sei man nicht, hieß es, immer und immer wieder auf das Finanzsystem Necker's zurückgekommen? Hätte die Regierung den Muth gehabt, Necker im Amte zu belassen, Alles stände jetzt trefflich! Noch sei es Zeit, zu dem System Necker's zurückzukehren; ein Anderes aber sei eben so nöthig: man müsse ihm als Stütze seiner Pläne die „Reichsstände" geben! Necker und die Reichsstände — das ward jetzt die Losung. Schließlich gab der König dem allgemeinen Rufe so weit nach, daß er Brienne entließ und Necker an seine Stelle berief. Paris jubelte ob der glänzenden Aussichten, die sich nun dem Lande eröffneten.

Berufung der Reichsstände.

Necker und die Reichsstände — die würden es thun! Das blieb der allgemeine Glaube. Von Necker's Plänen kannte man Einiges, hatte also in Bezug auf die Beurtheilung doch einigen Grund und Boden. Welchen Inhalt des Fühlens, Denkens, Wollens die Reichsstände mitbringen, welchen Gang ihre Berathungen nehmen würden, darüber konnte Niemand sich Rechenschaft geben. Vorläufig glaubte ein Jeder, die Reichsstände würden das wollen, was ihm als das unzweifelhaft Richtige erschien. Zu einem Theile auch übte das Wort „Reichsstände" um deswillen einen so großen Reiz auf die Bevölkerung aus, weil Reichsstände seit 175 Jahren nicht mehr einberufen worden waren. Sie standen auf als Repräsentation alter, lange vom Despotismus der Könige unterdrückt gehaltener Volksrechte!

Necker berief die Reichsstände zum Mai 1789 nach Versailles. Zu ihnen gehörten 308 Geistliche, 308 Adlige und 621 Abgeordnete aus dem dritten Stande. War das richtig, daß mit ihnen gewissermaßen eine alte Repräsentation der Volksrechte aus dem Grabe aufgestiegen war, so hätte man dagegen wohlgethan, auf ihre äußere Erscheinung sich beziehende Gebräuche, die der Sitte der Zeit nicht mehr entsprachen, im Grabe ruhen zu lassen. Die Königin hatte sich eifrig nach dem Costüm der Reichsstände alter Zeit erkundigt, und namentlich auf ihren Betrieb ward befohlen, es sei das früher gebräuchliche Costüm in Anwendung zu bringen. Hätte Maria Antoinette sich um diese Zeit mit neuen weiblichen Haartouren oder mit der Aufführung eines leichtfertigen Lustspiels oder auch mit einer Schlittenfahrt auf Salz beschäftigt, so würde das gegenüber dem Ernst der Zeit als rühmenswerth nicht befunden worden sein; sicher aber hätte sich für sie weniger Nachtheil ergeben, als dies durch ihre leichtfertige Einmischung in die Costümfrage bezüglich der Reichsstände der Fall war. Fünfzehn Jahre lang hatte sie mit ihrem Gemahl die Würde des Thrones getheilt, ohne jemals wahrhaft königlich zu empfinden, zu denken und zu handeln. Für sie gilt nicht die Ausrede eines schlechten Beispiels. Es stand ihr das Bild der Mutter vor Augen, die mit Ernst, Weisheit und Hingabe sich den Pflichten des königlichen Berufes widmete; sie war auch von ihrem allem äußern Tand abholden Bruder (Kaiser Joseph) auf's Eindringlichste ermahnt worden, ernstlich darauf bedacht zu sein, ihre hohe Stellung durch Würde der Gesinnung und unermüdliche Verfolgung von Zwecken auszu-

füllen, die auf die Wohlfahrt des Volkes gerichtet seien. Jetzt betrieb sie den unglückseligen Plan, in der Reichsvertretung dem dritten Stande durch ein äußerlich aufgezwungenes Mittel eine tiefe Stellung gegenüber den beiden andern Ständen, dem Adel und der Geistlichkeit, anzuweisen! Gemäß der Anordnung erschienen die Abgeordneten der Geistlichkeit in ihrer Amtstracht, die Abgeordneten des Adels in schwarzsammtnen, mit Goldstoff gefütterten Mänteln, da zu in Hüten mit hohen Federn, wogegen als Tracht der Abgeordneten des dritten Standes der einfache schwarze Mantel und der Hut ohne jeglichen Schmuck angeordnet war. Auch in der Art des Empfanges sollte ausgedrückt werden, welche Stellung das Königthum zu den Ständen nehme. Dem Adel und der Geistlichkeit wurden bei der Vorstellung die beiden Flügelthüren eines Prunksaales geöffnet, während man die Abgeordneten des dritten Standes nach langem Harren durch ein gewöhnliches Zimmer, zu dem nur eine Flügelthür geöffnet ward, führte und ihnen bedeutete, daß sie es ohne allen Aufenthalt zu durchschreiten hätten. War doch sogar ernstlich bei Hofe in Betracht gezogen worden, ob es sich nicht empfehle, die Abgeordneten des dritten Standes bei der Vorstellung vor dem Könige zum Niederknieen aufzufordern! Davon mochte man abgegangen sein, weil die Annahme zu nahe lag, daß man mit einer solchen Forderung auf Widerstand stoßen würde.

Es hatte vor dem Erscheinen der Reichsstände in Versailles bereits ein lebhafter Meinungsaustausch über die Bedeutung des dritten Standes in der Presse stattgefunden. In einer tiefbedeutsamen Schrift war von dem Grafen Abbé Sieyes die Meinung aufgestellt und mit schlagenden Beweisen unterstützt worden: der dritte Stand sei die Nation selbst, die Nation in ihrer wahren Souveränität und Machtvollkommenheit; der französische Staat gleiche in seiner damaligen Beschaffenheit einer auf die Spitze gestellten Pyramide; man müsse ihm die naturgemäße Stellung zurückgeben, indem man ihn auf die Basis, das Volk, stütze. Um so weniger konnte jetzt die Costümfrage als eine Grille angesehen werden, und auch das Ceremoniell, das man bei der Vorstellung im Schlosse beobachtete, zeigte den Abgeordneten des dritten Standes, daß bei Hofe durchaus nicht Neigung vorhanden war, den Forderungen der Gegenwart in Bezug auf Recht und Pflicht der Stände Rechnung zu tragen.

Die Art ihrer Behandlung regte in den Abgeordneten um so mehr Erbitterung an, als sie mit Klagen und Wünschen herzugekommen waren, die insgesammt darauf hinausgingen, den Absolutis-

mus des Königsthums, der sich in Frankreich mehr als unfruchtbar, der sich als verderblich für das Land erwiesen hatte, dazu auch die ebenfalls die wahren Interessen des Staates tief schädigenden Vorrechte des Adels und der Geistlichkeit zu beseitigen. Und nun wurde ihnen sofort symbolisch der Gegenwille gegenüber solchen Wünschen ausgedrückt! In der Presse war bisher außer dem Abbé Sieyes namentlich der Graf von Mirabeau als beredter Wortführer der Forderungen des dritten Standes aufgetreten. Er war ein Mann von außerordentlichen Gaben und dabei äußerst leidenschaftlichen Wesens, der durch die verkehrte Behandlung, die sein tyrannischer Vater ihm hatte zu Theil werden lassen, auf eine ziellose Lebensbahn gerathen war. Als Jüngling hatte er die junge Gattin eines alten Edelmannes nach Holland entführt, wofür ihm auf Betrieb seines eigenen Vaters mehrere Jahre lang strenge Kerkerhaft zu Theil geworden war. Die Kerkerhaft hatte insofern wohlthätig auf Mirabeau gewirkt, als in derselben politische Anschauungen in ihm gereift waren, die von außerordentlicher Bedeutsamkeit für den Gang der Begebenheiten werden sollten, da in ihnen sich unabweisbare Forderungen der Zeit kund gaben. Ergriffen von der Bewegung, die sich der Geister bemächtigte, als die Berufung der Reichsstände beschlossene Sache war, begehrte er in die Reihen der Vertreter des dritten Standes einzutreten, da er, wie der Abbé Sieyes, in diesem Stande den Kern der Nation sah, und um zur Wahl für den dritten Stand zugelassen zu werden, stand er nicht an, sich einen Tuchladen zu kaufen und in den Wochen vor der Wahl den Krämer zu spielen. Der Adel schloß den Tuch nach der Elle messenden Grafen aus seinen Kreisen aus; aber er hatte es ihm zugeschworen, seine verrotteten Vorurtheile mit einer politischen Elle zu messen. Mirabeau war ein Mann von abschreckender Häßlichkeit, aber seine Rede war von dämonischer Gewalt.

Am 4. Mai 1789 fand die Eröffnung der Reichsstände in einem prachtvoll ausgestatteten Saale mit einem Gottesdienst statt, an welchem auch der königliche Hof theilnahm. Der König war mit lautem Zuruf, die Königin mit Schweigen empfangen worden. Als der Geistliche in seiner Predigt von der bürgerlichen Freiheit redete, vernahm man aus den Reihen der Vertreter des dritten Standes Klatschen, als er aber im Gebete die drei Stände unterschied, lautes Murren. Jeder der drei Stände hatte seine besondere Abtheilung von Sitzen. Schläfrig, gänzlich ohne innere Betheiligung las der König die Thronrede. Sie legte das Geständniß ab, daß die Lage

des Staates eine bedenkliche sei, sprach die Hoffnung auf die patriotische Betheiligung der Reichsstände beim Werke des Umbaues des staatlichen Lebens aus, warnte aber vor Neuerungssucht. Gleich nach der Verlesung der Thronrede geschah etwas, das den Riß, der in der Versammlung von vorn herein vorhanden war, grell beleuchtete. Der König bedeckte sein Haupt. Gemäß altem Gebrauch geschah vom Adel und der Geistlichkeit das Gleiche. Sofort folgten die Vertreter des dritten Standes dem gegebenen Beispiel. Darauf erhob sich Lärm und Widerspruch aus den Reihen des Adels und der Geistlichkeit. Der eigentliche Vorgang gewann dadurch sein Ende, daß der König seinen Hut wieder abnahm, worauf ein Gleiches von den Reichsständen geschah.

Begreiflicherweise waren die Abgeordneten auf die Vorlagen der Regierung gespannt. Aus ihnen allein konnte sich ja nur ein Schluß auf etwaige beabsichtigte Reformen machen und sich darnach Stellung nehmen lassen. Die Thronrede hatte sich in allgemeinen Redensarten bewegt, der Großsiegelbewahrer Barentin, der nach dem Könige sprach, bewegte sich in gleichem Gedankengange, und als darauf Necker seinen drei Stunden währenden Vortrag hielt, wußten die Abgeordneten in Betreff dessen, was denn nun die Regierung zu thun beabsichtige, und nach welcher Richtung hin sie die Beihülfe und Mitwirkung der Reichsstände in Anspruch zu nehmen Willens sei, nicht mehr und nicht weniger als am Tage vorher.

Die Nationalversammlung.

Dies verschlechterte die Stimmung der Abgeordneten des dritten Standes, die wenigstens schon so viel sahen, daß es der Regierung an Muth und Willen fehle, zur Durchführung von Maßregeln zu greifen, die dem Adel und der Geistlichkeit nicht genehm sein möchten, und doch lag es auf der Hand, daß ohne Veränderung der Steuerverhältnisse, ohne ein Hineinziehen der bisher privilegirten Stände in die Steuerpflicht überhaupt gar nichts zu machen war. Zum Erstaunen ist es, daß jene Stände sich wo möglich noch verblendeter erwiesen, als die Regierung. Daß sie, in der Bevorzugung groß geworden, wie auch in dem Phrasenkultus, in dem sie gelebt, alle Empfindung für Gerechtigkeit verloren hatten, ist eher erklärlich, als der Umstand, daß sie am hellen Tage nicht sahen, wohin die Bewegung der Geister ging, daß sie sich vielmehr jetzt einwiegten in die

Hoffnung, das, was an Vorrechten ihnen die Gnade des absoluten Königthums belassen, werde nun erst recht und zwar durch Zustimmung der Gesammtvertretung des Volkes befestigt werden. An den Fingern hatten sie es sich abgezählt, in welcher Reihenfolge sie mit Anträgen auftreten würden, um Beschlüsse herbeizuführen, wie sie dieselben wünschten, namentlich hatten sie sich in ihrer Berechnung darauf gestützt, daß ja, da nach „Ständen" abgestimmt werden müsse, die beiden „Stände" Adel und Geistlichkeit es stets in der Hand hätten, jeden beliebigen Antrag dem „dritten Stande" gegenüber zur Annahme oder zum Fall zu bringen. Sie sollten es bald gewahr werden, daß schon die Schablone, bezüglich des Machtverhältnisses in der Stellung der drei Stände zu einander, von den Vorboten des Sturmes, der im Anzuge begriffen war, emporgeweht werden würde. Dies begann ihnen klar zu werden, als die Frage wegen der Wahlprüfungen auftrat. Nach ihrer Ansicht hatte jeder Stand die Wahlprüfungen abgesondert für sich vorzunehmen, wogegen von den Vertretern des dritten Standes behauptet wurde, der einzelne Abgeordnete sei nicht als Vertreter eines Theils der Nation, sondern als Vertreter der ganzen Nation anzusehen, daher die Wahlen in gemeinsamer Sitzung zu prüfen seien. Klerus und Adel hielten an ihrer Ansicht, der dritte Stand hielt an der seinen fest, die Regierung stand dem ausgebrochenen Sturm rathlos gegenüber. Darüber gingen mehrere Wochen hin, während die nothwendigen Arbeiten für das Land ruheten. Der dritte Stand forderte den Adel und Klerus im Namen des Gottes des Friedens auf, den Sonderbestrebungen zu entsagen. Es erfolgte schnöde Abweisung. Da endlich erklärten die Abgeordneten des dritten Standes: wir, die wir 96 Hundertstel der Nation vertreten, während Adel und Klerus nur 4 Hundertstel vertreten, wir sind die Nationalversammlung und werden als solche nun an die Arbeit gehen; wollen die beiden ersten Stände daran Theil nehmen, wohl, so sollen sie uns willkommen sein, wenn nicht, so soll uns das nicht kümmern! — Am 18. Juni kündigte die Nationalversammlung als solche sich dem Volke an, ihm dabei gelobend, nicht zu weichen, ehe nicht eine Verfassung, wie die Zeit sie gebieterisch fordere, zu Stande gebracht sei.

Ein so kühnes Vorgehen des dritten Standes erregte bei Hofe um so mehr Besorgniß, als die Presse demselben das Wort redete, und man auch vernahm, daß eine Zahl von Adligen und Geistlichen Neigung verriethen, in die Nationalversammlung überzutreten. Mit jedem Tage mehr wuchs ihr Anhang, drohende Stimmen ließen sich vernehmen, dahin gehend: es möchte leicht die schwellende Bewegung,

falls die Regierung länger noch in gleicher Rath- und Thatlosigkeit verharre, weiter noch als über die ersten beiden Stände hinweggehen! Nun begann man sich bei Hofe ernstlich mit dem Gedanken an Zugeständnisse zu beschäftigen, die dem Volke zu machen seien. Aber über das Maß derselben ward man nicht einig. Von einer Seite ward gerathen, dem Lande eine Verfassung nach englischem Muster zu geben, ein Oberhaus und ein Unterhaus zu bilden. Dies scheiterte an der Abneigung des Königs gegen englisches Wesen. Endlich setzte es Necker durch, daß beschlossen ward: es sollte den Volksforderungen in Bezug auf die Steuerlast, die Aufhebung aller Privilegien und auf das Recht der freien Meinungsäußerung durch die Presse nachgegeben, dies Alles ihm in gemeinsamer Sitzung durch den König verkündigt, inzwischen aber die Abhaltung von Sitzungen der Abgeordneten des dritten Standes nicht gestattet und ebenso der Anspruch dieser Abgeordneten, sich als Nationalversammlung anzusehen, nicht anerkannt werden. Es erscheint eine königliche Verordnung, die jenem Beschluß entsprechend die gemeinsame Sitzung für den 22. Juni ankündigt. Dennoch setzt der Präsident der Nationalversammlung, Bailly, eine Sitzung derselben auf den 20. Juni an. Er findet die Saalthür verschlossen und das Haus besetzt. Bailly protestirt gegen die Gewalt, die gegen die Nation geübt werde, und führt darauf die Deputirten auf das Ballhaus, woselbst er unter begeisterter Zustimmung derselben erklärt, die Nationalversammlung sei nicht an den Ort gebunden, den die Regierung ihr anweise, und wonach die Deputirten (mit Ausnahme eines einzigen) noch einmal feierlich geloben, sich nicht zu trennen, bis für Frankreich eine neue Constitution festgesetzt sei.

Inzwischen war von Seiten der Regierung bekannt gemacht worden, daß die königliche Sitzung nicht am 22., sondern erst am 23. Juni stattfinden sollte. Als am 22. Juni die Abgeordneten des dritten Standes vor dem Ballhause erschienen, fanden sie auch dort die Thüren verschlossen, worauf sie sich in die Ludwigskirche zur Sitzung begaben. Dort erschien im feierlichen Zuge die Mehrheit des Klerus, mehrere Erzbischöfe an der Spitze, von denen Letztere erklärten: die eintretenden Geistlichen schlössen sich hiermit dem Bürgerstande an. Das war ein neuer Sieg der Abgeordneten des dritten Standes, der seine Wirkung geltend machte auf die Beschlüsse, die sie in Vorberathung auf die königliche Sitzung vom 23. Juni faßten. Am 23. Juni Morgens wimmelte es von Soldaten in Versailles, die aus Paris herbeigezogen worden waren. Adel und Klerus wur-

den zuerst in den Sitzungssaal eingelassen, während die Abgeordneten des dritten Standes längere Zeit draußen im Regen stehen mußten, und endlich erst auf wiederholtes heftiges Pochen Bailly's der Saal für sie geöffnet ward. Der König erschien, aber es fiel auf, daß Necker's Stuhl leer blieb. Von Necker war der Entwurf der königlichen Rede ausgearbeitet und derselbe vom Könige angenommen worden. Hinterher hatte sich der König durch Andere bestimmen lassen, Dinge in den Entwurf hineinzubringen, die den Ansichten Necker's widersprachen, weshalb dieser sie nicht vertreten wollte. Die Rede des Königs war im Grunde nichts als eine mit heftigen Vorwürfen gegen die Nationalversammlung reichlich ausgefüllte Drohung, die Reichsstände, falls der Trotz eines Theils derselben, nicht abgesondert — nach „Ständen" — berathen zu wollen, bestehen bleibe, nach Hause zu senden und sich allein als den wahrhaften Vertreter der Nation anzusehen. Nicht diese Drohung durch Worte und die durch Soldaten, von denen das Haus besetzt war, allein war es, was die Abgeordneten in große Aufregung versetzte. Der König hatte besonders betont, es solle Niemand in seinem „Eigenthum" gekränkt werden. Das war zu jener Zeit eine dem hohen Adel geläufige Phrase, womit ausgedrückt werden sollte: die Vorrechte mit ihren Vortheilen gehören wesentlich zum Eigenthum des Adels! — Der König hatte sich bewegen lassen, diese Phrase aufzunehmen, auf Grund deren man weiterhin vortheilhaft zu agitiren gedachte. — Der Schluß der Rede lautete: „Ich befehle Ihnen, meine Herren, sich sogleich zu trennen, und morgen Jeder in dem Saale zu erscheinen, der seinem Stande bestimmt ist, um darin ihre Sitzungen zu halten!"

Adel und Klerus gehorchten schweigend, die Abgeordneten des dritten Standes rührten sich nicht von ihren Sitzen. Als die Abgeordneten der ersten beiden Stände (mit Ausnahme derer, die am Tage zuvor dem dritten Stande zugetreten waren) den Saal verlassen hatten, und feierliches Schweigen eingetreten war, erhob sich Mirabeau, einen Antrag beim Präsidenten Bailly anmeldend. Als ihm das Wort gegeben war, sagte er: „Also Befehl! Und von wem? Von unserem Beauftragten, der von uns, den Inhabern eines unverletzbaren, staatsbürgerlichen Priesterthums, Befehle zu empfangen hat! Ich verlange, daß wir uns in die Würde der gesetzgebenden Macht hüllen und unserem Eide getreu nicht eher auseinandergehen, als bis wir dem Staate eine Verfassung gegeben haben!" Der Groß-Ceremonienmeister erschien im Saale und richtete an den Präsidenten Bailly die

Frage, ob er den Willen des Königs vernommen habe. Bailly entgegnete ihm: „Ich werde den Willen der Versammlung vernehmen." Mirabeau rief mit donnernder Stimme: „Gehen Sie und sagen Sie Ihrem Herrn, wir säßen hier im Namen der Nation, und daß man die Gewalt der Bayonette versuchen möge, uns von hinnen zu treiben!" — Die ganze Versammlung brach in rauschenden Beifall und Zuruf aus. Es war, als wären Mirabeau's Worte umlodert von einem dämonischen Feuer: Aller Herzen glüheten, jeder Abgeordnete war bereit, das Opfer des Lebens hinzugeben, um den Forderungen der Versammlung Geltung zu verschaffen. Sauer mochte es dem Ober-Ceremonienmeister ankommen, dem unköniglichen Könige zu berichten, was er gesehen und vernommen hatte. Der König aber, der eben so heftig gedroht hatte, sank vor Schreck in eine Art Erstarrung, bis er sich zu dem großen Entschluß aufraffte, Necker zu beschwören, ihn nicht zu verlassen. Dieser, dem das Volk bereits seine Huldigung dargebracht hatte, versprach, zu bleiben.

Inzwischen hatte die Nationalversammlung ihre Verhandlungen aufgenommen, die von Bailly durch eine Rede eingeleitet worden waren, in der er mit Ruhe und Festigkeit geäußert hatte: „Wir sind heut, was wir gestern waren." Die Versammlung erklärte sich für unverletzlich. Vergebens wurde dem Könige von einigen hochgestellten Personen gerathen, Gewalt anzuwenden. Er habe, wird erzählt, darauf geäußert: „Meiner Sache wegen soll kein Mensch um's Leben kommen!" Aber weshalb hatte denn der schwachköpfige Monarch da erst gedroht? weshalb Versailles mit Soldaten vollstopfen lassen?

Da nun Niemand die Nationalversammlung anzutasten wagte, so war damit der Sieg des dritten Standes entschieden. Am folgenden Tage schloß sich der noch zurückgebliebene Theil des Klerus der Versammlung an. Nun hatte auch der Adel sich ernstlich mit der Frage zu beschäftigen, ob es wohlgethan sei, ferner noch in Opposition mit der Nationalversammlung zu bleiben. Da mußten die Herren sich denn doch sagen, daß, wollten sie überhaupt noch ein gewisses Maß von Geltung aufrecht erhalten, dies nur durch den Eintritt in die Nationalversammlung zu erreichen sei. So trat denn am 25. ein Theil, am 27. der Rest des Adels in die Nationalversammlung ein.

Erstürmung der Bastille.

Es gewährte den Führern der Nationalversammlung auf eine Zeit Befriedigung und Genugthuung, daß Männer wie Talleyrand-Perigord, Bischof von Autun, Henri Gregoire, Bischof zu Blois, und sogar der Herzog Philipp von Orleans sich ihr angeschlossen hatten. Der Freude über den Sieg machte jedoch bald die sich aufdrängende Ueberzeugung Platz, daß die meisten Mitglieder des Adels und des Klerus ja doch jenen Schritt nur aus Berechnung gethan hatten, daß man demnach das Benehmen der einzelnen Personen genau zu beachten habe. Viele Mitglieder des Adels waren überdies thöricht genug, durch laute Unterhaltungen und Lachen die Sitzungen zu stören, und durch ihre ganze Haltung zu erkennen zu geben, daß sie im Grunde ihres Herzens ihren Standeshochmuth vollkommen bewahrt hatten. Einzelne meinten es ehrlich mit ihrem Eintritt in die Nationalversammlung, Andere heuchelten in meisterhafter Weise und verfolgten persönliche Zwecke.

Der Bösesten Einer war der Herzog Philipp von Orleans, ein Vetter des Königs. Sein Großvater, Regent während der Minderjährigkeit Ludwig XV., hatte sich wegen seiner unnatürlichen Laster berüchtigt gemacht, und der Enkel erwies sich als echter Erbe schmachvoller Charactereigenheiten. Er strebte danach, die ältere Linie des Hauses Bourbon vom Throne zu beseitigen und die jüngere Linie, deren Haupt er war, an die Regierung zu bringen. Vermählt war er mit der Tochter des Herzogs von Panthièvres, die ihm ein außerordentlich reiches Heirathsgut mitgebracht hatte, deren zu erwartendes väterliches Erbe aber noch ungleich größer war. Doch stand in Aussicht, daß dies Erbgut getheilt würde, da der Herzog von Panthièvres noch einen Sohn hatte. Diesen seinen jungen Schwager beseitigte der Herzog von Orleans dadurch, daß er ihn in Ausschweifungen der niedrigsten Art hineinzog und ihn durch bezahlte Creaturen darin so lange festhielt, bis er körperlich zerrüttet war und durch eine Krankheit hinweggerafft ward. Im Mittelpunkt von Paris besaß er einen Palast, Palais-Royal genannt, an den sich ein großer, dem Volke offener Garten schloß. Nur einen Theil des umfangreichen Palastes bewohnte der Herzog, den größeren (den für das Publikum freigegebenen Gartenanlagen zugekehrten Theil) hatte er vermiethet und bei der Wahl der Miether nur die Interessen des Geldbeutels in Betracht gezogen. Bogengänge führten in Kaffeehäuser und in Läden mit

Luxusartikeln, ja der Herzog hatte sogar einigen der berüchtigtsten pariser Dirnen Wohnungen für hohe Miethen eingeräumt, und wir werden diese Dirnen, die unter dem Namen „Damen des Palais-Royal" bekannt waren, in dem blutigen Drama der französischen Revolution eine Rolle spielen sehen. Schon in gewöhnlichen Zeiten waren die Anlagen zur Abendzeit stark besucht, namentlich herrschte auf dem mit Tischen und Stühlen besetzten Platze vor den Kaffeehäusern ein vergnügliches Getreibe. Jetzt ward nun dieser Ort gleichsam die Börse für die neuesten Nachrichten aus Versailles, die, wie es nicht verwundern kann, das ganz besondere Interesse der Pariser erregten. Eben so wenig kann es verwundern, daß man nicht geneigt war, die Rolle des müßigen Zuschauers zu spielen, sondern daß die Vereinigung Gleichgesinnter zu Entschlüssen, die Entschlüsse zu Thaten führten.

Am Hofe zu Versailles begann man auf's Neue an Widerstand zu denken. Heißblütige Adlige waren da, die sich bereit erklärten, das Schwert gegen den bösen Drachen der Volkssouveränität zu ziehen. Die Königin versammelte eine Schaar dieser Paladine des müßiggängerischen und unfähigen Absolutismus um sich, dabei die Komödie aufführend, die von Maria Theresia und den ungarischen Magnaten erzählt wird, indem sie, den Dauphin auf dem Arm, jene beschwor, den Kampf für das Königthum gegen das Volk aufzunehmen, und hinzusetzte, sie vertraue den Dauphin dem Adel, und von ihr, der Mutter, solle der künftige König Frankreichs es lernen, daß der Adel des Thrones treueste Stütze sei. Nun bekam auch der König Anwandlungen des Muthes. Es wurden neue Truppen aus den Provinzen herbeigezogen, die Zahl derselben in und um Versailles und Paris stieg allgemach bis auf 30,000.

Eine solche Haltung der Regierung mußte in der Nationalversammlung ernste Besorgniß anregen. Mirabeau und nach ihm die ganze Versammlung hatten zwar kühn die Bayonette herausgefordert, wenn aber an jenem Tage, an welchem dies geschah, nur eine einzige Compagnie in den Sitzungssaal eingedrungen wäre, so hätte die Versammlung keine Mittel gehabt, sich der Gewalt zu erwehren. Ihre Stärke bestand in ihrer moralischen Ueberlegenheit, die zu kühnem Wagniß ermuthigte und lähmend auf den äußerlich mit Macht ausgerüsteten Gegner wirkte. Die Nationalversammlung führte an der Hand der Statistik den Beweis, daß sie Frankreich vertrete, sie hatte die Volksstimmung für sich, und es waren beifällige Kundgebungen aus dem Volke für sie zur Zeit auch geradezu unerläßlich. Ob dies

immer so bleiben würde, war eine Frage, die für jetzt nicht in Betracht kam. Die „Gallerie" begann ihre Rolle zu spielen. Sie war ein ursprünglich nur für den Hof bestimmter Raum im Sitzungssaale. Aber bald nahm ihn die Bevölkerung für sich in Anspruch, und die Beifallsrufe von dort her waren der Nationalversammlung schon um deswillen willkommen, weil sie für die Regierung die Bedeutung von Warnungsrufen hatten. Zu welcher Macht die Gallerie durch die Intriguen Einzelner gelangte, wird sich weiterhin ergeben. Fühlten die Abgeordneten sich nun auch täglich mehr getragen durch die allgemeine Volksstimme, so mußte man doch die Möglichkeit zugeben, daß von Seiten der Hofpartei ein Schlag ausgeführt werde. Wie sollte man sich einer Truppenmacht von 30,000 Mann erwehren? Die Nationalversammlung wandte sich in einer Adresse an den König, darauf verweisend, daß das Herbeiziehen einer so großen Truppenmacht die Bevölkerung beunruhige, und daran den Wunsch anschließend, es wolle dem Könige gefallen, die Truppen zu entfernen. — Am Hofe ward diese Adresse als eine gute Vorbedeutung angesehen. Man beginnt sich zu fürchten! sagten die Heißsporne, und sie ließen sich hinreißen, allerhand drohende Reden hinzuwerfen. Auch der König erhob das Haupt wieder kühner. Kalt und abweisend war seine Antwort. „Die Truppen", sagte er, „sind bestimmt, neue Unordnungen zu verhüten, die Ausübung des Gesetzes und der öffentlichen Ruhe zu sichern und die Freiheit der Versammlung zu beschützen." Wie Hohn und Drohung zugleich klang der Schluß: er wolle, falls die Versammlung in Sorge sei, sie nach einem andern Orte verlegen. Nun kam auch noch dazu, daß Necker seiner Stelle enthoben und ihm befohlen wurde, augenblicklich und mit Vermeidung alles Aufsehens Frankreich zu verlassen. Man vernahm die Namen der Männer, die das neue Ministerium bilden sollten, und es waren diese Männer als die heftigsten Volksfeinde bekannt — es konnte gar kein Zweifel mehr darüber herrschen, daß von Seiten der Regierung ein Schlag ausgeführt werden sollte.

Inzwischen war man im Palais-Royal nicht müßig gewesen, und wie die Galerie in Versailles von der Nationalversammlung geheime Anregungen empfangen hatte, in ihren Kundgebungen nicht sparsam zu sein, so war auch den Lenkern der Versammlungen, die im Palais-Royal stattfanden, zu erkennen gegeben worden, daß es unerläßlich sei, die pariser Bevölkerung zu thätigen Kundgebungen anzuspornen. Einer solchen Mahnung bedurfte es kaum. Es lag für die Pariser ein unermeßlicher Reiz darin, im Palais-Royal eben-

falls so eine Art Nationalversammlung zu spielen. Mirabeau, Sieyes und andre kühne Redner regten zur Nachfolge an, die gegenwärtigen Uebel kannte man, und der Gedanke, daß sie befestigt werden könnten, rief Besorgniß und Grimm hervor, wogegen in den Reden der Freiheitsmänner sich der Phantasie ein Eden der Freiheit eröffnete. Freiheitsideale stiegen auf in der Volksseele, die mit heroischem Muth erfüllten; aber man scheuete sich auch nicht, Mittel in Vorschlag und Verwendung zu bringen, die alles Edelsinnes baar waren. Verführung der Soldaten! Das ward als Parole ausgegeben, und plötzlich war Geld die Fülle da, dies Werk zu Stande zu bringen. Das Geld kam aus der Tasche des Herzogs von Orleans, der die revolutionäre Bewegung so weit zu unterstützen beschlossen hatte, bis sie im Stande sei, die ältere Linie des Königshauses hinwegzuschwemmen. Dann, wenn die wilden Wasser der Revolution sich verlaufen haben würden, dann — so rechnete er — sei er der Herr der Situation. Nicht nur die „Damen des Palais-Royal," sondern auch viele andre „Damen" aus Paris hatte man in den Dienst genommen, die in Paris stehenden Truppen ihrem Eide und ihrer Pflicht untreu machen zu helfen. Manche arme Teufel von Soldaten, die bisher von den Bürgern keines Blickes gewürdigt worden waren, wurden überschüttet mit Freundlichkeit, wurden in den Garten des Palais-Royal geführt, wo man sie den „Damen" überantwortete, denen ganze Batterien von Champagner zur Verfügung gestellt waren. Verdient eine solche Handlungsweise der „Gesellschaft der Freunde der Freiheit" gebrandmarkt zu werden, so dürfen wir doch auch nicht vergessen, daß das absolute Königthum den traurigen Ruhm für sich in Anspruch zu nehmen berechtigt ist, zuerst und systematisch „Damen" verwandt zu haben, um politische Zwecke zu erreichen. Es läßt sich kaum etwas Schlechtes denken, worin das absolute Königthum dem Volke nicht Lehrer und Vorbild gewesen wäre. Bruch des Eides! O, was hatte ein Eid in Versailles zu bedeuten gehabt! Nun denn, das Volk in seiner Noth übte eine der Schandthaten, die in dem Schuldbuche seines Königsgeschlechts aufgeführt standen. Das Werk gelang, die Soldaten erklärten, nicht auf das Volk schießen zu wollen. Es kam gegen die Offiziere zu Meutereien, elf Rädelsführer wurden gefangen gesetzt, von dem Volke aber befreit. Die Nationalversammlung belobte das Volk von Paris für diese Heldenthat. Es war wiederum die Noth des Augenblicks, von der die Nationalversammlung sich zu einem solchen Verfahren bestimmen ließ. Anarchie im Volke und Militär! War denn nicht zu vermuthen, daß die Anarchie wachsen,

daß sie eines Tages, entsprechend ihrer innersten Natur, auch gegen die Macht sich erheben würde, der sie Dasein und Förderung verdankte?

So hatte die Lage sich in Paris gestaltet, als daselbst die Nachricht von der Entlassung Necker's eintraf. Sofort stieg ein Heer von Befürchtungen auf, die sich zu Gerüchten gestalteten. Das neue Ministerium, hieß es, wolle seinen Antritt damit einleiten, daß die Nationalversammlung aufgehoben, das Palais=Royal durch königstreue Truppen geplündert und Paris vom Montmartre bombardirt würde.

Alles gerieth in fieberhafte Bewegung, Massen strömten in die Gärten des Palais=Royal. Da geschah es — am 12. Juli Nachmittags — daß ein junger Literat, Camille Desmoulins, einen Säbel in der einen, ein Pistol in der andern Hand führend, aus einem der Kaffeehäuser stürzte, auf einen Tisch sprang und glühenden Angesichts die Versammelten beschwor, nunmehr zu den Waffen zu greifen, um das bedrohte Recht des Volkes zu schützen. „Bürger," rief er, „es ist kein Augenblick zu verlieren; ich komme von Versailles, Necker ist verabschiedet; diese Entlassung ist die Sturmglocke zu einer Bartholomäusnacht für die Patrioten, heute Abend werden alle schweizer und deutschen Bataillone vom Marsfelde anrücken, in der Absicht, uns zu erwürgen!" Er griff empor nach einem Zweige, nahm ein Blatt und heftete es an seinen Hut, indem er die zum Widerstande Bereiten aufforderte, das Blatt als Abzeichen anzunehmen. Es erfolgte zustimmender Zuruf, worauf im Nu die nächsten Bäume ihrer Blätter entledigt wurden. So entstand die Nationalcocarde. Jedoch schon Tags darauf ward Grün, weil dies die Farbe des verhaßten Herzogs von Artois war, verworfen und dafür Blau und Roth (die Farben von Paris) gewählt, zu denen man vierzehn Tage später noch Weiß hinzufügte und so zur „Tricolore" gelangte.

Als Camille Desmoulins seine glühende Rede beendet hatte, folgten ihm Andre auf derselben Rednerbühne. Einer rieth, zu verhindern, daß heut, als an einem Tage der Trauer Theater gespielt würde. Sofort eilten Freiwillige hinweg, das Nöthige zu thun, damit dem Beschluß Folge gegeben werde. Aus einem der Kunstläden des Palais=Royal wurden die Büsten Necker's und des Herzogs von Orleans herbeigebracht, beide mit Trauerflor umhangen, und nun begann ein Umzug durch die Straßen, und freiwillig oder auf Anruf entblößte jeder dem Zug Begegnende vor den Büsten, die vorangetragen wurden, sein Haupt. Der Zug schwoll an und traf auf dem Platze Ludwig's XV. auf deutsche Reiter unter Führung des Prinzen



DIE ERSTÜRMUNG DER BASTILLE (FRANZÖSISCHE REVOLUTION).

Lambesc. Die Reiter sprengten in die Menge hinein, die auseinander stob. Einige Verwundungen fanden statt, Gegenwehr wurde nicht geleistet, worauf der Prinz, dem ein möglichst schonendes Verfahren empfohlen war, die Reiter zurückzog. Es war Abend geworden. Freunde der Regierung meinten, die Sache sei abgethan, das Spektakel zu Ende. Sie irrten. In hellen Haufen [illegible] und rufend und empfangen von jubelnden Lebehoch [illegible] in die erleuchteten Gärten des Palais-Royal. Was einst die Wohnung der Circe für die Gefährten des Odysseus, das war das Palais-Royal für die königliche Garde gewesen. In diesem Garten hörte man hundertfach das Wort „Freiheit“; wenn aber [illegible] und pariser „Damen“ ihre Rolle gespielt hätten, sie hätten [illegible] heut eben so laut gebrüllt: „Nieder mit den [illegible]!“ —

Die Bourbonenherrschaft hatte in Bezug auf Denken und Empfinden, auf Anschauungen und Sitten Frankreich im Laufe der letzten Jahrhunderte in einen großen Augiasstall verwandelt, in den neuerdings frische Gewässer eingeströmt waren. War es denn möglich, daß diese ihre ursprüngliche Klarheit behielten? Die Strömung kam in ihrer Gesammtheit von außen, aber die Gewässer hatten unterirdische Gänge gefunden, so daß gleichzeitig auch inmitten des großen Augiasstalles Quellen aufbrachen, Quellen verschiedenen Gehalts, die einen klar aufsteigend, die andern gleich bei ihrem Erscheinen trübe Mischungen zeigend. Die Ablagerungen von Verkommenheiten wurden von den steigenden gährenden Fluthen, die zu kreisen begannen, gelöst und emporgehoben. In einem schrecklichen Bilde sollte die Welt ein Widerspiel der Geschichte Frankreichs in den letzten Jahrhunderten sehen. Der [illegible] behüte uns vor Ungerechtigkeit. Versagen wir dem [illegible] Einzelner unsere Anerkennung nicht, hüten wir uns auch, denen, die jetzt gerade am Ruder saßen, alle Schuld beizumessen, erhalten wir uns vielmehr die Blicke offen für die Gesammtentwicklung des französischen Volkes, das, bis zum Tode krank und von seiner Krankheit nicht nur an Haupt und Gliedern behaftet, sondern an derselben auch an Haupt und Gliedern schuldig, einer furchtbaren Krise entgegen ging, die um deswillen so schwer war, weil die Massen der verkommenen Stoffe alle Adern und Gefäße des Staatskörpers erfüllt hatten und nun gleichzeitig in Bewegung gesetzt wurden.

„Die Garde ist zu uns übergegangen!“ Das war ein Ruf, der die Bevölkerung von Paris electrisirte. In der Nacht noch wurde eine Zahl von Waffenläden erbrochen und ausgeräumt. Die



DIE ERSTÜRMUNG DER BASTILLE (FRANZÖSISCHE REVOLUTION)

Lambesc. Die Reiter sprengten in die Menge hinein, die auseinander stob. Einige Verwundungen fanden statt, Gegenwehr ward nicht geleistet, worauf der Prinz, dem ein möglichst schonendes Verfahren empfohlen war, die Reiter zurückzog. Es war Abend geworden, Freunde der Regierung meinten, die Sache sei abgethan, der Spectakel zu Ende. Sie irrten. In hellen Haufen kamen singend und rufend und empfangen von jubelnden Lebehochs königliche Gardisten in die erleuchteten Gärten des Palais=Royal. Was einst die Wohnung der Circe für die Gefährten des Odysseus, das war das Palais=Royal für die königliche Garde gewesen. In ihrem Gebrüll hörte man hundertfach das Wort „Freiheit"; wenn aber nicht Champagner und pariser „Damen" ihre Rolle gespielt hätten, so hätten sie wohl heut eben so laut gebrüllt: „Nieder mit den Freiheitsmännern!" —

Die Bourbonenherrschaft hatte in Bezug auf Denken und Empfinden, auf Anschauungen und Sitten Frankreich im Laufe der letzten Jahrhunderte in einen großen Augiasstall verwandelt, in den neuerdings frische Gewässer eingeströmt waren. War es denn möglich, daß diese ihre ursprüngliche Klarheit behielten? Die Sturmfluth kam in ihrer Gesammtheit von außen, aber die Gewässer hatten unterirdische Gänge gefunden, so daß gleichzeitig auch inmitten des großen Augiasstalles Quellen aufbrachen, Quellen verschiedenen Gehalts, die einen klar aufsteigend, die andern gleich bei ihrem Erscheinen trübe Mischungen zeigend. Die Anhäufungen von Verkommenheiten wurden von den steigenden glitzernden Fluthen, die zu kreisen begannen, gelöst und emporgehoben. In einem schrecklichen Bilde sollte die Welt ein Widerspiel der Geschichte Frankreichs in den letzten Jahrhunderten sehen. Der Geist der Geschichte behüte uns vor Ungerechtigkeit. Versagen wir dem heroischen Ringen Einzelner unsere Anerkennung nicht, hüten wir uns auch, denen, die jetzt gerade am Ruder saßen, alle Schuld beizumessen, erhalten wir uns vielmehr die Blicke offen für die Gesammtentwicklung des französischen Volkes, das, bis zum Tode krank und von seiner Krankheit nicht nur an Haupt und Gliedern behaftet, sondern an derselben auch an Haupt und Gliedern schuldig, einer furchtbaren Krise entgegen ging, die um deswillen so schwer war, weil die Massen der verkommenen Stoffe alle Adern und Gefäße des Staatskörpers erfüllt hatten und nun gleichzeitig in Bewegung gesetzt wurden.

„Die Garde ist zu uns übergegangen!" Das war ein Ruf, der die Bevölkerung von Paris electrisirte. In der Nacht noch wurde eine Zahl von Waffenläden erbrochen und ausgeräumt. Die

Garde ging zum Angriff auf die Schweizertruppen über, die auf dem Marsfelde standen. Die Haltung der Schweizer war derart, daß ihre Anführer es für gerathen hielten, sie ganz aus Paris zu ziehen. Nun waren die Aufständischen, Garde und Volk, Herren von Paris. Im Stadthause ward eine neue Municipalität und zum Präsidenten derselben Flesseles gewählt, der thöricht genug war, die nach Waffen rufenden Massen dadurch zu täuschen, daß er sie nach Gebäuden schickte, in denen, wie er wußte, Waffen nicht vorhanden waren, und der daher den Verdacht hervorrief, er wolle die Bewaffnung des Volkes überhaupt hintertreiben, um den königlichen Truppen, wenn diese gegen Paris vorrückten, leichteres Spiel zu verschaffen. Die Wuth des Volkes gegen den „Verräther" stieg, ebenso der Eifer, sich um jeden Preis mit größeren Vorräthen von Waffen zu versehen, und dieser Eifer führte auch zum Ziel. Die Einen machten auf das Garde-meuble aufmerksam, das eine Unzahl alterthümlicher, zum Theil kostbarer Waffen enthielt, Andre erinnerten daran, daß das Invalidenhaus Waffen in Masse berge. Das Garde-meuble ward erbrochen und seines Inhalts entledigt, das Invalidenhaus, dessen Besatzung Widerstand leistete, erstürmt. Die Ausbeute aus dem Invalidenhause bestand in 30,000 Gewehren und einigen Kanonen.

Nun erhob sich der Ruf: „Nach der Bastille!" — Die Bastille, die Zwingburg des Absolutismus, war eine inmitten von Paris gelegene Citadelle, bombenfest, von tiefen Gräben umgeben. Diese Zwingburg beherrschte mit ihren Kanonen die Stadt und war längst ein Gegenstand des Fluches geworden, da in ihren Gefängnissen im Laufe der Zeit unzählige Unschuldige geschmachtet hatten, Opfer der Despotenlaune, der Laune der Maitressen und der Höflinge und eben so auch Opfer verwerflicher Gesetze. Dem Adligen, der einem Bürger Geld schuldete, war nicht beizukommen; für den Bürgerlichen aber that sich in gleichem Falle sofort die Bastille mit ihren schauerlichen Kerkern auf. Viele edle Geister Frankreichs, die in Schriften dem Despotismus kühn entgegen getreten waren, hatten hier ihr Ende gefunden. Unter den Opfern verdient erwähnt zu werden der edle Pelisson, dem von seinem grausamen Kerkermeister die Spinne, die er sich gezähmt hatte — das einzige Wesen, welches ihn in seiner qualvollen Einsamkeit tröstete — getödtet ward.

Nicht allein die Erinnerung an die Bedeutung, die die Zwingburg bisher gehabt hatte, reizte dazu, einen Angriff auf sie zu unternehmen, sondern auch die Erwägung, daß, so lange die königlichen Truppen sich im Besitze des Castells befänden, die Aufständischen sich

innerhalb der Stadt nicht frei bewegen könnten, ihre Lage aber, falls von außen her ein Angriff erfolge, eine ganz unhaltbare sei. Daher der Beschluß der Aufständischen, sich, sei es auf dem Wege der Verhandlung, sei es auf dem der Gewalt, der Zwingburg zu bemächtigen. Ersterer Weg führte nicht zum Ziel, doch erklärte der Commandant den Deputirten aus dem Volke, die ihn zur Capitulation aufforderten, er werde strenge Neutralität beobachten, so lange man nichts Feindliches gegen das Castell unternehme, und er ließ, um seine friedliche Gesinnung thatsächlich zu erkennen zu geben, sämmtliche Kanonen aus den Schießscharten zurückziehen. Die Menge kehrte sich jedoch an diese Erklärungen nicht, und ohne zu wissen, wie groß oder gering die Gefahr sei, der man bei einem Angriff auf das Castell entgegen gehe, begannen Einzelne, die Ketten der Zugbrücke niederzuhauen. Wäre die Bastille kriegsmäßig besetzt gewesen, so möchten die Aufständischen sich an ihr vergebens die Köpfe eingerannt haben, wenigstens wäre kaum Aussicht gewesen, ihrer, selbst bei den größten Anstrengungen, in Tagen Herr zu werden. Nun aber bestand — was, wie vieles Andere, für die Kopflosigkeit des Oberanführers der königlichen Truppen, Herzogs von Broglie, spricht — die ganze Besatzung des Castells aus 32 Schweizern und 82 Invaliden, eine Besatzung, die sich von vorn herein selbst für zu schwach ansah, einen auch nur im Mindesten ernstlich gemeinten Angriff abzuweisen. Dennoch ließ der Commandant, als das Volk über die erste Kettenbrücke drang, Feuer geben. Die Stürmenden prallten zurück, es wurden, um Raum zu gewinnen, einige Gebäude niedergebrannt, Gardisten führten fünf Kanonen und einen Mörser herbei und begannen auf das Castell zu feuern. Nun stellten die Invaliden an den Commandanten das Begehren, er möge capituliren. Der Commandant, darüber außer sich, machte Anstalten, das Castell in die Luft zu sprengen, er ward jedoch an der Ausführung von den Invaliden verhindert. Einzelne derselben hatten inzwischen ein Stück Papier durch eine Schießscharte hinausgeworfen, auf dem die Erklärung stand, sie seien bereit, das Castell gegen freien Abzug zu übergeben. Ein Stabsoffizier las die Erklärung vor und rief den Invaliden zu, er erkläre Namens des Volkes auf Ehrenwort, daß man sie ungekränkt werde abziehen lassen, falls ohne Verzug die Uebergabe erfolge. Da fällt die Zugbrücke, unter brausendem Ruf stürmt die Menge auf den Hof des Castells. Aus dem Volke waren 83 Personen gefallen. Dies regt zur Wuth an, in der des gegebenen Ehrenwortes nicht gedacht wird. Die Schweizer, die weiße Kittel

über die Uniformen geworfen haben und deshalb für Gefangene gehalten werden, gehen frei aus, die Invaliden, der Commandant und seine Offiziere an der Spitze, werden gefangen hinweggeführt. Das Ziel ist das Rathhaus, doch erreichen die meisten der Unglücklichen dasselbe nicht, sie werden unterweges ermordet, die Leichen einiger an Laternenpfählen aufgezogen. Nun erhebt sich vor dem Rathhause gegen den Präsidenten Flesseles, der offenbar hatte verhindern wollen, daß das Volk sich bewaffne, und von dem jetzt, wie behauptet ward, ein Brief, der volksfeindliche Gesinnungen zu erkennen gebe, in der Tasche des Commandanten gefunden worden sei, der Ruf: „Tod dem Verräther!" Die Menge dringt in den Saal, der Präsident wird aufgefordert, sich zu rechtfertigen. Doch ehe der Erbleichende noch zu Worte kommt, streckt ihn ein Pistolenschuß nieder. Sein Kopf wird abgehauen, bei den Haaren hinausgetragen und auf eine Stange gesteckt. Ein Gleiches ist bereits mit dem Kopf des Commandanten der Bastille geschehen. An andern Stangen sieht man abgehackte Arme und Beine der übrigen Opfer. Schon ist die Bestie des französischen Wesens entfesselt, welches eben noch von dem Schimmer der Freiheitsbegeisterung verhüllt war. Es bildet sich, die Stangenträger an der Spitze, ein Triumphzug durch die Straßen. Die entmenschte Rotte, Gefangene und Kanonen mit sich führend, wird überall von wüthenden Beifallsrufen begrüßt, wird mit Blumen, Kränzen und Bändern überschüttet. Darüber vergeht der Tag. Gegen Abend ertönt die Sturmglocke, Gerüchte von Angriffen der königlichen Truppen auf die Einwohner fliegen durch die Stadt. Das Pflaster wird aufgerissen, Barrikaden werden erbaut. Hinterher ergiebt es sich, daß Alles blinder Lärm war. Ein Ungeist ist zugleich mit der Bewegung aufgestanden: es wird in Bezug auf die Absichten oder die Haltung des Gegners mit Absicht gelogen. Einzelne Personen hatten sich gesagt, es sei wünschenswerth, daß Paris Barrikaden errichte, um dem Feinde, falls er etwa anrücke, mit Hoffnung auf Erfolg widerstehen zu können, auch gebiete Vorsicht, zur Nachtzeit in Waffen zu bleiben. Um Beides zu bewirken, ward jene Lüge ausgestreut. Solche Art bedachten Luges ward weiterhin fortgesetzt als unentbehrlicher Alliirter betrachtet. — In der Bastille waren nur wenige Gefangene gefunden worden, was günstig für Ludwig XVI. sprach; zwei der Gefangenen, die dem Wahnsinn verfallen waren, mochten unter seinem Vorgänger eingekerkert worden sein. Doch die Bastille war wegen der Unthaten, zu deren Ausübung sie gedient hatte, zu verhaßt, als daß der Beschluß des Volkes, sie vom Erdboden zu vertilgen, Verwunderung

erregen konnte. Sie ward niedergerissen, kein Stein auf dem andern gelassen.

Anderthalb Meilen von Paris, in Versailles, hatte man sich bei Hofe am 13. Juli, demnach am Tage vor der Erstürmung der Bastille, noch in den schönsten Hoffnungen gewiegt, ja es war sogar in der Nacht darauf ein Hofball veranstaltet worden. Die Ausführenden hatten freilich ihre besonderen Absichten dabei. Einmal galt es ihnen, den König in guter Stimmung zu erhalten. Man hoffte, daß man ihm bald werde verkündigen können, daß Paris gebändigt sei, wonach er dann, wie man weiter hoffte, nicht anstehen würde, sich der lästigen Gesellschaft in Versailles, die sich Nationalversammlung nenne, mit einem Schlage zu entledigen. Für's Andre galt es, die Offiziere durch Einladungen und Schmeicheleien zu höchstem Eifer anzuspornen. Bezüglich der Gemeinen und Unteroffiziere verfuhr man ähnlich wie im Palais-Royal: ihnen wurde Braten und Champagner gespendet, und dabei fehlte es nicht an Hinweisen, daß sie nächstens auf Kosten der Pariser gute Quartiere erhalten würden. In Paris hatte man in den Reihen der Garden auf Vernichtung der gelobten Treue hingearbeitet, in Versailles ward die Begehrlichkeit in den Kriegsleuten hervorgerufen und auf diese Art die Armee von hüben und drüben her in ihren moralischen Grundfesten erschüttert. Die Maßregeln, die in Bezug auf die Bearbeitung der Truppen in Versailles in Vollzug gesetzt wurden, gingen aus dem Hofkreise der Königin hervor.

Bote auf Bote brachte der Nationalversammlung in Versailles von den Vorgängen in Paris Kunde. Die Bevölkerung hatte dem Ruf entsprochen, sich zu Gunsten der Nationalversammlung zu regen. Aber wie, wenn Paris über diese hinweggehe? wenn unberechenbare Kräfte sich der Bewegung daselbst bemeisterten und dort sich eine neue Landesregierung aufthue? Erwägungen solcher Art kräftigten den Wunsch in der Mehrheit der Abgeordneten, neue Versuche zu machen, in dem König die Geneigtheit zu erwecken, sich aufrichtig und ehrlich und ohne Verzug mit der Nationalversammlung zu Gunsten der constitutionellen Ordnung zu verbinden. Schon am 13. Juli war eine Deputation an den König gesandt worden, die ihm ehrerbietig erklärt, wie die Nationalversammlung die Entlassung Necker's bedaure und dieser Erklärung die Bitte hinzugefügt hatte, der König möchte die Truppen zurückziehen und gestatten, daß zur Handhabung der Ordnung eine Bürgergarde errichtet werde. Die Deputation war kalt empfangen und abschläglich beschieden worden. Bei den Nachrichten von der Zunahme des Aufstandes in Paris war

von Seiten Lafayette's der Antrag gestellt worden, die neuen Minister für alles etwa folgende Unheil verantwortlich zu machen, dies dem Könige zu erklären und ihm auf's Neue zu versichern, daß die Nationalversammlung unwandelbar an ihren ausgesprochenen Grundsätzen festhalte. Auch diesem Antrage war Folge gegeben, doch ebenfalls ein günstiges Ergebniß nicht erzielt worden. Als die Nationalversammlung am 14. Juli vernommen hatte, die pariser Garde sei zum Volk übergegangen, und es sei von den Aufständischen beschlossen worden, einen Sturm auf die Bastille auszuführen, sandte sie — gegen Abend — eine neue Deputation an den König, die mit der Nachricht zurückkam, der König habe nunmehr befohlen, die Truppen von Paris zurückzuziehen. Die Nationalversammlung blieb beisammen und empfing des Nachts die Nachricht von der Einnahme der Bastille.

Auch an den Hof gelangte um dieselbe Zeit diese Nachricht. Der Herzog von Liancourt, ein dem Könige ergebener, aber dabei volksfreundlich gesinnter Mann, hielt es für nothwendig, dem König noch in der Nacht davon Kenntniß zu geben. Ludwig hatte, Berichten seiner Hofschranzen trauend, die pariser Bewegung als bedeutungslos angesehen. Als er nun vernahm, was geschehen, rief er erschreckt: „Mein Gott, das ist ja eine große Revolte!" worauf der Herzog entgegnete: „Nein, Sire, es ist eine große Revolution!" —

Während dies in dem Schlafgemach des Königs vor sich ging, hatte man in der Nationalversammlung in Berathung genommen, ob es nicht unerläßlich sei, ohne Verzug dem König von dem Geschehenen Nachricht zu geben, um ihm die Augen darüber zu öffnen, daß seine neuen Rathgeber ihn auf einen verderblichen Weg geleitet hätten. Demgemäß war beschlossen und eine Deputation ernannt worden. Die Deputirten wurden zugleich beauftragt, dem Könige Bericht zu erstatten über die Intriguen, die — wie man vermuthe, hinter seinem Rücken und um ihn zu täuschen — ausgeübt würden. In diesem Sinne rief Mirabeau: „Sagt dem Könige, daß die fremden Horden, von denen wir umzingelt sind, gestern Besuch erhalten haben von Prinzen, Prinzessinnen, begünstigten Herren und Damen, auch Liebkosungen, Ermahnungen und Geschenke von ihnen; sagt ihm, daß die ganze Nacht hindurch diese Trabanten aus der Fremde, mit Geld und Wein überfüllt, in ihren ruchlosen Gesängen die Knechtung von ganz Frankreich vorausgesagt haben, und daß ihre brutalen Wünsche die Vernichtung der Nationalversammlung ausriefen; sagt ihm, daß in seinem Palast selbst die Höflinge ihre Tänze in den

Klang dieser barbarischen Musik verflochten, und daß man daselbst ein Spiel getrieben, welches genau dem Vorspiel der Bartholomäusnacht gleicht . . . ."

Da thaten sich die Flügelthüren auf, und der König, begleitet von seinen beiden Brüdern, dem Grafen von Provence (später Ludwig XVIII.) und dem Grafen von Artois (später Karl X.), trat in den Saal.

Ungeheuchelt war der freudige Zuruf, mit dem die Versammlung wie aus einem Munde den König empfing. Der lebhafte Wunsch nach Verständigung mit der Krone ohne Preisgebung der Volksrechte war in der Nationalversammlung vorhanden: jetzt sprach das Erscheinen des Königs in der Versammlung dafür, daß auch er endlich Willens sei, in die Bahn politischen Lebens, die allein aus dem Uebel der Zeit herauszuführen vermochte, einzulenken. In diesem Sinne sprach er sich auch aus und wiederholte, daß den Truppen Befehle zugegangen seien, sich aus der nächsten Umgegend von Paris zurückzuziehen. Darauf kehrte er, den besten Eindruck hinterlassend, in sein Schloß zurück.

Inzwischen war aber auch bereits die Hofpartei zu eifrigster Berathung zusammen getreten, und kaum war der König wieder im Schlosse erschienen, so ward er von Rathschlägen bedrängt, die mit seinen letzten Entschlüssen und Erklärungen in vollem Gegensatz standen. Man beschwor ihn, sich ohne Verzug inmitten der ihm noch treuen Truppen nach dem festen Metz zurückzuziehen, von wo aus es ihm dann ermöglicht sein werde, in aller Ruhe mit den Aufständischen in Paris und auch mit der ihn bedrängenden Nationalversammlung zu verhandeln.

Die Ausführung dieses Vorschlages wäre vielleicht Keinem lieber gewesen, als dem auf Beute lauernden Herzog von Orleans, der dann wohl durch bezahlte Creaturen im Volke hätte dafür wirken lassen, daß er zum Könige ausgerufen worden wäre. Es unterliegt keinem Zweifel, daß den König die Rücksicht auf jenen von ihm mit Mißtrauen betrachteten Verwandten zumeist bestimmte, die neuen Rathschläge der Hofpartei abzulehnen. Mochte er auch immerhin, gegenüber den moralischen und den Waffensiegen der Volkspartei, in schweren Sorgen sein: als das Gefährlichere erschien es ihm, dem Herzoge von Orleans gewissermaßen das Feld zu räumen. Nun hielten die Häupter der Hofpartei es für gerathen, zurückzugehen, einmal zu eigenem Schutz, für's Andere aus Rücksicht für den König, der ja jetzt, mit oder ohne innere Zustimmung, genöthigt war, sich mit Männern zu

umgeben, die nicht von vorn herein das Mißtrauen der Volkspartei herausforderten. Nur die Königin und der ältere der Brüder des Königs, der kaltherzige, neidische und hämisch gesinnte Graf von Provence, blieben am Hofe zurück. An Necker ging die Aufforderung ab, nach Versailles zurückzukehren und ein neues Ministerium zu bilden.

War die Nationalversammlung bisher mit allem Eifer dafür thätig gewesen, auf der von ihr festgesetzten Grundlage eine Verständigung mit der Krone zu gewinnen, so nahm sie jetzt, nachdem jenes Ziel erreicht war, nicht minder darauf Bedacht, sich mit Paris in ein näheres Vernehmen zu setzen. Paris hatte zu Gunsten der Volksrechte mit Kühnheit gekämpft, und ohne den geglückten Bastillensturm möchte es leicht geschehen sein, daß der Nationalversammlung statt des friedlichen Besuchs des Königs schließlich doch der Besuch von Soldtruppen zu Theil geworden wäre. Aber die pariser Bevölkerung, die sich zum Kampf erhoben hatte, vertrat doch immer nur Paris und dies noch dazu in gänzlich ungeordneter Weise, die Nationalversammlung dagegen war die regelrecht gewählte und nun auch von der königlichen Macht anerkannte Vertretung des ganzen Landes, und es war für den Fortgang der guten Sache zu wünschen, daß dies von Paris klar erkannt und eine dieser Erkenntniß gemäße Haltung beobachtet werde. Um eine Verständigung anzubahnen, sandte die Nationalversammlung eine Deputation von 88 ihrer Mitglieder nach Paris. In feierlichem Zuge und unter vielfach wiederholtem Ruf: „Es lebe der dritte Stand, es lebe die Nation!" begab sich die Deputation auf das Stadthaus. Feurige Reden wurden ausgetauscht, die Hauptsache war, daß die Nationalversammlung ihren Zweck, von der Hauptstadt als leitende Macht anerkannt zu werden, erreichte. Diese Anerkenntniß fand darin ihren Ausdruck, daß die Pariser zwei Mitglieder der Nationalversammlung zu ihren obersten Chefs erwählten, den Präsidenten Bailly zum Maire und den berühmten Lafayette zum Commandanten der Bürgerwehr, welche letztere von da ab Nationalgarde genannt wurde.

Ein jeder besonnen Urtheilende wird zugestehen, daß die Nationalversammlung, ganz abgesehen von ihrer muthvollen Hingabe — mit seltener Einsicht und dabei alle Maßlosigkeiten meidend — bisher vorwärts ging, daß sie dem Königthum nicht feindlich gesinnt, sondern nur bedacht darauf war, dasselbe von unerträglichen Auswüchsen zu befreien. Entsprechend dieser ihrer bisherigen Haltung, beschloß nun die Nationalversammlung, den Versuch zu machen, ohne allen

Zeitverlust den König mit den Parisern zu versöhnen. Dazu empfahl sich, daß der König eingeladen werde, der Hauptstadt einen Besuch zu machen. Man konnte ihm dabei zeigen, daß auch ein den Absolutismus von sich abweisendes Volk der Mittel und des Willens nicht ermangle, dem Staatsoberhaupte Ehrerbietung zu erweisen; ihm wiederum bot sich bei einem derartigen Besuche Gelegenheit, dem Volke Worte der Beruhigung zu sagen, namentlich demselben die Zusicherung zu ertheilen, daß die eingeschlagene Bahn nicht wieder verlassen werden solle. Durch eine Deputation ward die Einladung an den König ausgerichtet, und er begab sich am 16. Juli zu Wagen nach Paris. Am Thore überreichte ihm der Tags zuvor zum Maire von Paris ernannte Bailly die Schlüssel der Stadt mit einer Anrede, in der er u. A. sagte, wie einst Heinrich IV. sein Volk, so habe das Volk heut seinen König wiedergewonnen. Eines ward sogleich erkennbar: die ganze Sache war dem Könige nicht behaglich. Zu einem Vertrauten, dem Herzog von Beauveau, der mit ihm im Wagen saß, äußerte er: „Ich weiß nicht, ob ich das anzuhören habe.“ Der Herzog nickte, und da ließ er denn die ihm widerwärtige Rede über sich ergehen. Die Straßen waren dicht besetzt von Bürgern, Alles trug Waffen. Die Waffe war seit dem Sturm auf die Bastille ein Modestück geworden. Dabei unaufhörliches Geschrei: „Es lebe die Nation!“ Wie hätte Ludwig früher je denken sollen, die Pariser einmal in solcher Verfassung zu sehen! Auf dem Platz Ludwigs XV. standen die Garden mit den Kanonen, um von da ab den Zug nach dem Stadthause zu eröffnen. Der Wagen des Königs war umgeben von berittenen Nationalgardisten, die Behörden der Stadt und hundert Abgeordnete aus Paris folgten. Dem König mochte es zu denken geben, daß die Garden den Zug führten, die ihn, nachdem sie den Verführungskünsten des Palais-Royal erlegen, zuerst verlassen hatten. Auf dem Stadthause wurde Ludwig mit dem Ruf empfangen: „Es lebe der König!“ Lafayette überreichte ihm darauf eine National-Cocarde. Lafayette war es auch gewesen, der den beiden pariser Farben Blau und Roth noch — als Zeichen der Versöhnung — die weiße Farbe des regierenden Hauses Bourbon hinzugefügt hatte. Auch hier ward der König angeredet. Er vermochte als Erwiederung nichts hervorzubringen als die tonlos gesprochenen Worte: „Sie können immer auf meine Liebe rechnen.“ Darauf wurde er gebeten, mit der Cocarde am Hut an das offene Fenster zu treten. Das neue Symbol am Hute des Königs wirkte auf die Pariser mehr als Alles. Es erhob sich ein betäubendes Jubelgeschrei. Als er aus

dem Stadthause trat, drängte sich die Menge herzu, ihm Hände und Kleider zu küssen. Ehe er in den Wagen gelangte, ward ihm noch die Umhalsung einer Pariserin zu Theil. Wie anders als die Herfahrt gestaltete sich nun die Rückfahrt! Bis über die Stadtgrenze hinaus begleitete ihn der Jubelruf der Menge. In seinem Herzen aber sah es düster aus. Als er spät Abends in Versailles ankam, empfing ihn Maria Antoinette weinend, und auch er vermochte sich nicht der Thränen zu enthalten. Sie weinten dem absolutistischen Götzenthume nach; ihre Herzen mochten aber auch zittern und beben in der Vorahnung kommender Ereignisse.

Das Meer des freigewordenen Volkswillens in Frankreich schäumte, es begehrte noch der Opfer viele. Die Mehrheit der Nationalversammlung hätte auf der gewonnenen Grundlage gern den Frieden erhalten, aber die anarchischen Elemente, die ebenfalls mit in Bewegung gekommen waren, und auf die sich in der Stunde der Noth sogar die Nationalversammlung hatte stützen müssen, wollten den Frieden nicht. Es war dazu gekommen, daß die aufflammenden Reden die Zustände der Gesellschaft wie eine Feuersbrunst beleuchtet und Vieles, was an und für sich übel genug war, in den grellsten Lichtschein gesetzt hatten. Die von den privilegirten Ständen gegen die niedern Klassen verübten Sünden wurden aufgezählt, Rachegefühle gegen den Adel heraufbeschworen. Ueber einzelne Adlige brach das Verderben für begangene Sünden aus, aber es übten zumeist Personen das Rachewerk aus, die nicht besser waren, als die Opfer. Einer der Erwählten der Hofpartei, Toulon, ehemaliger Intendant, nach der Verbannung Necker's mit ersehen zum Mitgliede des Staatsstreichsministeriums, zur Zeit auf seinem Gute in der Nähe von Paris lebend, hatte sich früher schon durch Erpressungen verhaßt gemacht, und es wurde nun von ihm erzählt, er habe die Aeußerung gethan, man möge ihm nicht reden vom hungernden Volke, das Volk müsse noch Gras fressen lernen. Wie, sollte man ihm das hingehen lassen? War nicht das Volk von Paris für den Mord, begangen an den Invaliden, trotzdem man ihnen freien Abzug aus der Bastille zugesagt hatte, gefeiert worden? Das Beispiel der Pariser lockte zur Nachfolge in der Umgegend. Die Bauern ergriffen den unglücklichen Toulon und ersannen eine furchtbare Rache für ihn. Sie bereiteten ihm von Nesseln eine Halskrause, banden ihm ein Bund Heu auf den Rücken und zwangen ihn, einen Distelstrauß zu tragen. Darauf führten sie ihn unter schrecklichen Mißhandlungen nach Paris. Welch ein Schauspiel für die herbeiströmende Menge! Brüllend ward ver-

kündet: Das hat er gethan, das hat er gesagt! — Wer hätte das nicht geglaubt, oder wer hätte, falls ihm etwa ein Zweifel aufgestiegen wäre, gewagt, zu widersprechen! Nachdem der Pöbel seinen höllischen Muthwillen an Toulon gesättigt hatte, knüpfte er ihn vor dem Rathhause an einem Laternenpfahl auf. Noch einmal ward das Höllenwerk aufgenommen, dem Gehängten der Kopf abgeschnitten und dieser mit einem ihm in den Mund gesteckten Heuwisch darnach auf einer Pike im Triumphe durch die Straßen getragen. Im Grunde kann es nicht verwundern, daß die Enkel derer, die einst die Bartholomäusnacht auf Befehl des Hofes gefeiert hatten, solche Thaten verrichteten. Während des Zuges kam es dem Pöbel in den Sinn, dem ebenfalls verhaßten Schwiegersohn des Gemordeten, Berthier, ein ähnliches Ende zu bereiten. Durch einen gefälschten Brief wußte man ihn herbeizulocken. Welch Entsetzen für Berthier, als man ihm das Haupt seines Schwiegervaters entgegenhält! Aber Schlimmeres steht ihm bevor. Er wird gezwungen, das blutige Haupt zu küssen. Vielleicht war er des Glaubens, man werde dies als Strafe für ihn als genügend erachten. Nun aber hieß es: „An die Laterne!" Er entreißt Einem die Waffe, wehrt sich verzweifelt, wird aber durch Bayonnetstiche getödtet. Auch sein Haupt kommt auf die Pike, die Glieder werden abgehauen und umhergeschleudert, sein Herz nimmt einer der Henker mit in ein Kaffeehaus, drückt Blut daraus in ein Glas, worauf er mit den Worten: „Kein wahres Fest, wo das Herz nicht dabei ist!" das Blut trinkt. — Der edle Lafayette, der in Amerika genug von den Schandthaten der Indianer vernommen hatte, der aber sah, daß in der Bestialität der pariser Pöbel die Indianer überbot, war außer sich und wollte sein Amt niederlegen. Männer der Ordnung beschworen ihn, an der Spitze der Nationalgarde zu bleiben, da, wenn er gehe, Ueebleres noch zu befürchten sei. Necker kam und ward in Paris im Triumph empfangen. Aber bald zeigte es sich, daß er der steigenden Bewegung nicht Herr zu werden vermochte. In sich erweiternden Kreisen durchschnitt die Bewegung das Land. Ueberall gab es ja Unterdrücker von Standes wegen. Entmenschte Banden zogen plündernd von Ort zu Ort, jedes Gefängniß ward als Bastille angesehen, die zerstört werden und deren Insassen man frei machen müsse. Der Pöbel handelte jetzt genau so, wie es im Großen und Ganzen von dem verkommenen Bourbonengeschlecht und dem Adel geschehen war: absolut gesetzlos. Beamte wurden verjagt, Steuern nicht gezahlt, es wurden vielmehr die Steuerkassen ausgeräumt. Bald meinte man ein Recht zu haben, die zu hassen

und auszuplündern, die wohlhabend waren; die Losung ward: „Friede den Strohhütten, Krieg den Schlössern und Abteien!“ Den Hütten ließ man eben nur Frieden, weil aus ihnen nichts zu holen war. In Burgund allein wurden 72 Schlösser, nachdem man sie ausgeplündert hatte, niedergebrannt. Viele Personen, Schuldige und Unschuldige, flohen in's Ausland. Sie waren die ersten Emigranten.

Zug nach Versailles.

Viele Adlige, vom Zuge der Zeit ergriffen, wollten so rasch als möglich alle Privilegien abgeschafft wissen; dasselbe wollten jetzt auch solche Mitglieder ihres Standes, die Gegner der Zeitströmung waren, die sich aber sagten, daß es klug handeln heiße, dasjenige heut freiwillig zu geben, was morgen dem Geschick entgegengehe, mit Gewalt entrissen zu werden. Beide Parteien sah man jetzt mit Eifer an der Vernichtung der eigenen Vorrechte arbeiten. In einem Club war beschlossen worden, daß der Herzog von Aiguillon einen dahinzielenden Antrag stellen sollte. Ihm kam — es geschah dies am 4. August — der Graf von Noaillis zuvor, indem er, auf die tieferen Ursachen jener in den Provinzen verübten Brandstiftungen und Räubereien verweisend, den Antrag stellte, sämmtliche Feudallasten als abgeschafft zu erklären. Er erntete rauschenden Beifall, größeren noch der die gleiche Erklärung abgebende Herzog von Aiguillon, von dem man wußte, daß er für seine Person damit Erträgen entsagte, die jährlich mindestens 100,000 Livres betrugen. Nun ward mit Entsagungen förmlich gewetteifert. Vertreter des Klerus sprachen sich in demselben Sinne aus. Von Vertretern des dritten Standes ward hierauf beantragt, daß gleicherweise auch Privilegien, die den Zünften und Corporationen verliehen worden seien, fallen müßten. Es wurden als aufgehoben erklärt: Jagd- und Fischereigerechtigkeit, herrschaftliche Gerichtsbarkeit, Leibeigenschaft, dagegen Gleichheit der Abgaben und Berechtigung Aller zu allen Staatsämtern zum Gesetz erhoben. Nachts zwei Uhr lag — den Beschlüssen nach — der französische mittelalterliche Feudalstaat eingesargt, der Erzbischof von Paris beantragte, das in dieser Sitzung vollbrachte große Werk durch ein Tedeum zu feiern, ein anderer Abgeordneter schlug vor, dem Könige, sobald von ihm die Zustimmung zu diesen Beschlüssen eingegangen sein würde, den Beinamen „Wiederhersteller der Freiheit“ zu verleihen. Nachdem wenige Tage darauf die Ueberreichung der Beschlüsse an den König

stattgefunden und er sein „Vertrauen zu der Weisheit der Nationalversammlung" ausgesprochen hatte, wurde das von dem Erzbischofe von Paris beantragte Tedeum abgehalten. Von der Kirche waren die Feudalrechte immer und immer „heilige Ordnungen Gottes" genannt worden; jetzt wurde der Sturz dieser „Gottesordnungen" auf Antrag eines Erzbischofs als ein Werk Gottes gefeiert.

Der Verfassung der amerikanischen Freistaaten war eine Erklärung der Menschenrechte vorangestellt worden. Gerade diese Erklärung hatte wie politischer Sauerteig in Frankreich gewirkt. Nun ward in der Nationalversammlung beschlossen, eine ähnliche Erklärung auszuarbeiten, entgegen der Ansicht Mirabeau's, der da rieth, zunächst die Verfassung fertig zu machen. Nach acht Tage währenden Debatten hatte man sich über siebzehn „Grundrechte des Menschen" geeinigt. Im Wesentlichen war ausgedrückt: die Menschen, die Gesammtheiten sowohl wie die Einzelnen, seien zur Freiheit berufen, das Gesetz dürfe nur stets der Ausdruck des Willens der Gesammtheit sein, die Regierung sei zu führen durch gewählte Organe auf Grund des jemaligen Willens der Gesammtheit, eine bestimmte Kirche dürfe vom Staate nicht als die herrschende angesehen werden, es seien vielmehr allen Confessionen gleiche Rechte zu gewähren. Von einzelnen Abgeordneten war mit Eifer betont worden, daß es unerläßlich sei, den „Rechten" auch „Pflichten" gegenüber zu stellen; es fanden jedoch diese Mahnungen keinen Anklang. Was man sich in Frankreich von den „Menschenrechten" versprach, sollte sich bald genug als eine bittre Täuschung erweisen. „Dennoch war der Irrthum," sagt Wolfgang Menzel, „den so viele und zwar die edelsten Menschen damals theilten, nicht nur durch die Dinge, die vorhergegangen waren, gerechtfertigt, sondern er hatte auch etwas Herzerhebendes und wahrhaft Schönes. Nach so vielen, die Menschheit entehrenden Mißbräuchen des Despotismus und der aristokratischen und klerikalen Corruption erhob man sich zu einem Ideal reinerer und edlerer Menschlichkeit und hoffte einen Augenblick es verwirklichen zu können durch bloße Willenskraft und Erziehung der künftigen Generationen." — „Was am meisten zur Täuschung beitrug, war das Beispiel Nordamerikas. Dort machte man von der Freiheit einen mäßigen und würdigen Gebrauch, denn die Bürger waren fromme und nüchterne Hausväter von einer anglo-germanischen Race und lebten in damals noch wenig bevölkerten, kaum dem Urwald abgewonnenen Gegenden, fern von der Bildung und Corruption einer so alten durch und durch verdorbenen Residenz, wie Paris es war. Dennoch glaubte Lafayette, jene

Bürgertugend vom Delaware an die Seine verpflanzen zu können, in den Mittelpunkt eines Volkes, von dem noch kurz zuvor sein Götze Voltaire selber gesagt hatte, es sei halb Tiger, halb Affe.“ Aber weshalb wollte die Nationalversammlung, in der doch so viele einsichtige Männer sich befanden, nichts damit zu thun haben, der Erklärung der Rechte die Erklärung der Pflichten gegenüber zu stellen? War tiefer noch als das Erkennen ein Empfinden vorhanden, das nur sympathisch sich allen solchen Entschlüssen gegenüber verhielt, deren Ausführung das ungeheure Werk der Zerstörung förderten? „Wir werden,“ sagt Johannes Scherr, „jemehr wir die Revolution in ihren Ursachen, Wirkungen und Folgen, in ihren Triumphen und Verwirrungen begriffen zu haben glauben, nur um so mehr von dem Gefühl der Unbegreiflichkeit dieser Erscheinung angefaßt. Mir ist, so oft ich mich in die Revolution versenke, als stände ich wieder vor der bekannten Medusa Rondanini in München, deren tödtliche Schönheit jeden Empfänglichen mit Entzücken zugleich und mit Grauen durchschauert. Oder auch empfinde ich, die Revolutionstragödie in ihrer Ganzheit fassend, den gewaltigen Schlageindruck, welchen unser Dichter von der „Macht des Gesanges“ ausgehen läßt:

„Wie wenn auf einmal in die Kreise
Der Freude mit Gigantenschritt
Geheimnißvoll nach Geisterweise
Ein ungeheures Schicksal tritt:
Da beugt sich jede Erdengröße
Dem Fremdling aus der andern Welt,
Des Jubels nichtiges Getöse
Verstummt und jede Larve fällt.“

„Das ist's! Alle Larven fielen, und die Personen des weltgeschichtlichen Dramas sprachen und handelten, wie sie waren, in ihrer ganzen Größe und in ihrer ganzen Blöße. Alles, was menschlich und was bestialisch im Menschen, kam ohne Maske, ohne Schminke und ohne Feigenblatt zum Vorschein. Helden und Heldinnen, Narren und Närrinnen, Schurken und Schurkinnen, Fanatismus und Berechnung, Begeisterung und Selbstsucht, Weisheit und Thorheit, Tugend und Laster, sie spielten nach der Natur, ganz nach der Natur, und äschyleischen Heroen und sophokleischen Heroinnen zur Seite tölpelten shakespear'sche Clowns und rissen rabelais'sche Panurge ihre Zoten.“

Als die Einigung über die Grundrechte erfolgt war, ging man daran, die Rechte der königlichen Gewalt gegenüber der gewählten Volksvertretung zu begrenzen. Drei Parteien traten in einen heftigen Kampf mit einander. Die Einen sagten, es sei dem Könige das

Recht des absoluten Vetos gegenüber den Beschlüssen der Volksvertretung zuzuerkennen. Auf der andern Seite ward gesagt, dem Könige dürfe das Verweigerungsrecht auch nicht im schwächsten Maße zugestanden werden, er habe vielmehr auszuführen, was der Nationalwille zu beschließen für gut befinde. Das heiße, ward den Letzteren gesagt, das königliche Amt in Bezug auf Macht zur absoluten Leerheit herabdrücken, wogegen Diesen erwiedert ward, daß, gestehe man dem Könige das absolute Veto, demnach das Recht zu, jeden Beschluß der Volksvertretung unausgeführt zu lassen, die Volksvertretung damit zur Machtlosigkeit verdammt sei. Die dritte Partei, die ein aufschiebendes (suspendirendes) Veto befürwortete, gelangte in dieser Frage zum Siege. Dann folgte die Frage: ob eine oder zwei Kammern? Anhänger der englischen Verfassung sprachen für ein Oberhaus, wie England es habe. Aber hatte nicht der englische Adel in seinem Kampfe für Volksrechte sich das Oberhaus erkämpft? Konnte von dem französischen Adel Gleiches gesagt werden? Deshalb war er ja eben in die Lage gekommen, seine Machtstellung nun gänzlich aufgeben zu müssen, und hätte man sich für ein Oberhaus erklärt, so würde das geheißen haben, Vorrechte, die eben aufgegeben worden waren, wieder lebendig zu machen. Der Umstand, daß gleiche Rechte für Alle proclamirt waren, führte dahin, daß der Volkswille seinen Ausdruck nur in einer Kammer zu finden habe.

Inzwischen war mit und ohne Absicht dafür gesorgt worden, daß es nicht an neuen Besorgnissen fehlte. Man war in der Zeit bis fast in die Mitte des September gelangt, und noch hatte der König der Nationalversammlung auf die ihm am 4. August überreichte Erklärung der Menschenrechte eine bestimmte Antwort nicht ertheilt. Als man sich nun für das aufschiebende Veto des Königs erklärt und darnach bereits auch beschlossen hatte, ihm dies durch eine neue Deputation anzuzeigen, wurde von Abgeordneten, die gegen das Veto überhaupt eingenommen waren, der Antrag gestellt, mindestens doch mit dem Zugeständniß so lange zu warten, bis der König sich in Bezug auf die Beschlüsse vom 4. August definitiv erklärt habe. Dies wirkte durchschlagend, verhinderte die Ausführung des letzten Beschlusses, regte auch zu neuem Mißtrauen gegen den König an. Stärker als in der Nationalversammlung war die Aufregung in Paris, wo von der Unwissenheit, aber auch von dem bösen Willen die tollsten Erklärungen über die Bedeutung des Veto verbreitet worden waren. „Wollt ihr wissen,“ ward in den Clubs gepredigt, „was das Veto ist? So höret! Wenn ihr eine Schüssel Suppe vor euch stehen habt

und eben mit dem Löffel hineinfahren wollt, so kommt der König und schüttet sie aus. Das ist das Veto!“ Der Pöbel auf der Straße hielt dafür, Veto sei der Name eines Volksfeindes; diesen Verräther, hieß es, müsse man haben, um ihn an die Laterne zu bringen! —

Mirabeau hatte seinen guten Theil Schuld an der steigenden Volksaufregung in Paris. Der Rückblick auf seine Haltung läßt erkennen, daß er ununterbrochen darauf bedacht war, zur ministeriellen Gewalt zu gelangen. So spielte er in dem großen Drama ein besonderes Stück für sich, das durchzuführen den Aufwand einer wahrhaft gigantischen Kraft erforderte Er hatte die böse Nachrede einer mit argen Verirrungen belasteten Vergangenheit zu überwinden. Es gelang dies der Mächtigkeit seines Genies, dem sich Alles beugte. Die königliche Macht wollte er weder befestigen, noch gänzlich zur Leerheit herabdrücken lassen, daher er sich auch anfänglich für das absolute Veto ausgesprochen und dabei erklärt hatte, ohne ein solches Veto wollte er lieber in der Türkei als in Frankreich leben. Nicht um des Königs, sondern um des den König berathenden Ministers willen war er für das Veto eingetreten. Gab er auf diese Art dem Hofe zu erkennen, daß er wohl geneigt sei, ihn zu stützen, so hielt er andrerseits aber auch dafür, daß die revolutionäre Macht in Paris, vor deren Donnerschlägen der Absolutismus erbleicht war, als Drohung für diesen aufrecht erhalten werden müsse. Mehrmals schon hatte er hineingehaucht in die revolutionäre Glut, daß Flammen und Funken hoch aufgestiegen waren. Ein klügerer Mann, als Ludwig es war, hätte an seiner Stelle vielleicht dem um diese Zeit auf der Höhe seiner Macht stehenden Mirabeau der Krone und des Landes Geschicke als leitendem Minister anvertraut, und es möchte dann wohl nach beiden Seiten hin genügend gesorgt worden sein.

Für einen Necker war die Zeit schon viel zu stürmisch, und wenn er auch durch sein Wirken auf den König die Hofpartei in Schach hielt, so gelang es ihm doch niemals, den König dahin zu bringen, daß er das Nothwendige und Unerläßliche rechtzeitig that. Vom Mai an spielte das revolutionäre Drama, dessen Anfang das Geständniß des unfruchtbaren Absolutismus gewesen war: wir sind zu Ende mit unsern Künsten; unsre Kassen sind leer; der Staatsbankrutt steht vor der Thür! — Nun waren die letzten fünftehalb Monate nicht dazu angethan gewesen, die finanziellen Verhältnisse des Staates zu bessern, im Gegentheil hatten die Unruhen das vorhandene Uebel gesteigert, so daß wirkliche Noth eintrat. Es war ein Act der Verzweiflung, daß Necker vorschlug, eine „patriotische“ Steuer zu erheben.

Ein Jeder (mit Ausnahme der ärmeren Klassen) sollte den vierten Theil seiner jährlichen Einkünfte und zwei Procent vom Werth seines Silbergeschirres und Geschmeides auf den Altar des Vaterlandes niederlegen. Necker ging mit gutem Beispiel voran, indem er sich mit 100,000 Livres verzeichnete. Aber sein Vorschlag fand wenig Anklang. Da erhob sich Mirabeau und hielt, den Eingebungen des Augenblicks folgend, eine seiner glühendsten Reden. „Zwei Jahrhunderte Räubereien und Erpressungen" sagte er u. A., „haben den Abgrund gegraben, der im Begriff ist, ein Königreich zu verschlingen. Wir müssen ihn füllen, diesen entsetzlichen Abgrund. Wohl, hier ist das Verzeichniß der französischen Grundeigenthümer. Wählt zwischen den reichsten, um weniger Bürger zu opfern, aber wählt; denn muß nicht eine geringe Zahl umkommen, um die Masse des Volkes zu retten? Wohlan! diese 2000 Notabeln besitzen genug, um das Deficit zu decken. Bringt die Ordnung in eure Finanzen zurück, den Frieden und die Wohlfahrt in das Königreich. Schlagt, opfert ohne Mitleid diese traurigen Schlachtopfer! Stürzt sie in den Abgrund — er wird sofort sich schließen! — Ihr weicht entsetzt zurück — inconsequente Menschen! — Kleinmüthige Menschen! Ei, faßt ihr denn nicht, daß, wenn ihr den Bankerott beschließt, oder, was noch gehässiger ist, wenn ihr ihn unvermeidlich macht, ohne ihn zu beschließen, ihr euch befleckt durch eine Handlung, die tausend Mal verbrecherischer ist, und, unbegreiflich, ohne Lohn verbrecherisch; denn am Ende würde jenes entsetzliche Opfer wenigstens das Deficit decken. Aber glaubt ihr, weil ihr nichts werdet bezahlt haben, daß ihr nichts schuldig sein werdet? Glaubt ihr, daß die Tausende, die Millionen von Menschen, die in einem Augenblicke, durch die schreckliche Explosion oder durch ihre Gegenstöße, Alles verlieren werden, was den Trost ihres Lebens ausmachte, euch eure Verbrechen ruhig werden genießen lassen? Stoische Betrachter des unberechenbaren Wehes, das diese Katastrophe über Frankreich ausspeien wird, gefühllose Egoisten, die ihr denkt, daß diese Convulsionen der Verzweiflung und des Elends vorübergehen werden, wie so viele andere, und um so rascher, je gewaltiger sie sein werden, seid ihr wohl sicher, daß so viele brotlose Menschen zulassen werden, daß ihr ruhig die Gerichte kostet, wovon ihr weder die Zahl noch den Wohlgeschmack habt verringern wollen! Nein, ihr werdet umkommen, und in dem allgemeinen Brande, den anzuzünden ihr nicht schaudert, wird der Verlust eurer Ehre nicht einen einzigen eurer Genüsse retten. Siehe, dahin geht unser Weg. Ich höre vom Patriotismus reden, vom Aufschwung des Patriotismus, von Ausrufungen

des Patriotismus. Ach, schändet nicht diese Worte Vaterland und Vaterlandsliebe! Es ist wohl sehr hochherziger Aufschwung, einen Theil seines Einkommens zu geben, um alles Uebrige zu retten! Ei, meine Herren, das ist nur einfache Rechenkunst und wer zögert, kann den Unwillen nur durch die Verachtung, die seine Einfältigkeit erregt, entwaffnen." Er schloß: „Hütet euch, Zeit zu begehren — das Unglück bewilligt sie niemals!" — Wie war da Alles, was in den Köpfen sich in Bezug auf Necker's Plan geregt hatte, eingeschmolzen in dem einen Gedanken: Wir bewilligen sofort, und Necker möge den Beschluß ohne Aufschub in Vollzug setzen! —

Der Erfolg der nun beschlossenen Maßregel möchte nun vielleicht ein der Gesammtheit förderlicher gewesen sein, wenn in Paris nur genau so viel revolutionäre Glut vorhanden gewesen wäre, als sie zu unterhalten Mirabeau für nothwendig erachtete. Aber der „heilige Boden" von Paris hatte schnell Geister auf die Bühne gelockt, in denen der Ingrimm über die trostlosen Zustände der Vergangenheit zur Verkörperung gelangt war und in ihnen den fanatischen, an Wahnsinn grenzenden Glauben gezeitigt hatte, daß ehe nicht die Rache vollauf sich gesättigt und der Schrecken auf eine Zeit das Scepter geführt habe, wirkliche Besserung der Zustände nicht eintreten werde. Für sie galt der König als verworfen, nicht minder jede Person, die über ein Mehr oder Minder der ihm zu belassenden Macht verhandelte. Die bellende Noth war da: diese suchte man zu steigern. Das Palais-Royal bot täglich das Schauspiel der heftigsten Agitationen. Wie die Nationalversammlung mit dem Könige, so gingen die Clubs des Palais-Royal mit der Nationalversammlung in's Gericht. Als wüthendster Declamator gegen das Veto erwies sich Danton, seines Standes ein Advocat, „ein Mann von riesiger Größe, einem von Leidenschaften noch mehr als von den Blattern zerrissenem Gesicht und schrecklicher Löwenstimme, ganz geschaffen, um große Volkshaufen zu beherrschen, ein Mirabeau des Pöbels." Die „Damen des Palais-Royal" hatten von Anfang des Aufruhrs an ihre Rolle gespielt; jetzt zählten die „Damen", die des Nachmittags und Abends in den Anlagen des Palais-Royal erschienen, um die wildesten Demagogen durch Beifallsgeklatsch und Beifallsgeschrei ermuntern zu helfen, nach Tausenden, unter denen sich eine Amazone, die „schöne Lüttticherin", die seit dem Tage des Bastillensturmes, an welchem sie muthvoll sich betheiligt hatte, nicht anders als im kurzen blauen Kleide und mit Federhut und außerdem bewaffnet mit Säbel und Pistolen und einer Reitpeitsche in der Hand

erschien, auszeichnete. Sie war Löwin des Tages geworden und fand unter schönen und häßlichen Weibern viele Nachfolge in Bezug auf Kleidung und Bewaffnung, namentlich aber brannten viele Pariserinnen darauf, es ihr bei nächster Gelegenheit an Muth nachzuthun, um eine gleiche Ernte des Ruhmes zu gewinnen. Diesen Umstand suchten nun die Demagogen auszubeuten. Während von Tag zu Tag die Noth in der Stadt stieg, da bei den unsicheren Zuständen vom Lande her die Zufuhr abnahm und die Geschäfte immer mehr stockten, ergingen sich die Demagogen gegen die Clubbesucherinnen in übertriebenen Schilderungen des üppigen Hoflebens in Versailles, dem hinzufügend, daß der Noth in Paris leicht ein Ende gemacht werden könne, wenn Hof und Nationalversammlung gezwungen würden, nach Paris überzusiedeln, und daß die Frauen sich die Ehre erwerben sollten, dies Werk zu Stande zu bringen. Ein Zug nach Versailles, um die königliche Familie nach Paris zu holen — das war etwas, was die Phantasie der Clubbesucherinnen und der pariser Fischweiber im Nu in Feuer und Flammen setzte. Während die Ausführung vorbereitet ward, beging man am Hofe zu Versailles eine neue Thorheit. Es wurde das Regiment Flandern zur Verstärkung der Leibwache (Garde du Corps) des Königs herbeigezogen. Eine solche Macht konnte bei wirklich eintretender Gefahr nicht schützen, sie gewann nur die Bedeutung, den Argwohn zu erhöhen und das Vertrauen, wo es vorhanden war, zu verscheuchen. Viel übler aber wirkte es, daß den Garde du Corps verstattet ward, den Offizieren des Regiments Flandern am 1. October ein Fest im königlichen Opernsaal zu geben, und noch übler, daß, als der König und die Königin auf demselben zur Begrüßung erschienen waren, außerordentlich volksfeindliche Gesinnungen sich kundgaben. Von dem Geschehenen gelangten Gerüchte alsbald nach Paris, die den Demagogen neues, treffliches Material boten. Man vernahm auch davon, daß die Hofpartei noch fortgesetzt für den Abzug des Königs nach Metz agitirte. Die Weigerung des Königs, der Hofpartei in dieser Sache zu Willen zu sein, hatte auch jetzt noch ihren vornehmsten Grund darin, daß er dem Herzoge von Orleans nicht das Feld räumen mochte. Die Haltung des Hofes, zumal der König immer noch die Antwort auf den Bericht vom 4. August (Ueberreichung der Erklärung der Menschenrechte) schuldig war, erregte auch die Besorgniß der Gemäßigten. Konnte nicht wirklich vom Könige beschlossen sein, inmitten des Regiments Flandern Versailles zu verlassen, um nach Metz überzusiedeln? Konnte nicht Fürsorge getroffen sein, daß auf dem Wege ihn noch andere Truppen empfingen?

Und war nicht, wenn der König wirklich in Metz seinen Sitz nahm und dort seine Armee um sich vereinte, zu befürchten, daß ein furchtbarer Rückschlag eintreten werde? Daher gewann der Plan, den König zu nöthigen, daß er in Paris seinen Wohnsitz nehme, in weitesten Kreisen Anklang, und da diese Angelegenheit mit der Brotfrage in Verbindung gebracht ward, so fand man es nicht so ungeheuerlich, daß ein Haufen pariser Weiber das Werkzeug der Ausführung des Volkswillens sein sollte. Die Demagogen, die die Sache betrieben, hatten freilich ganz andre Dinge im Sinne. Sie wollten den Hof und die Nationalversammlung in Paris haben, um dann mit Hülfe des Pöbels die Herrschaft an sich zu reißen.

Am Sonntag den 4. Oktober Abends ward im Palais-Royal die Ausführung des Zuges nach Versailles für den nächsten Tag beschlossen. Weiber kündigten von der Tribüne an, man müsse dem Könige die Ursache der Theuerung sagen und seine Uebersiedelung nach Paris erzwingen, man müsse und wolle aber auch Rache nehmen an den Soldknechten, die ihm das Lied des Sängers Blondel an den gefangenen Richard Löwenherz vorgesungen und statt der Tricolore die weiße Farbe vor ihm enthüllt hätten, was von Beiden, dem Könige und der „Oesterreicherin", wohlgefällig aufgenommen worden sei. Am 5. October begann das Vorspiel der Comödie damit, daß Weiber und eine Zahl von Männern in Weiberkleidern vor Bäckerläden nach Brot schrieen. Ein Mädchen erschien mit einer Trommel und schlug Allarm. Bald war ein Zug zu Stande gebracht, der sich unter fortwährendem Geschrei nach Brot dem Grèveplatz zu bewegte. Die Weiber, die man unterweges traf, wurden genöthigt, sich anzuschließen, es strömten jedoch auch von allen Seiten Weiber freiwillig herzu. Maillard, ein junger Mensch, der sich bei dem Sturm auf die Bastille hervorgethan hatte, leitete das Ganze. Vor dem Stadthause angekommen, zählten die Weiber, unter denen sich auch die „schöne Lüttticherin" befand, gegen 7000. Die Nationalgarden, die das Stadthaus besetzt hielten, wurden zurückgedrängt und die Thüren erbrochen, worauf die Eindringenden sich sämmtlicher im Stadthause befindlicher Waffen bemächtigten. Nun erscholl der Ruf: „Nach Versailles! nach Versailles!" Von allen Seiten wird den Weibern Beifall zugerufen. Wir müssen den König in unserer Mitte haben! Das ist ein Gedanke, der allen Parisern zusagt. Die Bewegung bemächtigt sich, nachdem die Weiber schon den Marsch angetreten haben, der Nationalgarde und der zum Volk übergegangenen königlichen Garde. Auch aus zusammentretenden Abtheilungen Dieser wie Jener erhebt sich der Ruf: „Nach Versailles!" Königliche Gardisten schwören,

an den Gardes du Corps dafür, daß von denselben die weiße Fahne entfaltet und die Tricolore damit entehrt worden sei, Rache zu üben. Lafayette erscheint, doch ist sein Eifer, beschwichtigend einzuwirken, nicht groß. Auf den Ruf, von ihm geführt zu werden, erklärt er, den Bürgerrath hören zu wollen. Dieser ertheilt ihm den schriftlichen Befehl zum Zuge nach Versailles, um daselbst die Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten und dem Könige den Wunsch der Stadt, nach Paris überzusiedeln, ebenfalls auszudrücken. Die Weiber hatten zur Mittagszeit ihren Zug angetreten, Lafayette brach an der Spitze von 30,000 Mann gegen fünf Uhr von Paris auf.

In der Nationalversammlung hatte man vernommen, daß pariser Weiber auf dem Wege nach Versailles seien. Es ward dafür gehalten, daß es sich um eine friedliche Demonstration handle, Niemand machte sich eine Vorstellung davon, daß die meisten Weiber bewaffnet seien, noch weniger, daß 30,000 Nationalgarden nachfolgten. Die Nationalversammlung hatte keinen Grund, besorgt zu sein; man hielt dafür, daß es auf den Hof abgesehen sei, und viele Mitglieder wünschten ebenfalls, daß der Hof unter die Bewachung der Stadt Paris gestellt werde. Mirabeau zog aber doch in Erwägung, daß die Weiber in dem Sitzungssaal erscheinen und sich daraus Unzuträglichkeiten ergeben könnten, weshalb er sagte: „Die Pariserinnen sind unterwegs; schließen wir die Sitzung!" Der Präsident Mounier, der mißtrauisch gegen Mirabeau war, ging auf den Vorschlag desselben nicht ein, was er hinterher zu bereuen hatte. Bald nach drei Uhr langten die Weiber in Versailles an. Es füllte sich der Platz vor dem Gebäude der Nationalversammlung, darauf das Gebäude selbst, endlich drangen die Weiber, ihren Sprecher Maillard an der Spitze, in den Sitzungssaal ein. Maillard stellte den Antrag, eine Deputation an den König zu senden, die ihre Beschwerde wegen der Brotnoth und des Festes der Garde du Corps vorzutragen und die Entfernung des Regiments Flandern und die Ueberfiedlung des Hofes nach Paris zu verlangen habe. Während man im Sitzungssaale beruhigend auf die Weiber einzuwirken suchte und sich darüber verständigte, daß zwölf derselben von dem Präsidenten Mounier zu dem Könige geleitet werden sollten, füllte sich allgemach der Platz vor dem königlichen Palast mit Weibern, denen sich auch Männer zugesellten. Vor dem Gitter des Schlosses waren Garde du Corps, Schweizer, das Regiment Flandern und Nationalgarden aufgestellt. Der König, von den Ministern davon benachrichtigt, daß eine Deputation von Weibern vorgelassen zu werden begehre, und befragt, ob die Truppen auf die den Platz

belagernden Weiber, falls ernste Demonstrationen unternommen würden, feuern sollten, sagte: „Auf Weiber? Sie scherzen!“ — Den Truppen ging nun der Befehl zu, nicht zu feuern. Der König empfing die Deputation in überaus gütiger Weise, er umarmte sogar eine der Sprecherinnen, die schöne Louison Chabry, versprach, augenblicklich Befehle zum Ankauf von Getreide zu ertheilen, erklärte auch, daß, um den Frauen das Rückkehren zu erleichtern, alle Wagen, die in Versailles aufzutreiben seien, zur Verfügung gestellt werden sollten. Die Theilnehmerinnen der Deputation, huldreich entlassen, waren von der Güte des Königs außerordentlich gerührt. Ihrer Bewegung und ihren Aeußerungen wurden jedoch von den Weibern auf dem Platze Hohn und Spott entgegengesetzt. Welche Zusagen hat er gemacht? hieß es. Damit stand es freilich übel. Befehle zum Ankauf von Getreide zu ertheilen, hatte er versprochen — das war Alles! Um so mehr fuhr man nun fort, den Garde du Corps mit Hohn und Zuruf von Beleidigungen zu begegnen, während Schmeichelreden gegen die übrigen Soldaten bald zu einem Einverständniß mit denselben führten. Die Schmähungen gegen die Garde du Corps nahmen zu, Steine wurden auf sie geworfen. Ehe noch der Befehl des Königs, die verhaßten Leibwächter in's Schloß zurückzuziehen, ausgeführt ward, wurden einige derselben durch Pistolenschüsse niedergestreckt. Unter den Abgeordneten wie bei Hofe herrschte die peinlichste Verlegenheit. Der Unordnung und den beginnenden Gewaltthaten zu wehren, wäre wohl ein gemeinsamer Beschluß zu Stande gekommen, und die Säuberung des Platzes hätte sich bald bewerkstelligen lassen, wenn man nicht mit — Weibern zu thun gehabt hätte. Da zeigte es sich, wie richtig die Demagogen gerechnet hatten. Eine Zahl der Weiber hatte von den ihnen zur Verfügung gestellten Wagen Gebrauch gemacht, die große Mehrheit war in Versailles zurückgeblieben. Während des zunehmenden Gekreisches auf dem Platze wurde unter Vorsitz des Königs Ministerrath gehalten, an welchem auch der Präsident der Nationalversammlung, der die Deputation der Weiber zum König geführt hatte, Theil nahm. Um zehn Uhr entließ der König den Präsidenten mit der Zusicherung an die Nationalversammlung, daß er allen ihren Beschlüssen vom 4. August beitrete. Wäre dies früher geschehen, so hätte die pariser Glut ihre Funken heut nicht bis nach Versailles ausgespieen, denn gerade wegen des Ausbleibens jener Zustimmung hatte Lafayette in Paris die Weiber sich zusammenrotten lassen, was leicht von ihm durch Hülfe der Nationalgarde hätte verhindert werden können. Der Präsident brachte der Nationalversamm-

lung jene Zustimmungserklärung, worauf er die Sitzung schloß. Eine Zahl der Weiber nahm Quartier im Saal, die wildesten der Amazonen, denen sich jetzt viele bewaffnete Männer angeschlossen hatten, begannen sich auf's Neue vor dem königlichen Palais zusammenzurotten. Grauenvoll hörte sich das Toben, Heulen und Kreischen zur nächtigen Zeit an. Im Palast vernahm man von draußen her kreischende Weiberstimmen, die den Kopf der Königin begehrten. Der Ministerrath, präsidirt vom Könige, war noch nicht geschlossen; Ludwig erklärte sich gegen die Mahnungen des Grafen St. Priest, die letzte Stunde noch zu benutzen, um den Weg nach dem sicheren Metz zu gewinnen. Es ist thöricht und heuchlerisch, zu sagen, Vertrauen und Liebe zum Volke habe ihn zurückgehalten. Ihn plagte wiederum die Furcht vor dem Herzoge von Orleans, der in Versailles war, und der auch ohne Zweifel bei dem Aufruhr seine Hand im Spiele hatte, und er meinte, wenn er bleibe, so könne für ihn die Sache jedenfalls nicht so übel werden, als wenn er gehe, da im letzteren Falle der Herzog sich sofort zum Könige würde ausrufen lassen. So blieb er denn zu seinem Verderben im Schloß. Daß Lafayette mit 30,000 Nationalgarden auf dem Marsche nach Versailles war, wußte man bei Hofe noch nicht. Lafayette hatte unterweges Halt machen und sich von der Nationalgarde schwören lassen, den Willen der Nation, wie er sich in den gemeinsamen Beschlüssen der Nationalversammlung und des Königs kundgeben würde, zu ehren. Die bald nach Mitternacht an den Hof gelangende Kunde von dem Einrücken Tausender von Nationalgarden rief einen gewaltigen Schreck hervor; Lafayette's Erscheinen am Hofe beruhigte jedoch. Aber die Beruhigung ward sofort wieder und zwar dadurch gestört, daß die den General Lafayette begleitenden Bürgerdeputirten erklärten, Paris begehre, daß der König ungesäumt seinen Sitz in den Tuilerien nehme. Da Lafayette dem Könige und der Königin versicherte, daß von den Nationalgarden alle Wachen der Stadt besetzt seien, begaben sich beide — gegen zwei Uhr früh — zur Ruhe. Es war wunderbar, daß jedesmal die Mittel, die der König sich mit großem Bedacht zu seinem Schutz auswählte, derartige waren, wie sie von seinem ärgsten Feinde nicht hätten übler erdacht werden können. Sich in seinem Palast von Nationalgarden bewachen zu lassen, wie von Lafayette vorgeschlagen worden war, hatte der König abgelehnt und auch in dieser Nacht die Garde du Corps im Schlosse behalten. Eine Hand voll Leute, die sich wenige Tage vorher durch ihre volksfeindlichen und noch dazu vom königlichen Paare wohlgefällig aufgenommenen Demonstrationen so überaus verhaßt gemacht hatten! Als der Morgen grauete fanden ernstlichere Zusammen-

rottungen in der Nähe des Palastes statt, Männer und Weiber drangen, geführt von einem des Ortes Kundigen, von dem Marmorhofe aus in den Palast. Die überraschten Wächter werden zurückgedrängt, die Menge stürmt die Treppe hinauf und darnach einen Gang entlang, der zum Schlafgemach der Königin führt. Eine andre Rotte verfolgt den Gang, der zum Schlafgemach des Königs führt. Beide werden durch Rufe der Garde du Corps und durch das Getöse der Meuterer aufgeschreckt. Im Unterrock flüchtet sich die Königin auf einem geheimen Gange nach dem Schlafgemach des Königs, der eben im Begriff steht, Schutz bei der Königin zu suchen. Sie vernehmen wilde Rufe, Poltern, Stampfen, Brüllen, dazwischen Schüsse. Es kam darauf an, ob es einer Zahl von Garde du Corps gelingen würde, eine Hauptthür zu halten, vor der sie eine Barrikade von Meubeln aufthürmten, während man nicht lange darauf von draußen her mit Aexten zu arbeiten begann. O Absolutismus, welch ein Gesindel hast du dir gezüchtet, o Kirche, welche Früchte der Erziehung hast du reifen lassen! Was begehrte denn die Teufelsrotte, die in den Palast eingedrungen war? Wurde sie bewegt von einem politischen Gedanken? Nein! Diese Hefe wollte nur zerstören, rauben, morden, wollte nur Werke der Hölle verrichten. Zwei Garde du Corps waren ermordet worden, ein Scheusal mit langem Bart und hoher rother Mütze, Jourdan (seit dem Tage von Versailles Kopfabschneider genannt) schnitt den Leichen die Köpfe ab und steckte sie auf Piken. Da vernahm man von draußen her Allarm. Lafayette wa es, der, von dem Unheil benachrichtigt, mit der Nationalgarde herbeirückte. Es war die höchste Zeit, daß Hülfe kam. Das Gesindel stob hinweg. König und Königin begrüßten den General als ihren Erlöser. Das Schloß war rein von Meuterern, nicht aber der Platz vor dem Schloß. Hier schwoll die Menge mit jeder Minute an, aus derselben ragten die Köpfe auf den Piken hervor, der erwachte Blutdurst brüllte nach neuen Opfern. Doch indem die Massen an Zahl wuchsen, übertönte nach und nach der Ruf „Nach Paris!“ jeden andern. In der Hoffnung, daß dies beschwichtigend auf die Menge wirken würde, wurde dem königlichen Paare gerathen, auf den Balkon zu treten. Es geschah, die Königin hatte ihre Kinder an der Hand. Es wurde gebrüllt: „Die Kinder zurück!“ Ein Mensch legte sein Gewehr auf die Königin an, setzte es aber wieder ab. Der Tumult legte sich nicht; man vernahm neue Wuthrufe gegen die Königin und die Garde du Corps. Lafayette bestimmte die Königin, noch einmal mit ihm auf den Balkon zu treten. Im Angesichte der Menge küßte er ihr ehr-

furchtsvoll die Hand. Das habe — also kündet die ehrliche Geschichtsforschung — magisch gewirkt, man habe der Königin sofort begeisterte Lebehochs gebracht. Wie oftmals, so namentlich bei dem Hinblick auf diesen Vorgang drängt sich Einem unwillkürlich das Wort Voltaire's auf: „Sie, die Franzosen, sind halb Tiger und halb Affen!" — Lafayette, dessen Seele gewoben war aus den besseren Elementen des Galliertums, kannte seine Franzosen. Was bei ihnen nicht den Anstrich des Theatralischen annimmt, gilt nichts. Neue Scene! Lafayette führt an der Hand einen Garde du Corps auf den Balkon. Was wird er thun? was wird geschehen? Siehe, der General hebt eine dreifarbige Cocarde empor, die er dem Garde du Corps an den Hut heftet. Rasender Beifall — die Garde du Corps im Schlosse, denen schon das Todesurtheil gesprochen war, sind gerettet! Aber du edelgesinnter Lafayette, du kannst nicht immer und überall auf der Bühne stehen, um durch theatralische Acte die Menge zu leiten; andre Landsleute von dir verstehen sich auch auf die Künste, dem Tiger- und Affenthum zu imponiren, und jemehr dies in den folgenden Tagen hervortreten wird, um so weniger wird dein Edelsinn sich wirksam erweisen! —

Jene Vorgänge, dazu die Zusicherung, daß die königliche Familie noch an demselben Tage ihre Uebersiedlung nach Paris ausführen werde, wirkte beruhigend. Am Nachmittage erfolgte der Aufbruch des Königs nach Paris. Langsam ging die Fahrt, denn der Wagen war umdrängt von den Tausenden von Weibern und Nationalgarden, die nun triumphirten, daß sie ihren Zweck erreicht hatten. Freche Weiber tanzten vor und zur Seite des Wagens, gelegentlich wurden der Königin Drohungen und Schmähworte zugerufen. Hundert Abgeordnete hatten sich dem Zuge ebenfalls angeschlossen. Aber auch die Männer fehlten im Zuge nicht, denen Jourdan die Piken mit den aufgesteckten Köpfen zum Tragen übergeben hatte.

Wie beschwerten Gemüths das königliche Paar in die Tuilerien einziehen mußte, läßt sich ermessen. Ein Trost ward dem Könige durch Lafayette's Vermittlung zu Theil. Dieser wußte den Herzog von Orleans zu bestimmen, daß er (unter dem Schein, als habe er eine diplomatische Sendung auszuführen) sich nach London begab. Spätere Untersuchungen haben es als unzweifelhaft dargelegt, daß er seine Hand bei dem Ueberfalle zu Versailles im Spiele hatte. Mirabeau, der die Kraft in sich fühlte, das Staatsschiff als Minister leiten zu können, und der darnach strebte, zum Kanzler erhoben zu werden, scheint so lange, als er es für möglich hielt, daß der Herzog

von Orleans sein Ziel, Ludwig zu verdrängen und seine Stelle einzunehmen, erreiche, eine gewisse Verbindung mit ihm unterhalten zu haben. Jetzt äußerte er sich wegwerfend über den Herzog. „Er ist ein Elender,“ sagte er, „nur tauglich, Prinz zu sein: ich überlasse ihn seinen Lastern!“ —

In den letzten vierundzwanzig Stunden hatten sich bei dem Könige die Ansichten über eine Zahl von Personen sehr geändert. Nun mochte er schwer bedauern, Lafayette nicht früher vertraut zu haben. Lafayette war für ihn jetzt der Mann, auf dessen Treue er rechnete. Eben so anders beurtheilte er jetzt die Nationalversammlung, deren bloße Namennennung bisher ihm schon zuwider gewesen war. Lebhaft wünschte er, die Nationalversammlung möchte — als Wall und Schutz für ihn — ebenfalls nach Paris kommen, und es erging von ihm in diesem Sinne eine Aufforderung an dieselbe. Bei der Berathung über die königliche Aufforderung erklärte Mirabeau mit Entschiedenheit, die Nationalversammlung und der König seien unzertrennlich, sie müsse sofort nach Paris übersiedeln. Die Uebersiedlung ward beschlossen, doch war die Minorität, die dagegen gestimmt hatte, eine bedeutende. Sie bestand zumeist aus den Gemäßigten, die nach dem, was sie mit eigenen Augen gesehen und gehört, zu dem trostlosen Glauben gekommen waren, daß das Hoffen der Besten sich nicht bewahrheiten werde, daß der von der Kette des Absolutismus frei gewordene Sclave, die ungeheure Masse, von einer nicht zu bewältigenden Bestialität besessen sei, der Alles, was jetzt noch oben auf sei, zum Opfer fallen werde. Der gegenwärtige Präsident der Nationalversammlung, Mounier, von dem die Deputation der Weiber zum Könige geführt worden war, hatte auf dem Ballhause zuerst geschworen, nicht von dannen weichen zu wollen, bis der Nation eine neue Verfassung gesichert sei, und nun war gerade dieser Mann der erste Abgeordnete, der sein Mandat niederlegte. Gegen zweihundert Abgeordnete folgten seinem Beispiel; die meisten, wie er an den Zuständen Frankreichs verzweifelnd, begaben sich in das Ausland. Und wie viele Adlige befanden sich schon jenseits des Rheins! Wunderbare Fügungen! Früher waren Tausende der besten Menschen, gerade solche, denen es hätte gelingen können, den Kern der Sittlichkeit im Volke zu bewahren, vertrieben worden. Und jetzt, als die Krisis eintrat, eilten wieder Tausende, Schuldige und Unschuldige, über die Grenze und gerade jetzt solche Männer, die mehr als je nothwendig waren und in der Nationalversammlung hätten bleiben sollen. Die Gemäßigteren verließen die Versammlung, die Radicalen kamen in eine Atmosphäre, die von

geradezu anarchischen Ideen durchhaucht war. Und mitten darinnen ein Königspaar, dem nie eine Ahnung über das, was einem Volke Noth thue, aufgegangen war, und das in den Bedrängnissen, in denen es sich jetzt befand, auch den Rest politischer Urtheilsfähigkeit verlor. Das Material für neue gräßliche Scenen war reichlich vorhanden — alle Franzosen waren Zuschauer und Spieler zugleich.

König und Nationalversammlung in Paris bis zum Tode Mirabeau's.

Als Sitzungssaal für die Nationalversammlung war die königliche Reitbahn hergerichtet worden. Es ward stehender Gebrauch, daß die gemäßigten Abgeordneten die Sitzplätze zur Rechten, die radicalen diejenigen zur Linken des Präsidentenstuhles einnahmen. Je weiter vom Präsidentenstuhl, je höher waren die Plätze. Die radicalsten Abgeordneten setzten sich auf die höchsten Plätze zur Linken. So entstand der Ausdruck „Abgeordnete des Berges."

Anfänglich schien es, als solle nun den Pöbelausschreitungen für immer ein Damm entgegen gesetzt werden. Es war ein Bäcker ermordet und mit seinem Kopfe der gewöhnliche Umzug gehalten worden. Da raffte sich die Nationalversammlung auf, es wurde auf Antrag Lafayette's das Martialgesetz erlassen, eine Untersuchung des blutigen Vorganges angeordnet und einer der Mörder hingerichtet. Der Pöbel, der nach langer Zeit zum ersten Male wieder das Gesetz walten sah, enthielt sich darauf fast ein Jahr hindurch jeglicher Ausschreitung.

Den Arbeiten der Nationalversammlung kam die gewonnene Ruhe sehr zu statten, und die besten Männer derselben waren um so eifriger beflissen, das Land unter den Schirm des neuen Verfassungsgesetzes zu bringen, als es ihnen nicht entging, daß in den Clubs ein allen Errungenschaften der Civilisation Hohn sprechender Geist gepflegt werde. Aber derselbe Geist hatte ja auch in der Nationalversammlung seine Vertretung, und hier gelang es ihm, gegen Mirabeau einen Streich zu führen, der es verhinderte, daß derselbe zum leitenden Minister ernannt wurde. Er, der die Volksbewegung nur so weit gefördert hatte, als er dies für unerläßlich hielt, die Auswüchse der königlichen Macht zu Falle zu bringen, hatte es sich seit dem Tage von Versailles angelegen sein lassen, die königliche Macht in ihren berechtigten Forderungen zu unterstützen, und es war von ihm eine Aeußerung gethan worden, die erkennen ließ,

daß er den Ministern, als den nächsten Vertretern des Königs, größere Machtbefugniß einzuräumen geneigt sei, als dies von den meisten Abgeordneten zur Zeit für gut befunden ward. In der Sache hatte Mirabeau vollkommen recht, mochte er immerhin dabei zugleich seine Person in der Stellung als Minister im Auge haben. Letzteres allein ward von seinen Gegnern ins Auge gefaßt. Da sähe man, hieß es in den Clubs, worauf Mirabeau's Streben hinziele! Wie er zu Gunsten der Krone jetzt zu wirken beginne, so suche er die ministeriellen Befugnisse möglichst zu erweitern — zu wessen andern als zu seinem persönlichen Vortheil? — Dies genügte, um eine Intrigue zu Stande zu bringen, durch die dem seiner Zeit größten staatsmännischen Genie Frankreichs der Weg zum Ministerposten verlegt ward. Es wurde ein Antrag eingebracht, dahin gehend: keinem Abgeordneten ist gestattet, ein Ministerium anzunehmen. Mochte manches Mitglied gedacht haben wie Mirabeau — wer wollte und durfte sich verrathen? Mit Eifer ward für den Antrag gesprochen und derselbe angenommen. Damit war eine Ader unterbunden, die dem Lande ein gesundes oder doch ein erträgliches politisches Leben hätte zurückführen können. Mirabeau's Stellung zur Nationalversammlung ward dadurch eine gespanntere, er trat sogar späterhin im Geheimen in Verbindung mit dem Hofe, doch kann ihm nicht nachgesagt werden, daß er irgendwie entgegen seinen Grundanschauungen thätig gewesen sei, die dahingingen, es fromme dem Lande ein constitutionelles Königthum. Nach diesem Ziele hin nahm er weiterhin thätigen Antheil an den Arbeiten der Nationalversammlung.

Daß das Kirchengut für Staatseigenthum erklärt werden müsse, demnach der Staat die Geistlichkeit zu besolden habe, ward zuerst von dem Bischof Talleyrand auseinander gesetzt und von Mirabeau kräftigst unterstützt. Nachdem von der Nationalversammlung dieser Ansicht beigepflichtet worden war, fanden Anträge auf Aufhebung der Klöster und geistlichen Orden und auf das Recht der Gemeinden, sich ihre Geistlichen zu wählen, ebenfalls Annahme. Eine Rede Garat's hatte am einschlagendsten gegen das Klosterwesen gewirkt. „Ein Jüngling," äußerte er u. A., „von vorübergehender Aufwallung getrieben, schwört den Eid, in Zukunft weder Vater noch Familie anzuerkennen, nie Gatte, nie Bürger zu sein; er unterwirft seinen Willen dem Willen eines Andern, seine Seele der Seele eines Andern, er entsagt seiner Freiheit in einem Alter, wo er sich noch nicht des mäßigsten Besitzes entäußern könnte. Sein Eid ist ein bürgerlicher Selbstmord. Hat es je eine von dem menschlichen Geschlechte mehr zu beklagende

Zeit gegeben, als die, wo solche Barbareien geheiligt wurden?" — Den heftigsten Sturm rief der Antrag auf vollkommene Religionsfreiheit hervor. Mirabeau, der, wie immer, glühend sprach, verwies darauf, daß aus dem Fenster des Palastes, welches man vom Sitzungssaale aus sehen könne, ein fluchwürdiger Tyrann das Zeichen zur Bartholomäusnacht gegeben, und daß von demselben Fenster aus von jenem Tyrannen selbst auf Andersglaubende geschossen worden sei. Seine Worte regten Anhänger der Hierarchie zu den wüthendsten Aeußerungen an, doch wurde nicht allein der Antrag der Rechten, die römisch-katholische Religion als Staatsreligion zu erklären, mit großer Majorität verworfen, demnach die Religionsfreiheit proclamirt, sondern es geriethen auch die Mitglieder der Rechten, die sich in fanatischen Schmähungen gegen Mirabeau und seine Gesinnungsgenossen ergangen hatten, bei ihrem Austritte aus dem Sitzungssaal in Gefahr, von der in Wuth gerathenen Menge ermordet zu werden. Den ärgsten Fanatiker, Maury, wollte man durchaus an die Laterne bringen. Da rief er: „Wenn Ihr mich an die Laterne hängt, werdet Ihr darum besser sehen?" Alles lachte, Maury ging frei aus.

Die die Kirche treffenden Beschlüsse theilten die Geistlichen in und außer der Nationalversammlung in zwei große Heerlager. Wie es ein Bischof (Talleyrand) gewesen war, durch den der erste Stein des kirchlichen Absolutismus ins Rollen gebracht worden war, so war auch im Laufe der Berathungen zu Gunsten des Staates, der Allmacht der Kirche gegenüber, die nur zu sehr, sich und der Bevölkerung zum Unheil in weltliche Dinge eingegriffen hatte, manches schlagende Wort gerade von Kirchenmännern gesprochen worden. So hatte der Geistliche Royer geäußert: „Die Moral, die innere Zucht, das ist das Gebiet der Kirche, das Uebrige gehört dem Staate!" — Aber wie hätte Rom zu Beschlüssen zu schweigen vermocht, deren Durchführung es um die Früchte vielhundertjähriger Kämpfe zu bringen drohte! Die Kirche war ein Staat im Staate geworden, den zu zertrümmern die Nationalversammlung jene Beschlüsse gefaßt hatte, die wie vernichtende Schwertschläge wirkten. Es gab nur ein Mittel für Rom, das drohende Unheil aufzuhalten oder dasselbe doch zu mäßigen: der Befehl an die Geistlichen, das neue Kirchengesetz nicht zu beschwören. Die Mehrheit der Geistlichkeit kam diesem Befehl auch nach. Dies hob jedoch das Gesetz nicht auf, und da es an Geldmitteln gebrach, ging man sofort an die Berathung über die beste Verwerthung der eingezogenen Kirchengüter. Für den Verkauf war die Zeit ungünstig. Da war es wieder Mirabeau, der in der Frage,

die gerade vorlag, das Richtige traf. Auf seinen Rath stellte die Regierung Kassenscheine (Assignaten) aus, denen die Kirchengüter als Hypothek dienen sollten. Das half für die Gegenwart. Später freilich führte diese Finanzmaßregel arge Uebelstände herbei. Es wurden auf die Kirchengüter immer und immer wieder neue Kassenscheine ausgestellt, was naturgemäß dahin führte, daß, zumal weiterhin das Zutrauen an dem Bestand der Dinge immer mehr erschüttert ward, man sie nicht mehr in Zahlung, wenigstens nicht zu dem ursprünglichen Cours, nehmen wollte, was endlich, nachdem der Ruin Tausender erfolgt war, in dem höchsten Nothstande des Staates die Maßregel hervorrief, einen Zwangscours festzustellen, ein tyrannisches Mittel, das den Ausbruch des Staatsbankerotts nicht verhinderte, sondern ihn beschleunigte.

Die Verhandlungen über das Wahlrecht gaben Anlaß zu Anträgen, die sich auf eine neue geographische Eintheilung des Landes bezogen. Von dem geschichtlich gewordenen Frankreich, dem seine gegenwärtige Eintheilung sowie die Benennung der Provinzen entsprach, wurde abgesehen, die Größe der Theile festgesetzt und nach diesem Maß die neue Eintheilung zu Stande gebracht. So erhielt Frankreich 83 Departements, jedes 3 Districte, jeder District eine Zahl von Kantonen. Von dem Grundmaße in Bezug auf Umfang ging man nur da ab, wo die Bevölkerung gegen das übrige Land zu dicht oder zu wenig zahlreich vorhanden war. Jedes Departement erhielt seinen Namen nach dem, was in ihm in geographischer Beziehung als bemerkenswerth auftrat, als: Fluß, Gebirge u. s. w. Diese neue Eintheilung des Landes, die ursprünglich von dem Abbé Sieyes angeregt worden war, gab in Bezug auf die Wahlen allerdings eine klare Uebersicht und erleichterte die Ausführung. Es entsprach auch dies Werk einem anderen Hauptziele, auf das der Nationalwille hinsteuerte: dem Ziele der Gleichheit. Gleichheit! Ein Wort schönen Klanges für die Mehrzahl der Franzosen zu jener Zeit, ein Wort heut noch zauberisch klingend für Viele, die es bisher noch nicht der Mühe für werth erachteten, einmal ernsten Blickes die damalige französische Gesellschaft auf ihrem Gange nach jenem Ziel zu begleiten! Die letzten Consequenzen der Gleichheit für die ihr Nachjagenden, die sie als Maß auf Alles angewendet wissen wollten, zog später das Fallbeil der Guillotine. Für jetzt gab es noch Stationen, wo zeitweise Halt gemacht wurde. So jetzt auch bei der Festsetzung des Wahlrechts. Da wurde noch ein Strich gezogen zwischen denen, die an der Souveränität des Volkes theilzunehmen das Recht und

denen, die dies Recht nicht hätten. Man stellte Bedingungen auf: Wer diese Steuer zahlt, ein Jahr im Bezirk ansässig gewesen und außerdem großjährig ist, der darf wählen. Und die Andern? Sie vermaledeieten die Gesetzgeber, die von Gleichheit redeten und nun doch Tyrannen gegen sie seien. Geduld, die Bergpartei muß ja auch Truppen haben; sie wird euch, ihr Leute unter dem Strich, bald rufen und euch verkündigen: euch ihr gehört den Gleichen an! —

Die Abgeordneten der Bergpartei waren bereits dabei, dem Staate gegenüber die Verfahrungsweise zu beobachten, die früher von der ihnen so verhaßten klerikalen Partei eingeschlagen worden war. Der Staat im Staate, den die klerikale Partei gebildet hatte, war aufgelöst worden — zumeist durch die kühne Wirksamkeit der Abgeordneten der Bergpartei. Jetzt, unmittelbar darauf, — wahrlich, so etwas ist nur in Frankreich möglich! — eilten dieselben Männer dazu, ein gleiches Werk zu Stande zu bringen. Sie verbanden sich zunächst außerhalb der Nationalversammlung mit Leuten ihrer Gesinnung zu einem Club, der, weil er seine Sitzungen in einem (aufgehobenen) Jacobinerkloster hielt, der Jacobinerclub genannt ward. Dieser Club nun sandte Emissäre über das Land, durch deren Wirken Frankreich bald mit einem Netz ähnlicher Vereinigungen überzogen ward, für die der Jacobinerclub in Paris leitende Centralbehörde blieb. Lernen wir von den Jesuiten! Das war ein Ruf, den zu erheben die Jacobiner sich nicht scheueten. Sie meinten damit: Handelt klug wie sie, aber auch — falsch wie sie! — Den Klerikalen haben wir Jacobiner das Handwerk gelegt; wir arbeiten nun nach ihrem Schema — aber „wir" haben auch ein Recht dazu! — Wo stand dies Recht geschrieben? Die Nation war berufen worden, sich eine Nationalversammlung zu wählen, und diese hatte die Pflicht übernommen, eine Landesverfassung zu Stande zu bringen. Was nun durch die Nationalvertretung zu Stande kam, das war der Ausdruck des souveränen Volkswillens, der respectirt werden mußte von jedem einzelnen Abgeordneten; alles Wirken der einzelnen Glieder aber zu dem Zweck, Macht zu gewinnen, um das gesetzliche Organ des Landes zu sprengen, das war Demagogie, ein Zeichen arger Krankheit des Volkskörpers, die unvertilgbar geblieben ist in Frankreich, die von einer Krise zur andern geführt hat, und die auch weiterhin die Kräfte der Nation verzehren wird. „Der Staat bin ich!" hatte Ludwig XIV. gesagt; „der Staat sind — wir!" sagten die Jacobiner.

Es wurde Gleichheit des Maßes, Gewichtes und des Münzfußes, Preßfreiheit, für die Gerichte Oeffentlichkeit und Mündlichkeit einge-

führt, Tortur und Folter für abgeschafft erklärt. Dies Alles war an und für sich gut, für Einzelnes fehlten Gegengewichte. Der Preßfreiheit gegenüber fehlte ein Gesetz gegen den Mißbrauch des Wortes. Was bei den Franzosen Preßfreiheit zu besagen hat, das sollte die Welt noch erfahren! — Die Richter wurden vom Volke gewählt auf — sechs Jahre. Sprachen sie nicht Recht in dem Sinne der Majorität ihrer Wähler, so mochten sie nach sechs Jahren zusehn, wer ihnen Amt und Brot gab! —

Dem Ziel der Gleichheit weiter zusteuernd, wurde der Antrag eingebracht, die Adelsrechte abzuschaffen. Die Ersten, die sich für den Antrag erhoben, waren Hochadlige: Lameth, Noaillis, Lafayette, Montmorency, Fargeau. Sie überboten fast einander an Hingabe. Es ward von ihnen der ursprüngliche Vorschlag erweitert: Beseitigung des Titels „Prinz“, ferner Aufhebung des Erstgeburtsrechts (Majorat), Verbot, Wappen und die von Gütern der Familien entnommenen Zunamen zu führen, es sollte sogar nicht mehr gestattet sein, einen Menschen in eine Livree zu stecken, weil dies zu sehr einerseits an die bisherige Gewohnheit der Tyrannei, andrerseits an die Knechtschaft erinnere. Nun erst betheiligten sich Bürgerliche an der Berathung. Wie alles Angeführte, fand auch ohne Weiteres der Antrag auf Verbot der Titel Hoheit, Excellenz, Eminenz Annahme. Von da ab kamen die Anreden „Bürger“ und „Bürgerin“ in Gebrauch. Die Menge war zur Zeit Souverän in Frankreich. Sich diesem Souverän in augenfälliger Weise hold und gewärtig zu zeigen, um einen oder den andern Vortheil zu erreichen, geschah jetzt eben so, wie es früher gegen den souveränen König geschehen war. Mirabeau betheiligte sich nicht an der Berathung. Er fühlte sich, etwas zu sein mit oder ohne Adel, ihm persönlich war die äußere Beigabe vollkommen gleichgültig, aber es fand diese Art Gleichmacherei, die im Grunde genommen dem Einzelnen nicht gestattet zu sagen, wer und was sein Vater war, bei ihm keinen Beifall. Camille Desmoulins zog gleich die Consequenzen des Beschlusses auf den König und nannte ihn fortan Capet. (Siehe Näheres über Hugo Capet, den Begründer der Dynastie, Bd. II., S. 230.).

Man war gespannt, ob der König diesen letzteren Beschlüssen seine Zustimmung geben würde. Es geschah dies ohne alles Weitere. Ludwig war jetzt so weit gekommen, daß er bezüglich der Gesetze, die den Bau des alten Königthums Schlag für Schlag zertrümmerten, Alles willenlos über sich ergehen ließ. Ihm stand ja überdies auch nur das aufschiebende Veto zu! Wozu solche Bitternisse erst auf-

schieben! — Und dennoch war er durchaus noch nicht hoffnungslos. Er ging jetzt in seinen Maßnahmen von der Ansicht aus: Viel ärger kann es nicht mehr werden; ist aber der höchste Punkt des Schlimmen erreicht, so muß das Bessere beginnen. Der letzte Schlag gegen den Adel erregte sogar sein Behagen. Wie hatte es ihm in der Seele gebrannt, daß so viele geistliche und weltliche Würdenträger mit dabei thätig gewesen waren, aus seiner Krone den Stein absoluter Machtvollkommenheit auszubrechen! Nun empfand er darin eine gewisse Genugthuung, daß auch des Adels äußerer Glanz verlöscht worden war. Fühlet, was ich fühle, was mir durch eure Mitschuld zu tragen auferlegt ward! Daran aber rankten sich Hoffnungen empor. Von sich selbst schloß er auf die Mehrheit der Personen, denen Wappen und Titel abgesprochen worden waren. Sie sagen „Ja!" wie ich es zu sagen gezwungen bin; aber, wenn nicht früher schon, so ist jetzt tödtliche Feindschaft in den Herzen der Geschädigten erwacht; die Auswanderer werden reichen Zuwachs erhalten, und die Möglichkeit, von außen her in einer oder der andern Weise Hülfe zu gewinnen, wird sich mehren!

Der 14. Juli 1790, der Jahrestag des Bastillensturmes, war nahe; es wurden lange vorher schon Vorbereitungen getroffen, ihn festlich zu begehen, und es kam eine Nationalfestlichkeit zu Stande, die an Großartigkeit Alles überbot, was seit den Tagen der römischen Glanzzeit erhört worden war. Kurz vorher ward eine Comödie von dem in Frankreich erzogenen deutschen Baron Anarchis Cloots (Klotz) aufgeführt, die, lächerlich für die übrige Welt, im hohen Maße geeignet war, der Eitelkeit der Franzosen zu schmeicheln. Cloots erschien im Saale der Nationalversammlung an der Spitze einer Schaar zusammengelesener Personen verschiedenster Nationalitäten (auch die Ungarn und Türken hatten ihre Vertretung in der Schaar), der französischen Nation die Huldigung der Welt darbringend und insbesondre es begrüßend, daß die Nationalversammlung beschlossen habe, den Sieg über die Tyrannei durch ein Fest zu feiern. „Die Trompete," rief der kosmopolitische Fanatiker, „welche zur Auferstehung eines großen Volkes tönt, hat widergehallt an den vier Enden der Welt, und der Freudengesang eines Chors von 25 Millionen freier Menschen hat die in lange Sclaverei eingesenkten Völker erweckt. Unsere Beglaubigungsbriefe sind nicht auf Pergament geschrieben, aber unsere Sendung ist mit unauslöschlicher Schrift in das Herz aller Menschen eingegraben, und, Dank den Urhebern der Erklärung der Rechte, diese Schrift wird den Tyrannen nicht länger unver-

ständlich sein." Der Thor, der keine Fühlung dafür hatte, daß der in den Tuilerien in einer Art Gefangenschaft gehaltene Ludwig ein unschuldiges Kind gegen viele der Tyrannen war, die jetzt schon große Gewalt in Frankreich gewonnen hatten, die zwar ebenfalls die Feier des großen Versöhnungsfestes der Nation mitbeschlossen, die aber nicht entfernt daran dachten, daß dasselbe das Symbol der Einigkeit werden solle, die vielmehr mit Plänen sich trugen, deren Erfüllung alle von Einigkeit überfließenden Reden zum Spott machen mußte. Auch diese neuen Tyrannen riefen dem Baron, der sein „Pergament mit den Namen der Ahnen" zu Boden geschleudert hatte, weil er selbst frisches Pergament auf dem Rücken trug, reichlich Beifall zu; denn wenn dem Franzosen geschmeichelt wird, dann hält er still und nimmt das Lob auch für Dinge an, denen er gänzlich abhold ist, wenn das Lob nur ausspricht, daß er groß und erhaben denkt und fühlt. Darin glichen sich auf das Genaueste ein Ludwig XIV. und ein Danton, darin glichen sich die Adelspartei und die Pöbelmasse. Der 14. Juli rückte heran, von der Feier desselben giebt uns Wachsmuth folgendes Bild: „Das Fest begann mit der Vertheilung von 83 Föderationsbannern an die dazu auf den Boulevards in der Nähe des Bastillenplatzes versammelten Föderirten aus den 83 Departements. Lafayette, von dem Könige mit dem Oberbefehl über sämmtliche Nationalgarden des Königreichs für den Tag betraut, erschien als die Hauptperson des Festes. In der Mitte des Morgens setzte sich der Zug in Bewegung. Voran die pariser Behörden, in der Mitte eine Schaar von Kindern und von Greisen, darauf die Deputirten der Nationalversammlung, zuletzt die Bataillone der Föderirten. Es vergingen sechs Stunden, ehe der Zug auf dem Marsfelde anlangte. Hier hatten indeß die Sitze sich mit Menschen gefüllt; Wind und Regen waren heftig, aber man ermunterte sich, dem Regen zu trotzen, es wurde gesungen und getanzt. Als der Zug eintraf, erschien der König ohne allen königlichen Schmuck mit seiner Familie auf einer bedeckten Gallerie, die für ihn, die Deputirten und ausländischen Gesandten bestimmt war. Auf dem Altar des Vaterlandes stand der Bischof Talleyrand mit zweihundert Priestern, ihre weißen Gewänder hatten dreifarbige Gürtel. Die Feier hatte vier Hauptacte, ein musikalisches Hierodrama mit biblischen Worten, zur Verherrlichung der Einnahme der Bastille, die von Talleyrand vollzogene Weihe der mittelalterlichen Reichsfahne (der Oriflamme) und der 83 Föderalbanner, die Messe, gehalten von Talleyrand, begleitet von Kriegsmusik und dem Schall von 300 Trommeln; zuletzt der

Föderationseid. Dieser enthielt: Treue gegen die Nation, Gesetz und König, Aufrechthaltung der Constitution, Bürgerhülfe zum Schutz für Person und Eigenthum, zum freien Vertrieb des Getreides und zur Erhebung der Abgaben, endlich Einigkeit in unauflöslichen Banden der Brüderschaft. Lafayette, auf den Altar des Vaterlandes emporgestiegen, sprach den Eid zuerst, unter Kanonendonner und Waffengeklirr, nach ihm die Föderirten; die Nachweihe des Schwures war der Freudenruf der Menge, deren Lebehoch auf Nation und König den Lärm der Trommeln und Trompeten übertönte. Freudetrunken drängten sich die Föderirten um Lafayette, als dieser vom Altare herabstieg; unter tausend Bezeugungen einer Ergebenheit, die es für ein Glück achtete, seine Hand oder sein Gewand zu küssen, hatte er Mühe, seinen Platz wieder zu gewinnen. Darauf wandte sich Alles der Gallerie zu, wo der König und die Nationalversammlung sich befanden; auch dahin richtete sich freudiger Gruß. Der Präsident der Nationalversammlung, Marquis von Bonney — es hätte Mirabeau sein sollen, und dieser hatte gewünscht, es zu sein — und der König schwuren zuletzt. Bis dahin war der Himmel unfreundlich gewesen, und der Regen stromweise herabgeflossen; aber als der König schwur, mit Anwendung aller seiner Macht die Verfassung aufrecht zu erhalten und die Gesetze vollziehen zu lassen — zerriß das düstre Gewölk, und ein Sonnenstrahl traf ihn auf die Stirn. Darüber neuer Jubel; rasch verschwand der leise Unmuth, der sich hatte regen wollen, als der König nicht seinen Platz verließ, um den Schwur auf dem Altar des Vaterlandes zu leisten. Auch die Königin schien von der Macht menschlichen Gefühls ergriffen zu sein; sie hob ihren Sohn empor und dem Volk entgegen; dies erwiederte mit Jubelgruß. Bis zum 22. Juli folgten nun Feste; überaus heiter war das des 18. Juli, wo zuerst Musterung der Föderirten und bei dieser das Erscheinen des Königs und der Königin mit dem Ausdrucke theilnehmender Gesinnung freudeerweckend wirkte, am Abende Tanz auf dem Bastillenplatze, wo ein sechzig Fuß hoher Mast eine Freiheitsmütze von riesenhaften Dimensionen trug, ferner in der neuen Halle und in den elysäischen Feldern, die glänzend erleuchtet waren und die größte Zahl von festlustigen Menschen anzogen und befriedigten." Alles sehr schön in seiner Erscheinung, in seinem Kern jedoch nichts als eine große Lüge. Eide, Anrufungen Gottes — leichte Waare für eine Nation, die durch die Kirche seit Jahrhunderten gewöhnt war, äußere Zeichen an Stelle innerer Läuterung zu setzen, durch äußerliches Thun sich und Andre zu betrügen, im Beichtstuhl durch gefällige Priester die Stimme des

Gewissens sich trüben zu lassen. Was galt dem Könige sein Eid! Er beschäftigte sich nach wie vor mit Dingen, die darauf hinzielten, das von ihm beschworene Gesetz umzustürzen; er sann nach wie vor auf Flucht, um den festfeiernden Parisern, in deren Mitte er „mit dem Ausdrucke theilnehmender Gesinnung" geweilt hatte, von außen her fremde Truppen zuzusenden, die sie zu Paaren treiben sollten. Und eben so übel war es, daß des Königs Anhänger in und außer dem Lande, die durch den Sturz des alten Feudalstaates zugleich mit ihm so schwer Geschädigten, seine gänzlich verlogene Haltung dem Volke gegenüber ganz in der Ordnung fanden. Es ist kaum zu sagen, wer mehr an des Königs Erniedrigung arbeitete, er selbst und seine Anhänger, oder das französische Volk in seiner Mehrheit. Aber waren denn die Kundgebungen der Menge bei dem Feste wahrhafter Art? Ein Jeder, der mit Ernst die Entwicklung des französischen Volkes bisher verfolgte, weiß, was er von den Festlichkeiten der pariser Straßen zu halten hat.

„Ihn täuschet nicht des Volkes Jubelchor —
Es ist ein Irrwischtanz auf faulem Moor."

„Paris hielt sich frei von dem Makel der Störungen der festlichen Tage durch Pöbellicenz; nur die Journale Marat's, Camille Desmoulins und auch des minder schmähsüchtigen Loustalot konnten ihr Gift nicht zurückhalten. Sie machten den Anfang mit der Herbeirufung schlimmer Zeit. Camille Desmoulins schrieb, der Triumphzug des Aemilius Paulus sei dem Zuge vom 14. Juli vorzuziehen, denn es sei ein König mit gebundenen Händen dem Triumphwagen gefolgt. Loustalot tadelte den König, nicht zum Altare des Vaterlandes gegangen zu sein, da er doch auf der Jagd sich aus Regenströmen nichts mache, und — was seine Wirkung nachher schwerlich nicht verfehlt hat — daß Marschälle und Generale die Ungeschliffenheit gehabt hätten, den Vortritt vor Soldaten und Sergeanten zu nehmen, die zehn und zwölf Dienstjahre mehr zählten, als jene. Marat erklärte das Föderationsgelübde nur für ein Mittel der Knechtung, dessen traurige Folgen man bald empfinden werde. Carra, Herausgeber der „patriotischen Annalen," eines damals sehr bissigen Journals, lobte den Regen, der die erhitzten Köpfe etwas abgekühlt und die Verehrer der ausübenden Macht verhindert habe, Abgötterei mit dem goldenen Kalbe zu treiben." Man sieht: die verschiedenartigsten Elemente arbeiteten daran, sich gegenseitig zu vernichten, den eigenen Unwerth erkannten die Parteien, eine jede für sich, nicht, wohl aber den Unwerth der Gegenparteien. Daß sie einander weiterhin auf-

reiben mußten, war ein naturgemäßer Vorgang, war auch für die übrige Menschheit nicht als ein Unheil zu betrachten; schade nur, daß viele mit der Sache Redlichmeinende und mehr noch außer aller politischen Bewegung Stehende dabei mit zu Grunde gehen mußten! —

Mirabeau, welchem durch den von den Jacobinern ausdrücklich gegen ihn gerichteten (und auch angenommenen) Antrag, es dürfe kein Abgeordneter Minister werden, die Stelle verschlossen war, auf der er hätte im Angesichte des Landes gleicherweise für die Sache des Volkes und die des Königs wirken können, trat in geheime Verbindung mit dem Hofe. Wie Alles in seinem Wesen einen großen Stil an sich trug, so auch seine Haltung in dieser Sache. Er sei der Mann, sagte er, von dem Hofe Geld annehmen zu können, denn dies Geld mache ihn zu keinem Andern, ein Mann, wie er, sei für 100,000 Thaler nicht zu haben, er sei bezahlt, aber nicht verkauft. — In der That blieb er in der Nationalversammlung ganz derselbe, der er gewesen, aber wenn er auch gegen die meisten seiner Mitspieler in dem großen Drama der französischen Revolution in einem vortheilhaften Lichte erscheint, so schwindet er doch hin wie ein dunkler Schatten, gegenüber dem Lichtbilde eines Washington, der bis in seine tiefsten Herzfasern hinein lauter und rein empfand, und der nimmer und auch nicht unter der Form, er werde ja nur damit für seinen Werth bezahlt, Geld von einer im Kampfe stehenden Partei angenommen haben würde. Necker, längst zur Null herabgesunken, hielt es, seitdem der Hof von Mirabeau berathen ward, um so mehr für an der Zeit, das schwankende Staatsschiff zu verlassen. Als er der Nationalversammlung Mittheilung von seinem Entschluß machte, sein Amt niederzulegen, erhob sich ein allgemeines Gelächter, als habe man sagen wollen, er sei von der Versammlung längst als Entlassener angesehen und der Beachtung gar nicht mehr für werth befunden worden. Nicht lange darauf — Anfang April 1791 — starb nach kurzem Krankenlager Mirabeau im 42. Lebensjahre. Er erlag den Folgen eines regellosen Lebens und den gigantischen Anstrengungen innerhalb der letzten anderthalb Jahre. Seine letzten Worte characterisiren ihn und die Lage. Im Fieber vernahm er Kanonenschüsse. Da rief er: „Sie verkünden das Leichenbegängniß des Achilleus!" — Nach einer Weile äußerte er, aus einem kurzen Schlummer erwachend: „Ich nehme die Thränen der Monarchie mit ins Grab. Von nun an werden die Aufrührer sie vollends zerreißen und sich in ihre Fetzen theilen." Der das Zeug zu einem Staatsmanne gehabt, wie Frankreich eines solchen in seiner gegenwärtigen Lage bedurft hätte, war

mit ihm zu Grabe gegangen; Stürme und Wellen trieben nun das Staatsschiff um so schneller drohenden Klippen zu.

Flucht und Zurückführung des Königs.

Des Aeolus Schlauch war von unkundiger Hand geöffnet worden, die Stürme der Meinungen auf dem Gebiete der Presse nahmen an Macht zu und brausten wirr gegen einander ein. Demagogen waren auf die Bühne getreten. Der Böseſten Einer, deren es je in Paris gab, war der aus Neufchatel in der Schweiz stammende Marat, „abgedankter Stallarzt des Herzogs von Orleans (Hundedoctor), elend an Leib und Seele, eine kleine, magre, erbärmliche Figur von abschreckender Häßlichkeit, ungeheuer reizbar und beständig zitternd in nervöser Aufregung, aber eine furchtbare Lebenskraft in gleichsam electrischen Schlägen entwickelnd." Durch das Volksblatt „ami du peuple" spritzte er Tag für Tag sein fressendes Gift auf Alles, was nur in irgend einer Weise über den Pöbel emporragte. Auch Mirabeau war von Marat nicht geschont worden. Als bei einer Gelegenheit von Seiten Mirabeau's und seiner Freunde der Antrag auf Bestrafung meuterischer Soldaten eingegangen war, hatte Marat im Volksfreund geäußert: „Wenn die brandigen und erzbrandigen Ministerfreunde verwegen genug sind, dies durchzusetzen, Bürger, dann richtet 800 Galgen im Garten der Tuilerien auf und hängt alle Vaterlandsverräther daran, den infamen Riquetti an der Spitze, zugleich errichtet in der Mitte eines Bassins einen großen Scheiterhaufen, um darauf die Minister und ihre Schergen zu braten." Verhaftungsbefehle gegen Marat hatten keinen Erfolg gehabt, da ihm sichere Verstecke bei Gesinnungsgenossen zu Gebote standen; Anträge in der Nationalversammlung, solcher Art von Preßfrechheit Zügel anzulegen, waren von der Linken mit Hinweis darauf, daß die gegenrevolutionäre Presse ja ebenfalls mit Galgen und Schaffot drohe, zu Falle gebracht worden. Abgeordnete der Linken fragten, ob das Stück Papier, das Marat täglich erscheinen lasse, so gefährlich sei, als die Verschwörung der Tausende von Emigranten an der Grenze Frankreichs, die mit auswärtigen Mächten und mit Verräthern im Inlande gleichzeitig verhandelten? Es gab selbst unter den Jacobinern deren, denen Marat's Gift zu giftig war; aber als Drohung und Warnung sei, meinten sie, das Erscheinen des Volksfreundes für jetzt eine Nothwendigkeit. Andre sahen das Blatt als eine Art Cerberus an,

auf der Wacht liegend, den König, der ohne Zweifel auf Flucht sinne, beobachtend, von jeder reactionären Regung rechtzeitig Kunde gebend, freilich dabei giftigen Geifer ausspeiend, dessen Wirkungen man jedoch überwinden müsse. Aber wieder Anderen war es zumeist gerade um dieses Giftes willen zu thun, das da gewöhne, aus der Halbheit, in der man sich noch befinde, hinaus zu schreiten und die letzten Streiche zu führen auf Unverbesserliche, denen einmal die Köpfe nur mittelst Säbel und Gewehrkolben zu öffnen seien. Und der Pöbel! Er schlürfte gierig den Inhalt des Volksfreundes ein, in dem Maße befriedigt sich fühlend, in welchem Marat's Sprache mehr und mehr Verwandtschaft mit dem Röcheln des Tigers verrieth, der nach Blut lechzt.

Wieder einmal wollte Marat von einer Verschwörung Kunde empfangen haben, die den Zweck verfolge, den König zu entführen, und er behauptete, daß auch Lafayette in den Verrath eingeweiht sei, ebenso dessen Generalstab. Marat erließ einen Aufruf zu einem neuen Aufstande. Das gräßliche Gebell des Cerberus ging Manchem durch Mark und Bein. Doch was hilft es, ward gesagt, er ist uns jetzt noch nöthig, dieser Höllenhund! „Bürger von jedem Alter und Stande," hieß es im Aufruf, „es ist um euch auf immer geschehen, wenn ihr nicht zu den Waffen eilt, wenn ihr nicht die heroische Kraft wiederfindet, die am 14. Juli und am 5. October zweimal Frankreich rettete. Fliegt nach St. Cloud, wenn es noch Zeit ist, führt den König und den Dauphin in eure Mauern zurück, haltet gute Wache über sie und macht sie für die Begebenheiten verantwortlich. Sperrt die Oesterreicherin und ihren Schwager ein, daß sie nicht mehr conspiriren können. Bemächtigt euch aller Minister und ihrer Bevollmächtigten, werft sie in Ketten, versichert euch des Chefs der Municipalität und der Stellvertreter des Maire. Habt den General im Auge, verhaftet den Generalstab, nehmt den Artillerieposten der grünen Straße weg. Bemächtigt euch aller Magazine und Pulvermühlen; die Kanonen müssen an alle Districte vertheilt werden. Lauft, lauft, wenn es noch Zeit ist, oder bald werden zahlreiche feindliche Legionen über euch herstürzen, bald werdet ihr die privilegirten Stände sich wieder erheben sehen, der Despotismus, der scheußliche Despotismus wird schrecklicher als je erscheinen. Fünf- oder sechshundert Köpfe abgeschlagen, hätte euch Ruhe, Freiheit und Glück gesichert; eine falsche Menschenliebe hat eure Arme aufgehalten und eure Streiche gehemmt, sie wird Millionen eurer Brüder das Leben kosten. Laßt eure Feinde einen Augenblick triumphiren, und das Blut wird in großen Strömen

fließen; sie werden euch ohne Mitleid erwürgen, sie werden eure Weiber ausweiden, und um auf immer bei Euch die Liebe zur Freiheit zu ersticken, werden ihre blutigen Hände das Herz in dem Busen eurer Kinder suchen." Der Cerberus hatte scharf gewittert. In dem in der Nähe von Paris gelegenen Schlosse St. Cloud befand sich der Hof allerdings noch nicht, aber es war beschlossen worden, dahin aufzubrechen, um, wie es hieß, das heilige Osterfest daselbst in aller Stille zu begehen. Es hatte damit keine andre Bewandtniß für den König, als durch die Uebersiedlung nach St. Cloud die erste Station auf der Flucht, die jetzt mehr als je beschlossene Sache war, zurückzulegen. Wirklich erschienen die königlichen Wagen, aber auch das Volk war da, und die Straße häufte sich von Zuströmenden derartig, daß die Wagen mit dem Könige und seiner Familie weder vor-, noch rückwärts konnten. Weder das Einschreiten Lafayette's, noch das Bailly's half, die Adjutanten des Ersteren wurden von den Pferden gerissen, die Nationalgarde, durch das Bellen des Cerberus ebenfalls mehr noch in Mißtrauen versetzt, als sie es längst schon war, weigerte sich, gegen das Volk einzuschreiten, die königliche Familie mußte nach zweistündiger Bedrohung in die Tuilerien zurückkehren. Wie, ward nun gesagt, ist's nicht gut, daß der Cerberus Marat auf der Lauer liegt? Laßt ihn nur weiter bellen! — Wohl! aber er wird auch beißen, er wird auch euch, die ihr heut lacht, weil das Bellen euren Feinden gilt, eines Tages die Knochen zermalmen! Denn ein Cerberus schont Keinen, er vernichtet, bis ihn die Vernichtung trifft. Wie es in der materiellen Welt Gifte giebt im Zahne der Klapperschlange und auch in Pflanzen, so auch in der geistigen Welt, und gerade die Maratseele war geschwollen von Gift. Man kann sich denken, wie dieses Gift in den Tuilerien wirkte! Marat's Volksblatt ward täglich bei Hofe gelesen. Wie mußten Worte wirken, wie die angeführten, oder wie diese: „Haut allen ehemals Adligen, die gegen euch conspirirt haben, die Daumen ab, zerspaltet allen unwürdigen Pfaffen die Zunge; vor sechs Monaten hätten 5—600 Köpfe genügt, um euch von dem Untergange zu retten; jetzt wird es vielleicht nöthig sein, deren 5—6000 abzuschlagen; aber müßte man auch 20,000 abschlagen, es ist keinen Augenblick zu zögern. Sagt uns, ob ein solcher König andre Namen als die eines stupiden Automaten oder eines treulosen Betrügers verdient?" — Die Höllenqualen, die Todesangst, durch solche Worte hervorgerufen, mußten ja das königliche Paar anspornen zur Beschleunigung der Flucht. Die Vorbereitungen wurden nun mit Eifer betrieben; der General Bouillé, der das Com-

mando über die Truppen in Lothringen führte, und der schwedische General Fersen waren die Hauptförderer des Fluchtplanes. Letzterer hielt, als Kutscher verkleidet, in der Nacht vom 20. bis 21. Juni mit einem Miethswagen auf dem Carrousselplatze, von wo aus er die königliche Familie, die ihren Weg durch die Wohnung eines Kammerherrn genommen hatte, glücklich vor das Thor St. Martin brachte, wo ein großer Reisewagen bereit stand. Unangefochten gelangten die Flüchtlinge in's Freie. Das Reiseziel war die an der luxemburgischen Grenze gelegene Festung Montmedy. Von hier aus sollte der König eine Protestation gegen die Gewaltherrschaft erlassen. Schon am Vormittage des 21. Juni ward die Flucht des Königs in Paris ruchbar. Sofort trat die Nationalversammlung zusammen und übernahm die Geschäfte der Regierung. Man war anfänglich der Meinung, der König sei entführt worden; aber ein Schreiben desselben an die Nationalversammlung, welches an dem Nachmittage einging, ließ erkennen, daß die Ausführung der Flucht das Werk seines Willens sei. Außerdem ergab sich aus dem Schreiben, daß der König es mit allen seinen feierlichen Zusicherungen und mit seinem Eide am Föderativfeste nicht ehrlich gemeint habe. Während von Paris die nur erdenkbarsten Anstrengungen gemacht wurden, den Flüchtlingen auf die Spur zu kommen, verfolgten dieselben unerkannt ihren Weg; sie führten den Paß einer russischen Gräfin und erhielten überall Postpferde. In einer Sache hatte es der Graf Fersen übergut gemeint. Der nach seinem Plane eigens erbaute Reisewagen war im Innern so ausgestattet, wie er meinte, daß er der Personen, die derselbe aufnehmen sollte, würdig sei, und wie er auch den Forderungen der möglichsten Bequemlichkeit entspreche. Daher die ungewöhnliche Größe des Wagens, die ihn auffallend machen mußte. Auf Anordnung des Generals Bouillé gingen Reiterabtheilungen den Flüchtlingen bis zu den Stationsplätzen in der Nähe von Chalons entgegen. Ueber das Eintreffen auf der Station Pont Sommevelle, auf der der König in den Schutz der bewaffneten Macht genommen werden sollte, war bezüglich der Zeit eine genaue Feststellung getroffen worden. Der König, schlaff wie immer und in allen Stücken, hatte es geschehen lassen, daß auf den Stationen vorher Verzögerungen eingetreten waren, und ebenso kopflos wie er, bewies sich der Führer der bis nach Pont Sommevelle gesandten Reiterabtheilung. Als Letzterer den königlichen Wagen nicht vorfand, nahm er ohne Weiteres an, die Flucht des Königs möchte entweder gänzlich aufgegeben oder auf spätere Zeit vertagt worden sein. Ohne einen Mann zurückzulassen,

machte er Kehrt, und bewirkte, daß auch die nächstfolgenden Abtheilungen zurückgingen, so daß die ganze Postenkette in Verwirrung gerieth und die lebhafte Truppenbewegung in der Gegend Aufsehen zu erregen begann. Eine halbe Stunde nach der festgesetzten Zeit langte der König in Pont Sommevelle an. Die Reiter waren nicht da, von denen empfangen zu werden ihm zugesagt worden war. Was sollte er thun? Die Sache verwirrte ihn. Doch war er froh, daß er frische Pferde empfing und die Reise fortsetzen konnte. Voll Bangigkeit schweiften die Blicke der Flüchtlinge in die Ferne: nirgends sahen sie eine Waffe blitzen. In quälender Ungewißheit erreichten sie zur Abendzeit am 22. Juni St. Menehould. Der Postmeister erkannte den König und die Königin. Entschlossenen Sinnes jagte er auf einem Nebenwege voraus nach Varennes, woselbst sich, wie er berechnete, am leichtesten der Flucht des Königs Hindernisse in den Weg legen ließen. Varennes wird von der Aisne durchströmt. Diesseits und jenseits der Brücke lagen Reiter, letztere in starker Zahl, die den König erwarteten. Gewann er aber die Brücke der Aisne hinter sich, so war an dem Gelingen der Flucht nicht mehr zu zweifeln. Der Postmeister Drouet kam ihm zuvor, machte Lärm in der Stadt, und sogleich traf man die erforderlichen Vorbereitungen. Als nun — Abends elf Uhr — der königliche Wagen eintraf, wurde er von einer Zahl von Leuten, die Drouet zusammengebracht hatte, umstellt. Die Reiter waren nicht in Bereitschaft, da sie in Folge der ihnen zugegangenen Nachrichten ebenfalls angenommen hatten, die Ausführung der Flucht sei vertagt worden. Die Brücke wurde gesperrt, die Nationalgarde zusammengerufen, die Sturmglocke geläutet, die königliche Familie genöthigt, sich in das Haus des Gemeindevorstehers zu begeben. Der König verleugnete nicht, wer er sei, erklärte sich für gefangen, hoffte aber zuversichtlich, General Bouillé, der, wie er wußte, an der Spitze eines Reiterregiments jenseits der Aisne stand, würde ihn in der Nacht noch befreien. So wenig wie dies verrieth er den Leuten, daß er sich in die Festung Montmedy habe begeben wollen, um von dort aus seinen Kampf gegen die Nationalversammlung zu eröffnen. Er sagte vielmehr: „Ich fliehe vor den Dolchen und Bayonnetten der Hauptstadt und suche in der Provinz, mitten unter meinen treuen Unterthanen, die Ruhe, die der Geringste von euch genießen darf.“ Doch diese friedliche Sprache änderte nichts an dem Entschlusse der Bürgerschaft, den König nach Paris zurückzuführen. Stunde auf Stunde verging, die erwartete Hülfe blieb aus. Als die Reiter jenseits der Brücke diese versperrt gefunden und bemerkt hatten, daß

die ganze Bürgerschaft in Waffen stehe, waren sie davongejagt, um dem General Bouillé Kunde von dem Vorgange zu geben. Dieser wagte keinen Versuch, den König zu befreien, er hielt vielmehr dafür, daß es für ihn Zeit sei, auf eigenen Schutz Bedacht zu nehmen, daher er denn ohne Zeitverlust der belgischen Grenze zueilte.

Begreiflicher Weise war in Paris eifrig berathen worden, was bezüglich der Flucht für den einen oder den andern Fall zu thun sei. Die Partei Marat triumphirte: „Erkennt ihr nun, daß wir allein den Verräther richtig taxirten?" Die Royalisten erwiederten: „Ihr habt den König zur Verzweiflung getrieben durch euer Morddrohen. Er hat nichts Anderes im Sinne, als sein Leben zu retten: wer dürfte ihm dies zum Verbrechen anrechnen!" — Der Herzog von Orleans war schon vor einiger Zeit aus England zurückgekehrt. Aus Besorgniß vor den Ränken dieses Mannes war von Ludwig die sich ihm früher darbietende günstige Gelegenheit zur Flucht unbenutzt gelassen worden; jetzt aber hatte er auf Grund der Zusicherungen von außen gemeint, den Herzog nicht fürchten zu dürfen. Doch begann dieser sofort seine Agitationen, und sein Geld bewirkte, daß sogar im Jacobinerclub sich Stimmen für ihn erhoben. Dies bestimmte den General Lafayette, den Jacobinern in offener Sitzung einen Besuch zu machen, und ihnen zu erklären, daß, falls etwa von einer oder der andern Seite der König als beseitigt erklärt oder (im Fall seiner Gefangennahme) Hand an ihn gelegt werden sollte, er mit der Nationalgarde sogleich den Dauphin zum Regenten proclamiren werde.

Als man am 23. Juni in der Nationalversammlung sich mit dem Entwurf zu der offenen Antwort auf den Brief des Königs beschäftigte, traf die Nachricht von seiner Festnehmung ein. Es wurden ihm drei Deputirte entgegen geschickt, unter ihnen Petion, der grausam genug war, den Gefangenen mit Rohheit und Kälte zu begegnen. Welchen Möglichkeiten hatten die Gefangenen entgegen zu sehen! Das Seelenleiden der Königin auf der vier Tage währenden Rückreise war so groß, daß um diese Zeit ihr Haar zu ergrauen begann. Paris war erreicht. Entsetzlich erschien den Gefangenen das dumpfe Schweigen der Bevölkerung, mit dem sie empfangen wurden. Aber ehe sie die Tuilerien erreichten, kam es zu einem Wuthausbruche der Menge gegen drei Garde du Corps, die als Couriere gekleidet die Flucht mitgemacht hatten; herbeieilenden Nationalgarden gelang es, den Ueberfallenen das Leben zu retten. Mit Aufwendung schonender Formen wurden der König und die Königin als Gefangene behandelt; das Verhör fand statt — man nannte es eine „Befragung." Dar-

nach schritt die Nationalversammlung zur Berathung über die den König betreffenden Anträge. In der Constitution war die Unverletzlichkeit des Königs ausgesprochen. Wie dürft ihr euch unterfangen ihn richten zu wollen wegen seiner Flucht? sagte man von der Rechten; ihr habt die Constitution dadurch schon verletzt, daß ihr ihn gefangen haltet! — Dem entsprach der Antrag, den König sofort freizugeben. Ihr Heuchler, rief man von der Linken, die ihr zu Gunsten des Königs eine einzelne Stelle der Constitution ihm als Schirm vorhaltet, während ihr doch wisset, daß er das ganze Gesetz gebrochen hat! — Mitglieder des von Danton geleiteten Clubs der Cordeliers nannten den König einen „gekrönten Räuber"; Petion, derselbe, der ein so rohes Benehmen gegen das Königspaar bei seiner Rückführung zur Schau getragen, beantragte gemeinschaftlich mit Robespiere, es sei, da der König sich außerhalb des Gesetzes gestellt habe, ein Nationalconvent zu wählen und diesem die Untersuchung zu übertragen. Die Nationalversammlung einigte sich schließlich über Folgendes: Der König steht unter dem Schutz der Unverletzlichkeit; die Staatsgewalt gehört ausschließlich der Nationalversammlung bis zu der Zeit, in der die Verfassung als fertiges Gesetz vorliegen wird, wo dann der König sich zu erklären haben wird, ob er dieselbe annehme; bis dahin wird er, weil dies für die Ruhe des Landes nothwendig ist, bewacht. —

Anfangs September waren die Verfassungsarbeiten vollendet, unter dem 3. September wurde der Entwurf dem Könige mit der Erklärung zugestellt, daß, wenn er die nunmehr fertige Verfassung beschwöre, damit die Suspension seiner Rechte aufgehoben, dagegen falls er sich weigere, dies zu thun, damit seine Thronentsagung ausgesprochen sei. Er erklärte sofort, die Verfassung annehmen zu wollen, und leistete am 16. September in feierlicher Sitzung den Schwur auf dieselbe. Seine Anhänger ließen sich durch diesen Schwur nicht im mindesten in ihren auf Umsturz der Verfassung gerichteten Plänen stören, damit in ihrer Beachtung des Schwures vollkommen den Jacobinern gleichend. Lobspender Ludwig's sagen, er habe sich einzig durch das dringliche Zureden seiner Gemahlin bestimmen lassen, eine Verfassung zu beschwören, von deren Unhaltbarkeit er überzeugt gewesen sei. Wahrlich, der Gang, den die Geschichte Frankreichs genommen hat, ist überreich mit gebrochenen Eiden besäet.

Eindruck im Auslande.

Wir haben, ehe wir den Gang der Revolution weiter verfolgen, den Eindruck in Betracht zu ziehen, den die Vorgänge in Frankreich in den übrigen europäischen Staaten hervorriefen. Daß das Schauspiel der Erhebung eines Volkes gegen die Despotie in den Bevölkerungen anderer Staaten zunächst Sympathie erregen mußte, entsprach der Gesammtlage. In Frankreich wurden Fesseln zersprengt, die überall, hier mehr, dort weniger, drückten, und die als solche bezeichnet waren von dem Zeitgeiste. Die feudale Welt mit ihren Ungeheuerlichkeiten war längst unter eine grelle Beleuchtung gestellt worden, und unter den Männern, von denen die Fackel der neuen Zeit hoch aufgeschwungen worden war, hatten sich Throninhaber befunden, an der Spitze derselben Friedrich der Große. Wäre überall mit der Kraft, dem redlichen Willen und der Einsicht an der Umwandlung des feudalen Staates in den modernen Staat gearbeitet worden, wie es in Preußen geschah, der europäischen Welt wäre das Schauspiel krampfhafter Erschütterungen erspart geblieben. Mit dem Heimgang Friedrich des Großen war auf dem einen Orte Stillstand, auf dem andern Rückgang eingetreten, zumeist freilich war noch gar nichts geschehen, um zu Gunsten der bisher vernachlässigten Mehrheit des Volkes einen neuen Grund und Boden des Rechts und der Gerechtigkeit zu schaffen, demnach den bisher Bevorrechteten von ihrem maßlosen Ueberschusse an Rechten einen Theil abzunehmen. Nur jenseits des Meeres — in der „neuen Welt“ — war in den „Menschenrechten“ ein glänzendes Gestirn politischer Freiheit aufgestiegen. Nicht das allein. Das Ideal hatte auch Verkörperung erlangt, die Geburtsstunde des Freistaates auf Grundlage jener Menschenrechte war erfolgt. Aber fern wie das Land der Freiheit, schien die Möglichkeit zu liegen, zu gleichen Zuständen zu gelangen. Das Schauspiel hatte die Gemüther der europäischen Menschheit bis in ihre Tiefen erregt, Bewunderung erzeugend, Hoffen nicht. Inzwischen segelten kleine Schaaren von Franzosen, die freiwillig Theil genommen hatten an den Kämpfen um das goldene Vließ besserer Zustände, in die Heimath zurück, ein Etwas von jenem electrischen Feuer mit sich führend, welches in den amerikanischen Frühlingsgewittern der Freiheit Wunder gethan hatte. Nicht die formulirten „Menschenrechte“ allein brachten sie heim, sondern auch den Glauben und das Wissen, daß sich auf Grund derselben staatliche Zustände wirklich erbauen

lassen, und wenn ihre Brust geschwellt war von gerechtem Stolz, daß es ihnen vergönnt gewesen sei, einem andern Volke die Freiheit erstreiten zu helfen, so war nun ihr Drang um so leidenschaftlicher, zu Gunsten des eigenen Volkes den Despotismus zu bekämpfen.

Plötzlich ward die übrige europäische Welt aufgerüttelt durch die Kunde von Vorgängen, die eine Verwandtschaft mit der amerikanischen Revolution erkennen ließen, einer Revolution, die zu befriedigendem Abschluß gekommen war. Alle Welt sagte sich: Mag vieles Andere in Frankreich auch mitwirkend sein, den Hauptimpuls hat die dortige Bewegung von Lafayette und seinen Mitkämpfern empfangen! Gerade dies regte zu den besten Hoffnungen an, von der vortheilhaftesten Seite ward Alles, was geschah, angesehen. Nun kam der Bastillensturm. Welche That! Und wie verstanden es französische Federn sie zu schildern! Die Kämpfer erschienen in einem von Gloire umleuchtetem Bilde. Dazu kam für die der Kunde Lauschenden der Gedanke: Die Tyrannei hat eine sie bis in das Mark treffende Niederlage erlitten! Wie labte das die Seelen aller Bedrückten! Wie regte dies zu Hoffnungen an! — Von den Ueberschreitungen des Pöbels war anfangs wenig die Rede, das Wenige aber wurde unbeachtet gelassen, oder es wurde damit entschuldigt, daß man sagte: Werde ein Staatswesen gewaltsam aus dem Geleise gebracht, so gehe es einmal nicht gänzlich ohne Ungehörigkeiten ab; die Revolution gleiche einem Gewitter, Einzelnes zerstörend, das Ganze, das in seinem Bereiche liege, mit neuer Lebenskraft erfüllend. Die glänzendsten und edelsten Geister in Deutschland nahmen Theil an der Freude über die glorreiche Erhebung des französischen Volkes. Klopstock widmete derselben eine Ode, in welcher er es zugleich beklagte, daß Deutschland nicht die That der Befreiung vollbracht habe. Schlözer, der nicht einmal die Losreißung der amerikanischen Staaten von England gebilligt hatte, nannte den Bastillensturm „eine kräftige Lection für die Menschenbedrücker aller Weltgegenden.“ „Welcher Menschenfreund,“ rief er aus, „wird sie nicht sehr schön finden! Eine der größten Nationen der Welt, die erste in der allgemeinen Kultur, wirft das Joch der Tyrannei, das sie anderthalb Jahrhundert lang tragikomisch getragen hat, endlich einmal ab: zweifelsohne haben Gottes Engel im Himmel ein Tedeum laudamus darüber angestimmt.“ Nicht minder, wie der Bastillensturm, wirkte der Sturz der Feudalrechte in den Beschlüssen vom 4. August und darnach das glänzend ausgeführte Föderativfest, an welchem König und Volk, Geistliche und Krieger feierlich den Schwur leisteten, die Verfassung unver-

brüchlich halten zu wollen. Das gab neue freudige Zustimmung in Deutschland: Bürger, Voß, Friedrich von Stollberg, Wieland, Herder, Kant und Fichte wetteiferten mit einander, die Freiheitskämpfer Frankreichs zu preisen. In Berlin verherrlichte der Professor Brunn die französische Revolution in einer Rede, die auf Wunsch des Ministers Grafen Hertzberg durch den Druck verbreitet ward; in Tübingen geschah es, daß junge Theologen in ihrem Stiftshabit einen Freiheitsbaum umtanzten, den sie zu Ehren der Franzosen aufgerichtet hatten. „Es ist gewiß ein ehrenwerther Zug in der Gesinnung des Auslandes," sagt Wachsmuth, „an dieses und so viel Anderes, was die französische Constitution verhieß, zu glauben. Die Welt wird erst dann ganz schlecht werden, wenn Niemand mehr an das Gute, das sich ankündigt, glauben will."

Daß die Fürsten und der Adel vom Anfange an die französische Revolution mit anderen Augen ansahen, als das Volk, wird Keinen Wunder nehmen. Der Sieg der Revolution in Frankreich schloß eine Demüthigung des Königs in sich, der Adel hatte seine bevorrechtete Stellung im Staate, seine aus den Feudalverhältnissen sich ergebenden Vortheile, ja sogar das Recht verloren, Zeichen seines Standes zur Schau zu tragen. Ueberdies empfingen die Fürsten fast nur Berichte aus den Federn von Personen, die der Volksbewegung feindlich gesinnt waren, außerdem vertrauliche Schreiben von dem Könige Ludwig, der sie beschwor, in ernste Erwägung zu nehmen, was gemeinschaftlich von ihnen geschehen könne und müsse, damit in seiner Person das Königthum vor weiterer Entehrung geschützt und damit zugleich dem Umsichgreifen anarchischer Elemente in Europa ein Damm entgegen gesetzt werde.

Mehr wie allen andern Fürsten mußte dem Kaiser Leopold II. die Sache Ludwig's zu Herzen gehn, da Ludwig sein Schwager, Maria Antoinette seine Schwester war. Dennoch enthielt er sich vorerst jeder feindseligen Kundgebung gegen die französischen Gewalthaber, weil er fürchtete, es werde dies die Lage des Königs eher verschlechtern, als verbessern. Dagegen richtete Leopold in einer andern Angelegenheit eine Beschwerde an die französische Regierung. Mehrere deutsche Fürsten hatten Besitzungen in den Grenzgebieten Frankreichs, namentlich in Elsaß und Lothringen. a nun durch die Beschlüsse der Nationalversammlung, denen hinterher der König Ludwig seine Zustimmung gegeben hatte, auch für jene Besitzungen die standesherrlichen Rechte als aufgehoben erklärt worden waren, so sahen die Besitzer darin eine Rechtskränkung und wandten sich durch

den Reichstag an den Kaiser mit der Bitte, ihnen zu ihrem Rechte zu verhelfen, oder ihnen eine Entschädigung zu erwirken. Dies der Inhalt der Beschwerdeschrift Leopold's an die französische Regierung. Ludwig vermochte persönlich in dieser Sache nichts zu thun; er sah sich vielmehr genöthigt, der ihm von seinem Ministerium vorgelegten Antwort seine Zustimmung zu geben. Die Antwort lautete: Als Eigenthümer von Gütern innerhalb der Grenzen Frankreichs seien die Personen, für welche der Kaiser sich verwende, Vasallen Frankreichs. Mit ihnen allein habe es die französische Regierung in der vorliegenden Sache zu thun, nicht mit dem deutschen Reiche. — Was half es dem Kaiser, daß er sich auf das „Recht alter Verträge" berief? Die alten Verträge waren von der Revolution ausgemerzt. Wollte Leopold die Sache um jeden Preis durchsetzen, so mußte er sich bereit machen, seiner Forderung allenfalls mit dem Schwert in der Hand Nachdruck zu verleihen. Dies lag aber nicht in seiner Absicht, und so war nicht abzusehen, wie den Beschwerdeführern zu helfen sei. Zu ihnen gehörten u. A. die geistlichen Kurfürsten von Mainz, Trier und Köln. An ihren Höfen nun bildeten sich die ersten Reactionsheerde gegen das revolutionäre Frankreich; ihnen wandten sich auch die meisten adligen Auswanderer aus Frankreich zu. — Auch in England waren vom Volke die Thaten der Revolution in Frankreich gefeiert worden. Wie hätte es anders sein können, da die berechtigten Forderungen der Revolution, wie nachgewiesen wurde, gerade in England ihren Ursprung hatten! Aber die Sympathie währte nicht lange. Eher, als es andren Orts geschah, sah man sich in England die Rückseite der französischen Freiheitsmünze an, und dasjenige, was man da gewahrte, führte zur Feindschaft gegen Frankreich, die später, wie wir sehen werden, die äußerste Heftigkeit annahm. Schon in früher Zeit, in der eine Berechtigung zur Verurtheilung der Handlungen des französischen Volkes noch nicht oder doch erst in verhältnißmäßig geringem Grade vorhanden war, stand Burke als mächtiger Widersacher des französischen Volkes auf, die von ihm herausgegebene Schrift, „Betrachtungen über die französische Revolution", in welcher er Alles, was in Frankreich seit Einberufung der Stände geschehen, als unberechtigt verwarf und alle Freunde der Ordnung beschwor, den revolutionären Brand nicht über die Grenzen Frankreichs hinauszulassen, ihn vielmehr durch vereinte Kraft in Frankreich selbst niederzukämpfen, machte an den europäischen Fürstenhöfen den tiefsten Eindruck, und man begann ernstlich zu erwägen, ob es nicht geboten sei, wolle man nicht den verzehrenden Brand in

das eigene Haus kommen lassen, gemeinsam gegen den Aufruhr einzuschreiten. Sah man doch auch, wie die gemäßigten Elemente immer mehr zurückgedrängt wurden, dagegen die Anarchie immer mächtiger anwuchs.

Damit änderte sich die Stellung vieler Staatsmänner, die sie bis dahin der „Aufklärung" gegenüber innegehabt hatten. Das Unberechtigte ward der guten Sache zur Last gelegt, Berechtigtes wie Unberechtigtes mit scheelen und mißtrauischen Blicken angesehen. Diese Auffassung gewann jäh an Stärke, als auch in Deutschland revolutionäre Anzeichen sich kundzugeben begannen, im Mainzischen, im Trierschen, im Bisthum Speier, in Aachen, in Sachsen. Im Volke wurde man sich der Fesseln, die man trug, bewußt; es war zu natürlich, daß hier und da Versuche gemacht wurden, sich ihrer zu entledigen, zumal die Art und Weise, in der die Franzosen den Schlag gegen den Feudalstaat geführt hatten, so reizvoll dargestellt worden war. Von Seiten der Regierungen ward nun das Bestreben bemerkbar, die Vorgänge in Frankreich den Bevölkerungen in einer andern und zwar für die Sache möglichst ungünstigen Beleuchtung zu zeigen, und war man früher im Lobe ausschweifend gewesen, so ward man es jetzt im Tadel. Gelobt ward vielmehr, gemäß den Beschwörungen Burke's, alles Bestehende in den staatlichen und den gesellschaftlichen Einrichtungen. Die Anhänger und Fortführer der politischen Schöpfungen eines Friedrich's des Großen, eines Joseph's II. begann man Jacobiner zu nennen, sie aus ihren Aemtern zu verdrängen und solche mit Feinden der Aufklärung und Anhängern feudaler Einrichtungen zu besetzen. In Preußen gelangte ein Wöllner, ein Finsterling ärgster Art, als Minister an die Spitze des Kirchen- und Schulwesens; Ausmerzung josephinischer Einrichtungen ward in Oesterreich die Losung der Staatsmänner. Auch Katharina II. wollte von der „Aufklärung" nun nichts mehr wissen, und sie half die Feindschaft schüren gegen das französische Volk und zu Gunsten des bedrängten Königs Ludwig. Von vorn herein suchte sie der Sache die Seite abzugewinnen, die für Rußland den meisten Vortheil zu ergeben versprach. Gelingt es, sagte sie sich, Oesterreich und Preußen in einen Krieg mit den Franzosen zu verwickeln, dann darf ich hoffen, die Geschichte mit Polen in der mir bequemsten Weise zu Ende zu führen! — In diesem Sinne war die „Semiramis des Nordens" durch ihre Gesandten thätig, und, wie wir sehen werden, nicht ohne Erfolg. In die Sache lasse sich ja auch ohne Mühe der ritterliche Gustav III. von Schweden hineintreiben, äußerte sie mit Lachen zu ihren Liebhabern, und Gustav ließ

sich in der That auch von der Kaiserin, deren Tücke er doch schon kennen gelernt hatte, bethören. In ihm war freilich eine Ader, die ihn selbst schon trieb, theilzunehmen an den Bestrebungen zu Gunsten Ludwig's. Diesen und die schöne und unglückliche Maria Antoinette zu befreien, erschien ihm als eine Forderung ritterlicher Pflicht, und so hatte Katharina mit ihm leichtes Spiel. Er unternahm Reisen bis an die Grenze Frankreichs, er war es, der den Grafen Fersen nach Paris sandte, um die königliche Familie bei dem Fluchtversuch zu unterstützen. Graf Fersen war es gewesen, der den zu großen und darum Aufsehen erregenden Reisewagen gebaut, der den Kutscher gespielt hatte. Er war glücklich entkommen, und Gustav sandte ihn nun zum Kaiser, diesen auffordernd, sich der Bedrängten anzunehmen. Leopold erließ darauf an die europäischen Fürsten ein Schreiben, in welchem er sie aufforderte, gemeinschaftlich mit ihm der französischen Regierung anzuzeigen, „daß von den Souveränen insgesammt die Sache des allerchristlichsten Königs als die ihrige angesehen werde", zu begehren, „daß der Fürst und seine Familie sofort in Freiheit gesetzt werde" und schließlich zu erklären, „daß sie sich vereinigen würden, um mit dem größten Eclat alle etwaigen weiteren Attentate zu rächen, daß sie endlich als legitim aufgerichtete constitutionelle Gesetze nur die anerkennen würden, welche mit der freiwilligen Beistimmung des in voller Freiheit befindlichen Königs versehen seien."

Dies Schreiben bestärkte die Höfe in der Feindschaft gegen Frankreich, es bestärkte aber namentlich die Emigranten an der Grenze in der Hoffnung, daß es gelingen werde, die Revolution in Frankreich mit Waffengewalt niederzukämpfen. Ihre Absicht war es, den Kern des Heeres zu bilden, welches in Frankreich zur Befreiung des Königs einrücken sollte. Anfänglich hatte ihre Sache einen Anschein von Ritterlichkeit, von Vasallentreue. Bald jedoch zeigte es sich, daß sie in einem Punkte ganz ihren wüthenden und von ihnen bis in den Tod gehaßten Gegnern, den Jacobinern, glichen: wie diese verschanzten sie sich hinter wohlklingenden Phrasen, um ihrem Rachetriebe Genüge zu thun. Unter den Emigranten gab es treffliche Leute, deren Meinung und Wollen jedoch nicht zur Geltung gelangte. Reden wir hier von Emigranten, so haben wir es mit der großen Zahl von Adligen zu thun, die in dem Gebiet des geistlichen Kurfürsten von Trier willige Aufnahme gefunden, an deren Spitze sich die Brüder des Königs gestellt und die sich zu einem Einfall in Frankreich militärisch organisirt hatten. Ein verworfenes und verkommenes Geschlecht, gerade so tief stehend in der Gesinnung, wie die Pikenmänner

in Paris. Nicht ihr Rachegefühl allein begehrten sie zu sättigen, ihr weiterer Wunsch ging dahin, darnach erst recht alle Ungerechtigkeiten des Feudalstaates wieder zur Geltung zu bringen. Das nannten sie heuchlerisch „für Thron und Altar“ kämpfen. Und welch ein Lasterleben führten sie auf deutschem Gebiete, Sünden auf dasselbe übertragend, die bis dahin noch nicht einmal dem Namen nach bekannt gewesen waren! Wer es früher nicht gewußt und nicht geglaubt, der hätte aus ihrem Auftreten im Trierschen, wenn dasselbe von ihm beobachtet worden wäre, entnehmen können, daß eine Gesellschaft, deren höhere Stände es bis zu einer solchen Verderbniß gebracht haben, wie das durch sie bekundet wurde, reif ist für die Schrecken der Selbstvernichtung, ausgeführt durch das Wüthen der einzelnen Theile gegen einander. In ihrem von Rachegefühlen und von unmoralischem Wesen getrübten Blick sahen sie nicht einmal, daß sie dem Könige nicht nützten, vielmehr seine Lage verschlimmerten. Er war thöricht genug, ihrer Hülfe zu trauen, was in ihm die Abneigung wach erhielt, ehrlich mit den gemäßigten Elementen eine Verständigung zu suchen. Andrerseits sagten sich die Jacobiner, hinweisend auf die Emigranten: Der König ist Eins mit ihnen; wollet ihr wissen, wie er denkt, so hört, was sie sagen! — Daß der König nicht nur mit den Emigranten, sondern auch mit den Mächten in Verbindung stehe, wußte man auch, und wiederum steigerte sich der Haß gegen ihn, als endlich Leopold und Friedrich Wilhelm II. von Preußen zu Pillnitz (25. August 1791) sich dahin verständigten, zum Schutz Ludwig's Heere auszurüsten, ein feindliches Manifest gegen Frankreich zu veröffentlichen, und als auf ihre Aufforderung Spanien und Sardinien sich bereit erklärten, Truppen an die französische Grenze rücken zu lassen. Bald nach der Verständigung von Pillnitz hatte Ludwig die neue Constitution angenommen. Da gab Leopold den Emigranten den Rath, nach Frankreich zurückzukehren und sich nach dem Vorgange des Königs der neuen Ordnung der Dinge anzuschließen. Die Mehrzahl der Emigranten beharrte jedoch in ihrer Stellung, und Leopold sagte den Mächten, die mit ihm in ein Bündniß gegen Frankreich getreten waren: Für den Augenblick vermögen wir gegen Frankreich nichts zu thun, da der König die Verfassung angenommen hat; bleiben wir jedoch in unserer Verbindung und erklären wir der französischen Regierung, daß im Falle neuer Ausschreitungen wir dennoch das Schwert ziehen würden! — Man that nichts, aber man drohete — ein Verfahren, welches sich für ein bis in seine Tiefen aufgeregtes Volk, wie es das Volk der Franzosen damals war, am wenigsten empfahl.

Die gesetzgebende Versammlung.

Der Zusammentritt der neuen Versammlung, die die gesetzgebende genannt ward, weil sie sich mit der das Innere betreffenden Gesetzgebung beschäftigen sollte, war auf den 1. October 1791 festgesetzt. Bei der Berathung über das Wahlgesetz, nach welchem zu dieser Versammlung gewählt werden sollte, war der Antrag gestellt worden, es sollte kein Mitglied der constituirenden Versammlung in die gesetzgebende Versammlung gewählt werden dürfen, und siehe, dieser den Forderungen der Vernunft widerstreitende Antrag wurde angenommen: eine jede Partei fand eine Befriedigung darin, zu verhindern, daß die Personen der Gegenpartei, die Abgeordnete gewesen, wieder gewählt würden. Auch die Königin war wieder so unermeßlich thöricht gewesen, sich in eine Sache zu mischen, von der sie nichts verstand, und sie hatte dabei nur ihrem Haß gegen die Linke Folge gegeben. Auf ihren Wink stimmte die Rechte wie ein Mann für jenen Antrag. So seien diese verhaßten Menschen doch beseitigt, meinte sie; aber sie erwägte nicht, ob denn die Gesammtlage derart sei, daß nicht Personen noch schärferen Gepräges kommen könnten, und eben so wenig fand die Erwägung Raum in einem Haupte, welches sich bisher nur mit Tand beschäftigt hatte, daß die austretenden Mitglieder der Linken in den Clubs viel gefährlicher wirkten, als in der Versammlung. Der Klugheit hätte es entsprochen, sie in der Versammlung festzuhalten. — Diejenigen Abgeordneten nun, die sich außerhalb der Nationalversammlung in den Clubs eine neue Stütze gesucht hatten, verloren übrigens durch jenen Beschluß, wie wir sehen werden, nichts von ihrer Macht. Auch für die wichtigsten der Aemter in Paris war eine Neubesetzung angeordnet worden, und aus der Neubesetzung ergiebt es sich, in welchem Maße der Radicalismus in der pariser Bevölkerung zugenommen hatte. An der Spitze der Nationalgarde sollte fernerhin eine einzelne Person nicht mehr stehen, vielmehr das Amt des Oberbefehlshabers abwechselnd von den sechs ersten Legionschefs versehen werden. Da auch die Mairie von Paris neu zu besetzen war, so verhehlte es Lafayette nicht, daß er den Wunsch hegte, für dies Amt erwählt zu werden. Doch war er der Bevölkerung von Paris längst schon als zu mäßig gesinnt erschienen. Er strebte danach, das Königthum mit den Forderungen des Volkes zu versöhnen, die von den Clubs abhängigen Massen dagegen befreundeten sich immer mehr mit dem Gedanken, daß für Frankreich nur in völliger Ab-

werfung des Königthums Heil zu finden sei. So wenig wie die Pariser wünschten, daß Lafayette Maire von Paris würde, so wenig wünschte es die Königin. Einen Mann zu ihrem Schutz zu haben, der zugleich ein Herz für das Volk hatte, war ihr ein Gräuel. Mit Hohn äußerte sie: Lafayette suche die Mairie von Paris, um nachher Maire du Palais (Majordomus) zu werden. So arbeiteten Hof, Emigranten, Jacobiner und, wie sich weiterhin noch ergeben wird, die Mehrzahl der Geistlichen nach dem gleichen Ziele hin: Beseitigung der gemäßigten Männer. In Bezug auf die Mairie gelang das Werk mit Leichtigkeit. Nicht Lafayette, sondern der bisherige Abgeordnete Petion ward zum Maire von Paris gewählt, derselbe Mann, der dem gefangenen Königspaar bei seiner Rückführung mit Rohheit und Grausamkeit begegnet war. Den ehrlichen Volksfreund, der aber zugleich Anhänger des Königthums war, verschmähete der Hof in seiner Verblendung — nun hätte er aus der Mairie-Wahl eine neue Lehre schöpfen können, wenn er dazu noch fähig gewesen wäre. Der Jacobiner Manuel ward erster Gemeindeanwalt, der wilde Danton dessen Substitut.

Unter dem Eindruck der feindlichen Haltung der Emigranten und der von diesen und dem Könige Ludwig zu Drohungen gegen das französische Volk aufgereizten europäischen Höfe hatten die Wahlen zur neuen gesetzgebenden Versammlung stattgefunden. Wie darf es da verwundern, daß von vornherein die Mehrheit der neuen Abgeordneten dem Hofe feindlich gesinnt war? Wurde denn aber kein Versuch gemacht, eine bessere Stimmung, eine bessere Meinung in- und außerhalb der Versammlung zu erwecken? O wohl! Aber man versuchte es mit Künsten des Truges. Wirken wir durch Bestechung! Das ward die neueste Parole des geheimen Rathes am Hofe! Geld war da. Die constituirende Versammlung hatte dem Könige eine Civilliste von 25 Millionen Francs bewilligt. Nun wurden Zeitungsschreiber bestochen, nun wurden Leute in die Theater gesandt, die bei Stellen, die dem Königthum günstig waren, klatschen, bei Stellen des Gegentheils zischen mußten. Demagogen wurden gekauft, in den Clubs für das Königthum zu wirken. Armselige Künste! Man wollte einen guten Schein für sich erwecken, aber die Sache wollte man nicht. Hätte man es mit der Sache redlich gemeint, der gute Schein wäre dann von selbst gekommen, er hätte aus der Sache hervorgeleuchtet. Jetzt stützte man sich auf das Gesindel, und da sich endlich ergab, daß man Tausende umsonst weggeworfen hatte, hieß es, die Männer, denen die Leitung der Sache anvertraut worden, seien zu „ungeschickt“

gewesen. So war man an der moralischen Selbstentleibung längst thätig, ehe die Volkswuth zum letzten Mittel griff, sich von einem verkommenen Geschlechte zu befreien.

In der gesetzgebenden Versammlung bildeten sich die Parteien nach dem Vorgange der Nationalversammlung. Auf der rechten Seite saßen die Anhänger der constitutionellen Monarchie, die Feuillards. Ihren Platz hätten die Häupter der Emigranten einnehmen, sie im Centrum sitzen müssen. Dann wäre es nicht geschehen, daß bei allen Abstimmungen in der Kammer die Anträge der gemäßigten Partei durchweg Abweisung erfahren hätten. So war nun eben die gesetzgebende Versammlung nicht der Ausdruck des Landeswillens. Die Vertretung einer extremen Partei tagte nicht mit in der Kammer, sondern sie tagte im Auslande allein für sich und conspirirte mit dem Landesfeinde. Es versündigte sich diese Partei mithin eben so an dem Vaterlande wie ihre Gegenpartei, die außerhalb der Versammlung anarchische Kräfte für sich sammelte, um ihren besondern Willen durchzusetzen. In der gesetzgebenden Kammer bildete sich eine neue Partei, die auf den unteren Bänken der Linken ihren Sitz nahm. Sie ward — im Gegensatz zum „Berge" — die „Ebene", auch der „Sumpf", der „Wanst" genannt. Zum Berge gehörte eine Zahl von Abgeordneten aus dem gewerbreichen Departement der Gironde. Unter diesen „Girondisten" gab es Männer ausgezeichneten Geistes. Ihr Ideal war eine Republik, wie die Blüthezeit Griechenlands sie aufwies; dennoch lag es nicht in ihrer Absicht, das Königthum, falls dies ehrlich sich den unaufschiebbaren Forderungen der Zeit anschloß, gewaltsam zu verdrängen, während die Jacobiner und Cordeliers auf absolute Vernichtung desselben hinstrebten, theils weil sie an ein ehrliches Wollen desselben, in den neuen Bahnen zu wandeln, nicht glaubten, theils weil sie von einem noch nicht genugsam gesättigten Haß gegen das Königshaus und die höheren Stände erfüllt waren. Dieser Haß wirkte in ihnen wie eine Naturmacht. Oft ist die Phrase: „Sie meinen zu treiben, werden aber getrieben," auf einzelne Personen angewandt worden. Sie findet auch ihre Anwendung auf die Jacobiner, „die getrieben wurden von jenem ungesättigten Haß." Das Pendel der Macht war früher zu sehr nach einer Seite hinüber gezogen worden: jetzt schwang es sich mit einer Art Naturnothwendigkeit nach der andern Seite hin, hatte aber im Schwunge noch nicht den äußersten Punkt erreicht. Indem in den Jacobinern der Haß den Blick schärfte, des Gegners Blöße zu erkennen, nahmen sie für jetzt zumeist darauf Bedacht, den Feind zu schädigen und herunter zu

bringen, ohne dabei sich des letzten Zieles, auf den ihr Gewaltweg sie führen mußte, bewußt zu werden. Auch aus ihrer Mitte erhob sich bisweilen ein Kassandra-Ruf; aber Rufe solcher Art fanden nicht Würdigung in Personen, deren Gemüther eine Spannung erreicht hatten, wie dies zu jener Zeit bei den extremen Parteien in Frankreich der Fall war. Prophetisch schauend, hatte ihnen Duport gesagt: „es würde nach langen und unnützen Versuchen der Despotismus sich darstellen als ein günstiges Asyl für alle erschöpften und ermüdeten Seelen, die das Glück nur noch in der Ruhe sehen.“ Lachen und Hohn war die Antwort gewesen, eine sich unmittelbar daran schließende Folge das Ausscheiden Duport's aus der Partei.

Der gleiche Proceß der Verschärfung des Parteigedankens fand bei den Emigranten statt. Wer irgendwie zur Mäßigung mahnte, erlitt eine Behandlung, die ihn zwang, zurückzutreten. Die Emigranten setzten ihre Hoffnung immer mehr auf die Annahme, daß — wohl oder übel — die übrigen europäischen Mächte genöthigt sein würden, um des eigenen Interesses willen zum Kampf gegen die Revolution in Frankreich zu schreiten. Ihre natürlichen Verbündeten in Frankreich fanden sie außer in der Hofpartei in der Mehrheit der Priester, die im Geheimen zu ihren Gunsten zu agitiren begannen. Gegen die immer lauter drohenden Emigranten, die ein Invasionsheer von bereits 20,000 Mann aufgestellt hatten, einen Schlag zu führen, erschien der gesetzgebenden Versammlung endlich als eine unerläßliche Nothwendigkeit. Es kam am 9. November der Beschluß zu Stande: „Die jenseits der Grenze des Königreichs versammelten Franzosen sind der Verschwörung gegen ihr Vaterland verdächtig, und wenn sie am 1. Januar 1792 noch versammelt sind, dieser Verschwörung schuldig, ihre Einkünfte vom eigenen Gute, ausgenommen was den Frauen, Kindern und Gläubigern zuerkannt, die Civilliste der Prinzen, die Gehalte und Pensionen ausgewanderter Beamten sind dann verfallen, die Beamten für abgesetzt, die Offiziere für Deserteurs zu achten.“ Diesem Beschluß trat der König nicht bei, wohl aber ermahnte er seine Brüder in einem Schreiben, zurückzukehren. Letztere beachteten Ludwig's Mahnung nicht, geberdeten sich vielmehr als Vertreter einer selbstständigen souveränen Macht, setzten ein Ministerium ein und empfingen fremde Gesandte. Damit die Welt aber wisse, nach welcher Richtung hin sie von ihnen bei ihrem in nächster Zeit erfolgenden Einrücken in Frankreich Thaten zu erwarten habe, decretirten sie: die rothe Weste sei das Abzeichen des Adels, der bürgerliche Emigrant dürfe nur in einer gelben Weste erscheinen.

Da mußte denn wohl Ludwig von der Besorgniß ergriffen werden, daß die Tollheiten seiner Anhänger ihm Schaden zufügen möchten. Er legte es dem Kurfürsten von Trier in einem Schreiben an's Herz, dem von den Emigranten ausgehenden Unwesen entgegen zu wirken. Darauf ward ihm entgegnet: dasjenige, was er schreibe, erachte man nicht als aus seiner Seele gekommen, vielmehr als etwas ihm von den Männern, unter deren Zwange er stehe, Aufgedrungenes. Als eben so erfolglos erwiesen sich die gleichen Vorstellungen Ludwig's an den Kaiser Leopold. Es erging ihm genau so, wie es Männern der Linken ergangen war, und wie es andern Bewegungsmännern auch noch ergehen sollte: er hatte etwas angefacht und vermochte nun nicht den Brand beliebig zu zügeln.

Die unablässigen Drohungen von deutscher Seite aus, dazu das Verhalten der Fürsten gegen die Emigranten regte in der gesetzgebenden Versammlung den Gedanken an, die Letzteren (unter Angabe einer bestimmten Frist) aufzufordern, das von ihnen gegen Frankreich geschlossene Bündniß und eben so auch das Emigrantenheer aufzulösen. Weder Eines noch das Andere stand in Aussicht. Katharina schürte weiter, um, wie schon bemerkt, während Preußen und Oesterreich im Westen beschäftigt seien, ihre auf Polen gerichteten Pläne bequemer ausführen zu können. Der Umstand, daß von deutscher Seite nichts den ausgesprochenen Wünschen Entsprechendes geschah, steigerte die Erbitterung der Franzosen. Das Haupt der Girondisten, Brissot, hielt feurige Kriegsreden: es entspreche der Würde der Nation, den Bedrohungen durch eine Kriegserklärung zu begegnen. — Da begann denn doch der Kurfürst von Trier zu besorgen, daß, weil in seinem Lande das Emigrantenheer stand, er angegriffen werden möchte, und er wandte sich deshalb an den Kaiser um Beistand. Die Antwort, die der Kaiser Jenem ertheilte, war ebenfalls verletzend für Frankreich. Im Falle ein Angriff auf den Kurfürsten erfolge, hieß es in dem Schreiben, solle dem Bedrohten durch die in Belgien stehende österreichische Heeresmacht Beistand zu Theil werden. Als eine auf Frankreich gemünzte Drohung war hinzugefügt: „Die Monarchen seien einverstanden zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe und zur Sicherheit und Ehre der Krone.“ Dadurch ward die kriegerische Stimmung in der gesetzgebenden Versammlung nur noch stärker. Am 1. Jaunar 1792 war die Frist abgelaufen, die den Emigranten zur Rückkehr gestellt worden war. Sie hatten trotzig die Drohung verachtet. Vierzehn Tage später hielt Brissot eine neue Kriegsrede: Der Hauptfeind Frankreichs sei gegenwärtig der Kaiser, der den An-

griff vorbereite; Klugheit erfordere, ihm zuvorzukommen im Angriff. „Eure Feinde," schloß er, „sind Könige, und ihr seid Volk; sie sind Despoten, und ihr seid frei; es giebt keine aufrichtige Capitulation zwischen der Tyrannei und der Freiheit." Das war aus der Empfindung der französischen Nation herausgesprochen, um so mehr, als kurz vorher eine Note des österreichischen Ministers, Fürsten Kaunitz, bekannt geworden war, in der er Namens des Kaisers über die Jacobiner sich folgendermaßen ausgesprochen hatte: „Diese Ungeheuer sind nicht genug verabscheut, nicht genug bekannt; sie sind nicht blos Feinde aller Religion, aller Throne; sie haben es abgesehen auf die gesellschaftliche Ordnung, auf das Eigenthum, auf die Eigenthümer, um überall die Herrschaft der Brigands zu errichten." Im Februar ward zwischen Oesterreich und Preußen ein Bündniß geschlossen, als dessen Zweck man „Aufrichtung der Monarchie in Frankreich" bezeichnete. Andrerseits bestand der gesetzgebende Körper darauf, daß, falls die an die deutschen Mächte gerichteten Forderungen Frankreichs nicht bis zum 1. März erfüllt seien, der Krieg erklärt werden müsse. Leopold starb am 1. März, und es folgte ihm sein Sohn Franz II. in der Regierung. (Wenige Tage später ward Gustav III. niedergeschossen.) Der Umstand, daß die Minister Ludwig's sich der feindlichen Haltung der auswärtigen Mächte gegenüber nicht kräftig genug bewiesen hatten, bewirkte, daß sie von der Nationalversammlung mit einer Anklage bedroht wurden, was sie bestimmte, ihre Stellen niederzulegen. Der König berief darauf ein Ministerium aus der Partei der Girondisten, die wichtigsten Stellen übernahmen der General-Lieutenant von Dumouriez und Roland, Letzterer für die innern Angelegenheiten, Ersterer für den Krieg. Edelgesinnt, von gleicher Liebe zur Freiheit durchdrungen, von gleichem Glauben an die hohe Bestimmung Frankreichs, ein Lichtheerd für die Welt zu werden, wie Roland, war seine Gemahlin, die einen großen Einfluß auf die Bewegungsmänner ausübte, freilich nicht auf diejenigen, deren Streben von vornherein darauf gerichtet war, das Königthum unter allen Umständen zu beseitigen.

Bisher hatten die Girondisten den Jacobinern angehört; jetzt aber fand eine Ablösung der Jacobiner von ihnen statt, weil sie etwas aufrecht erhalten wollten, was nicht — nach der Meinung jener — des Haltens werth sei, ja es verwirkt hatte, gehalten zu werden. Die entschiedensten der Jacobiner hatte Kaunitz wahrlich richtig gezeichnet, wenn er sagte, sie wollen Thron, Altar, Eigenthum vernichten. Es war, als ob ein Wahnsinn sie ergriffen hatte, daß

sie Haß zu predigen begannen gegen Jegliches, was über die Menge hervorragte. Danton lehrte jetzt schon, daß es Zeit sei, „sich der Achtung angeblich großer Männer zu entschlagen.“ André Chénier wandte sich entsetzt von den Jacobinern ab. Ihr Treiben in den Clubs schildert er folgendermaßen: „Handel und Industrie werden als Verbrechen dargestellt. Jeder reiche Mensch gilt für einen öffentlichen Feind. Die Ehrsucht und Habsucht schonen weder Ehre, noch Reputation; der gehässigste Argwohn, die maßloseste Verleumdung wird Freiheit der Meinung genannt. Wer Beweise einer Anklage begehrt, ist ein verdächtiger Mensch, ein Feind des Volkes. Da wird jede Absurdität bewundert, wenn sie nur menschenfeindlich ist, jede Lüge ist willkommen, wenn sie nur ruchlos ist. Dahin kommen Frauen, die Convulsionen einer blutigen Raserei zu beklatschen . . . Diese Gesellschaften, allesammt mit einander verbunden, bilden eine Art electrischer Kette um Frankreich. Ueberall sind Richter und Beamte, so weit sie nicht ihre Agenten und Creaturen, ihren Verfolgungen ausgesetzt. Rebellion gegen gesetzliche Behörden findet Schutz und Stütze bei ihnen. Jeder Mensch, der sich Patriot nennt, und der die Gesetze und ihre Organe beleidigt hat, kommt zu ihnen, sich dessen zu rühmen. Jeder entlassene Subalterne ist ein Schlachtopfer seines Patriotismus, jeder meuterische Soldat kann die Bürgerkrone fordern, jeder beleidigte und gemordete Chef hat Unrecht gehabt.“ Die Krone sollte absolut fallen, darum meinte man alle Stützen, die den Staat bis jetzt gehalten, zerbrechen zu müssen. Es befanden sich noch adlige Offiziere im Heere; gegen diese wurden die Soldaten aufgewiegelt. Welch einen Eindruck mußte es auf die Soldaten hervorbringen, wenn ihnen aus der gesetzgebenden Versammlung Worte wie diese entgegentönten: „Die Gemeinen, diese sind die ersten Soldaten der Freiheit, die aber eben deshalb auch gequält werden von der aristokratischen Canaille mit doppelten Epauletten!“ Deputationen von Soldaten wurden in der Kammer zugelassen, um ihre Klagen gegen ihre Offiziere vorbringen zu können. Bald kam es in verschiedenen Städten zu Meutereien unter den Soldaten. Die Jacobiner in der Kammer fanden das sofort in der Ordnung und wunderten sich nur darüber, daß die Soldaten so lange den Zwang ertragen hätten. Männer der Rechten riefen den Jacobinern zu: „Wer, wenn nicht ihr, trägt die Schuld, daß so viele Offiziere in's Ausland gehen? Sie wollen nicht von ihren Soldaten gehängt sein, die ihr aufreizt!“ — Der wachsende Haß gegen die höchsten Stände führte dahin, daß es allgemach zur Mode ward, in schlechten Kleidern ein=

herzugehen. Sorgsamer Anzug erinnerte ja an die verhaßten Aristokraten. Sansculottes (Ohnehosen) war anfänglich in den Hofcirkeln ein Spitzname für den Pöbel, wie für Pöbelfreunde. Hinterher suchten die Jacobiner eine Ehre darin, sich mit diesem Namen zu benennen. Immer seltener sah man Zopf, Schuhschnallen, Puder, dreieckige Hüte. Marat suchte eine Ehre darin, wie ein Straßenfeger zu erscheinen. Die rothe Mütze war 1789 schon vereinzelt getragen worden. Als nun meuterische Soldaten, die zu Galeerenstrafen verurtheilt, aber von der Versammlung befreit worden waren, nach Paris zurückkehrten, ward die rothe Mütze, die sie als Gefangene getragen hatten, die modische Kopfbedeckung der Jacobiner.

Die Nationalgarde in Paris bestand bis dahin aus der eigentlichen Bürgerschaft; Diener, Arbeiter, Tagelöhner waren ausgeschlossen. Die Jacobiner bewirkten es, daß alle Personen aus den niedrigsten Schichten der Gesellschaft mit Piken bewaffnet, zu Bataillonen formirt und den Befehlshabern der Nationalgarde unterstellt wurden. Das sind unsere Haupttruppen, sagte Danton; wir werden ihrer bald nöthig haben, gegenüber einem großen Theil der Bürgerschaft, der noch des stüpiden Glaubens lebt, das Königthum wolle sich mit dem dritten Stande ehrlich versöhnen! Reißen wir einstweilen das, was der König noch an Ansehen hat, fetzenweise herab! — Da kamen denn Anträge, fernerhin nicht mehr zu Neujahr Gratulationsschreiben an den König zu erlassen, ihm, wenn er in der Nationalversammlung erscheine, nicht mehr einen Thronsessel, sondern einen gewöhnlichen Stuhl hinzusetzen, zu verlangen, daß der König jeder Deputation, selbst wenn sie nur aus wenigen Personen bestehe, beide Flügelthüren öffnen lasse u. s. w. Die meisten Anträge dieser Art fanden in der Versammlung sofortige Annahme.

Inzwischen war der König so weit gebracht worden, daß er sich dazu verstand, in der Nationalversammlung zu erscheinen und im Angesichte der Volksvertretung Oesterreich und Preußen den Krieg zu erklären. (20. April.) Man sah Thränen in seinen Augen. Französische Heere rückten gegen die Ostgrenze, Lafayette zog mit in's Feld. Vermehren wir die Truppen, auf die wir sicher rechnen können, sagten sich die Jacobiner, um unser Werk im Innern zu betreiben, während die Soldaten sich im Felde schlagen! — Da kamen sie mit dem Antrage, 20,000 Freiwillige aus den südlichen Departements nach Paris zu ziehen. Die Versammlung erhob den Antrag sofort zum Beschluß. Man war gespannt, ob der König einwilligen würde. Die Beschlüsse gegen die Emigranten und gegen die Geistlichen hatten

auch noch nicht ihre Erledigung gefunden. Die Emigranten sollten als Vaterlandsverräther erklärt, die eidweigernden Priester mit Verbannung und Deportation bestraft werden. Gegen diese drei Beschlüsse legte Ludwig sein Veto ein. Die Verfassung gestand ihm das Veto zu; nun er Gebrauch von seinem Rechte machte, ward ihm dies als Frevel angerechnet. Freilich handelte es sich — wenigstens bei zwei Beschlüssen — um brennende Fragen. Die Emigranten waren offenkundig jetzt Verbündete des erklärten Landesfeindes, und ihre Verbündete wiederum waren die Geistlichen, die den Eid auf die neue Verfassung zu leisten sich weigerten. So gewann die Weigerung des Königs den Anschein, als sei es ihm um Schutz der Landesfeinde zu thun. Die nächste Folge war, daß die Girondenminister ihre Aemter niederlegten. Paris gerieth in die größte Aufregung, die noch zunahm, als ein von hehrer Empfindung dictirter Brief der Frau Roland an den König, der ihn an seine Landespflicht mahnte, bekannt wurde. Lafayette schrieb an die gesetzgebende Versammlung und beschwor sie, das Gesetz und das Königthum zu schützen, demnach den Ausschreitungen der Jacobiner entgegen zu treten. Auch an den König wandte er sich in einem Schreiben. Er gab ihm die Versicherung, der König könne auf die Armee rechnen, doch mahnte er ihn auch, sich ehrlich mit denen zu verbinden, denen die beschworene Verfassung heilig sei. Lafayette's Mahnungen wurden weder hier noch dort beachtet. Der Versammlung war er zu gemäßigt, am Hofe aber haßte man ihn noch mehr als die Jacobiner, weil zumeist durch ihn das revolutionäre Feuer aus Amerika nach Frankreich übertragen sei. — Das Steigen der Sturmfluth in der Stimmung der Pariser meinten die Jacobiner ausbeuten zu müssen. Die Bataillone der Pikenmänner wurden aufgerufen. Freiheitsmänner gleicher Art waren inzwischen aus Marseilles herbeigezogen worden. Der Brauer Santerre, Mitglied des Jacobinerclubs, ward als Führer der vereinten Piken- und Freiheitsmänner erwählt. In der gesetzgebenden Versammlung war beantragt worden, die im Entstehen begriffene Bewegung zu überwachen. Da erschien Santerre und erbat sich Namens seiner Person und Namens des bewaffneten Volkes Gehör. Gegen dreißigtausend Menschen aller Art füllten Platz und Straßen. Die gesetzgebende Versammlung sah sich in die Lage versetzt, in der sich Ludwig oftmals befunden hatte: sie mußte Ja zu dem sagen, was ihr tief zuwider war. Nun kamen die Deputirten der bewaffneten Massen und trugen ihre Beschwerden vor. In der gesetzgebenden Versammlung ward täglich genug geleistet im Donnern und Blitzen; Santerre und seine Freunde suchten

das, was geschehen, noch zu überbieten. Die Armeen stehn im Felde. Was thun sie? Nichts. Aus dem Zurücktritt der Minister könne man sehen, daß der König im Einverständniß mit dem Feinde stehe. Er sei ein Verräther an der Volkssache. Es sei Pflicht des bewaffneten Volkes, die Freiheit aufrecht zu erhalten! — Der Saal hatte sich mit Bewaffneten gefüllt. Eine Abtheilung der Pikenmänner durchzog denselben mit Musik, es fand dies Nachfolge, und den Abgeordneten ward das Schauspiel, Bande auf Bande an sich vorüberziehen zu sehen. Meist Sansculotten ursprünglichster Art! Viele gingen in Lumpen, viele hatten sich die Gesichter geschwärzt. Inmitten eines Haufens ward eine Pike getragen, auf der ein Rinderherz steckte. Darunter hing eine Tafel mit der Aufschrift „Aristokratenherz." — Wie die Teufel sehen sie aus, sagten die Abgeordneten des Berges; aber solcher Teufelsschaaren sind wir benöthigt, um die andern Teufel auszutreiben! — Beelzebub war hoch zu Ehren gekommen. Länger als drei Stunden hatte die Versammlung den Schimpf des anarchischen Unwesens zu tragen, aber während die Abgeordneten, angenagelt auf ihren Sitzen, noch erwägten und im Zwiegespräch unter sich beriethen, wie jene Teufelsschaaren wohl am zweckmäßigsten zu verwenden seien, um auf den König den erforderlichen Druck auszuüben, war der Vortrab derselben schon aus eigener Entschließung an das Werk gegangen, in den Gang der Ereignisse entschiedener noch einzugreifen. Vor den Tuilerien erhebt sich Gebrüll: „Weg mit dem Veto! weg mit dem Vielfraß, der fünfundzwanzig Millionen verschlingt! Weg mit dem österreichischen Ausschuß!" Die Tuilerien waren stark besetzt von Nationalgarden, und wenn die nöthige Aufmerksamkeit beobachtet worden wäre, hätte ein Eindringen der Massen mit Leichtigkeit verhindert werden können. Doch der Pöbel fand Eingang in einen der Höfe, im Nu füllen sich Treppen und Gänge, man versucht die Thür des königlichen Zimmers zu erbrechen. Der König läßt die Thür öffnen, die Menge drängt unter dem Ruf: „Nieder mit dem Veto! Die Minister zurück!" in das Zimmer. Des Königs ruhige Haltung wirkte besänftigend auf den Pöbel, Einzelne schienen Wohlgefallen an ihm zu finden. Der König, dem auf sein Begehren Wein gebracht wird, trinkt auf das Wohl der Nation. Ein Kerl reicht ihm seine Flasche, ein andrer eine rothe Mütze. Ludwig trinkt aus der Flasche und setzt sich die rothe Mütze auf. Der Maire Petion hatte keine Ahnung von dem gehabt, was der Pöbel zu thun Willens gewesen war. Er eilt jetzt in die Tuilerien, gefolgt von einer Zahl von Abgeordneten. Im Zimmer des

Königs angekommen, besteigt er einen Stuhl und redet die Menge also an: „Bürger, ihr habt dem Könige eine Bittschrift überreicht. Ihr habt gethan, was ihr zu thun befugt waret. Des Königs Antwort könnte nicht für frei gelten. Er ist befugt, sie euch zu verweigern; aber ihr seid nicht berechtigt, hier wider seinen Willen zu verweilen. Ihr versprachet mir, euch mit Würde und Anstand zu betragen. Ihr habt Wort gehalten. Geht nun nach Hause und besudelt den schönen Tag nicht durch gesetzwidrige Aufführung. Gebt euren Feinden keinen Stoff, euch zu verleumden." — Diese Schmeichelworte behagten dem Pöbel. Man rief und nickte sich zu: Gehn wir denn! Da fiel Einigen ein: Der Königin müsse man doch auch einen Besuch machen. Es geschah. Sie hatte ihre Kinder um sich. Hier waren es nun unter den Eindringenden Weiber, die sich durch Schmähungen auszeichneten. Bewaffnet waren sie theils mit Piken, theils mit Beilen. Eine der Megären trug eine große Ruthe, an der ein Zettel mit der Aufschrift „Für Antoinetten!" hing, eine andre die schon geschilderte Pike mit dem Rinderherzen, eine dritte einen hölzernen Galgen. Wehe der Königin, wenn sie durch Feigheit oder durch Stolz die Bestie, die in den Gemüthern der Besuchenden erwacht war, gereizt hätte! Der Pöbelhaufe begnügte sich mit frechen Schmähungen und Drohungen. Nach und nach leerten sich die Tuilerien; die für das Königspaar qualvollen Scenen hatten mehrere Stunden gewährt.

Das Geschehene erregte in Paris und im Lande die größte Unzufriedenheit; den Einen war zu Viel, den Anderen zu Wenig geschehen. Lafayette, aufs Tiefste bewegt, erschien in Paris. Kaum daß man ihn in der gesetzgebenden Versammlung anhörte! — Die Jacobiner, deren Haltung und Treiben er als dem Staate verderblich bezeichnete, bedroheten ihn mit einer Anklage, da er die Armee, wie sie vernommen, ohne Erlaubniß verlassen habe. Bei Hofe fand er noch weniger Anklang. Die erlittene Schmach hatte den König gänzlich muthlos gemacht, so daß er es nicht wagte, auf einen von Lafayette ihm empfohlenen Rettungsplan einzugehen, von dessen Ausführung Letzterer sich Alles versprach; die Königin aber verhehlte dem General jetzt um so weniger ihren Widerwillen, weil sie es sich eingeredet und es sich hatte einreden lassen: nunmehr, da der Krieg ausgebrochen, sei der Tag ihrer Rettung, der Tag des Triumphes über ihre Feinde nahe! — Es läßt sich ermessen, mit wie schwerem Herzen Lafayette zur Nordarmee zurückkehrte. Aus den in Paris empfangenen Eindrücken hatte sich für ihn ergeben, daß seine, die constitutionelle Partei, so gut wie vernichtet sei, und aus der

Haltung der Jacobiner hatte er entnommen, daß das königliche Paar lange noch nicht den Kelch des Unglücks bis auf den Grund geleert habe.

Der Sturz des Königthums und die Septembertage.

Eine Untersuchung des Verhaltens Petion's bei dem Pöbelaufstande hatte zur Folge, daß die Directoren der Departements seine Absetzung aussprachen, welchem Spruche der König seine Zustimmung ertheilte. Die Nationalversammlung hob jedoch den vom Könige bestätigten Spruch auf und erklärte Petion als nach wie vor des Vertrauens für würdig. Am Tage darauf (14. Juli) fand die öffentliche Bundesfeier statt. Mit welchem Herzen der König nach der ihm gewordenen neuen Demüthigung an der Feier Theil nahm, läßt sich ermessen. Er hörte das Geschrei der Menge: „Es lebe Petion! Nieder mit dem Veto!“ Wieder war ein Altar errichtet, wieder wurden auf demselben von dem Könige, von der Geistlichkeit, von Petion und den übrigen städtischen und militärischen Beamten Eide abgelegt, die wahrlich fast insgesammt von vorn herein als Meineide von den Schwörenden selbst angesehen wurden. Welch Schauspiel schmachvollen gegenseitigen Truges und Verrathes im Angesichte des Himmels! Wer da schwur, betrachtete nicht den Eid als eine Verpflichtung, zu halten, was er gelobt, sondern als ein Mittel, den Gegner zu täuschen, ihn möglichst sicher zu machen, um ihn zu verderben. Kirche, komm her, siehe dein Werk! Jesuitismus und Macchiavellismus, freuet euch über die Früchte, die ihr gezeitigt! — Hinterher ward heuchlerisch gesagt: „Der König glich, als er zum Altar emporstieg, um zu schwören, einem heiligen Opferlamm!“ — Welch ein Frevel! Drei Mal hatte er schon das Landesgesetz beschworen, während er fortgesetzt mit dem Landesfeinde conspirirte! —

Jetzt nahete sich der Feind der Grenze: 45,000 Preußen, 6000 Hessen und 20,000 Oesterreicher, zusammen 71,000 Mann. Den Oberbefehl über die Preußen führte der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, ein Neffe des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, der sich im siebenjährigen Kriege so hohen Ruhm erworben hatte. Der Oberbefehlshaber war voll Siegeszuversicht. „Nicht so viel Gepäck meine Herren,“ hatte er den preußischen Offizieren in Berlin gesagt, „es handelt sich nur um einen militärischen Spaziergang!“ Seine Zuversicht ward von allen Offizieren getheilt; sie zweifelten nicht im Mindesten daran, daß es

ein Leichtes sein werde, „der undisciplinirten Heere Frankreichs und der pariser Advokaten" Herr zu werden. Welch ein übermüthiges Gebahren, als sie mit den adligen Emigranten am Rhein zusammentrafen! An den Fingern wurde aufgezählt, wer hängen müsse. Auch die Adligen, die der Revolution gedient haben, hieß es, müssen an den Galgen! Aber wo Henker und Stricke genug hernehmen? „Wir wollen die Henker machen," riefen französische Adlige, und französische Damen erboten sich, ihre Haare zu Stricken herzugeben! — Pöbel im Lande und Pöbel außer Landes — daraus bestand die Mehrheit des französischen Volkes. Ein Jammer, daß der König Friedrich Wilhelm II. von Preußen sich dazu hatte bewegen lassen (und daß er damit seinem ritterlichen Sinne Genüge zu thun beflissen war), die schwarzweiße Fahne zu Gunsten des mit Sünden belasteten Bourbonenthrones zu entfalten! Weisheit wäre es gewesen, den Krater der französischen Revolution ungestört sich austoben zu lassen, daneben aber im Geiste Friedrich's des Großen im eigenen Lande reformatorisch weiter zu wirken. Aber leider hatte die üppige Frau Kammerdiener Rietz, die für den Krieg war, mehr Einfluß auf Friedrich Wilhelm, als die Lichtgestalt seines großen Vorgängers und auch als dessen noch lebender Bruder Heinrich! Und vom wiener Hofe wurde auch schon wieder, entsprechend altgewohnter Praxis, ein trügliches Doppelspiel aufgeführt. Geschürt ward von dort das Kriegsfeuer, nicht aber in der Absicht, ihm selbst auch genügend zu entsprechen. Laßt nur den feurigen Preußenkönig vorangehen, hieß es in der wiener Hofburg, laßt ihn sich beladen mit dem Gehässigen, den der Eingriff in die inneren Angelegenheiten eines Volkes mit sich führt — wir gehen mit einer an Zahl nicht halb so starken Heerkraft gemächlich nach, um im Fall des Scheiterns nicht Schaden zu leiden, im Fall des Gelingens zur Entgegennahme des Beuteantheils auf dem Platze zu sein! — Von dem frechen Uebermuthe der Emigranten ließ der Herzog von Braunschweig sich bestimmen, Frankreich in einer Weise zu bedrohen, die geeignet war, das Feuer der Revolution erst recht zum Aufflammen zu bringen und Begeisterung zum Widerstande zu erregen. In seinem Manifest „befahl" er den französischen Nationalgarden, bis zur Ankunft der preußischen und österreichischen Truppen in Paris die Ordnung aufrecht zu erhalten, und er fügte die Drohung hinzu, sie, falls jenes nicht geschehen würde, als Rebellen zu behandeln. „Außerdem" hieß es weiter in dem aberwitzigen Manifest, „erklären Ihre Kaiserliche und Königliche Majestäten, daß, wenn dem Könige, der Königin und der königlichen Familie die ge-

ringste Gewaltthätigkeit zugefügt wird, sie eine exemplarische und für immer denkwürdige Rache nehmen werden, indem sie die Stadt Paris einer gänzlichen Zerstörung überliefern, die schuldigen Anführer aber dem verdienten Strafgericht." — Es ist als etwas Unerhörtes zu betrachten, daß der Herzog den Emigranten darin nachgab, solch ein aufreizendes Manifest zu unterzeichnen. Schien es doch, als ob der Dämon, von dem die französische Nation ergriffen war, sich auch des Hirns des kriegerischen Herzogs bemächtigt hätte. Nun denn zum Kampf auf Leben und Tod, riefen die Franzosen; denn wenn Jene siegen, sind wir sicher verloren, abgesehen davon, daß das Land dann die verhaßte Bourbonenwirthschaft in verzehnfachter Schrecklichkeit sich auflädt!

Wuthgeschrei erhob sich in Paris gegen den König. Das ist das Werk des Verschwörers, des Meineidigen, und der infamen Oesterreicherin! — So ward allerorts in der Hauptstadt geredet, ein neuer Ausbruch der Volkswuth gegen den König war zu erwarten. Einem solchen suchte Petion dadurch zuvorzukommen, daß er (am 3. August) im Namen der Stadt Paris den Antrag auf Absetzung des Königs bei der Nationalversammlung einbrachte. Der Antrag wurde einer Commission überwiesen und beschlossen, am 9. August über denselben in Berathung zu treten. An diesem Tage verständigte man sich dahin, daß ein förmlicher Beschluß erst am folgenden Tage gefaßt werden sollte. Sie beben zurück vor dem Gedanken, die Entthronung des Königs auszusprechen, sagten die Führer der jacobinischen Clubs, wohlan denn, so ist endlich unsere Zeit gekommen, wir wollen endlich die Tuilerien säubern! — Entsprechende Befehle wurden ausgegeben, deren Wirkungen schnell hervortraten. Von einer Section der Vorstadt St. Antoine erging eine Erklärung an die Nationalversammlung des Inhalts: falls nicht die geforderte Entsetzung des Königs an demselben Tage noch erfolge, man um zwölf Uhr die Sturmglocke läuten, Generalmarsch schlagen und die Tuilerien angreifen werde. Eine gleiche Erklärung erfolgte von den übrigen Sectionen, nur von einer einzigen Section blieb sie aus. Petion, in seiner Eigenschaft als Maire von der Nationalversammlung befragt, ob er im Fall eines Aufstandes über entsprechende Gegenmittel verfüge, antwortete: in dem Augenblicke, in welchem das Volk seine Souveränitätsrechte selbst an sich nehme, besitze er keine andere Macht, als die der Ueberredung. — Machtlos wie er, waren es auch die Abgeordneten. Die Sitzung wurde geschlossen. Punkt zwölf Uhr ertönten die Sturmglocken, der Generalmarsch setzte die Vorstädte in

Bewegung. Der erste Schlag wird auf das Rathhaus geführt, woselbst die Mitglieder der Stadtbehörden versammelt waren. Es gilt, eine neue Stadtbehörde einzusetzen. Petion, Manuel und Danton werden in ihren Aemtern (ersterer als Maire) belassen, Männer gleicher radicaler Richtung werden hinzugewählt, unter ihnen Chaumette, Hebert, Billand-Varennes. Darüber war die Nacht vergangen. Gegen Morgen, als die Abgeordneten zu einer Sitzung zusammenberufen wurden, waren Platz und Straßen um die Tuilerien von Bewaffneten besetzt. Die Besatzung der Tuilerien bestand aus einem Regiment Schweizergarde und aus Nationalgarden, der Commandant Maudant hatte erklärt, das Schloß auf das Aeußerste vertheidigen zu wollen. Da ging ihm die Aufforderung zu, vor der Stadtbehörde zu erscheinen. Ihr Folge gebend, begab er sich auf das Stadthaus. Befragt, ob er befohlen habe, auf das Volk zu schießen, bejahet er dies. Da wird den Wachen befohlen, ihn einstweilen in das Gefängniß zu führen. Er erreicht es nicht, auf der Treppe erliegt er den Streichen des Pöbels. An Stelle des Ermordeten empfing nun der Bierbrauer Santerre (derselbe Mann, der den Aufstand am 20. Juni geleitet hatte) das Commando über die in den Tuilerien stehenden Nationalgarden. Als diese ihn kommen sahen, jauchzten sie ihm entgegen; sie wußten nun, daß sie nicht gegen das Volk verwandt werden sollten. Es blieben somit für die königliche Familie nur noch die Schweizer als Schutz. Um acht Uhr erschienen Mitglieder der Stadtbehörde in den Tuilerien, die dem Könige erklärten: das bewaffnete Volk von Paris begehre seine Absetzung, Widerstand sei nicht möglich; es bleibe der königlichen Familie nur übrig, sich in den Schooß der Nationalversammlung zu begeben und dort das Weitere zu erwarten. Die Königin ist außer sich; sie erklärt, sich lieber an die Mauern des Schlosses nageln lassen zu wollen, als sich der Gnade der Abgeordneten zu überliefern. Allein sie läßt sich doch bewegen, die verhängnißvolle Fahrt anzutreten. Von lautloser Stille wird die königliche Familie im Saale der Abgeordneten empfangen. „Ich bin gekommen," sagt der König, „um ein großes Verbrechen zu verhindern, und ich denke, daß ich nirgends sicherer sein kann, als in Ihrer Mitte." Als die königliche Familie sich anschickt, Plätze in der Nähe der Abgeordneten einzunehmen, wird ihr bedeutet, daß es nicht gestattet sei, die Plätze anderen Personen als Abgeordneten einzuräumen, worauf der Präsident den König ersucht, mit seiner Gemahlin und seinen Kindern sich in die Loge eines Mitgliedes der Presse zu begeben. Dies geschah. Es war früh neun Uhr; der königlichen Fa-

milie stand bevor, einen langen schreckensvollen Tag in dieser Loge zu verleben. Nach kurzer Zeit vernahm man den Donner der Kanonen. Die Nationalgarde war abgezogen, die Schweizer vertheidigten sich. Die Abgeordneten, empört darüber, daß, während der König in ihrer Mitte Schutz finde, seinetwegen in den Tuilerien Blut vergossen werde, verlangten, daß er den Befehl an die Schweizergarde erlasse, von der Vertheidigung der Tuilerien abzustehen. Er vollzog den Befehl, der sogleich befördert wurde. Dadurch wurden die Schweizer dem Untergange widerstandslos geweiht; denn kaum ward die Gegenwehr von ihnen eingestellt, so stürzten sich die Massen über sie her und mordeten sie insgesammt, siebenhundert an der Zahl. Aber auch viele Bewohner der Tuilerien wurden hingeschlachtet, die Leichen der Gemordeten von Weibern in gräßlicher Art geschändet, alle Zeichen des Königsthums vernichtet, die Gemächer geplündert. Ein Flügel der Tuilerien stand in Flammen. Den Abgeordneten gingen fortgesetzt Nachrichten von diesen Vorgängen zu, die Aufregung war groß, Bewaffnete begannen einzudringen. Ein Abgeordneter rief, auf den König weisend, in Wuth: „Alles heut vergossene Blut, alles Elend des Landes verdanken wir der Treulosigkeit dieses Verräthers!“ Zehn Uhr Vormittags erschien eine Deputation des Gemeinderaths, in den inzwischen noch Robespierre eingetreten war, und erklärte: es werde sich keine Hand regen, dem Brande in den Tuilerien Einhalt zu thun, es sei denn, daß die Nationalversammlung die Absetzung des Königs ausspreche. Der Präsident beantragte darauf Suspension der königlichen Gewalt, Bewachung der königlichen Familie und Berufung eines Nationalconvents, dem die Entscheidung anheim zu stellen sei, welcher Art die Verfassung des Landes künftig sein, und ob der königlichen Macht ein Platz in derselben eingeräumt werden solle oder nicht. Der Antrag ward angenommen. Die Verhandlungen zogen sich bis in die Nacht um zwei Uhr hin. König und Königin mußten es mit ansehen, wie die Krone vor ihren Augen zerbrochen ward. Fast regungslos hatten sie gesessen und Alles mit angehört; der Dauphin schlief auf dem Schooße der Königin. Nothdürftig war inzwischen ein Seitenzimmer für die königliche Familie eingeräumt worden, welches ihr für den Rest der Nacht zum Aufenthalt überwiesen ward. Nachdem das abgetretene Ministerium nun von der Nationalversammlung wieder eingesetzt und dasselbe durch Danton verstärkt worden war, wurde die Sitzung geschlossen. Die königliche Familie wurde einige Tage später in dem Tempelthurme untergebracht, weil die Bauart desselben die Bewachung

leicht machte, Petion und Santerre übernahmen es, für die Haft der Staatsgefangenen einzustehen.

Lafayette, der sich zu Sedan befand, unternahm einen Versuch, durch die Armee dem ferneren Zusammensturze Einhalt zu thun. Er ließ die Deputirten der Nationalversammlung, die ihm Anzeige von dem Geschehenen machten, verhaften und erklärte der Nationalversammlung, daß er sich ihren Beschlüssen, weil sie dieselben sich durch den Pöbel habe aufdrängen lassen, nicht füge. Sein Beispiel fand jedoch bei den übrigen Generalen der Nordarmee keine Nachfolge, die Nationalversammlung erklärte ihn für einen Landesverräther, und so mußte er, der Treuesten und Redlichsten Einer, wollte er anders sein Leben nicht nutzlos auf das Spiel setzen, auf Flucht bedacht sein. Er beschloß, über Belgien und Holland sich nach Amerika zu begeben. In Belgien fiel er in österreichische Gefangenschaft und ward nach Olmütz in strenge Haft gebracht.

Die Seele des neuen Ministeriums war jetzt Danton, der das Amt des Justizministers und Großsiegelbewahrers bekleidete. Er hatte seine Hauptstütze in dem von Jacobinern gebildeten Gemeinderath. Nachdem die königliche Macht, vorläufig wenigstens, beseitigt war, nahmen die kriegerischen Ereignisse die Aufmerksamkeit täglich mehr in Anspruch. Die Einen, die es für möglich hielten, daß der Feind siegreich bis Paris vordringe, sprachen die Meinung aus, man habe sich für diesen Fall hinter die Loire zurückzuziehen, doch dürfe man nicht vergessen, den gefangenen König als Geisel mit sich zu führen. Da sprach Danton das furchtbare Wort aus: „Nur der Schrecken kann uns retten.“ „Paris,“ fuhr er fort, „ist Frankreich, und Frankreich ist seit dem 10. August in zwei Theile gespalten, von denen einer das Königthum, der andere die Republik will. Von dem letzteren allein ist Rettung zu hoffen; der andere Theil wird sich weigern gegen den Feind zu ziehen, und während wir fechten, wird er sich gegen uns verschwören. Verlassen wir die Hauptstadt, so sind wir verloren. Energie, blutige Energie allein kann uns retten. Die Feinde im Innern und an den Grenzen müssen durch Schrecken geschlagen werden.“ Das war deutlich, das hieß: wir morden unsere politischen Gegner, damit sie, wenn etwa der Feind siegreich vorgeht, nicht über uns herfallen! — Das ward Allen, die an der neuen Ordnung der Dinge sich betheiligt hatten, geläufig. Die Pikenmänner sagten sich: Rückt der Feind mit den Emigranten in Paris ein, dann kommen wir an den Galgen! Der Feind kennt uns zwar nicht im Einzelnen, aber wir haben so viele Verräther unter uns — diese

liefern uns dann an den Strick! — Für's Zweite ist's auch gefährlich, wenn diese Verräther den National-Convent mitwählen. Wie, wenn sie die Mehrheit bekommen? Also: Soll es uns nicht an Kopf und Kragen gehen, so müssen wir, so schnell als nur möglich, die Feinde vertilgen. Dann haben wir die erste Schlacht gewonnen! — So ward gepredigt in den Clubs und auf der Straße, und die Pikenmänner, denen die Polizei der Hauptstadt jetzt anvertraut war, fingen an „Verdächtige" und „Aristokraten" in die Kerker zu schleppen. Auf Danton's Antrag ward beschlossen, in einer Nacht alle Häuser nach Feinden der Freiheit zu durchsuchen und Robespierre mit der Ausführung betraut. Am 28. August Nachmittags vier Uhr wurden sämmtliche Thore geschlossen, an die Bewohnerschaft der Befehl ertheilt, ein Jeder habe sich in seine Wohnung zu begeben. Ausgenommen davon war die bewaffnete Macht. Eine grausige Stille breitete sich aus über die Stadt; man vernahm nur Schritte und Getümmel der Bewaffneten. Nun begann die Haussuchung. Wer von Adel war, oder wer dem geistlichen Stande angehörte, war um deswillen schon verdächtig und wurde abgeführt. Viele Personen, die in keiner Weise sich gegen den neuen Zustand der Dinge aufgelehnt, die nur im Herzen ihm nicht zugestimmt hatten, sich aber aus Besorgniß versteckten oder auch nur Furcht verriethen, wurden ebenfalls in die Gefängnisse geschleppt. Nun kam die Nachricht von der Uebergabe Verduns an die Preußen. Da hieß es: Entledigen wir uns denn ohne Verzug des Gesindels! Maillard, der die Weiberhorde nach Versailles geführt hatte, dazu zwölf ihm an Gesinnung gleiche Männer, wurden als Gerichtshof zur Aburtheilung der Gefangenen eingesetzt, Maillard zum Präsidenten dieses Gerichtshofes ernannt. Ihre Aufgabe war die, unter dem Schein des Rechtsverfahrens die Gefangenen zu ermorden. Die Gefangenen jedes Gefängnisses waren aufgeschrieben, auf den Listen die Namen derjenigen bezeichnet worden, die freigelassen werden sollten. Im Hofe der Abtei St. Germain errichtete Maillard, der ein Schwert und eine dreifarbige Schärpe trug, seinen ersten Gerichtshof. Er und jene Zwölf saßen um einen Tisch, auf dem außer der aufgeschlagenen Todesliste Branntweinflaschen und Gläser standen. Eine Zahl von Leuten aus der Schicht derer, aus denen man die Bataillone der Pikenmänner zusammengesetzt hatte, war für einen Tagelohn von 24 Livres und der Berechtigung, das Geld und die Kleider der Verurtheilten sich zuzueignen, angenommen worden, die Henkerarbeit zu verrichten. Sie trugen weiße Schürzen, jeder hatte einen bloßen Säbel in der Hand, die Hemdärmel waren

aufgerollt. War ein Gefangener vorgeführt, so fragte ihn Maillard nach seinem Namen und sah dann in der Liste nach, ob er zu den Wenigen gehörte, die freigelassen werden sollten. Rief er darauf: „Lasset ihn los!“ so bedeutete das: er sei niederzuschlagen. Das geschah dann und zwar vielfach in der erbarmungslosesten Weise, indem nach Verabredung nicht gleich tödtliche Schläge geführt wurden: man wollte sich an den Qualen der Opfer erst noch weiden. Was erzählt man doch von den Unmenschlichkeiten der Hunnen, Tataren und Magyaren bei ihrem Einfallen in Deutschland! Sie wurden damit überboten in dem „heiligen“ Paris, in der Hauptstadt der „allerchristlichsten“ Könige! Bald waren die Henker von Blut bespritzt von Kopf bis zu den Füßen, Gemeinderäthe, namentlich Manuel und Billand-Varennes, gingen ab und zu, Geschworene und Henker anfeuernd und belobend. Zuschauer begleiteten die Mordthaten mit Jauchzen, Weiber verstümmelten die Leichen. Erscholl der Ruf: „Es lebe die Nation!“ so bedeutete das die Freisprechung des Gefangenen. Er wurde dann von den Henkern mit Liebkosungen überhäuft, die Menge jauchzte ihm zu. In gleicher Weise wurden vor jedem Gefängnisse die beschlossenen Morde ausgeführt, im Ganzen in den Tagen vom 2. bis 7. September 6000 Menschen, unter ihnen Personen edelster Gesinnung, hingeschlachtet. Gerade auf eine Zahl von Männern, die an Geist und Herz, an Kenntnissen und Erfahrungen hervorragten, die aber sich dem Parteigetriebe fern gehalten hatten, war es von den Jacobinern längst abgesehen gewesen. Die Ausmerzung der besten Kräfte der Nation, das war ja das größte Unglück Frankreichs. Der schmachbeladene Thron der „Lilien“ hatte früher die Hugenotten ausgetilgt, jetzt betrieben die Jacobiner ein ähnliches Geschäft, und sie waren dabei erst in ihrem Anfange! Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die größere Zahl der Geopferten sich auf Seiten der Emigrantenpartei befand, doch würden die Emigranten, wären sie zur Gewalt gelangt, nicht um ein Haar besser gehandelt haben, worüber die jetzigen Machthaber nicht in Zweifel waren. Es hatten demnach die stattfindenden Mordthaten nicht ausschließlich ihren Impuls in dem Rachegefühl, sondern es war auch Vorsicht dabei mit im Spiele. Zu den beklagenswerthen Opfern der Septembertage gehörte u. A. die wegen Trefflichkeit des Characters und Schönheit ausgezeichnete Prinzessin von Lamballe, eine Freundin der Königin. Sie war der Königin freiwillig gefolgt, als dieselbe in den Tempelthurm als Staatsgefangene überführt worden war, und dies hatte genügt, sie auf die Todesliste zu bringen. Vor den

Gerichtshof geschleppt, ward ihr befohlen, zu schwören, König und Königin zu hassen. Sie sank auf ihre Kniee und erhob flehend die Hände. Nun erfolgte ihr auf Tod lautender Urtheilsspruch. Unter Keulen- und Schwertschlägen sank sie nieder. Von der Leiche wurden sämmtliche Kleider abgerissen, der Kopf abgeschnitten, der Körper auch außerdem verstümmelt. Ein Mensch wickelte die Gedärme um seinen entblößten Arm, riß das noch warme Herz aus der Brust und fraß es. Das schöne Haupt mit den hängenden bluttriefenden Locken wurde auf einer Pike nach dem Tempelthurme getragen und an das Fenster der Königin emporgehalten, die bei dem Anblick ohnmächtig niederstürzte. Von dem pariser Gemeinderath gingen in die Provinzen Befehle, in gleicher Weise die Feinde des Vaterlandes zu vertilgen. Es geschah, der Schrecken herrschte, das vergossene Blut schrie zum Himmel empor.

Der Nationalconvent. Ludwig's XVI. Hinrichtung.

Unter dem Eindrucke der Septembermorde fanden die Wahlen zum Nationalconvent statt. Wer hätte jetzt noch gewagt, im Sinne der Mäßigung bei den Wahlen zu wirken? Daher entsprachen die Wahlen denn auch den Forderungen der Tyrannen, die jetzt in Frankreich herrschten. Am 21. September 1792 wurde der Nationalconvent im Schloß der Tuilerien eröffnet. Der Herzog von Orleans war ebenfalls gewählt worden; die Nationalversammlung hatte ihm an Stelle seines aristokratisch-fürstlichen Namens den Namen „Egalité" verliehen, der von ihm auch mit heuchlerischen Worten angenommen worden war. Darüber war man sofort einig, daß das Königthum als abgeschafft zu betrachten sei. Ein erster Streit erhob sich wegen der Septembermorde, die von den Girondisten gebrandmarkt wurden. Man drang auf eine Untersuchung. Unmittelbar daran schloß sich der Antrag, dem Nationalconvent eine Sicherheitswache zu geben, die aus Freiwilligen des ganzen Landes zu bilden sei. Die Bergpartei bekämpfte diese Anträge. Bezüglich derselben handelte es sich im Kern um die Frage: Soll der Bewegung auf dem jetzt erreichten Punkte durch Einwirkung der Girondisten Halt geboten, oder soll sie von der absolut anarchischen Partei weiter geführt werden? Die letztere Partei sagte sich: Geben wir nach, so heißt das, uns für das, was wir gethan haben, dem Spruche der Girondisten unterwerfen! — Die äußerste Partei war schon zu weit gegangen, sie durfte es um

ihrer Sicherheit willen nicht wagen, die Macht ohne Weiteres einer gemäßigten Partei zu überlassen. Nun wurde in den Feuerstätten der Revolution, in den Clubs, die Glut wieder geschürt, daß Rauch, Flammen und Funken hoch aufstiegen, und indem die äußersten Jacobiner für sich kämpften, regten sie zugleich das Mißtrauen gegen ihre bisherigen Bundesgenossen, die Girondisten, an. Das macht den Gang der Geschichte Frankreichs so widerwärtig, so grauenhaft, so blutig, daß jede Partei den Gegner um deswillen zu vernichten strebt, weil sie weiß, ihr steht die Vernichtung bevor, falls die Gegenpartei aufkommt. Vermag sie es nicht, ihn physisch zu vernichten, so strebt sie wenigstens danach, ihn moralisch zu tödten durch die Mittel der Lüge, der Verleumdung. Mit diesen Mitteln begann man jetzt gegen die Girondisten zu wirken. Volk von Paris, hieß es, sie, die Girondisten, sie trauen dir nicht, weil sie — Absichten hegen, die dem Königthum günstig, der Freiheit schädlich sind! Hüte dich, hochherziges Volk von Paris, deine Sache Männern anzuvertrauen, die es vergaßen, daß Alles, was an Volksfreiheit bis jetzt errungen, der Hingabe deines Blutes zu verdanken ist! — So ward gepredigt, so ward Groll und Mißtrauen gegen die Girondisten erzeugt, und unter der steigenden Erbitterung, die auch durch die Presse, namentlich durch die Giftartikel Marat's genährt wurde, fielen nicht nur jene beiden von den Girondisten gestellten Anträge, sondern von da ab begann es überhaupt mit dem Einfluß der Girondisten jäh rückwärts zu gehen. Zusammenhängend mit der Agitation gegen dieselben ward es als Nothwendigkeit dargestellt, dem Haupt- und Mittelpunkt aller freiheitsfeindlichen Parteien, dem König, den Proceß zu machen. Nach dieser Richtung ward ein Adressensturm an den Nationalconvent in Scene gesetzt. Mit dem Namen „Verräther" wurden von vorn herein die Personen gebrandmarkt, die irgend etwas zu Gunsten des Königs unternehmen würden. So lange er lebt, predigte Marat's Zeitschrift, hört dieser Ludwig Capet nicht auf, die Hoffnung aller Vaterlandsfeinde des Inlandes und des Auslandes zu sein, was zur Folge hat, daß diese je nach Gelegenheit ihren Kampf gegen die Volksfreiheit fortsetzen; so lange er lebt, sind die Gemüther durch den Gedanken beunruhigt, es werde eine neue Flucht von ihm versucht werden. So schadet dieser Mensch uns selbst im Gefängnisse! Ihn aber zu verbannen, wäre noch schlimmer. Dann würde er an die Spitze der Invasion treten und diese noch gefährlicher machen! — Um diese Zeit wurde dem Minister Roland von einem Schlosser eine Mittheilung gemacht, die der Stimmung der Jacobiner gegen den König

außerordentlich zu statten kam. In einem Zimmer unter dem Tafelwerk befand sich ein eiserner Schrank, der von dem Könige in Gemeinschaft jenes Schlossers angefertigt und dem Mauerwerk mit Sorgfalt eingefügt worden war. Was jenen Mann, der dem Könige seit langer Zeit schon Unterricht im Schlosserhandwerk ertheilt hatte, veranlaßte, dem Minister Roland jetzt von dem Vorhandensein des geheimen Schrankes Anzeige zu machen, bleibe dahingestellt, genug, die Sache ward um deswillen für den König so verhängnißvoll, weil der eiserne Schrank offenbare Beweise dafür enthielt, daß er fortgesetzt mit den Häuptern der Emigranten in Verbindung gestanden, die Zwecke der Invasion betrieben und durch Bestechungen auf den Umsturz der Verfassung hingearbeitet hatte.

Das gab ein Aufflammen der Wuth gegen ihn in den Clubs! Verdammung wurde über den Eidesbrecher ausgesprochen. Die ihn Eidesbrecher nannten, standen wahrlich mit ihm in gleicher Verdammniß; sie hatten ja um die Wette mit ihm Meineide geschworen. Aber verlangt die Gerechtigkeit nicht, es anzuerkennen, daß der König durch seinen wiederholten Eidbruch sich seiner königlichen Weihe beraubt hatte, ehe ihm noch die Krone vor seinen Augen zerbrochen worden war? Wir sind allzumal Sünder! Gewiß, und darum sollen wir uns mühen, möglichst milde über die Verirrungen unserer Mitmenschen zu urtheilen. Schmachvoll aber ist es, ein doppeltes Maß bei der Beurtheilung zu handhaben. So viel der Himmel höher ist als die Erde, steht die Majestät Gottes und der Ausfluß der Gerechtigkeit dieser göttlichen Majestät über der Majestät eines Königs, so daß — jener Majestät gegenüber — der Rang eines Königs und der des geringsten der Menschen nicht weit von einander entfernt sind; in wie weit dies aber der Fall ist, darf dies doch nicht Anlaß geben zu sagen: Um deswillen sehen wir dir, König, deine Sünden und Schanden nach! um deswillen beschönigen und bemänteln wir deine Verbrechen, gießen dagegen den zurückgehaltenen Zorn in vollen Schalen auf die unter dir Stehenden aus! Eine schmachvolle Gesinnung zeigt der, der also verfährt. In dem Strome der Geschichte spiegelt sich ein göttliches Gericht ab, zur Lehre, zur Warnung für die kommenden Geschlechter. Diese Abspiegelung in ihrer Sprache möglichst zu erkennen, ist des Redlichen Zweck, der hineinschaut in jenen Strom. Eines wird den Geschlechtern der Menschen nie zu Theil werden: das absolute Erkennen; in dem Maße aber wird es möglich sein, dem absoluten Erkennen sich zu nähern, in dem Maße das Streben sich kund giebt, gerecht zu urtheilen über das Geschehene,

denn nur ein solches Urtheil vermag den Fruchtstaub des Erkennens zu zeitigen und dadurch zugleich geläutertere Zustände vorzubereiten. —

Den Abgeordneten, die darauf drangen, ohne Verzug das gerichtliche Verfahren gegen den König zu eröffnen, ward entgegnet, ihm sei in der Verfassung die „Unverletzlichkeit" garantirt. Dagegen erhob sich der Abgeordnete St. Just mit der Macht seiner ganzen Beredsamkeit, es hervorhebend, wie ja der König darauf hingearbeitet habe, die Verfassung zu stürzen, die jene „Unverletzlichkeit" verheiße, daß man, genau genommen, gerade durch des Königs Schuld bereits außerhalb derselben stehe und über Landesverräther Gericht zu halten habe. Ueberdies, rief St. Just, sei Ludwig Capet schon um deswillen ein Verbrecher, weil er sich König nenne, das Königthum an und für sich aber ein Verbrechen sei, das ausgerottet werden müsse, wolle die Menschheit aus dem Elende erlöst sein. Zu solchen Ausartungen trieb der Hinblick auf die Uebel, die man kannte, und der Abscheu vor denselben erzeugte zugleich einen fanatischen Glauben an die Vortrefflichkeit der Zustände, die man herbeizuführen beabsichtigte.

Das Verfahren gegen den König begann, er ward von seiner Familie getrennt, am 11. December geleitete ihn der Maire von Paris zum ersten Male in den Sitzungssaal des Convents. Der Präsident Barrère redete ihn mit den Worten an: „Ludwig, setzen Sie sich!" Es wurden ihm 57 Fragen vorgelegt, die sich zumeist auf seine Verbindungen mit den Emigranten bezogen. Er antwortete theils bejahend, theils verneinend, nicht sämmtliche der ihm vorgelegten Schriftstücke erkannte er als von ihm herrührend an. Am 26. December sollte seine Vertheidigung stattfinden. Die Girondisten waren so weit zurückgedrängt, daß sie die Hoffnung aufgegeben hatten, den König vor einer Verurtheilung zu schützen. Dagegen hofften sie den Antrag durchzubringen: das Urtheil des Convents sei den Urwählern zur Beschlußnahme vorzulegen, und es wurde über diesen Antrag am gedachten Tage bereits verhandelt, als der König mit seinen Vertheidigern im Sitzungssaal erschien. Einer der Vertheidiger des Königs, Desèze, schloß seine Rede mit den Worten: „Höret im Voraus die Geschichte, welche der Nachwelt sagen wird: Ludwig bestieg den Thron im Alter von 20 Jahren und brachte auf denselben das Beispiel guter Sitten, der Gerechtigkeit und Sparsamkeit; er war der beständige Freund des Volkes. Dies Volk wollte, daß ihm eine verderbliche Auflage abgenommen würde, Ludwig that es; das Volk wollte, daß die Lehnsdienstbarkeit abgeschafft würde, Ludwig that es; das Volk bat um Reformen, er nahm sie vor; das Volk wollte seine Gesetze ändern,

er willigte ein; das Volk wollte, daß Millionen wieder in ihre Rechte eingesetzt würden, er gab sie ihnen zurück; das Volk wollte die Freiheit, er gab sie ihm. Man kann Ludwig den Ruhm nicht streitig machen, dem Volke mit Aufopferung entgegengekommen zu sein; und man schlägt Euch vor — — Bürger, ich rede nicht aus, ich verstumme vor der Geschichte; bedenkt, daß sie ein Urtheil fällen wird über Euer Urtheil, und daß das ihrige das der Jahrhunderte sein wird." Ludwig sagte: „Indem ich vielleicht zum letzten Male vor Ihnen spreche, erkläre ich, daß mein Gewissen vorwurfsfrei ist und meine Vertheidiger die reine Wahrheit gesagt haben." — Einer seiner Lobredner fügt der Anführung dieser seiner Unschuldsbetheuerung bei: „Nach diesen Worten verließ Ludwig den Saal und fuhr mit so heiterer Seelenruhe in sein Gefängniß zurück, daß er unterweges viel, selbst, wie man sagt, über literarische Gegenstände sprach." Freilich, wenn Ludwig selbst sagte, „sein Gewissen sei vorwurfsfrei," so kann es nicht verwundern, wenn sein Lobredner behauptet, ihn habe „heitere Seelenruhe" erfüllt. — Die Bergpartei wollte das Urtheil auf der Stelle gesprochen und vollzogen haben. Die Girondisten stellten neue Anträge, die, wie der oben bezeichnete, darauf hinzielten, die Entscheidung möglichst zu vertagen. Sie erschöpften sich außerdem in Mitteln, zu beweisen, daß es weder dem Edelsinn, noch der politischen Klugheit entspreche, den König an seinem Leben zu strafen; wogegen die Bergpartei ihre Anklagen gegen ihn wiederholte und neue heftige Kundgebungen aus dem Volke hervorrief. Petitionen mit Tausenden von Unterschriften forderten Sühnung für das bei den Stürmen vergossene Blut, ein Verwundeter ließ sich in seinem Bette in den Sitzungssaal tragen und flehete die Abgeordneten an, ihn an dem Manne zu rächen, der ihn durch seinen trotz seiner Eidschwüre betriebenen Verrath zum Krüppel gemacht habe. Einzelne fragten, ob es nicht heiße, den schnödesten Götzendienst treiben, wenn man eines Ludwig Capet Blut höher achte, als das jedes andern Menschen, und ob es zu verantworten sei, seinen Eidbruch weniger übel zu deuten, als den Eidbruch andrer Menschen. Die Gerechtigkeit verlange eine Sühne; sie dürfe ihr nicht vorenthalten werden. Am 15. Januar vereinigte man sich im Convent über folgende drei Fragen: 1) Ist Ludwig Capet schuldig des Verraths an der Freiheit des französischen Volkes? 2) Bedarf der Beschluß des Convents noch einer Bestätigung durch die Urversammlungen? 3) Wenn der König schuldig ist, welche Strafe soll ihn treffen? — Daß der König schuldig sei einer Verschwörung gegen die Freiheit des Volkes ward — trotz seiner Ver-

sicherung, daß „sein Gewissen sich vorwurfslos fühle" — mit 683 Stimmen bejahet. Ob der Beschluß des Convents den Urversammlungen vorzulegen sei, ward mit großer Majorität verneint. Nun kam man an die dritte und verhängnißvollste Frage: Welche Strafe soll den staatsverbrecherischer Handlungen Ueberführten treffen? Die Girondisten machten einen neuen Versuch, dem König das Leben zu retten, indem sie beantragten, anzuerkennen: die Gültigkeit einer Strafbestimmung erfordere zwei Dritttheile der Stimmen. Das gab ein endloses Hin und Her. Der harrende Pöbel, gierig auf den Spruch, der ein erwünschtes Schauspiel hoffen ließ, begann zu wüthen über die Verzögerung. Da bemächtigte sich der furchtbare Danton der Sache und setzte ein Zweifaches durch: 1) für die Gültigkeit des Urtheils gilt einfache Stimmenmehrheit, 2) die Sitzung ist permanent, bis die Abstimmung zu Ende geführt ist. Abends 8 Uhr am 16. Januar begann die Abstimmung. Die Abgeordneten hatten an den Tisch des Präsidenten zu treten und ihr Urtheil mit lauter Stimme abzugeben. Jedes Urtheil ward zu Protocoll genommen. Die Einen stimmten für Todesstrafe, Andere für Verbannung, Andere für Kerkerhaft bis zum Frieden, noch Andere für lebenslängliche Kerkerhaft. Viele fügten längere oder kürzere Begründungen ihres Urtheils bei. Daß man den Aussprüchen der Abgeordneten, namentlich denen der Führer mit außerordentlicher Spannung entgegensah, kann nicht verwundern; kaum aber mochte die Spannung bezüglich dieser Angelegenheit größer gewesen sein, als in dem Augenblick, in welchem des Königs Vetter, der Herzog von Orleans, jetzt Egalité genannt und auch so aufgerufen, vor den Präsidententisch trat, um sein Urtheil abzugeben. Er stimmte für den Tod des Königs, weil, wie er heuchlerisch hinzufügte, Pflicht und Gewissen ihm dies abdringe. Diese Erklärung, diese Handlungsweise des Herzogs durchzuckte die Gemüther, sie empörte selbst die Hefe des Pöbels auf der Gallerie. Unmittelbar auf diesen Elenden folgte in der Reihe der Abbé Sieyes, dessen Ausspruch lautete: „la mort sans phrase!" Der Umstand, daß einzelne Abgeordnete außerordentlich lange Erklärungen zu Protocoll gaben, bewirkte, daß man erst am nächsten Abende mit der Abstimmung zu Ende gelangte. Todtenstille trat ein, als der Präsident sich erhob, um das Urtheil anzukündigen. Er sprach: „Ich erkläre im Namen des Nationalconvents, daß derselbe über Ludwig Capet die Strafe der Hinrichtung verhängt hat." Die Majorität, die für Tod gestimmt hatte, betrug 53, davon jedoch hatten 26 für Aufschiebung der Hinrichtung bis zum Frieden gestimmt, demnach bestand die

Majorität für die sofortige Hinrichtug aus einer einzigen Stimme. Am 21. Januar (1793) bestieg der König das Blutgerüst, das am Fußgestell der zertrümmerten Bildsäule Ludwig XV. aufgerichtet war. Er wollte reden — Trommelgewirbel übertönte seine Worte. Sein Haupt fiel, der Pöbel umtanzte das Schaffot. Wir beneiden diejenigen nicht um ihre Empfindung, die an diesem Schaffot gerührt stehen — „weil ein Königshaupt fiel!“ — Andächtigen Gemüthes gedenken diese des Wortes, welches der den König begleitende Priester ihm in seinen letzten Augenblicken zurief: „Sohn des heiligen Ludwig, steige zum Himmel empor!“ — Nein, wir beneiden diejenigen nicht, die nicht in diesem Priesterspruche den Nachklang des verlogenen Kirchenthums finden, das am Hofe der Bourbonen gepflegt und das Hof und Volk nach und nach in den Sumpf der Verkommenheit gebracht hat, der zur Zeit in kreisender Bewegung war. Wie, war denn der Ludwig Capet wirklich ein Mann, dessen Fall mehr Mitgefühl herauszufordern geeignet ist, als das so vieler Tausender? Wer an diesem Ludwig Capet etwas Majestätisches wahrnimmt, wer ihn als König verehrt, wahrlich, der giebt zu erkennen, daß wahre Majestät und wahres Königthum ihm gänzlich fremde Begriffe geblieben sind. Der möge einmal sich von ganzer Seele und ganzem Gemüth in das Leben eines Friedrich's des Großen versenken, und wenn er dann einen wahrhaftigen König hat verehren lernen, dann wird er den Ludwig Capet mit dem Maße messen, welches ihm gebührt und jenes Wort des Priesters wird ihm als Gotteslästerung gelten.

Doch hinweg von diesem Einzelbilde, das uns den machtvollen und erschütternden Gesammtereignissen gegenüber schon überlang beschäftigte.

Sturz der Girondisten. Die Schreckensherrschaft.

Wir haben es nicht aus dem Auge zu verlieren, daß die jetzt in Frankreich in Fluß gekommene Bewegung das Gegenstück des despotischen Willens war, den das Bourbonengeschlecht in Frankreich ausgeübt hatte. Der Despotismus war über alle göttlichen und menschlichen Gebote hinweggegangen, und je weiter er auf dieser Bahn gelangt war, je unmöglicher war ihm Halt und Umkehr geworden. Nicht das Wohl und Heil des Staates war ihm Zweck seiner Maßnahmen, nein, diese drehten sich einzig um sein Bestehen, sein weiteres

Gedeihen. In diesem Sinne hatte Ludwig XIV. jenen berüchtigt gewordenen Ausspruch gethan: „Der Staat bin ich!" Nachdem der Adel von dem bourbonischen Herrschergeschlecht (namentlich durch Mitwirkung der beiden Cardinäle Richelieu und Mazarin) seiner Rechte beraubt worden war, hatte er sich zum Werkzeuge des Despotismus erniedrigt, die Kirche aber war längst in den Dienst desselben getreten. Königthum, Adel, Geistlichkeit hingen in ihren Interessen, die absolut weltlicher Art waren, so sehr sie sich auch einhüllten in fromme Phrasen, zuletzt auf das Engste zusammen, daher denn auch, als der Despotismus mit seinen Künsten zu Ende war und der Bankerott des Staates vor der Thür stand, die im Volke ausbrechende Bewegung sich nicht nur gegen das Königshaus, sondern zugleich gegen seine Stützen, den Adel und die Geistlichkeit, richtete. Aus dem Auge darf ferner nicht gelassen werden, daß, als der Despotismus das Volk in seinen Vertretern zusammenrief, er von ihm im Grunde nur verlangte, ihn wieder flott zu machen. Lassen wir uns doch nicht blenden durch den Umstand, daß die Personen, die gerade am Ruder waren, sich persönlich weniger schwer vergingen, als es von Vorgängern geschehen war! Das System, von dem das Volk materiell ausgesaugt und sittlich corrumpirt worden war, stand nach wie vor in voller Blüthe, und es herrschte nicht entfernt die Absicht, dem Sechsundneunzighundertstel des Volkes auch nur um eines Haares Breite mehr Recht einzuräumen, als ihm solches in den letzten Jahrhunderten gewährt worden war. Dies schon um deswillen nicht, weil der Despotismus Feinde und nur Feinde in jenem überwiegenden Theile des Volkes sah. Das war das Characteristische des von dem Bourbonenthume begründeten Absolutismus, daß, während seine macchiavellistischen Künste ihn äußerlich emporgebracht hatten, er im Volksurtheil immer tiefer gesunken war. Man bedenke einmal im Gegensatze dazu das Walten des Absolutismus im brandenburg-preußischen Staate von der Zeit des großen Kurfürsten an bis zum Tode Friedrich's des Großen! Hier hatte er sich als ein schöpferischer Quell der Volkswohlfahrt erwiesen, die Mehrheit des Volkes war von Liebe und Dank im Hinblick auf die von ihm empfangenen Wohlthaten erfüllt, unzählige Züge aus dem Wirken namentlich des großen Kurfürsten und Friedrich's des Großen gingen im Volke um, fruchtbringend, die Gesinnungen treuer Hingabe erzeugend. Wir haben gesehen, wie der Absolutismus in Frankreich (als er, weil seine Truhen leer waren, auch den von ihm mit Mißachtung behandelten, nun aber mit Furcht und Mißtrauen angesehenen dritten Stand herbeirief,)

bemüht war, auch noch in der Stunde der Noth sich in möglichstem Abschluß von dem Volke zu halten. Der lange schwarze Rock für die Abgeordneten und der besondere Sitz sollte die Scheidewand äußerlich versinnbildlichen. Der Absolutismus sagte es sich und empfand es: Adel und Geistlichkeit sind deine natürlichen Verbündeten, denn ihre Vortheile sind mit denen der Krone verwebt; an dem dritten Stande jedoch würdest du dir, wenn du ihm einen gleichberechtigten Platz neben jenem der beiden erstgenannten Stände einräumtest, einen gefährlichen Feind erwecken! Daher der Widerstand, der es freilich aus Kopflosigkeit und Schwäche zur Anwendung wirksamer Mittel nicht brachte. Wir haben es gesehen, wie nun dieser dritte Stand, der in der That bis in alle Nervenfäden hinein von Mißtrauen und Haß gegen die Krone erfüllt war, Schritt vor Schritt an Macht gewann, wie durch das verrätherische Spiel, welches am Hofe getrieben ward, der Radicalismus in ihm immer mehr an Schärfe zunahm. Er kam genau dahin, wohin der Absolutismus gekommen war, indem auch er trotz der vereinbarten Verfassung und trotz der ihr zu Ehren aufgeführten pomphaften Festlichkeiten ein redliches Zusammengehen der Königs- und der Volksgewalt bezweifelte. Selbst wenn der geheime eiserne Schrank es nicht offenkundig erwiesen hätte, daß Ludwig trotz seiner Eide auf den Sturz der Verfassung sann, würde der Radicalismus im Hinblick darauf, daß ja einzig und allein die leeren Truhen den Absolutismus bewegt hatten, an das Volk zu appelliren, die Ehrlichkeit desselben immer und immer wieder in Zweifel gezogen haben. Wahrlich, man war vollberechtigt zum Mißtrauen; die fortgesetzten Conspirationen des Hofes, die Unternehmungen und Drohungen der Emigranten, das Wühlen der Geistlichen und der Einmarsch fremder Truppen zu Gunsten des Thrones — dies Alles steigerte das Mißtrauen bis zu dem fanatischen Unglauben und rief den äußersten Haß gegen Jegliches hervor, was nur im Entferntesten mit der Absicht zusammenhing, ein Mehr oder Minder der bisher geltenden Zustände festhalten zu wollen. Jetzt sagten die Volksmänner: Der Staat sind — wir! — Der Despotismus herrschte nach wie vor, er war nur nicht mehr einköpfig. Die Stelle der Schweizergarden nahmen die Bataillone der Pikenmänner ein, an der Stelle der Bastille war die Guillotine aufgerichtet, die Gewaltthaten des Adels wurden überboten von denen des jacobinischen Clubs. Mordlustig hatten die Franzosen sich stets erwiesen; jetzt kam ein neuer Anlaß hinzu, die Hände in Blut zu tauchen. Wie der Absolutismus früher nicht zurückkonnte auf seiner Bahn, weil die

begangenen Sünden dann als Ankläger gegen ihn aufgestanden wären, so jetzt die Jacobiner: jeder Schritt weiter zwang sie um der Selbsterhaltung willen zu neuem Nachsinnen, sich der noch vorhandenen Gegner zu bemeistern, d. h. sie zu vernichten.

So war die Lage, als des Königs Haupt gefallen war. Es forderten nun auch die Gefahren, die von außen droheten, zu neuen Anstrengungen auf. Noch ehe der König hingerichtet worden war, hatten Kämpfe mit der von dem Herzoge von Braunschweig geführten preußischen Armee stattgefunden. Man merkte es bald, daß der Herzog nur körperlich, nicht aber geistig verwandt war mit dem Herzoge Ferdinand von Braunschweig, der unter dem großen Friedrich so große Kriegserfolge davongetragen hatte. Dieser treffliche Kriegsfürst hätte sich sicherlich nicht dazu hergegeben, seinen Namen unter ein ihm von den Emigranten unterbreitetes Manifest zu setzen; ohne Zweifel aber würde er, wäre einmal der Krieg erklärt gewesen, die Vortheile, die sich ihm in der Unvorbereitetheit der Feinde darboten, wahrzunehmen verstanden haben. Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig beeilte sich gar nicht. Es hat fast den Anschein, als sei er des naiven Glaubens gewesen, sein Manifest werde inzwischen als Batterie wirken, während dasselbe doch gerade die Franzosen zur eifrigsten Rüstung anspornte. Erst in der vierten Woche nach Veröffentlichung dieser thörichten Herausforderung überschritt der Herzog die französische Grenze. Nachdem Longwy und Verdun ohne große Anstrengung erobert worden waren, rückte der Herzog voll bester Hoffnung in die Champagne ein; war ihm doch von Emigranten die Versicherung zu Theil geworden, das Volk würde ihn mit Freuden als Retter empfangen! Hier stieß er auf starke, von Dumouriez und Kellermann geführte Streitkräfte, und es kam (am 20. September) zur „Kanonade von Valmy", in der die Franzosen sich in ihren Stellungen behaupteten. Uebler wirkte auf die Preußen der Umstand, daß durch heftiges Regenwetter der lehmige Boden der Champagne fast unwegsam und bald darauf Zufuhr von Proviant geradezu unmöglich ward. Der Genuß unreifer Früchte, auf die das Heer tagelang einzig und allein angewiesen war, erzeugte eine äußerst bösartige Ruhr. Am 29. September mußte der Rückzug angetreten werden. Als das Heer Luxemburg erreicht hatte, stellte es sich heraus, daß sein Gesammtverlust sich auf 12,000 Mann belief. Das war das traurige Ergebniß des mit übergroßer Vorsicht, aber zur unrechten Zeit ausgeführten Feldzuges in der Champagne. Der Nachtheil, den die Preußen erlitten hatten, diente dazu, den Muth des französischen

Heeres zu beleben. Dumouriez zog gegen die Oesterreicher, die in Belgien standen, und besiegte sie in der Schlacht von Jemappes, wodurch er in den Besitz der österreichischen Niederlande kam. Gegen Sardinien waren die französischen Waffen ebenfalls im Vortheil. In Folge dessen wurden, wie es mit den österreichischen Niederlanden geschehen, Nizza und Savoyen als zu Frankreich gehörig erklärt. Die Franzosen setzten sich in den Besitz von Mainz und Frankfurt, wurden aber durch preußische und hessische Truppen zum Rückzug gezwungen. Der Kreis der Kämpfenden erweiterte sich. Auf die Nachricht von der Hinrichtung des Königs verwiesen Spanien und England die französischen Gesandten aus ihren Ländern. Darauf erklärte der Convent am 1. Februar an England und an Holland (weil dieses sich der Politik Englands angeschlossen hatte) und darauf Anfang März an Spanien den Krieg. Das deutsche Reich trat der Coalition bei, ebenso Neapel und Portugal. Nun zeigte es sich, daß die Besorgnisse der Bewegungsmänner auch in Bezug auf die inneren Feinde nicht grundlos gewesen waren. In der Vendée, dem westlichen Landstrich am biscayischen Meerbusen zwischen der Loire und Garonne, gelang es dem Adel und der Geistlichkeit, einen bedeutenden Aufstand hervorzurufen. Die republikanischen Truppen erlitten Niederlagen. Dies steigerte den Fanatismus der Jacobiner. Jetzt richtete sich der tödtliche Haß derselben auf die ihnen zunächst stehenden Girondisten, weil diese die Hinrichtung des Königs hatten verhindern wollen, woraus herorgehe, daß auch ihnen nicht zu trauen sei. Danton hielt es im Hinblicke auf die von außen drohenden Gefahren für unzeitig, den Kampf gegen die Girondisten zu erheben. Machtvoll mahnte er im Convent zur Einigkeit. „Mitbürger", rief er, „sollen wir nicht den auswärtigen Feinden gegenüber unsere elenden persönlichen Streitigkeiten bei Seite legen? Frankreich muß sich erheben, muß sich erheben wie Ein Mann! Das Vaterland ist in Gefahr! Eine neue Aushebung muß beginnen. Jede der Sectionen von Paris muß gleich am nächsten Tage 48,000 Mann stellen. Jede Section von Frankreich muß ihr Contingent stellen. Commissäre des Convents müssen sich mit dessen Forderungen sofort an die Sectionen von Paris begeben; andere Commissäre müssen, ehe die Sitzung des heutigen Tages geschlossen ist, mit unumschränkter Vollmacht in die Departements abgehen, um die Maßregeln durchzuführen, die zur Rettung des Vaterlandes nothwendig sind. In wenigen Tagen muß ein Lager von 50,000 Mann zwischen Paris und der nördlichen Grenze stehen. Ganz Frankreich muß sich erheben, Mann bei Mann, und

wir werden die Söhne des Nordens, die uns bedrohen, in ihr nächtliches Dunkel zurückweisen, und Frankreich wird frei bleiben, ihnen zum Trotz!" Die schwarze Fahne ward auf den Thurm der Notre-Dame aufgepflanzt, in den Sectionen traten die Freiwilligen zusammen, diese begehrten gegen den Feind geführt zu werden, doch vernahm man auch überall den Ruf: „Nieder mit den Girondisten! Wir wollen nicht, daß in unserm Rücken Verräther gegen uns stehen!" — Den Rath, zu fliehen, verschmäheten die Bedrohten. Der zur Herrschaft gelangte vielköpfige Despotismus verfolgte jetzt in schnellerem Tempo seine Bahn. Es ward ein Wohlfahrtsausschuß von neun Conventsmitgliedern gewählt. Ihm stand zu, die Minister zu überwachen und die öffentlichen Angelegenheiten ganz nach seinem Ermessen zu leiten. Ferner ward beschlossen: in jeder Gemeinde Frankreichs wird ein Revolutionsgericht ernannt, welches die Verdächtigen zur Untersuchung zu ziehen hat. — Das außerordentliche Revolutionstribunal in Paris empfing vom Convent die Weisung, rasch und nur nach seiner moralischen Ueberzeugung zu verfahren. Um diese Zeit gelangte eine Nachricht vom Kriegstheater nach Paris, die den Haß gegen die Girondisten noch steigerte. Dumouriez, ein Mitglied dieser Partei, trug sich mit dem Plane, die Bergpartei in Paris zu stürzen, und zu Gunsten des Herzogs von Orleans, dessen junger Sohn Louis Philipp (später König der Franzosen) bei ihm im Heere diente, das constitutionelle Königthum wieder herzustellen. Seine in den Niederlanden gegen die Oesterreicher gewonnenen Vortheile hatte er wieder verloren, was er dem Umstande zuschrieb, daß auch ihm vom Convent aus Commissäre beigegeben worden waren, die vielfach nachtheilig in sein Amt eingegriffen, namentlich auch die Disciplin in seinem Heere gelockert hatten. Seinem Mißmuth hatte er unbedacht Worte geliehen, und in Paris vernahm man, welchen Plan er verfolge. Darauf sandte der Convent ihm einen Untersuchungs-Ausschuß in's Lager, der ihn in's Verhör nahm. Als ihm am Schluß desselben angekündigt ward, daß er sich in Paris als Gefangener zu stellen habe, ermannte er sich, ließ die Commission verhaften und sandte sie in's österreichische Lager. Wenige Tage darauf brach jedoch Meuterei unter seinen Truppen aus, und er sah sich genöthigt, in Gemeinschaft des jungen Louis Philipp die Flucht zu ergreifen. Er begab sich mit 1500 Mann in das Lager der Oesterreicher. Vom Convent als Vaterlandsverräther gebrandmarkt, brachte er seine spätere Lebenszeit in der Fremde zu. Lafayette hatte den ersten vergeblichen Versuch gemacht, durch einen Theil der Armee der revo-

lutionären Bewegung Halt zu gebieten. Wie er, war nun auch Dumouriez gescheitert. Als die Kunde von des Letzteren Uebertritt in's österreichische Lager nach Paris kam, ließ der Convent den ihm längst widerwärtigen Herzog von Orleans verhaften. Bisher hatte Danton die Girondisten geschützt; jetzt, als er bemerkte, daß um deswillen das Mißtrauen gegen ihn selbst sich zu regen begann, gab er Jene auf, indem er im Convent erklärte: „Ja, ihr habet Recht, ihr Freunde vom Berge, und ich hatte Unrecht! Nun mag der Krieg beginnen, denn diese Menschen (die Girondisten) werden die Republik nicht retten, aber sie soll gerettet, ihnen zum Trotz gerettet werden!" — Die Girondisten machten die äußersten Anstrengungen, um sich im Convent zu halten. Desto heftiger wurden sie von ihren Gegnern befehdet. Marat predigte in seinem Blatte: solle die Republik gerettet werden, so sei es unerläßlich, den Convent zu „reinigen" und außerdem mindestens 250,000 Köpfe abzuschlagen. Dies erschreckte die Gemäßigten unter den Abgeordneten so, daß ein von den Girondisten ausgehender Antrag, Marat vor das Revolutionstribunal zu bringen, Annahme fand. Nach glänzender Vertheidigung von den Richtern freigesprochen, ward Marat von seinen Anhängern auf den Schultern in den Sitzungssaal des Convents getragen. Dieser Triumph Marat's war das Vorspiel der Niederlage der Girondisten. Von Mitgliedern der Bergpartei angeregt, erschienen Abgeordnete einer Section von Paris vor den Schranken des Convents und übergaben eine Liste, auf der fünfundzwanzig Girondisten verzeichnet standen, deren Aechtung sie verlangten. Um dieselbe Zeit ward den Girondisten von einem auf sie gerichteten Mordplane Kunde. Sie brachten die Sache im Convent zur Sprache, und es gelang ihnen, es durchzusetzen, daß eine Commission von Zwölfen ernannt ward, die die Urheber des Planes und auch die Anstifter der täglich ausbrechenden Unruhen zur Untersuchung ziehen sollte. Seit kurzer Zeit predigte in der Presse im Sinne Marat's, ja diesen Blutmenschen noch überbietend, der Journalist Hebert. Der Zwölfer-Ausschuß ließ ihn verhaften. Dagegen trat Marat im Convent auf und nannte den Zwölfer-Ausschuß eine despotische, freiheitstödtende Behörde. Was er gesagt, wiederholte der Pöbel mit Gebrüll von der Tribüne und vor dem Sitzungssaal: Freilassung Hebert's! Nieder mit der Zwölfer-Commission! — Der Convent beschloß, Hebert frei zu geben, die Zwölfer-Commission aber bestehen zu lassen. Mehr noch als diese Commission wurden die Girondisten gehaßt; war doch von ihnen der Antrag auf Ernennung der Commission ausgegangen! Ihr Sturz

war nun dasjenige, was in den Clubs zunächst erstrebt und über dessen Ausführung eine Verständigung bald erzielt ward. Um zum Ziele zu gelangen, erschien nothwendig, einen den Anarchisten ergebenen Mann an die Spitze der Nationalgarde zu bringen. Man fand die passende Persönlichkeit in Henriot, der früher Bedienter, dann Thorschreiber und bei Ausbruch der Revolution Polizeispion gewesen war. Der Leser erinnert sich jenes Ungeheuers, welches der gemordeten Prinzessin Lamballe den Leib aufgerissen und in ihren Eingeweiden gewühlt hatte. Henriot war es gewesen, der nun auf Betrieb des Clubs zum Oberbefehlshaber der pariser Nationalgarde ernannt ward. Nun war es Zeit für die Girondisten, wollten sie ihr Leben retten, zu fliehen. Sie blieben. Auch sie sollten von dem rollenden Rade zermalmt werden. Was würde ein Mirabeau gesagt haben, wäre er in dieser Zeit aufgestanden! Er hatte die pariser Glut angeblasen, um auf die Gegenpartei den nöthigen Druck auszuüben. Diese Glut war zu einem Feuermeer angeschwollen. Nieder mit dem Convent, falls er nicht die Zwölfer-Commission aufhebt und die Verräther, die Girondisten, uns ausliefert! Das klang aus dem Gebrüll der Massen heraus, die den Sitzungssaal des Convents umlagerten. Es erschienen Deputationen auf Deputationen, die die Verhaftung Jener verlangten. Muthvoll trotzte der Girondist Lanjuinais auf der Tribüne dem Fanatismus. Er schloß seine Rede mit den prophetischen Worten: „Ich sehe schon die Ungeheuer der Dictatur oder der Tyrannei unter irgend einem Namen auf Trümmern und Leichnamen einherschreiten und euch Alle, Einen nach dem Andern, verschlingen!" — Da eilt ein Mitglied der Bergpartei in höchster Aufregung auf die Tribüne und erklärt, der Convent sei nicht frei, man sperre ihm den Ausgang; er selbst sei an der Thür gemißhandelt und zurückgetrieben worden. Alles ist empört gegen Henriot und seine Truppen. Verlangen wir für den ganzen Convent freien Abzug! ward gerufen. Die Versammlung erhebt sich, den Präsidenten an ihrer Spitze, und gelangt an einen Ausgang auf dem Carousselplatze. Dort hält Henriot an der Spitze seiner Artillerie und Reiterei. „Was begehrt das Volk?" fragt der Präsident; „der Convent ist nur mit seinem Glücke beschäftigt." — „Das Volk" antwortete Henriot, „ist nicht aufgestanden, um leere Redensarten zu hören; es verlangt, daß man ihm seine Schuldigen ausliefere!" — „Gebt sie uns Alle!" wird aus dem Volke gebrüllt. Henriot commandirt: „Zu den Waffen!" Die Kanoniere erheben die Lunten, die Infanterie schlägt die Gewehre an. Die Abgeordneten machen Kehrt, versuchen es, durch

einen andern Ausgang das Freie zu gewinnen, und begeben sich, da auch dies mißglückt, wieder in den Sitzungssaal zurück. Nun bleibe nichts übrig, erklären Abgeordnete des Berges, als sich dem Willen des Volkes zu fügen. Es erfolgt die Anklage gegen zweiunddreißig Girondisten (unter ihnen die Mitglieder der Zwölfer-Commission) und damit die Anordnung, sie in Haft zu nehmen, bis der Wohlfahrtsausschuß über sie entschieden haben werde. Nun wird — Abends zehn Uhr — dem Convent gestattet, das Schloß zu verlassen.

In letzter Stunde hatte eine Zahl der Girondisten sich durch die Flucht gerettet. Diese Flüchtlinge erregten einen Aufstand in der Normandie, doch ward derselbe niedergeschlagen. Um diese Zeit entstand in einer Jungfrau, Charlotte Corday, Tochter eines Edelmannes, der hochherzige Entschluß, das Vaterland von dem Tyrannen Marat zu befreien. Am 11. Juli 1793 kam sie nach Paris und schrieb an Marat: „Bürger, soeben komme ich aus Caen. Ich habe Ihnen wichtige Geheimnisse zu entdecken, die für das Wohl der Republik von unermeßlicher Wichtigkeit sind.“ Marat, der gerade im Bade saß, befahl, sie einzulassen. Sie nannte ihm eine Zahl von Leuten, die an dem von den Girondisten hervorgerufenen Aufstande Theil genommen hätten. Er verzeichnete die Namen derselben und sagte: „Sie alle sollen ihre Empörung bald auf dem Schaffote büßen.“ Da durchbohrte ihm Charlotte Corday mit einem Dolche die Brust. Mit dem Schrei „Mir das?“ starb das Ungeheuer Marat. Charlotte Corday wartete ruhig bis Leute herbeikamen, die sie in's Gefängniß führten. In Marat war der Abgott des Pöbels gefallen. Schon um deswillen sahen die Abgeordneten sich genöthigt, auf ein feierliches Begräbniß des Gemordeten Bedacht zu nehmen. Der ganze Convent folgte ihm zu Grabe, ihm ward die Ehre des Pantheons zuerkannt und angeordnet, daß für sein Herz eine besondere Kapelle errichtet werden sollte. Aus dem Gefängniß hatte Charlotte Corday an ihren Vater geschrieben: „Morgen beginnt mein Proceß, und ich hoffe noch an demselben Tage mit Brutus und andern Helden des Alterthums im Elysium zusammen zu sein.“ Den Richtern antwortete sie auf die Frage, wann sie den Mord beschlossen habe: „An dem Tage, an welchem ich die Aechtung der Abgeordneten vernahm.“ „Ich habe,“ fügte sie hinzu, „einen Menschen getödtet, um Hunderttausende, einen Bösewicht, um Unschuldige zu retten.“ In einen rothen Mantel gehüllt, bestieg die Jungfrau, deren blühendes Angesicht auch nicht das leiseste Zeichen von Furcht zeigte, das Blutgerüst. Viele schmäheten die Heldenmüthige, Andere blickten auf sie mit

Staunen und Bewunderung. Als der Henker das blutende Haupt an den Haaren emporhob, versetzte er demselben einen Backenstreich. Dies empörte sogar den Pöbel und veranlaßte die Jacobiner, den Henker zu bestrafen.

Gegen die Verhaftung der Girondisten hatten dreiundsiebenzig Abgeordnete protestirt, den Protest aber aus Besorgniß nicht veröffentlicht. Der Umstand nun, daß Charlotte Corday einen Empfehlungsbrief an einen Abgeordneten bei sich geführt hatte, bewirkte die Verhaftung des Letzteren, und bei diesem fand man jenen Protest mit den unterzeichneten Namen.

In Schnelle ward nun von der Bergpartei eine neue Verfassung ausgearbeitet. Sie versprach große Dinge, denn mit Wenigem waren ja auch diejenigen, denen sie mundgerecht gemacht werden sollte, nicht zufrieden. Glückseligkeit sei, hieß es in derselben, der Zweck des Staates; die Regierung sei dazu da, dem Menschen den Genuß seiner natürlichen und unverjährbaren Rechte zu sichern; vergehe die Regierung sich an den Rechten des Volkes, so sei der Aufstand desselben die heiligste seiner Pflichten. Das Wahlrecht war nicht an eine Steuer geknüpft, die Abgeordneten sollten nicht durch Wahlmänner, sondern in Urwahlversammlungen gewählt werden. Die Beschwörung der neuen Verfassung (Constitution von 1793) am 10. August gab wieder den Anlaß zu einem großen Feste. Auf dem Platze der Bastille stand ein riesiges Bild, die Natur darstellend, Wasser aus den Brüsten strömend. Früh vier Uhr befanden sich die Abgeordneten auf dem Platze. Beim ersten Blitzen des Sonnenlichts betete der Präsident des Convents „zur Mutter Natur, daß sie den Eid ewiger Liebe, den das französische Volk den Gesetzen schwöre, annehmen möge." Ueber das Christenthum war man hinweg. Zu bedauern war es nicht, daß man sich des Dienstes, welcher seit langer Zeit in Frankreich als Christenthum ausgegeben worden war, entschlagen hatte. Aber ob das Standbild von Holz, Gips und Werg, aus welchem Wasser in ein Becken sprang, aus dem dann noch zum Zeichen der Gleichheit und Brüderlichkeit geschöpft und getrunken ward, es thun würde, war abzuwarten! — Es kam den Führern hauptsächlich darauf an, der Menge Befriedigung durch eine Schaustellung zu gewähren. Nachdem die Abgeordneten, die Vorsteher von Paris und anderen Städten, die Führer der Nationalgarde und die Vertreter der Armee aus dem Einheitsbecken getrunken hatten, traten sie unter dem Donner der Kanonen den Zug nach dem Revolutionsplatz an. Die Abgeordneten trugen als symbolische Abzeichen Kornähren und Oelzweige.

Auf einem von acht weißen Rossen gezogenen Wagen befand sich eine Urne, die bestimmt war, die Asche der im Kampfe Gefallenen aufzunehmen. Diesem Wagen folgte ein elender Karren, auf welchem eine Zahl aus Holz gearbeiteter und mit Goldpapier beklebter Kronen zwischen ebenfalls eigens für diese Schaustellung angefertigten Sceptern, Wappenschildern und Stammbäumen lagen. Auf einer über den Symbolen des Königthums und des Adels angebrachten Tafel standen die Worte: „Dies machte immer das Unglück des Menschengeschlechts.“ Auch auf dem Revolutionsplatze prangte ein von Holz, Werg und Gips gearbeitetes hohes Standbild: Die Göttin der Freiheit. Vor derselben ward unter Freudenjauchzen der Menge Aufstellung genommen. Am Fuße der Bildsäule befanden sich in Käfigen 3000 Vögel, einem jeden Vogel war ein Papierstreifen am Halse befestigt, auf dem die Worte standen: „Wir sind frei; ahmt uns nach!“ Auf ein Zeichen wurden die Käfige geöffnet, und die Vögel flogen empor. Das war ein symbolischer Act, der — wider Willen und Absicht der Unternehmer — eine Wahrheit enthüllte. Der den Vögeln an den Hals gebundene Papierstreifen hatte für die Pariser die Bedeutung ihrer neuen Constitution. — Eine Rauchwolke wälzte sich zur Göttin empor, denn ihr zu Ehren wurden die auf dem Karren befindlichen Kronen, Scepter, Wappenschilder und Stammbäume verbrannt. Hätten die Brüllenden ihr verlogenes Wesen mit verbrennen können, dann, aber auch nur dann wäre Hoffnung auf Besserung der Zustände vorhanden gewesen. Aber sie waren von der Kirche seit Jahrhunderten angeleitet worden, Verbesserungen nur in Außendingen zu suchen, und sie täuschten sich nur, indem sie meinten, sie ständen jetzt außerhalb der sittlichen Verkommenheit, der sie geweiht worden waren. An Stelle jener verbrannten Symbole wurden vom Präsidenten des Convents neue erhoben: Die Pike, die rothe Freiheitsmütze, die Pflugschaar und die Garbe. Dazu gab es eine schöne Rede von ihm zu hören. Worte, Worte, Worte! Jeder dachte für sich sein Theil, das seinem wirklichen Sinn und Wesen nach dem Wortlaut der Constitution und dem äußeren Gepräge des Festes und dazu auch den Eiden absolut entgegen war. Während feierlich verkündigt ward, daß die nun beschworene Constitution das „einzige, ewig bleibende Staatsgrundgesetz der Franzosen“ sei, während man auf Tausenden und abermals Tausenden an den Häusern hängenden Riesenzetteln die Worte: „Einheit, Untheilbarkeit, Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit!“ las, dachten die gegenwärtigen Herrscher schon darüber nach, was sich wohl zum Vorwande könnte nehmen lassen, um das „ewig

geltende Staatsgrundgesetz", das unter allen möglichen Freiheiten auch die Rede- und Preßfreiheit proclamirt hatte, schnellstens wieder außer Kraft zu setzen. Und siehe, schon drei Tage später wurde den Franzosen verkündet, es sei — im Hinblick auf die das Land bedrohende Gefahr — unerläßlich, die angenommene Constitution „bis zum Frieden zu suspendiren." Gefahr war vorhanden, indem Frankreich von äußeren und inneren Feinden bekämpft ward; doch lag darin für die gegenwärtigen Gewalthaber nicht die Nöthigung, es gab ihnen dieser Umstand vielmehr nur Anlaß, das Gesetz außer Kraft zu setzen.

Die Macht war seit Juli an den Wohlfahrts-Ausschuß gekommen, der aus neun Mitgliedern bestand, deren bedeutendste Robespierre, Chouton und St. Just waren. Die Herrschaft des Wohlfahrts-Ausschusses, später Schreckensherrschaft genannt, währte ein Jahr lang. Anfänglich war der Aufstand in der Vendée siegreich gewesen. Jetzt begann man, wie spottweise gesagt ward, die Vendée auszufegen, indem zwölf Heerhaufen, höllische Colonnen genannt, das Land nach allen Richtungen hin sengend und brennend, plündernd und mordend durchzogen. Der Convent hatte den unerhört grausamen Befehl erlassen: „Die ganze Vendée in einen großen Haufen von Leichen, Trümmern und Asche zu verwandeln und zu einer fürchterlichen Nationalrache umzuschaffen." Tausende von Gefangenen wurden nach Nantes gebracht, woselbst der vom Wohlfahrts-Ausschuß gesandte Carrier seine Urtheile sprach. Da das Erschießen der Opfer zu kostspielig erschien, ward die Todesart der Ersäufung gewählt. Es geschah häufig, daß Carrier auf einem Schiffe bei üppigem Mahle saß, während Hunderte vor seinen Augen in den Fluthen der Loire ihren Tod fanden. Innerhalb einer Zeit von vier Monaten erlitten auf seinen Befehl gegen 15,000 Menschen den Tod. Fast noch grauenhafter wurde im Süden Frankreichs, namentlich in den Städten Lyon, Marseille und Toulon gewüthet. Auch in Lyon hatte sich ein Jacobinerclub gebildet, dessen Präsident ein Geistlicher, Chalier, war. Als nun der Pöbel der Stadt von Chalier aufgefordert wurde, die Wohlhabenden zu ermorden, ermannte sich der bessere Theil der Bevölkerung, gewann die Oberhand über die Jacobiner und setzte ein Revolutionsgericht ein, welches über Chalier die Todesstrafe aussprach, die auch sofort vollzogen ward. Das war genug für die pariser Schreckensmänner, um in ihrem Rathe den Beschluß herbeizuführen, Lyon müsse vom Erdboden vertilgt werden. Eine starke republikanische Armee ward gegen die Stadt gesandt. Lyon fiel nach siebenzehntägiger Belagerung. Das Erste, was von den Siegern geschah, war die

Ausführung einer Procession nach dem Grabe des hingerichteten Chalier. Weil Chalier ein Geistlicher nach dem Herzen der Schreckensmänner gewesen war, hatte man, gleichsam um seinem kundgegebenen Abscheu gegen die christliche Religion damit Ausdruck zu geben, einen Esel mit in den Zug genommen, welchem eine Bischofsmütze aufgesetzt, ein Meßgewand übergeworfen und eine Bibel an den Schwanz gebunden worden war. Chalier's Leiche wurde verbrannt, die Asche sorgsam gesammelt, um nach Paris gesandt zu werden. Wie in vielen andern Dingen, war es auch in Bezug auf den Reliquiendienst: er blieb bestehen, er wechselte nur die Form. Nun begannen zwei Mitglieder des pariser Wohlfahrts-Ausschusses ihre Arbeit, Chouton und Collet d'Herbois. Durch sechs Monate hindurch wurden 20,000 Einwohner damit beschäftigt, Paläste und Häuser der Stadt einzureißen. Durch Pulver und Blei, auf dem Schaffot und in der Rhone starben im Ganzen etwa 6000 Menschen. Marseilles, obgleich es der gegen sie ausgesendeten Armee Widerstand nicht entgegensetzte, wurde fast ebenso behandelt, wie Lyon. Toulon hatte die Engländer zu Hülfe herbeigerufen. Englische, spanische und italienische Truppen besetzten die Stadt. Nun zog die republikanische Armee herzu, die Lyon eingenommen hatte, und es gelang ihr nach heftigen Kämpfen, sich der Stadt und des Hafens von Toulon zu bemächtigen. Hier errichtete der von Paris gesandte Fréron ein Blutgericht; 1800 Einwohner wurden hingerichtet, 12,000 Personen gezwungen, die ihnen überwiesenen Häuser niederzureißen. In Arras betrieb das Werk des Mordes der Conventsdeputirte und ehemalige Geistliche Lebon. Von den jetzt regierenden Blutmenschen ward Marat noch überboten. Er hatte 250,000 Köpfe verlangt; jetzt hieß es: die Sicherheit der Freiheit verlangt es, daß eine Million Menschen ihr geopfert werde! — Denen, die so sagten, war es nicht um die Freiheit, es war ihnen vielmehr um ihre eigene Sicherheit zu thun, die davon abhing, daß sie in der Gewalt blieben. „Sie waren tollkühn und blutdürstig aus Todesfurcht.“ Welch ein Zustand in einem Volke! Der Wohlfahrts-Ausschuß erklärte: „Ueber ganz Frankreich, über Gut und Blut seiner Einwohner habe der Convent und seine Behörden gänzlich zu verfügen; ganz Frankreich sei eine einzige belagerte Stadt und müsse also unbedingt den Befehlen des Commandanten gehorchen.“ Die Zahl der Revolutions-Ausschüsse im Lande, die von dem Wohlfahrts-Ausschuß in Paris ihre Befehle empfingen, belief sich Ende des Jahres 1793 bereits auf 20,000. Im October wurde von dem Revolutions-Tribunal der „Wittwe Capet's, Maria Antoinette“, der Proceß gemacht. Daß auch sie an den Plänen be-

theiligt war, die von ihrem Gemahl wiederholt beschworene Verfassung zu stürzen und die alten verderblichen Zustände wieder zur Geltung zu bringen, läßt sich nicht leugnen; aber wäre nur ein Funke Edelsinn in den gegenwärtigen Herrschern vorhanden gewesen, so würden sie sich begnügt haben, die unglückliche Fürstin, die nun schon so viel erduldet hatte, nach ihrem Heimathlande Oesterreich zu entsenden. Seit drei Monaten befand sich Maria Antoinette in einem elenden Gefängniß der Conciergerie. Ihr Haar war jetzt gänzlich ergraut. Indem die Gewaltmenschen einstimmig das Todesurtheil über sie aussprachen, war es ihnen weniger darum zu thun, ihr Rachegefühl zu sättigen, als vielmehr einer unermeßlichen Anmaßlichkeit nachzugeben, die es ihnen als etwas Großes erscheinen ließ, im Angesichte Europas nun auch noch ein Haupt, das die Krone getragen hatte, in den Staub niederzuwerfen. Es wurden bei der Ausführung alle Formen bei Seite gesetzt, die man in Rücksicht auf den Stand gegen den König beobachtet hatte. Die unglückliche Fürstin hatte den Kelch des Unglücks bis auf die Neige zu leeren. Ein elender Karren führte sie zum Schaffot. Sie saß auf demselben in einem weißen Kleide mit grauer Jacke, die Hände waren ihr auf den Rücken gebunden. Hatte sie in guten Tagen nichts von der Höhe der Gesinnung gezeigt, zu der ihre erhabene Stellung sie mahnte: in der Stunde des Todes zeigte sie ein wahrhaft königliches Wesen. Und nirgends im Kreise der Zuschauer ein Blick menschlichen Erbarmens! Wie eine Heroine stieg sie auf das Schaffot, beugte ihr Haupt unter das Fallbeil und war nicht mehr. Dasselbe Gefängniß, in welchem Maria Antoinette abgeschlossen hatte mit dem Leben, nahm darnach den Herzog von Orleans auf, der, wie oben erzählt wurde, wegen seines Einverständnisses mit Dumouriez verhaftet worden war. Sein Tod war von dem Revolutions-Tribunal ebenfalls beschlossen, und da kam es freilich nicht auf Gründe an, die man gegen ihn vorbrachte. Aber eine eigene Sache war es doch, daß ihm gesagt ward: seine auf Tod lautende Abstimmung gegen den König erweise mehr als Alles, daß er danach gestrebt habe, den Thron zu besteigen. — Auch ihn trug der Henkerkarren zum Schaffot. Vier Tage nach der Hinrichtung des Vaters Louis Philipp's starb Johanna Roland, die Gattin des frühern Gironden-Ministers Roland, auf dem Blutgerüst. Sie hatte sich dem Convent durch ihre Verbindungen mit den Girondisten verdächtig gemacht und war deshalb vor längerer Zeit schon dem Kerker überliefert worden. Nach Aufzeichnungen des bourbonischen Ministers Beugnot erzählt Johannes Scherr über ihre letzten Stunden

Folgendes: „Sie stand an dem Gitter, welches den Corridor abschloß, wartend, bis der Greffier ihren Namen rief. Mit Sorgfalt gekleidet, trug sie ein weißes Musselinkleid, das mit Spitzen besetzt und durch einen Gürtel von schwarzem Sammet zusammengehalten war, dazu einen Hut von einfacher Eleganz, unter welchem hervor ihre schönen Haare auf die Schultern herabfielen. Ihr Gesicht zeigte eine reizende Belebtheit, und ein Lächeln war auf ihren Lippen. Mit der einen Hand hielt sie die Schleppe ihres Kleides, die andere überließ sie einer Zahl von Frauen, welche sich herbeidrängten, dieselbe zu drücken und zu küssen. Viele schluchzten laut. Sie behielt ihre Fassung und sprach zu ihren Schicksalsgefährtinnen voll Güte und Milde, sie zum Frieden, zur Geduld, zur Hoffnung, zu allen Tugenden ermahnend, deren Uebung dem Mißgeschicke ziemt. Beugnot näherte sich ihr, um einen Gruß zu bestellen, welchen ihm sein Mitzelleneinsasse Clavières, der zugleich mit Roland Minister gewesen war, aufgetragen hatte. Ihr Name wurde gerufen, und weinend öffnete ihr der alte Schließer Fonteney das Gitter. Im Heraustreten gab sie Beugnot flüchtig die Hand und sagte: „Adieu, mein Herr. Wir haben uns oft gezankt; es ist Zeit, daß wir Frieden machen." Als sie aber sah, daß er nur mit Mühe seine Thränen zurückhielt, hob sie ihre Augen empor sprach nur noch nachdrucksvoll das Wort „Muth!" und verschwand. Ob Madame Roland, die Treppe zum Blutgerüste emporsteigend, den Ausruf gethan: „O, heilige Freiheit, welche Verbrechen begeht man in deinem Namen!" ist fraglich; aber daß sie zu ihrem Todesgefährten Lamarche sagte: „Steigen Sie zuerst hinauf, weil Sie ja doch nicht den Muth hätten, mich sterben zu sehen," ist gewiß. Kurz zuvor hatte sie eines Tages zu Beugnot gesagt: „Die Gleichgültigkeit und Kälte, womit die Franzosen den Terrorismus sich gefallen lassen, setzen mich in Erstaunen. Wäre ich frei, und schleppte man meinen Mann zum Blutgerüst, ich würde mich am Fuße desselben erdolchen, und ich bin überzeugt, daß Roland, wenn er meinen Tod erfährt, sich das Herz durchbohren wird." Das war die Rede einer Prophetin. Roland hatte nach der Aechtung der Girondisten in der Nähe von Rouen eine sichre Zufluchtsstätte gefunden. Kaum aber hatte er den Tod seiner Frau erfahren, als er, ohne ein Wort zu sagen, sein Asyl verließ und Nachts hindurch ziellos fortwanderte. Bei Tagesanbruch zog er sein Stilet, stemmte den Griff desselben gegen einen Apfelbaum am Wege und durchbohrte sich das Herz. Er wollte, wie ein Zettel, den er bei sich trug, besagte, „nachdem er vernommen, daß und wie seine Frau gestorben, nicht länger auf dieser mit Verbrechen

besudelten Erde weilen.“ Unter den hervorragenden Opfern ist ferner Bailly, der erste Präsident der Nationalversammlung und nachheriger Maire von Paris zu nennen. Daß er in Gemeinschaft Lafayette's das Kriegsgesetz bekannt gemacht und einen Aufstand der Jacobiner unterdrückt hatte, ward ihm jetzt vom Pöbel als todeswürdiges Verbrechen angerechnet. Schon hatte er das auf dem Marsfelde befindliche Schaffot bestiegen, als vom Pöbel wüthend verlangt ward, nicht diese Stelle, die das Blut so vieler Patrioten, die im Aufstande gefallen seien, getrunken habe, mit dem Blute „dieses Verräthers an der Freiheit“ zu besudeln. Dem Willen des souveränen Pöbels mußte natürlich nachgegeben werden. Stunden vergingen, ehe an der Seine ein anderes Blutgerüst aufgeschlagen war. Inzwischen ward der Verurtheilte in empörender Weise von dem Pöbel mißhandelt, der ihn darnach auch zwang, die Hinrichtungsgegenstände nach der nunmehr für ihn bestimmten Todesstätte zu tragen. Ein kalter Regen fiel, der ihn ganz durchnäßte. Höhnend ward ihm zugerufen: „Du zitterst, Bailly!“ — „Ja,“ antwortete er, „vor Kälte, nicht aus Furcht.“ Neunzehn der seit fünf Monaten ihrem Spruch entgegenharrenden Girondisten wurden am 31. October zum Tode geführt. Die marseiller Hymne singend, bestiegen sie festen Schrittes das Blutgerüst. „Das Beilklingen ward,“ wie ein Geschichtsforscher sagt, „der Pulsschlag der französischen Revolution, und je fieberhafter das Leben in der Republik ward, je rascher schlug der Puls.“

Napoleon Bonaparte.

In einer Buchdruckerei zu Dole erschien eines Tages ein junger Artillerie-Lieutenant, ein Anhänger und Freund Robespierre's, um den Druck eines von ihm verfaßten, den äußersten Forderungen des Jacobinismus huldigenden Plakates zu bestellen. „Der junge Mann,“ erzählte X. Joly, der Besitzer der Druckerei, „war von untersetzter Statur und hatte ein zartes Aeußere; die Züge seines bleichen Antlitzes waren von der größten Regelmäßigkeit und verliehen ihm für den ersten Augenblick einen Anflug von sanfter Melancholie, die ihn ungemein anziehend machte. Aber dieser Ausdruck seines Gesichts verschwand nach und nach, wenn er von der Lebhaftigkeit der Unterhaltung fortgerissen ward und aus seinen Augen die ganze Festigkeit und Stärke seines Characters leuchtete.“ Dieser junge Artillerie-Lieutenant, der Anfertiger eines wüthenden Ausfalls des Jacobinis-

mus, war Napoleon Bonaparte. Napoleon wurde 1769 zu Ajaccio auf der nicht lange zuvor an Frankreich gekommenen Insel Corsica geboren. Die Einwohnerschaft der Insel wird als roh, tapfer, rachsüchtig geschildert. Eine ältere Schrift (Fragmenta historicorum) urtheilt — vielleicht etwas zu streng —: „Des Corsen erstes Gesetz ist, sich zu rächen, das zweite, vom Raube zu leben, das dritte, zu lügen, das vierte, die Götter zu leugnen." In Bezug auf Napoleon empfiehlt es sich, dieser Characteristik eingedenk zu bleiben. Früh schon treten an ihm die Grundeigenschaften seines Volkes zu Tage. Ein kriegerischer Geist lebte in seiner Familie. In den Freiheitskämpfen der Inselbewohner hatte seine Mutter Lätitia öfter ihren Gatten zu Pferde begleitet. Seine erste militärische Erziehung erhielt der junge Napoleon auf der von Benedictinermönchen geleiteten Militärschule zu Brienne. Er galt als sehr begabt, dabei zugleich für verschlagen, listig, berechnend. Selbstsüchtig, kalt gegen seine Mitschüler, wußte er Haß- und Rachegefühle bis zu gelegener Zeit zu verschließen. „Eines Tages," erzählte er später, „gab man mir Plutarch. Ich verschlang ihn, und seitdem war er meine tägliche Nahrung. Ich schöpfte daraus das mächtige Verlangen, daß auch mein Leben einst beschrieben werden möchte. Hieraus entwickelten sich meine ersten ehrgeizigen Gedanken; ich begriff zu gleicher Zeit, daß es, um sie zu verwirklichen, vor Allem der angestrengtesten Thätigkeit bedürfe; daß das Glück nur selten den Menschen aufsucht, daß es vielmehr diesem obliegt, ihm nachzujagen. — Alexander, Hannibal, Cäsar waren meine Lieblinge. Namentlich der Zweite schien mir um so mehr Bewunderung zu verdienen, als er sein eigener Schöpfer war." Tacitus war ihm verhaßt. Diesen großen Geschichtsschreiber, einen der edelsten Männer seines Volkes, nannte er einen — Verleumder Nero's. In der jungen Brust war Abscheu vor einem Nero nicht entstanden! — Vierzehn Jahr alt, kam Napoleon auf die Kriegsschule zu Paris. Nach einiger Zeit gab einer der Lehrer folgendes Urtheil über ihn ab: „Ein Corse von Geburt und Character; er wird es weit bringen, wenn die Umstände ihm günstig sind." In seinem siebenzehnten Jahre ward er Artillerielieutenant. Nicht lange darauf brach die französische Revolution aus. „Wäre ich damals vor der Hinrichtung Ludwig's XVI.," sagte er später, „General gewesen, so hätte ich dem Könige angehangen, als Lieutenant mußte ich die Partei des Volkes ergreifen." Berechnung lag allen seinen Handlungen zu Grunde, ein aus dem Gewissen herausgehender Impuls war für ihn nicht vorhanden. Im Jahre 1792 ist er schon

Artilleriehauptmann im Conventsheere. Ihm vorzüglich war es zu verdanken, daß die Engländer aus Toulon vertrieben wurden. Zwei Mal war eine Batterie von den Engländern gänzlich zerschossen worden. Sie wird zum dritten Male neu eingerichtet. Um die Kanoniere aufzumuntern, legt Napoleon selbst Hand an. Da zumeist seinem Geschick und seinem Muthe die Eroberung Toulons zu verdanken ist, erfolgt — in seinem vierundzwanzigsten Jahre — seine Ernennung zum Brigadegeneral. „Du bist wie Einer aus dem Plutarch," hatte Paoli, der Freiheitsheld von Corsica, zu ihm gesagt; „du wirst es weit bringen!" — Von da ab begann der General Napoleon in Betracht zu ziehen, was er zu thun und zu lassen habe, um die Bewegung, von der das Land ergriffen war, zu seinem persönlichen Vortheil auszubeuten.

Höhepunkt der Schreckensherrschaft. Robespierre's Fall.

Erneuerung, Verjüngung auf dem heiligen Boden christlicher Erkenntniß! — Das war der Ruf des Protestantismus. Das geläuterte Innere führt zu geläuterten äußeren Zuständen, die sich naturgemäß gestalten und wiederum schöpferische Lebenskraft erzeugen. Die Volksseele soll ein Tempel Gottes werden; in diesem Tempel soll Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit wohnen. Diese Wahrheitserkenntniß hatte der ungetreue Miethling — die verweltlichte Kirche — in dem französischen Volke zu Grunde gehen lassen. Mit „Künsten" wurde regiert, mit gegenseitig geübtem Lug und Trug, bis Frankreich einem großen, von einem Wasserflor bedeckten Sumpfe glich. „Es lächelt der See!" Wohl, bei stiller Luft lächelt er; aber wehe, wenn Stürme kommen und das bewegliche Element den Sumpfboden aufwühlt! Qualvoll muß dann verderben, was da lebt in diesem Sumpf-See! Wie sie rollen, die Wogenberge voll Schmutz und Blut! Und Schmutz und Blut prallen immer wieder zurück von den Ufern. So war es mit dem französischen Volke gekommen. Die Zustände der bourbonischen Zeit waren mehr als reif geworden zum Fall. Der Glaube, daß das unter der Bourbonen-Herrschaft gepflegte politische, sociale und kirchliche System dem französischen Volke zum Heile gereichen könne, hatte sich als ein Wahn erwiesen; nun aber war ein neuer Wahn zur Herrschaft gelangt, der: die Vernichtung der zeitweiligen Träger jenes Systems und die Proclamirung eines Gegensystems sei genügend, nicht etwa nur erträgliche, nein, paradiesische

Zustände zu schaffen. Wenn jetzt ein Ludwig XIV. aus dem Grabe auferstanden wäre, so hätte er reichlich Anlaß gehabt, den gegenwärtigen Gewalthabern sagen zu können: In Bezug auf die Methode, die Ihr anwendet, um Euch in der Herrschaft zu erhalten, erweist Ihr Euch als Fleisch von meinem Fleisch und Bein von meinem Bein! Ihr wendet Mittel der Gewalt und des Truges an, ohne danach zu fragen, welche unheilbaren Schädigungen ihr der Volksseele dadurch zufügt! Auch Euch kommt es darauf an, Euer System äußerlich verkörpert zu sehen durch Mittel des Zwanges. Wahrlich, Ihr überbietet mich noch in Werken der Tyrannei! —

Der Convent ersann neue Mittel, das alte System in Sitten und Einrichtungen zu beseitigen. Die Symbole des Königthums waren verbrannt, das geschichtliche Frankreich durch die neue Eintheilung verwischt worden. Ziehen wir eine neue Kluft zwischen dem Heut und Ehemals, hieß es, dadurch, daß wir eine andre Zeitrechnung einführen! Schaffen wir einen neuen Kalender, zumal der bis heut geltende ein — christlicher Kalender ist! — Also geschah es. „Der neue republikanische Kalender veränderte die Namen der Monate und Tage, setzte die Dekade an die Stelle der Woche, so daß der zehnte Tag, statt des siebenten, Ruhetag, und das Jahr in zwölf gleiche Monate von 30 Tagen, mit 5 Ergänzungstagen, eingetheilt wurde, an welchen das Fest des Genies, der Arbeit, der schönen Handlungen, der Belehrung und der Meinung, am eigentlichen Schalttage aber der Revolutionstag noch besonders gefeiert werden sollte. Die vierjährige Periode von einem Schaltjahre zum andern hieß Franciade, und die Zeitrechnung begann am 22. September 1792 als Gründungstag der Republik." An dem Feste zu Ehren dieses Tages sollte der Schwur erneut werden, „für die Freiheit zu leben und zu sterben." Welch ein Spott, als am 22. September 1793 Tausende und aber Tausende diesen Schwur brüllten! Sich die Freiheit nehmen zu wollen, von den öffentlichen Festen wegzubleiben, hätte unter das Beil bringen können. Die Namen der Jahreszeiten waren von den Erscheinungen und Erzeugnissen derselben entnommen; für den Herbst: Vendemiaire, Brumaire, Frimaire; für den Winter: Nivose, Ventose, Pluviose; für den Frühling: Germinal, Floréal, Prairial; für den Sommer: Messidor, Thermidor, Fructidor. Aber die christliche Religion war ja noch da. Hinaus mit dem Wust! hieß es. Die Pfaffen der Kirche hatten es dahin gebracht, daß man von dem Golde der Christuslehre keine Ahnung hatte; die „Pfaffen der Vernunft" überboten nun Jene fast an Blindheit, Herrschsucht und Fanatismus. Chaumette gab der

Geistlichkeit zu verstehen, man erwarte, daß sie in dieser Sache dem Volke „mit gutem Beispiele vorangehen würde!“ — Es geschah! Der greise Erzbischof Göbel von Paris erschien an der Spitze seiner Domherren im Convent, schleuderte die Zeichen seiner priesterlichen Würde, Bischofsmütze, Stab und Ring, von sich, bedeckte darauf sein Haupt mit der rothen Jacobinermütze und erklärte, er habe das „Märchen vom Christenthum“ gepredigt, weil das Volk es verlangt habe, nunmehr aber, da das Volk das Christenthum nicht mehr wolle, wolle auch er es nicht mehr, und es gebe für ihn fürderhin nur eine Religion: die der Freiheit und Gleichheit! — Er ward vom Convent mit Beifall überschüttet, der Präsident gab ihm den Bruderkuß. Nun entstand ein wahrer Wetteifer unter den Geistlichen, zu verleugnen, was sie bisher gelehrt, um dafür Beifall zu ernten. Um so übler erging es den wahrhaftigen Priestern. Vielfach ward dem Convent von Gemeinden angezeigt, man wolle mit den schwarzen Bestien, Pfarrer genannt, nichts mehr zu thun haben, worauf dann stets anerkennende Antwortschreiben erfolgten. Ein Geschichtsforscher erzählt: „Nun folgte die Plünderung der Kirchen, die durch die Theilnahme der Geistlichen beschleunigt ward. Weder Altäre noch Gräber blieben verschont; ganze Frachtwagen mit Kirchenschmuck, Geräthen, Glocken und Gewändern beladen kamen in Paris an. Aus dem in den Kirchen vorgefundenen Leinenzeug verfertigte man Hemden für die Armen, aus den Meßgewändern machte sich der Pöbel Pumphosen, die Meßbücher verwandte man zu Patronenpapier, in den ausgeleerten Kirchen zündete man große Feuer an und verbrannte unter Hohn und Spott das Holzwerk und die Reliquien; aus den bleiernen Särgen wurden Kugeln gegossen. Man schmückte Esel mit Meßgewändern und Bischofsmützen, betrank sich aus den Abendmahlskelchen in Branntwein und trug in den Hostiengefäßen Heringe dazu auf. Ein Haufe, von dem in dieser Weise Kirchenschändung betrieben worden war, zog, Esel neben sich treibend, die mit Kirchengut beladen waren, nach dem Convent. Trunkene hielten Reden vor den Vertretern der Nation. Es ward um die Erlaubniß gebeten, vor dem hohen Rathe Frankreichs eine Carmagnole tanzen zu dürfen. Die Erlaubniß ward nicht nur gewährt, sondern einige der Abgeordneten stiegen sogar von ihren Sitzen herab, mischten sich unter das Volk und tanzten mit den gemeinen Weibern und elenden Trunkenbolden, die in Meßgewändern staken, selbst die Carmagnole.“ An einem andern Tage wurde eine leichtfertige Opernsängerin in weißem Kleide und himmelblauem Mantel, die rothe, mit Eichenlaub bekränzte Jacobinermütze auf dem

Haupte und eine Pike in der Hand, auf einem Sessel in den Convent getragen. Wieder wurden Reden gewechselt. Der Präsident erklärte die Vernunft für die einzige der Anbetung würdige Gottheit, die Opernsängerin als das edelste und reinste Bild derselben, und er gab zum Schluß der „verkörperten Vernunft" den Bruderkuß. Eine andre leichtfertige Schöne ward in die Kirche Notre Dame geleitet, auf den Hauptaltar gesetzt, der Altar umtanzt und Notre Dame als Tempel der Göttin der Vernunft eingeweiht.

„Nichts Heiliges ist mehr, es lösen
Sich alle Bande frommer Scheu;
Der Gute räumt den Platz dem Bösen,
Und alle Laster walten frei."

Das war eine der Kundgebungen, die jene Vorgänge in edlen Gemüthern hervorriefen. „Die Aristokraten," sagte Herder, „sind harte Tyrannen, aber das gebietende Volk ist ein Leviathan." Wenn je, so ward damals dies Wort in Frankreich zur schrecklichen Wahrheit. Verbrechen, die mit der Politik nichts gemein hatten, wurden gar nicht mehr bestraft. Die Henker hatten überdies übergroße Arbeit. Zu Meudon wurde eine Gerberei von Menschenhäuten errichtet, aus den zubereiteten Häuten wurden Reithandschuhe und Beinkleider angefertigt.

War es denn zu erwarten, daß der vielköpfige Tyrann, Convent genannt, Bestand gewann? Er war gleichsam eine Verkörperung der Linken der gesetzgebenden Versammlung, aus der mit Hülfe des Pöbels die übrigen Abgeordneten, die das Centrum und die Rechte gebildet hatten, ausgetilgt worden waren, und siehe, auch im Convent bildete sich jetzt wieder eine äußerste Linke, ein Convent im Convente, und damit zog der Zerstörungskampf auch in den Convent hinein. Die Linke des Convents ward geführt von Herbert; ihm stand gegenüber Danton, der die Rechte, und Robespierre, der die Linke führte. Wer hätte es früher für möglich gehalten, daß Männer wie Danton und Robespierre einmal eine Linke gegen sich haben würden! — Robespierre beschloß, mit Hülfe Danton's die Linke zu stürzen. Der Bewegung sollte Halt geboten, der Glaube an das höchste Wesen und an Unsterblichkeit sollte festgehalten werden. Mäßigend, gegenüber der Partei der Herbertisten (der jetzigen Linken, von Robespierre die Partei der Rasenden genannt), wirkte gleichzeitig auch Camille Desmoulins, der in seiner Zeitschrift die dermaligen Zustände Frankreichs als den Zuständen Roms unter Nero gleichend darstellte. Der einst mächtige Danton war jetzt selbst wie vom Schrecken gelähmt. Er, der Schöpfer

der Revolutionstribunale, sah sie in einem Maße „arbeiten," wie er es nicht gewollt hatte, und da er sich unvermögend fühlte, das rollende Rad aufzuhalten, begab er sich nach seiner Vaterstadt Arcis sur Aube. Camille Desmoulins, wegen seiner die Mäßigung empfehlenden Wirksamkeit aus dem Jacobinerclub ausgestoßen, beschwor ihn, nach Paris zurückzukehren. Danton kam, wissend, daß er seinem Untergange entgegen gehe. Vorher erfolgte der Sturz Herbert's und seiner Anhänger, die einen mißlungenen Aufstand gegen Robespierre veranstaltet hatten. Sie, dem Volke als vom Auslande Bestochene dargestellt, wurden hingerichtet. Im Convent erklärte Danton: er habe das Schreckenssystem geschaffen, um die Republik zu retten, nicht um Unschuldige abzuschlachten. Mit diesem Angriff auf die Männer der Linken und der Mitte war sein Verderben besiegelt. Freunden, die ihm riethen, zu fliehen, entgegnete er: „Ich trage mein Vaterland nicht an meiner Schuhsohle." Seine Verhaftung und zugleich die Desmoulin's und andrer Gesinnungsgenossen erfolgte. Im Kerker äußerte Danton: „Es ist nun ein Jahr her, daß ich das Revolutionstribunal geschaffen habe. Ich bitte Gott und die Menschheit deshalb um Verzeihung, aber hätte ich es nicht gethan, so hätte mich Brissot (ein Girondist) guillotinirt, wie mich jetzt Robespierre guillotiniren wird. Alle sind Kains, und der Zustand Frankreichs bleibt ein unermeßlicher Schlamm. Auch Robespierre wird noch fallen; ich zieh ihn nach mir, ohne daß er es ahnt. Wer doch ein armer, unbedeutender Mensch wäre! Ein solcher ist glücklicher, als wer mit Frankreichs Gemeinwesen zu thun hat!" — Machtvoll war seine Vertheidigung vor dem Tribunal, welches zum ersten Male, da eine Bewegung unter den Zuhörern zu Gunsten des Angeklagten sich kund gab, in Verwirrung gerieth. Das Verfahren ward vertagt und darauf vom Convent decretirt: es seien Danton und die übrigen Angeklagten, da aus ihrer Haltung ersichtlich sei, daß sie einen Aufstand hervorzurufen beabsichtigten, sofort hinzurichten. — So führten nun auch die Karren Danton, Camille Desmoulins und deren bedeutendste Gesinnungsgenossen auf das Blutgerüst. Auf dem Wege sagte Danton: „Das also ist der Lohn für den ersten Apostel der Freiheit!" — Keiner der Verurtheilten zeigte das geringste Zeichen von Furcht. Nur am Fuße des Schaffots erhob Danton den Wehruf: „O mein liebes Weib, ich soll dich nicht mehr sehen!" Schnell sich wieder ermannend, stieg er festen Schrittes die Treppe hinauf. Einer seiner Freunde wollte ihn zum Abschiede umarmen, wurde aber vom Henker daran verhindert, worauf Danton lächelnd auf den an der Guillotine

angebrachten und zur Aufnahme der Köpfe bestimmten Sack zeigte und sagte: „Dort werden sich unsere Köpfe doch finden!“ „Zeige meinen Kopf dem Volke, er ist es werth!“ sagte Danton zum Scharfrichter, worauf er seinen Hals dem Fallbeil darbot. Wenige Tage darnach wurde auch seine Gattin hingerichtet.

Robespierre war jetzt der Sache nach Dictator Frankreichs, man begann ihn zu rühmen als den tugendhaftesten, uneigennützigsten Menschen, den die Nation aufzuweisen habe. Daß sein Sittenleben rein und lauter war, mußten seine heftigsten politischen Feinde anerkennen. Die nächst ihm mächtigsten Conventsmitglieder waren Couthon und St. Just. Sie haßten den Dictator, beugten sich aber vor ihm. Robespierre beschloß nun, den von dem Pöbel betriebenen Vernunftcultus zu stürzen und die Anbetung des höchsten Wesens einzuführen. Auf seinen Antrag decretirte der Convent: „Das Dasein des höchsten Wesens und die Unsterblichkeit der Seele ist eine Wahrheit.“ Ein neues Fest! Am 20. Prairial (8. Juni) 1794 bewegte sich ein feierlicher Zug, eröffnet von den Volksvertretern, denen in glänzendem Schmuck, Blumen und Aehren in den Händen tragend, Robespierre voranschritt, nach dem Tuileriengarten, jetzt Nationalgarten genannt, in welchem sich drei von dem Maler David aufgestellte Doppelfiguren befanden, die nach der äußeren Umhüllung in abschreckenden Formen die Zwietracht, die Gottlosigkeit und die Selbstsucht symbolisirten. Die meisten Zuschauer ahnten nicht, daß sie in den Schreckensgestalten nur die Hüllen edler Gestalten vor sich hatten, und daß die Hüllen aus leicht verbrennbarem und mit Oel getränktem Stoff gefertigt waren. Nachdem Robespierre die Verderber menschlichen Glückes, deren Bilder man vor sich sähe, in ihren Wirkungen gekennzeichnet hatte, ergriff er eine Fackel, senkte sie gegen eine der Statuen, und sofort standen die Bildsäulen in Flammen. Aber im Nu auch waren die Flammen erloschen, und drei herrliche Statuen, die Weisheit, die Wahrheit und die Gerechtigkeit darstellend, zeigten sich der erstaunten Menge, die in einen Jubelruf ausbrach. Und nun die Rede des sich als Oberpriester geberdenden Robespierre! Die Herzen athmeten auf, hoffend, das Reich des Friedens und der Versöhnung werde nun beginnen. Aber die Rede enthielt eine Ueberraschung entgegengesetzter Art wie die gewesen war, die von den enthüllten Bildsäulen hervorgerufen worden war. Die tönenden Friedensworte bargen als Kern den Schluß: „Volk der Franken! überlassen wir uns heut der reinsten Freude! Morgen werden wir auf's Neue die Laster und die Tyrannen bekämpfen!“ — Also

geschah es. Den Blutgerichten ward ein abgekürztes Verfahren befohlen. Keine langen Untersuchungen! Massenweise Vorführungen und Verurtheilungen gänzlich nach bestem Dafürhalten! — In den nächsten zwei Monaten wurden in Paris täglich bis 50 Menschen hingerichtet. Das war die Höhezeit der Macht Robespierre's. Mitglieder des Convents, die es vernommen hatten, daß Robespierre beschlossen habe, den Convent zu „reinigen," verschworen sich gegen ihn. Am 2. Thermidor (27. Juli) ward er im Convent auf's Heftigste von Billaud und Tallien angegriffen. Alle Anstrengungen, zum Worte zu kommen, um sich zu vertheidigen, waren vergebens. „Nieder mit dem Tyrannen!" scholl ihm bei jedem neuen Versuch entgegen. Wie außer sich rannte er gegen den Stuhl des Präsidenten, rufend: „Präsident der Meuchelmörder, zum letzten Male verlange ich das Wort!" Die Scene währte fast schon eine Stunde; auch jetzt vermochte die Glocke des Präsidenten den Tumult nicht zu stillen. Keuchend, Todesblässe auf dem Angesicht, war Robespierre auf eine Bank niedergesunken. Stürmisch wird seine Verhaftung verlangt. Bei der Abstimmung sind nur sechs Abgeordnete dagegen. Ein Freudenruf: „Es lebe die Republik!" erschallt durch den Saal. Robespierre richtet sich auf — Alles lauscht. „Die Republik?" sagt er. „Sie hat aufgehört — die Straßenräuber triumphiren!" Er wird in den Kerker geführt, und das von ihm gegen Andere erlassene Blutgesetz giebt die leichte Handhabe ab, ihn ohne zeitraubendes Verfahren zum Tode zu verurtheilen. Mit ihm zugleich wurde auch der Commandant der Nationalgarde Henriot verhaftet. Von Anhängern befreit, suchten Beide Schutz auf dem Rathhause, doch bemächtigten ihre Feinde sich ihrer dort auf's Neue. Der Blutmensch Henriot hatte sich in eine Cloake verkrochen, aus der er mittelst eines Hakens hervorgezogen ward. Robespierre suchte sich durch einen Pistolenschuß zu tödten, zerschmetterte sich aber nur die Kinnlade. Auch der Schuster Simon ward ergriffen. Diesem rohen Trunkenbolde war der junge Sohn des hingerichteten Königs Ludwig von Robespierre ins Haus gegeben worden. Das liebenswürdige und hoffnungsvolle Kind war der empörendsten Behandlung in leiblicher und geistiger Hinsicht ausgesetzt. Als Simon den Knaben in einer Nacht beten hörte, goß er ihm eiskaltes Wasser über den Leib; darnach zwang er den Weinenden durch die härtesten Mißhandlungen, in der Winternacht in dem naßkalten Bette zu bleiben. Der Knabe mußte Zotenlieder singen und Branntwein trinken; Gehorsam erzwang der eisenbeschlagene Schuh des „Erziehers." Verrieth das unglückliche Kind, daß es

seiner Eltern gedenke, oder gingen schlechte Nachrichten irgend welcher Art vom Kriegsschauplatze ein, so verfiel es den grausamsten Mißhandlungen. Der Schuster Simon hatte es begriffen, daß es gelte, den Dauphin Frankreichs „zu Tode zu pflegen." Um die Zeit, in der Simon mit Robespierre zugleich verhaftet ward, war dem Dauphin bereits der Todeskeim unausrottbar in die Brust gepflanzt, der ein Jahr später sein Hinscheiden bewirkte. — Die neue Verhaftung Robespierre's war zur Nachtzeit erfolgt. Man hatte ihm einen nothdürftigen Verband angelegt und ihn auf einer Bahre in den Saal gebracht, in welchem der Wohlfahrtsausschuß tagte. Dort lag er bis zum Vormittage, von Schmerzen und Fieberschauern gequält, auf einer Tafel, von der das Blut heruntertropfte. Nun lernte er an sich die Erbarmungslosigkeit kennen, die er gegen Andere geübt hatte. Der Pöbel umstand ihn, höhnend, lachend, ihm fluchend. Gegen Mittag wurde er mit zwanzig andern Verurtheilten, unter ihnen Henriot, St. Just, Couthon, auf Karren nach dem Blutgerüst geführt. Als der Scharfrichter ihm seinen Verband abriß, stieß er einen furchtbaren Schmerzensschrei aus, den einzigen Laut, der von ihm seit seiner Verurtheilung gehört worden war. Am folgenden Tage (29. Juli) wurden noch 72 Jacobiner hingerichtet. „In diesem schrecklichen Blutbade endete die Herrschaft des Schreckens."

Die letzten Zeiten des Convents.

Weil im Monat Thermidor der Sturz Robespierre's gelungen war, nannte man seine siegreichen Gegner Thermidorianer. Ihr Sieg wurde im ganzen Lande freudig begrüßt, da nun die Hoffnung auflebte, auf dem Wege des Blutvergießens werde endlich Halt gemacht werden. Diese Hoffnung, genährt durch entsprechende Handlungen der Thermidorianer, bewirkte, daß Viele aus ihren Verstecken wieder hervorkamen, daß es einem Deputirten (Fréron) gelang, einige Tausend junger Leute aus den gebildeten Ständen zu einem Corps zu vereinen und sich mit demselben den Thermidorianern zur Verfügung zu stellen. Die Gegner nannten das Corps spottweise „Goldjugend." Doch der Spott verging ihnen, als die Goldjugend den Club der Jacobiner sprengte, der darauf gänzlich geschlossen wurde. Die 73 Abgeordnete, die gegen die Verhaftung der Girondisten protestirt hatten, wurden wieder einberufen, die Gefängnisse geöffnet, Processe niedergeschlagen, Blutmenschen, wie Carrier, Lebon und Andere, ver-

haftet und hingerichtet, Marat's Bildsäule umgestürzt und seine und seiner Gesinnungsgenossen Leichen in Abzugskanäle geworfen. Es kam noch zu einigen Aufständen gegen den Convent, in den jetzt auch noch diejenigen geächteten Girondisten wieder eingetreten waren, die sich in der Zeit der Verfolgung verborgen gehalten hatten. Die Aufstände wurden jedesmal durch die Goldjugend mit Hülfe der Bürger niedergeschlagen. Inzwischen waren auch viele Royalisten wieder nach Frankreich zurückgekehrt, deren Verhalten derartig war, daß man mit Recht auf sie das Wort anwenden konnte: „Sie haben nichts gelernt und nichts vergessen." Statt sich den zur Herrschaft gelangten gemäßigten Elementen anzuschließen, die durch schwere Mühen Herr der Anarchie geworden waren, machten sie, die von draußen her dem Vaterlande wahrlich Schaden genug zugefügt hatten, sofort Anstrengungen, wieder in den Besitz der Gewalt zu gelangen. Der Convent hatte eine neue Constitution entworfen, die aus dem Rath der Alten (250 an der Zahl) und dem Rath der Fünfhundert bestehen sollte. Die vollziehende Gewalt sollte von einem aus fünf Personen bestehenden Directorium ausgeübt werden. Das Auftreten der Royalisten gab aber zu großen Besorgnissen Anlaß. Sie hatten bereits hier und dort in den Provinzen Racheacte ausgeübt, und es war von ihnen dabei ein Unterschied zwischen Jacobinern und Gemäßigten nicht gemacht worden. Es konnte gar kein Zweifel darüber herrschen, daß, wenn es ihnen gelänge, die Mehrheit in den beiden Kammern und im Directorium zu gewinnen, sofort der Versuch gemacht werden würde, den ältesten Bruder des Königs auf den Thron zu berufen und eine blutige Verfolgung aller Freisinnigen einzuleiten. Um diese Gefahr zu beseitigen, ward bestimmt, daß der gesetzgebende Körper zu zwei Dritttheilen aus Conventsmitgliedern bestehen müsse. Den Royalisten, die durch diese Bestimmung ihre Pläne gekreuzt sahen, gelang es, die pariser Bürger aufzureizen, gemeinsam mit ihnen einen Aufstand gegen den Convent auszuführen. Der Convent nahm den Schutz der Armee für sich in Anspruch. Linientruppen rückten in die Stadt, an deren Spitze der General Barras stand. Um diese Zeit befand sich Napoleon Bonaparte in Paris. Da er zu Nizza als Vertreter des Schreckenssystems der Revolution gewüthet hatte, hatte Robespierre's Fall auch den seinen nach sich gezogen, er war eine Zeit lang gefangen gehalten gewesen und dann aus der Armee entlassen worden. In Paris ohne Anstellung lebend, gerieth er in Armuth, mußte oft die Hülfe seines Freundes, des Schauspielers Talma, in Anspruch nehmen und hatte dem Sultan und auch den

Holländern seine Dienste angeboten. Der General Barras, der von den ausgezeichneten Verdiensten, die Bonaparte sich im Felde, namentlich im Kampfe gegen die Engländer vor Toulon (S. 302) erworben, vernommen hatte, bewirkte es, daß ihm die zweite Befehlshaberstelle übertragen und er beauftragt wurde, den Convent gegen die Aufständischen zu schützen. Wenige Stunden genügten, die Tuilerien in eine uneinnehmbare Festung zu verwandeln und die Aufständischen nicht nur blutig zurückzuweisen, sondern sie auch völlig auf's Haupt zu schlagen. Dies zog mehr noch, als seine bisher schon bewiesene kriegerische Tüchtigkeit, die Aufmerksamkeit auf ihn. Es ward ihm vom Directorium der Oberbefehl über die 43,000 Mann starke italienische Armee, die gegen Oesterreich focht, anvertraut und ihm dadurch eine Heldenlaufbahn eröffnet, die ihn zur höchsten Stufe des Kriegsruhmes emporführen sollte. Ehe er zur Armee ging, vermählte er sich mit Josephine Tascher de la Pagerie, der reichen Wittwe des guillotinirten Generals Beauharnais.

Die ersten Kämpfe der Republik gegen das Ausland.

Nunmehr haben wir zunächst den Fortgang der Kämpfe Frankreichs gegen die äußeren Feinde in's Auge zu fassen und bezüglich der Zeit Einiges nachzuholen. Es wurde oben erzählt, daß nach der Hinrichtung Ludwig's sich England an die Spitze einer großen Coalition gegen Frankreich gestellt hatte, an der außer Oesterreich und Preußen auch das deutsche Reich, Holland, Spanien, Neapel und Portugal Theil nahmen. Nun wandte sich der Convent in einer feurigen Ansprache an das lebhafte Nationalgefühl der Franzosen, darauf verweisend, daß von den Fürsten beabsichtigt werde, Frankreich zu theilen, wie Polen getheilt worden sei. In dem „allgemeinen Aufgebot (levée en masse) aller waffenfähigen Mannschaft" heißt es: „Die jungen Männer werden fechten, die Verheiratheten Waffen schmieden, Gepäck und Geschütz fortschaffen, Lebensmittel bereiten. Die Frauen werden an der Kleidung der Soldaten arbeiten, Zelte machen, und ihre Sorgfalt auf die Verwundeten wenden; die Kinder werden aus altem Leinen Charpie bereiten, und die Greise werden, wie sie es bei den Völkern des Alterthums thaten, sich auf die öffentlichen Plätze tragen lassen, um da den Muth der Krieger zu entflammen, Haß des Königthums, Einheit der Republik zu predigen. Die Nationalgebäude werden in Kasernen, die öffentlichen Plätze in

Werkstätten verwandelt; der Boden, der Keller werden zur Bereitung des Salpeters dienen — alle Reitpferde werden für die Reiterei, alle Zugpferde für die Artillerie genommen; die Jagdflinten, Luxusgewehre, Säbel, Degen und Piken werden für den innern Dienst zureichen. Die Republik ist nur noch eine große belagerte Stadt, so muß denn Frankreich nur noch ein großes Lager sein." Dieser Aufruf war eine Kundgebung echter Vaterlandsliebe, die auch die gleiche Empfindung in reichem Maße erweckte. In Bezug auf die Haltung, die damit die Franzosen den äußeren Feinden gegenüber annahmen, darf der Hinblick auf ihre vielen unholden Eigenschaften nicht verleiten, ihnen gebührende Anerkennung zu versagen. Ihre Verfassungskämpfe waren innere Angelegenheiten, in die andre Staaten von Rechtswegen sich nicht zu mischen hatten. Die Hinrichtung Ludwig's, ist gesagt worden, sei ein die ganze civilisirte Welt beleidigendes Attentat gewesen, und dafür hätte Sühne gesucht werden müssen. Also Krieg um eines Menschen willen. — Und wie hatte man doch früherhin still zugeschaut bei so vielen überschweren Sünden der Bourbonen gegen Tausende und aber Tausende! Es sei nur an die Hugenotten erinnert. Außerdem ist zu sagen: Begann man nicht schon den Krieg, als Ludwig noch lebte? Wer anders, als auswärtige Höfe reizte das unglückliche Königspaar, heimlich Verbindungen zu unterhalten, die den Zweck hatten, die von Ludwig drei Mal beschworene Verfassung wieder umzustoßen und alte unerträgliche Zustände wieder zur Geltung zu bringen? Die Zusage der Hülfe, die die Fürsten dem Königspaare zugehen ließen, diente gerade zu dessen Verderben, wie auch dazu, die Emigranten in ihren verrotteten Vorurtheilen zu erhalten und zu bestärken, und wurde so Mitanlaß, das Schreckensregiment heraufzubeschwören. Der fanatische Haß steigerte sich in Frankreich zu einer so unerhörten Höhe, weil man in dem politischen Gegner nicht nur den unversöhnlichen Todfeind, sondern zugleich einen Feind des Vaterlandes sah. An dem Unheil jener Zeit tragen demnach die Höfe, von denen der Krieg gegen Frankreich beschlossen worden war, ihr gut Theil. Die Verbindung gegen Frankreich war eine gewaltige, die Gefahr für dasselbe daher eine große und nicht blos für Frankreich. Es ist wohl zu erwägen, welche Folgen in Aussicht standen, falls es beim ersten Anlauf den auswärtigen Mächten gelungen wäre, den Bourbonenthron in Frankreich wieder aufzurichten! Das hätte geheißen, die unseligen Zustände des Feudalwesens für Frankreich und für Europa zu befestigen. Auch von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, hat die Menschheit den Franzosen, die sich

gegen den äußeren Feind erhoben, Anerkennung zu zollen. Sie wurden dahin gedrängt, einen Vertheidigungskrieg zu führen. Dies geschah von ihrer Seite in bewundrungswürdiger Weise. Bis dahin geht ihr Recht, wie in Bezug auf ihr Verfassungsleben ihr sittliches Recht bis dahin ging, sich von unerträglichen staatlichen Zuständen zu befreien. Aber — und das ward der Quell neuen schweren Unheils für sie und für die Welt — sie hielten in Bezug auf Beides die Linie nicht inne, die das sittliche Recht bezeichnete. In dem Kampf im Innern hatten sie — schon zu Lebzeiten Mirabeau's — Stationen erreicht, die, wären sie als Ziele der Bewegung anerkannt worden, ihnen segensreiche, Thron und Land beglückende Zustände geboten hätten. Dies geschah nicht, das Maß ward überschritten, und wenn gleich, wie oben angedeutet wurde, auch starker Anreiz von außen zu steigender Aufregung kam, so waren die zehnfach stärkeren Impulse zu den folgenden Ausartungen doch in dem eigenthümlichen französischen Wesen vorhanden. Die Franzosen waren in Sitten und Anschauungen verkommen, sie waren mit einem Worte zu verderbt für die Freiheit, die sie sich erworben hatten mehr damit, daß sie den Vorgang der Amerikaner sich zum Beispiel und den Haß gegen Bevorrechtete sich zum Ansporn dienen ließen, als daß sie mit reiner Glut der Seele freiheitliche Zustände sich erwünscht hätten, um für die Begründung eines höheren Geistes- und Sittenlebens Raum zu gewinnen. Das Gleiche — das Ueberschreiten der Linie des sittlichen Rechtes — wiederholte sich in der Kriegsfrage. Die Franzosen gingen aus dem patriotischen Vertheidigungskriege in den Eroberungskrieg über. Alte Gelüste tauchten nur gar zu bald wieder auf, und maßlos, wie sie auf dem Gebiete der Freiheitskämpfe im Innern ausgeschweift hatten, erwiesen sie sich in ihren kriegerischen Begehrungen nach außen. Wir werden dies weiterhin sehen. Für jetzt kehren wir zurück zu der ersten Zeit ihrer Kämpfe gegen die auswärtigen Mächte.

Mit dem Aufgebot der Masse trat ein neues Kriegssystem auf, dessen Schöpfer General Carnot war. „Alles, Gut und Leben, mußte nun dem Zwecke der Selbstvertheidigung dienen. Dadurch nahm der Gang des Krieges bald eine andere Wendung. Fanatische Schaaren wurden nun massenweise, nicht mehr in kleinen Heeresabtheilungen, dem Feinde entgegen gestellt; aus den Reihen gemeiner Krieger erstanden die größten Feldherrn des Jahrhunderts; gegen solche einheitliche Kraft konnten die alten Generale mit ihrer methodischen Kriegsweise und mit Soldaten, die um Sold, nicht für Vaterland

und Freiheit kämpften, nicht Stand halten, zumal die Kriegsunternehmungen der Verbündeten häufig durch politische Rücksichten und Wechselfälle gelähmt und durch diplomatische Künste durchkreuzt wurden." Es wirkte auch der Umstand mit, daß Vielen der Tod für das Vaterland auf dem Schlachtfelde schöner dünkte, als der unter dem Fallbeil, vor welchem ja Niemand, schuldig oder nicht schuldig, sicher war. Begeistrung trat vorerst als Ersatz ein, wo es noch an militärischer Uebung fehlte. Um diese Zeit entstand das berühmte Schlachtlied der Franzosen, die Marseillaise. „Dies Lied," sagt Lamartine, „gab Schwung, verdoppelte die Kräfte, verschleierte den Tod, goß die Trunkenheit in die Sinne und in die Seele des Volkes." Wie übel der erste Zug der Preußen in die Champagne hinein, in der am wenigsten dazu geeigneten Jahreszeit, und nicht von Oesterreich dem Versprechen gemäß unterstützt, ausgeführt wurde, ist oben (S. 288) erzählt worden. Der König von Preußen, persönlich betheiligt am Zuge, hatte es vernehmen müssen, daß hinter seinem Rücken zwischen Rußland und Oesterreich in Bezug auf die polnische Angelegenheit zum Nachtheile Preußens ein Abkommen getroffen worden war. Das war der Grund gewesen, der Preußen bestimmt hatte, den viel angefochtenen Frieden von Basel (1795) mit Frankreich abzuschließen. Dieser Frieden besagte: Frankreich behält das bisherige preußische Gebiet jenseits des Rheins, Preußen soll jedoch dafür bei dem allgemeinen Frieden anderweitig entschädigt werden.

Napoleon Bonaparte in Italien.

Zunächst nun hatte von deutscher Seite aus Oesterreich allein den Krieg gegen Frankreich zu führen. Bis zu der Zeit, in der Napoleon wieder in das Heer eintrat, waren den Oesterreichern am Rhein einige Vortheile zugefallen. Da war dem Directorium von Napoleon der Plan vorgelegt worden, Oesterreich in Italien zu bekriegen und durch die Lombardei in das Herz Oesterreichs einzubringen. Dieser Plan hatte Annahme gefunden, und der um jene Zeit 26 Jahr zählende Obergeneral Napoleon begab sich nach Italien, um jenen Plan zur Ausführung zu bringen. Er fand die 43,000 Mann starke italienische Armee in einem kläglichen Zustande; es fehlte an allem Nothwendigen, an Nahrung, wie an genügender Bekleidung. Gerade diesen Umstand benutzend, wußte der neue Obergeneral die Gebeugten schon durch seine erste Ansprache mit Muth zu erfüllen.

„Soldaten!“ lautete sein Tagesbefehl, „ihr seid bloß und halb verhungert! Die Regierung schuldet euch viel, kann euch aber nichts geben. Bewundrungswürdig ist eure Geduld, euer Muth in dieser Felsenwüste. Das bringt euch aber keinen Ruhm. Darum will ich euch jetzt in das fruchtbarste Land der Welt führen. Ihr werdet reiche Provinzen und große Städte erobern, ihr werdet Ehre, Ruhm und Reichthümer finden!“ — Das Vertrauen zu dem Führer, der mit solcher Sicherheit sprach, war da, und alsbald hatte Napoleon nach Paris von Erfolgen zu berichten. Schon vierzehn Tage nach seiner Ankunft in Italien erfocht er (am 12. April 1796 bei Montenotte) seinen ersten Sieg gegen die Oesterreicher und trennte in der Schlacht bei Mallesimo (am 14. und 15. April) dieselben gänzlich von den Sardiniern. Während die Oesterreicher es für unerläßlich erachteten, schleunigst den Eingang in die Lombardei zu besetzen, warf sich Napoleon auf die Sardinier, schlug sie (am 22. April) bei Mondivo, drang gegen Turin vor und nöthigte den König zum Abschluß eines Waffenstillstandes, dem bald darauf ein für Frankreich höchst günstiger Friede folgte. Savoyen war bereits von Frankreich als erobertes Gebiet behandelt worden. Jetzt erfolgte die förmliche Zustimmung Sardiniens dazu, außerdem trat Sardinien den Küstenstaat Nizza an Frankreich ab. Die Oesterreicher hatten inzwischen Zeit gehabt, sich hinter der Adria furchtbar zu verschanzen; ihnen galt es, den Franzosen den Eingang in die Lombardei zu wehren. Wollte Napoleon auf seiner Siegesbahn weiter schreiten, so mußte er die Brücke von Lodi nehmen. Es kam (am 10. Mai) zu einem überaus blutigen Kampfe, in welchem Napoleon persönlich sich den größten Gefahren aussetzte, seine Truppen, durch die drei kurz hinter einander erfolgten Siege gehoben und durch das Beispiel des Feldherrn angefeuert, Wunder der Tapferkeit vollbrachten. Die Brücke ward überschritten, der jenseits derselben aufgestellte Artilleriepark des Feindes erstürmt, worauf der siegreiche Einmarsch in Mailand erfolgte. Solche Erfolge in so kurzer Zeit bewirkten, daß das Vertrauen der Truppen zu ihrem Feldherrn sich zu blindem Glauben an ihn steigerte. Ihnen wurde ja reichlich zu Theil, was der Feldherr ihnen mit Siegeszuversicht zugesichert hatte: Ehre, Ruhm, Reichthümer! — Französische Art war es nie, in Bezug auf dasjenige, was als „Beute“ angesehen und behandelt zu werden pflegt, oder auch in Bezug auf Forderungen an den Bewältigten enge Grenzen zu ziehen und irgendwie Billigkeit walten zu lassen. Nun aber sahen sie in ihrem Feldherrn auch in Bezug auf diese Seite des Krieges ungewöhnliche Gaben

hervortreten, und auch darin fand er Beifall und feurige Nachfolge. Die kleinen Fürsten und die Städte sahen sich gezwungen, mit solchem Sieger unter allen Umständen Frieden zu schließen, und er legte ihnen erbarmungslos verhältnißmäßig unerhörte Kriegssteuern auf, zugleich aber preßte er ihnen auch Kunstschätze aller Art, Gemälde, Statuen und auch seltene Manuscripte ab. Und seine Truppen? Sie jauchzten dazu und machten es ähnlich. „Die Franzosen nahmen," wie später sprüchwörtlich gesagt ward, „Alles mit sich fort, nur Mühlsteine und glühendes Eisen nicht." Aber weshalb war der Kriegsmann so eifrig darauf bedacht, Kunstschätze nach Paris zu senden? O, er verfolgte jetzt schon weitgehende Zwecke! Er kannte die Franzosen und wußte, was am geeignetsten sei, sich bei ihnen beliebt zu machen. Gieb ihnen, sagte er sich, Ruhm, Ehre, Beute, bereichre namentlich Paris mit Werken des Genius, die die eitle und schaulustige Masse immer und immer wieder an den erinnern, der sie ihnen bot, und — sie fallen dir zu Füßen und beten dich an! — Nun schritt Napoleon zur Belagerung von Mantua. Oesterreichische Heere zogen zum Entsatz herbei; sie wurden Schlag für Schlag vernichtet (bei Arcola, Rivoli, La Favorita); Mantua capitulirte. Da nun der Kirchenstaat den Franzosen offen stand, bat der Papst um Frieden, erklärte, auf Avignon und Venaissin (diese Gebiete waren von den Franzosen bereits widerrechtlich in Besitz genommen worden) verzichten, Bologna, Ferrara und Romagna abtreten zu wollen. Bonaparte begehrte außer dem Gebotenen noch 30 Millionen Livres und eine Anzahl werthvoller Gemälde. Um den ihm angedrohten Einmarsch der Franzosen zu verhindern, blieb dem Papst nichts übrig, als sich der Forderung des unbarmherzigen Siegers zu beugen. Nun ward der Marsch in das Herz der österreichischen Staaten angetreten. Die Oesterreicher nahmen alle Kraft zusammen, aber auch der tapfre Erzherzog Karl, den jetzt der Kaiser zum Oberfeldherrn ernannt hatte, vermochte nichts gegen den Feind, der Ende März 1797 das nur noch neun Postmeilen von Wien entfernte Klagenfurt erreichte. Auf's Aeußerste erschreckt, schloß der Kaiser mit Bonaparte den für Oesterreich äußerst nachtheiligen Präliminar-Frieden von Loeben. (1797.) Durch diesen Frieden sollte die Lombardei und die österreichischen Niederlande an Frankreich fallen, Oesterreich dagegen durch Abtretungen aus dem Gebiete eines Staates entschädigt werden, den — welch seltsames Abkommen! — Bonaparte demnächst zu erobern sich vorgesetzt hatte. — Dieser Staat war der dem Kaiser verhaßte Freistaat Venedig. In einem geheimen Artikel stellte Oesterreich der

Republik Frankreich die Erlangung „der natürlichen Grenzen am Rhein" in Aussicht; Näheres sollte darüber in einem zu Rastatt abzuhaltenden Congreß festgesetzt werden. Diesen für Oesterreich so nachtheiligen und zugleich das deutsche Reich so arg schädigenden Präliminar-Frieden war der Kaiser eingegangen, obgleich die Lage Bonaparte's kurz vor Abschluß desselben eine durchaus ungünstige geworden war. Seine Hoffnung, eine französische Armee unter Moreau werde vom Rhein her um dieselbe Zeit in Oesterreich eindringen, hatte sich nicht erfüllt. Fast gänzlich entblößt von Kriegsvorräthen und entfernt von festen Stützpunkten, war es bei den Unterhandlungen mit den österreichischen Staatsmännern allein die Sicherheit seines Auftretens, die ihm den Vortheil verschafft hatte. Nun wandte er sich gegen Venedig. Der einst mächtige Freistaat war längst in Kraftlosigkeit zurückgesunken; eine Zahl von Geschlechtern herrschte über die ihrer Freiheiten beraubte Einwohnerschaft. Der Senat hatte den Staat für neutral erklärt, war aber in letzterer Zeit zum Zweck gemeinsamen Kampfes gegen Bonaparte mit Oesterreich in Verbindung getreten. Venedig hatte sogar einen von den Veronesen ausgeführten Ueberfall auf die zurückgebliebenen Franzosen unterstützt, bei welchem nicht einmal Kranke und Verwundete verschont worden waren. Welch einen Schrecken bereitete nun dem Staat das Bekanntwerden des Präliminar-Friedens zwischen dem Kaiser und Bonaparte! Wem hätte es noch zweifelhaft sein sollen, daß nunmehr Venedig ersehen sei, die Lasten des Krieges zu zahlen! — Zunächst gab Bonaparte die Stadt Verona und Umgegend seinen Soldaten zur Plünderung preis und ließ die Häupter des Aufstandes erschießen. Inzwischen sandte der Senat von Venedig Unterhändler an Bonaparte, durch die er sich erbot, dem Erbrechte der Aristokratie zu entsagen, die Staatsgewalt dem Bürgerthum zu übergeben und seine Söldlinge (Slavonier) zu entlassen. Bonaparte nahm das Anerbieten an, ohne darum seinen Absichten zu entsagen, die auf Beraubung des Freistaates hingingen. Ein Aufstand der slavonischen Söldlinge gab ihm Anlaß, in Venedig einzurücken. Das war das Ende des Freistaates. Die Kunstschätze, die von Barbarenhänden unangetastet gelassen worden waren — er nahm sie, unter ihnen zwanzig der herrlichsten Gemälde. Außerdem mußte ihm die Republik 3 Linienschiffe und 2 Fregatten herausgeben, und er legte ihr die Zahlung von 6 Millionen Livres auf. Wer den Franzosen Beute verschafft, möge es geschehen, auf welchem Wege es wolle, der ist des Beifalls aller Parteien gewiß; die demokratische Partei insbesondere

befriedigte Bonaparte dadurch, daß er die in Venedig eingesetzte provisorische Regierung zwang, das Gebäude der Staatsinquisition niederzureißen und unter einem aufgerichteten Freiheitsbaume das sogenannte goldene Buch, welches die Namen der bis dahin herrschenden Adelsgeschlechter enthielt, zu verbrennen. Damit begann er, sich den Anschein zu geben, daß er, während er doch in Wahrheit als ein Räuber schlimmster Art in Venedig hauste, französische Heere in der Absicht in andere Länder führe, die erhabenen Grundsätze der Freiheit und Civilisation zu verbreiten! Ein „allerchristlichstes" Königthum hatten die Franzosen schon gehabt, unter welchem das Christenthum dem Scheine nach gefördert, dem Wesen nach, wie wir aus den Scenen, an denen selbst Geistliche sich betheiligten, gesehen haben, zu Grunde gegangen war. Eine neue Täuschung stand ihnen und der übrigen Welt bevor, eine Täuschung, die heut noch nicht gänzlich überwunden ist. Wie mit dem Schein des Christenthums getrogen worden war, so lag es in dem wohlüberlegten Plane Bonaparte's — dieses begabten Mannes, der in einer von dem Jesuitismus und Machiavellismus durchströmten geistigen Atmosphäre erwacht war, — mit dem Schein der Freiheit und der Civilisation zu trügen. „Die einen Washington für die kranke Welt in Bonaparte hofften," sagt L. Häusser, „hätten schon seit 1796 ihren Irrthum erkennen können. Große äußere Werke, wie sie nur im Glanze einer Weltherrschaft gedeihen, materielle Schöpfungen, die den Stempel des Gewaltigen und Riesenhaften an sich tragen, neben innerer Oede und Unzufriedenheit; Gleichheit aller unter der Despotie eines Einzelnen, wiewohl verhüllt in demokratischen Formen, soldatische Macht und Zucht neben dem Schein republikanischer Erinnerungen, Haß gegen alles wahrhaft Aristokratische, bestehe es in Geburt, Gesinnung oder Bildung; aber dafür Fütterung der Massen, Blendwerke und Schauspiele für den großen Haufen — mit diesen Künsten hatten die römischen Imperatoren einst wie Gottheiten auf Erden über die Welt gewaltet, und darauf ging auch die bonapartistische Menschenbeglückung aus." — Der Schlag gegen Venedig war von Bonaparte vor der Unterzeichnung des Definitiv-Friedens mit Oesterreich erfolgt; für Oesterreich sollte ja die Entschädigung für die an Frankreich abgetretenen Gebiete erst mit dem Schwerte erkämpft werden! Doch hatte die bloße Kriegserklärung an Venedig genügt, daß dieses sich beugte. Nunmehr folgte dem oben bezeichneten Präliminar-Frieden von Löben in demselben Jahr noch (1797) der Abschluß des Definitiv-Friedens zu Campo Formio. Nicht nur überließ Oesterreich seinen Theil der

Niederlande an Frankreich, sondern es zog auch seine Truppen aus Mainz, Mannheim, Ulm und andern Städten der Rheingebiete zurück, diese damit den französischen Angriffen schutzlos preisgebend. Ueberdies unterzeichnete jetzt der Kaiser auf's Neue den geheimen Artikel, in welchem er den Rhein als Frankreichs Grenze anerkannte, wogegen Frankreich die Verpflichtung einging, Oesterreich behülflich zu sein zur Erlangung von Salzburg, Passau und einiger Theile Bayerns. Außerdem ward das venetianische Gebiet (mit Ausschluß von Brescia, Bergamo und Venedig) nebst Istrien und Dalmatien als von nun ab dem österreichischen Staate einverleibt erklärt. Wer so über Länder verfügte, wie es jetzt schon von Bonaparte geschah, von dem kann es nicht verwundern, daß er aus einer Zahl von Gebieten und Städten — die Lombardei, Modena, Brescia, Bergamo, Verona, Mantua, Ferrara u. a. — einen neuen Staat schuf, dem er den Namen cisalpinische Republik gab, die nach Art der französischen Republik durch ein Directorium und zwei Räthe verwaltet werden sollte. Vorbehalten war, auf dem ebenfalls schon erwähnten Congreß zu Rastatt den Frieden mit dem deutschen Reiche festzustellen. Zu Rastatt kam weiter nichts zu Stande, als daß (gemäß den geheimen Abmachungen) das linke Rheinufer Frankreich zuerkannt ward. Da nun auch Oesterreich den Franzosen die Festung Mainz öffnete, und es dem französischen Gesandten gelang, die deutschen Staaten mit Mißtrauen und Eifersucht gegen einander zu erfüllen, durfte dieser Congreß mit Recht „die Leichenfeier des heiligen römischen Reiches deutscher Nation" genannt werden. Die habsburgische Politik stand noch einmal in voller Blüthe: Bereicherung des Erblandes Oesterreich durch Einverleibung deutscher und außerdeutscher Gebiete auf Kosten Deutschlands. Das Reich mußte sich den Abmachungen Oesterreichs fügen; die benachtheiligten deutschen Fürsten hatten sich mit der Verheißung zu trösten, daß sie weiterhin anderweitig entschädigt werden sollten.

Auch die neue Directorialregierung in Frankreich hatte Anfechtungen zu bestehen, zuerst von demokratischer, dann von royalistischer Seite. Babeuf und seine Anhänger bereiteten einen Aufstand zu dem Zweck vor, eine neue Güterverteilung in's Leben zu rufen. Der Regierung gelang es, sich der Führer zu bemächtigen, und sie ließ dieselben hinrichten. Babeuf's Lehre von der Güterverteilung wurde die Grundlage der communistischen und socialistischen Schule. Schwieriger waren die Royalisten zu bewältigen, die die republikanische Verfassung zu beseitigen und das Königthum unter des hingerichteten

Königs Bruder, dem Grafen von der Provence, der sich seit dem Tode des Dauphins Ludwig XVIII. nannte, wieder einzuführen trachteten. Sie brachten bei der Neuwahl viele ihrer Gesinnungsgenossen in die gesetzgebende Versammlung und machten Miene, einen Schlag gegen die Republikaner zu wagen. Unter den Parisern hatten sie bedeutenden Anhang dadurch gewonnen, daß von ihnen die Meinung verbreitet worden war, durch einen Königshof, der die vornehme und reiche Welt auf's Neue herbeiziehe, werde sich Handel und Wandel schnell wieder beleben. In ihrer Besorgniß wandte sich die Directorialregierung an Bonaparte, der ihr heimlich seine Hülfe zusagte. In seinem Willen lag es freilich auch, daß in Paris wieder ein Thron errichtet werden sollte, jedoch nicht einer für die Bourbonen, sondern ein Thron, den er zu besteigen die Absicht hatte. Doch war die Zeit für die Errichtung dieses Thrones noch nicht gekommen. Für jetzt entsprach es seinen Plänen, die gegenwärtige Regierung zu unterstützen. Niemand konnte etwas Arges denken, als bekannt wurde: General Augerau werde eroberte Fahnen nach Paris bringen. Dies zu thun, war er auch von Bonaparte beauftragt. Aber der General, der 12,000 Mann mit sich führte, hatte noch eine andre Instruction empfangen, von der am wenigsten die Abgeordneten sich etwas träumen ließen. Am 18. Fructidor (4. September 1797) besetzte Augerau plötzlich mit seinen Truppen die Tuilerien und verhaftete eine große Zahl royalistischer Abgeordneter, die darauf nach Cayenne transportirt wurden.

Damit war eine Gefahr verhindert, jedoch in der Anwendung eines gesetzwidrigen Mittels eine sehr bedenkliche Handlung ausgeführt worden. Handelte es sich doch um nichts Geringeres, als um einen durch Aufbietung von Militärmacht ausgeführten Staatsstreich! Fiel denn keinem der Staatsmänner ein, daß der Obergeneral, der diesmal Truppen sandte, um sie gegen die Verfassung im Dienst der Directorialregierung zu verwenden, eines Tages ein gleiches Werk zu eigenem Vortheil vollführen könnte? Es scheint nicht, was wohl daher kam, daß Bonaparte um jene Zeit in seinen amtlichen Kundgebungen stets von Hingabe an die republikanische Landesregierung überströmte, und daß er auch (mit Abrechnung eines kurzen Besuches) der Hauptstadt fern blieb. Ueberdies nahm er die Herzen der Regierungsmänner dadurch gefangen, daß er Geld über Geld in Italien erpreßte und es nach Paris sandte, wodurch dem Directorium die Möglichkeit gegeben ward, sich nach und nach des Papiergeldes, das Niemand mehr nehmen mochte, zu entledigen.

Fortführung des von Napoleon Bonaparte eingeführten Raubsystems.

Aber noch eine andre Bedeutung hatte die Art des Auftretens Napoleon's gewonnen. Der Staatsbankerott war vor der Thür gewesen, und siehe, der Krieg hatte die Mittel geliefert, dem drohenden Unheil vorzubeugen. In der Art, auf Kosten Anderer Krieg zu führen, hatte Frankreich bisher schon Großes geleistet: von Napoleon war alles in dieser Beziehung Dagewesene überboten worden. Dies erweckte in der Directorialregierung die Neigung, den Krieg als nutzbringendes Geschäft weiter zu betreiben, und nun erst, „wo (nach Häusser) die Revolution die wilden Parteierschütterungen durchlebt hatte und in starker militärischer Rüstung dastand, trat jene Gefahr ein, die das alte Europa schon 1791 und 1792 gefürchtet: ihre erobernde Kraft, durch politische Propaganda unterstützt, wandte sich nach außen und begann die feudalen und monarchischen Ordnungen zunächst in den an Frankreich angrenzenden Gebieten von Grund aus zu erschüttern." „Förderer der Civilisation!" das war die Parole für die Armeen, die unter den verschiedensten Vorwänden fremde Grenzen überschritten, während es zwischen den Feldherren und der Regierung stillschweigend darüber zum Einverständniß gekommen war, daß es sich um ein Finanzgeschäft unter der Form der Kriegsführung handele. Wie viel Elend sollte der neue Trug Frankreichs der Welt bereiten! Und dennoch, auch dieses Unheil sollte, trotz des bösen Willens der Förderer, wie wir sehen werden, Segen im Gefolge haben.

Von jetzt ab wurde die Unzufriedenheit der Bevölkerungen der verschiedensten Staaten, wo eine solche sich regte, von französischen Agenten systematisch genährt, um Aufstände herbeizurufen. In Rom brach ein Aufstand im Winter 1797 aus, und es geschah bei der Unterdrückung desselben durch päpstliche Truppen, daß der französische General Duphot, der sich den Aufständischen angeschlossen hatte, erschossen wurde. Das genügte dem Directorium, den Befehl zur Ausraubung des Kirchenstaates zu geben. Der General Berthier wurde beauftragt, „Genugthuung zu fordern" — er wußte, was dies zu besagen habe! — Am 11. Februar 1798 rückte er in Rom ein, errichtete auf dem römischen Forum einen Freiheitsbaum, erklärte die weltliche Macht des Papstes für erloschen und setzte eine neue Regierung ein, die den Römern die französische Verfassung als Staatsgrundgesetz verkündete. Natürlich war derjenige, der dem römischen

Volke ein so großes Glück bereitete, auch des Lohnes werth, und Berthier hielt es für angemessen, diesen selbst zu bestimmen. Er bestand in einer Kriegssteuer von 36 Millionen Livres und außerdem in dem Raube herrlicher Kunstdenkmäler der Plätze und Kirchen und der Paläste der Großen. Was dem General Berthier entgangen, fand das Späherauge seines Nachfolgers Massena, der aber bei dem Raubgeschäft sich selbst in so überaus unverschämter Weise bedachte, daß das Directorium, ob ihm gleich die Praxis geläufig war, den Plünderern, wenn sie nur reichliche Einsendungen machten, durch die Finger zu sehen, sich doch gemüßigt fand, ihn zurückzuberufen. Der Papst Pius VI., der sich beharrlich geweigert hatte, den neuen Zustand der Dinge anzuerkennen, war gefangen nach Frankreich geführt worden, wo er starb.

Aehnliches nach Ursache und Folge sehen wir in der Schweiz sich um dieselbe Zeit vollziehen. Zündstoff zu Aufständen war auch in den republikanischen Kantonen reichlich vorhanden. Eine kleine Zahl von Patricierfamilien führte die despotische Herrschaft über die Massen. Am ärgsten war der Druck, den die Rathsherren Berns ausübten. Bern unterworfen waren seit länger als zweihundert Jahren Waadtland und Aargau; diese Kantone erhoben nun die Fahne des Aufruhrs und riefen (nach vorhergegangener Verständigung mit ihnen) die Franzosen zu Hülfe. Sofort rückten französische Truppen in Waadtland ein. Was war natürlicher, als daß die von Bern aus gegen die Aufständischen gesandten Truppen wider Willen und Absicht auch mit den die Aufständischen „beschützenden" Franzosen in Kampf geriethen? Und wer kann sich wundern, daß die Franzosen darnach die Fabel vom Wolf und Lamm gegen Bern selbst in Anwendung setzten? Sofort wurde Bern mit einer starken Heeresabtheilung, der gegenüber an Widerstand gar nicht gedacht werden konnte, besetzt, und man bemächtigte sich des Schatzes von 10 Millionen. Nicht blos, weil die Berner im Kampf gegen die Aufständischen französisches Blut vergossen hatten, forderte man „Genugthuung", d. h. Geld und Geldeswerth; man war auch nicht verlegen um andere Gründe. So ward den Bernern es jetzt als schweres Verbrechen vorgehalten, daß sie den Emigranten Asyle gewährt hatten. Aehnliche Vorgänge wiederholten sich in Basel, Solothurn, Freiburg, Luzern, Schaffhausen. An Kunstwerken gab es in den Schweizerstädten wenig zu rauben; dagegen bemächtigten sich die Franzosen überall der Kassen und legten den Bürgern fast unerschwingliche Kriegssteuern auf. Darnach ward (am 27. April 1798) von Paris aus decretirt: Die bisherigen Kan-

tone der Schweiz bilden fortan die untheilbare helvetische Republik mit einer Verfassung nach französischem Muster! — Genf wurde dem französischen Gebiet einverleibt.

In Neapel herrschte dem Namen nach Ferdinand IV., in Wahrheit aber seine Gemahlin Karoline, eine Schwester der hingerichteten Maria Antoinette. Falsche Nachrichten über Unfälle der französischen Waffen bewirkten, daß auf ihren Betrieb neapolitanische Truppen in den Kirchenstaat einfielen. Sie hoffte, es werde gelingen, die alte Ordnung der Dinge herzustellen. Die Folge war, daß die Neapolitaner vertrieben wurden, die Franzosen in Neapel einrückten, der Hof nach Sicilien flüchtete, im Einverständniß mit den gebildeten Einwohnern das Königthum als abgeschafft erklärt und die parthenopeische Republik errichtet ward.

Zweite Coalition gegen Frankreich.

Immer sorgenvoller schauten die übrigen europäischen Mächte, Oesterreich, Preußen, England u. s. w., darein. Sie hatten durch ihre erste Coalition nichts ausgerichtet, dagegen Frankreich erbittert. England betrieb nun auf's Eifrigste den Abschluß einer zweiten Coalition. Preußen hielt sich neutral, dagegen erklärte der Kaiser Paul von Rußland, der zwei Jahre früher (1796) seiner Mutter Katharina II. auf dem Thron gefolgt war, mit großem Eifer seine Theilnahme an dem Bündnisse, für welches er sogar auch den Sultan gewann. Aber weshalb trat Oesterreich der neuen Coalition bei, da es doch kurz vorher einen vortheilhaften Frieden mit Frankreich geschlossen hatte? Es traute eben diesem Frieden nicht, zumal Frankreich wegen einer Beleidigung, die dem französischen Gesandten Bernadotte in Wien von Seiten des Volkes zu Theil geworden war, „Genugthuung" forderte, und man wußte, was dies zu besagen habe. So erschien es Oesterreich wie den andern Mächten besser, lieber zuzuschlagen, als zu warten, bis es Frankreich bequem sei, zu Schlägen auszuholen. Der zweite Coalitionskrieg (1798—1799) begann nicht günstig für Frankreich. Der französische General Jourdan wurde vom Erzherzog Karl (bei Stockach) geschlagen und nach dem Rhein gedrängt. Darnach gewann der Erzherzog auch Vortheile in der Schweiz; Massena zog sich mit Aufgabe seines Geschützes nach Zürich zurück. Ein anderes österreichisches Heer war in Italien eingerückt und auch von dort her gab es Erfolge für die Sache der Coalition

zu melden. Nun erschien daselbst der General Suwaroff mit seinen Russen und übernahm den Oberbefehl über das vereinte Heer. Schlag auf Schlag gewann er Vortheile über die Franzosen, und als das Jahr sich seinem Ende neigte, befanden sich Letztere nur noch in dem Besitze von Genua und Nizza. Suwaroff war, wie sein Kaiser, besessen von dem Gedanken: nur in der absoluten Rückkehr zum Alten sei Heil zu finden. Er ließ (zu Venedig) einen neuen Papst wählen, und dieser zog (1800) feierlich in Rom ein. Die Vorgänge in Oberitalien übten ihre Wirkung auch auf Neapel aus. In Neapel war der Jubel über die dem Lande durch Frankreich zu Theil gewordene Beglückung längst verklungen. Nachdem die französischen Generale sich die den Neapolitanern gebotene Freiheit theuer hatten bezahlen lassen, begannen sie ganz in der Weise Ferdinand's VI. und Karolina's despotisch zu regieren. Als nun auf die Nothrufe der Franzosen in Oberitalien die französische Besatzung Neapels den Bedrängten zu Hülfe gezogen war, rief der Cardinal Ruffo die Bevölkerung Kalabriens zum Rachekriege gegen die eigenen Landsleute auf, die sich von den Franzosen hatten verleiten lassen, die Republik zu proclamiren. Er führte 25,000 Mann gegen Neapel und schritt zur Belagerung der Stadt. Die Lage der Republikaner war um deswillen bald eine schwierige, weil die zahlreichen Lazaroni's in der Stadt mit einem Aufstande droheten. Es kam zu Verhandlungen mit dem Cardinal und darauf zur Capitulation. Denjenigen Republikanern, die freiwillig die Waffen niederlegen würden, ward Verzeihung zugesagt; Keinem, der auszuwandern beabsichtigte, sollte ein Hinderniß in den Weg gelegt werden. So erfolgte denn die Uebergabe der Stadt. Nun kehrte auch der König Ferdinand mit seiner Gemahlin Karolina zurück, und das Erste, was von ihrer Seite geschah, war, daß sie mit Priestern beriethen, welcher Art die gegen die Republikaner auszuübende Rache sein sollte. Denn daß man nicht verpflichtet sei, Leuten, die im Aufruhr gestanden, Wort zu halten, ward als selbstverständlich betrachtet. Nun begann die Hetze auf den edelsten und gebildetsten Theil der Bevölkerung. Grauenhaft hatte der Pöbel in Paris gegen seine politischen Gegner gewüthet — hier wütheten König und Königin im Verein mit der Priesterschaft noch grauenhafter. Gegen 30,000 Personen wurden auf martervolle Weise hingerichtet oder kamen elend um in gräßlichen Kerkern.

Inzwischen war ein Versuch gemacht worden, Holland in die Coalition gegen Frankreich hineinzuziehen. Unter der Führung des englischen Prinzen Herzogs von York landete ein englisch-russisches

Heer an der nördlichen Spitze Hollands. Die holländische Flotte ging zu den Engländern über. Sonst geschah so gut wie nichts, und das ganze Unternehmen schloß damit, daß der Herzog einen Vertrag mit dem französischen General Brune einging, dem zu Folge er für das Versprechen, daß man ihm bei der Einschiffung keinerlei Hindernisse bereiten wolle, die besetzten Plätze zurückgab. Diese unrühmliche Beendigung eines Unternehmens, auf welches der russische Kaiser so große Hoffnungen gesetzt hatte, erbitterte diesen gegen die Engländer, gegen die er den Verdacht zu hegen begann, es sei ihnen von vorn herein nur um die Wegnahme der holländischen Flotte zu thun gewesen. Nicht minder erbitterte ihn die Haltung Oesterreichs. Er verfolgte mit Hingabe den Zweck, die Zustände, wie sie vor der Revolution bestanden, wieder herzustellen, während England die Veränderungen des Länderbesitzes so weit gelten lassen wollte, als dies seinem Vortheil entsprach. Paul drang darauf, Piemont an Karl Emanuel zurückzugeben; da aber Oesterreich Erklärungen darüber auswich, entnahm er daraus, daß es dieses Land für sich begehre. Dies bereitete in dem Kaiser Paul die Stimmung vor, die ihn bald darauf von seinen gegenwärtigen Verbindungen ganz abzog.

In der Schweiz, in der Massena noch über Zürich hinaus von dem Erzherzoge Karl zurückgedrängt worden war, ruheten die Waffen, bis ein russisches Heer unter Korsakoff eintraf. Es ward nun der Kampf gegen die Franzosen wieder aufgenommen, der jedoch zu günstigen Ergebnissen nicht führte, hauptsächlich wohl um deswillen, weil die Feldherren, der Erzherzog und Korsakoff, in Zwiespalt mit einander waren. Die verbündeten Höfe vereinigten sich nun dahin: in Italien wird der Krieg von Oesterreich fortgeführt, Suwaroff nimmt den Krieg in der Schweiz auf, der Erzherzog rückt gegen den Rhein, um den in Holland gelandeten Russen und Engländern (die schimpfliche Capitulation war damals von dem Herzoge von York noch nicht in Vollzug gesetzt worden) die Hand zu bieten. Der Erzherzog trat seinen Marsch an, entsetzte Philippsburg und nahm Mannheim mit Sturm. In der Schweiz war Korsakoff zurückgeblieben, mit dem sich der österreichische General Hotze vereinigt hatte. Da beschlossen die Franzosen, einen Schlag auf die vereinten Russen und Oesterreicher zu führen, ehe Suwaroff herbeikäme. Es geschah dies unter Anführung Massena's und Soult's mit vollständig günstigem Erfolg, worauf am nächsten Tage Zürich von den Franzosen mit Sturm genommen wurde. Der auf dem Marsche befindliche Suwaroff hatte davon keine Ahnung. Um schnell sich mit Korsakoff vereinen

zu können, war von dem Kühnen der Weg über den St. Gotthard eingeschlagen worden. Das Heer hatte auf dem Marsche mit Schwierigkeiten ohne Gleichen zu kämpfen. Nach unerhörten Anstrengungen des Tages folgte nächtliche Ruhe auf den eisbedeckten Felsenflächen; Holz zu Lagerfeuern war nicht vorhanden; mit der Verpflegung stand es auf's Aeußerste mangelhaft. Als nun die Russen nach mehreren Tagemärschen immer und immer wieder neue Felsenmassen vor sich sahen, bemächtigte sich ihrer Verzweiflung, und es kam zu Ausbrüchen der Meuterei. Suwaroff ließ sich ein Grab graben und rief den Meuterern zu: „Bedeckt mich mit Erde, ich will hier bleiben, denn Ihr seid nicht mehr meine Kinder. Erzählt daheim, wo ihr Euren Feldherrn gelassen habt!" und darauf legte er sich in's Grab. Dies brachte die Meuterer zu sich. Sie sanken am Rande des Grabes auf die Kniee, den Feldherrn beschwörend, ihnen zu verzeihen. Da er sich nicht regte, hoben sie ihn mit Gewalt aus der Grube, küßten ihm Hände und Füße und schwuren, ihm ohne Murren zu folgen, wohin es ihm beliebe. Sie hielten Wort, und ob auch Hunderte in die Tiefe stürzten, und der zurückgelegte Weg von Todten und Sterbenden bedeckt war, die Lebenden blieben ihrem Worte getreu. Die Höhe war erreicht, mit dem Niedersteigen belebte sich der Muth der Krieger wieder. Aber nun gingen sie neuen Gefahren entgegen, denn die Pässe waren von feindlichen Heerhaufen besetzt, die ihnen aus günstigen Stellungen schwere Verluste beibrachten. Endlich war die Tiefe erreicht und damit, wie sie glaubten, das Ende aller Noth. Aber siehe, sie fanden nicht Landsleute und Verbündete, es ging ihnen dagegen die Nachricht zu, daß Korsakoff geschlagen und das verbündete Heer gesprengt sei. Nun mußte sich Suwaroff entschließen, einen zweiten, fast ebenso beschwerlichen Marsch anzutreten. Es galt, die schneebedeckten Alpenhöhen von Graubündten zu überschreiten. Nach vierzehn Tagen erreichten die Russen das Vorderrheinthal. Unerhörtes an menschlicher Kraftanstrengung, hervorgerufen durch den Willen eines Einzigen, war geleistet. „Wenn Suwaroff und sein Heer," sagte Clausewitz, „diesen Zug durch ein für sie wunderbares Land, von welchem sie selbst hinterher nur verworrene Vorstellungen und fabelhafte Eindrücke haben konnten, mit einem Blick durchliefen, so mußte ihnen derselbe wie ein reißender Strom vorkommen, der alle die Dämme durchbrochen hat, welche ihm das feindliche Heer beim Gotthard, dem Eryspalt, bei Amsteg, bei Altdorf entgegen gesetzt hatte, und jede dieser Ueberwältigungen wie ein Sieg über das feindliche Heer. Sie hatten diese wunderbaren Berge auf Pfaden überstiegen,

welche nie ein Kriegsheer betreten hat und wahrscheinlich nie wieder betreten wird, und als sie nach der äußersten ihrer Anstrengungen im Thal von Muotta wie ein gejagtes Wild ermattet niedersanken und der feindliche Feldherr selbst herbeieilte, sie gefahr- und muthlos zu überwältigen, hatten sie sich wie der Bär aus seiner Höhle zerfleischend über ihn geworfen und ihn in Schrecken und Verwirrung wieder hinausgejagt." In Chur in Oberschwaben nahm Suwaroff die Trümmer des geschlagenen Korsakoff'schen Heeres auf; eine Vereinigung seines Heeres mit dem des Erzherzogs Karl kam nicht zu Stande, weil beide Feldherren über Art und Zweck der Vereinigung verschiedener Meinung waren. Kaiser Paul, schon empört über den Ausgang der holländischen Expedition, gerieth über die Kunde von dem verunglückten Marsch des Suwaroff'schen Heeres in die äußerste Erbitterung. Er rief (1800) sein Heer zurück, damit Oesterreich und England seinen Austritt aus der Coalition ankündigend, alle Offiziere des Heeres wurden schimpflich des Dienstes entlassen. Suwaroff erlag am siebzehnten Tage nach seiner Ankunft in Petersburg dem Kummer über die ihm widerfahrene unverdiente Zurücksetzung.

Bonaparte's Zug nach Aegypten und Syrien.

Wo war Bonaparte während dieser letzten Vorgänge? In Paris hatte er nur kurze Zeit verweilt, nachdem von ihm der Congreß von Rastatt eröffnet worden war. Es war ihm zumeist darum zu thun gewesen, Fühlung über die Stimmung der Pariser in Bezug auf seine Person zu gewinnen. Mit Jubel hatte man den bewundrungswürdigen Feldherrn und großen Beutemacher empfangen; das Directorium hatte sich an den ihm zu Ehren veranstalteten Festlichkeiten betheiligt, jedoch dies weniger, um den in der Volksmeinung schon so hochgestiegenen Helden mehr noch zu heben, als vielmehr seine Besorgniß vor ihm zu verbergen. Gab sich doch in dem kurzen Kriegslaufe dieses Mannes eine Kraft ungewöhnlicher und unberechenbarer Art kund. Ueberdies hatte er vielfach bereits gezeigt, daß er zu den Personen zählte, die herkömmliche Gesetze als Schranke nur so weit anerkennen, als es den Forderungen der Klugheit und ihren Vortheilen entspricht. Es kann nicht verwundern, daß es den Directoren bedenklich erschien, einen also vom Volke gefeierten Helden in Paris neben sich zu haben, und daß in ihnen der Plan entstand, seinem Schwerte eine neue Thätigkeit außerhalb der

Grenzen des Landes anzuweisen. Sie konnten — für jetzt! — unbesorgt sein. Bonaparte hatte um diese Zeit gegen Vertraute, von denen ihm gerathen worden war, die Directorialregierung zu beseitigen, geäußert: „Die Birne ist noch nicht reif!“ — Er berechnete, daß es der gegenwärtigen Regierung als unvermeidliches Geschick bevorstehe, in der Volksmeinung mehr und mehr zu sinken, während er, indem er die Absicht hatte, dasjenige, was er in Italien und Oesterreich gethan, durch neue Kriegsthaten weit zu überbieten, den Franzosen bald von noch strahlenderem Heldenglanze umleuchtet erscheinen würde. Er hatte das Land der Wundermär, Aegypten, als nächstes Erntefeld seines Kriegsruhms, seiner Beutegier ausersehen. Doch verfolgte er dabei zugleich noch einen andern Zweck. Wie zwei Jahre früher in seinem Kopfe der Plan entstanden war, Oesterreich in Italien anzugreifen, so jetzt der, England dadurch empfindlich zu treffen, daß er sich Aegyptens bemächtigte; von dortaus, berechnete er, würden sich dann leicht Kämpfe um die Besitzungen Englands im Osten ausführen lassen. Rüstungen zur See waren schon längere Zeit in den französischen Häfen betrieben worden, doch hatte man allgemein dafür gehalten, daß französischerseits eine Landung an der englischen Küste beabsichtigt werde. Plötzlich — am 19. Mai 1798 — ging Bonaparte von Toulon aus mit einem Heere von 35,000 Mann unter Segel. Die Flotte bestand aus 13 Linienschiffen, 6 Fregatten und einer Anzahl kleinerer Kriegsfahrzeuge. Vor Malta, welches am 9. Juni erreicht ward, stieß zu der Flotte noch ein Geschwader von 70 Segeln. Bonaparte war glücklich der auf dem Mittelmeere kreuzenden englischen Flotte unter Nelson entgangen. Malta ward besetzt, der Großmeister der Maltheserritter sah sich genöthigt, zu capituliren und die Hauptstadt La Valette den Franzosen zu übergeben. Bonaparte sicherte dem Großmeister und den Rittern Entschädigungen zu, die — Deutschland bezahlen, und über die auf dem Rastatter Congreß das Nähere festgesetzt werden sollte. Auf Malta ließ Bonaparte eine Besatzung von 4000 Mann zurück, ging darauf wieder unter Segel, erreichte am 1. Juli Alexandrien und betrieb mit dem größten Eifer die Ausschiffung, einmal, um dem Feinde möglichst wenig Zeit zu lassen, sich zu sammeln, für's Andre, weil er vernommen, Nelson sei mit der englischen Flotte in der Nähe. Aegypten galt dem Namen nach als Besitzthum der Pforte, in Wahrheit aber herrschten über dasselbe die Mameluken. Aus dem Stamme derselben waren von der Pforte die Statthalter (Beys) der Provinzen entnommen worden, und diese hatten die Gewalt an sich gerissen.

Bonaparte hatte unterweges eine Proclamation angefertigt, die in die Bevölkerung zu dem Zwecke hineingeschleudert werden sollte, Zwietracht zwischen den Landeseinwohnern (den Aegyptern) und den sie beherrschenden Mameluken hervorzurufen. Wem bis dahin darüber noch keine Ahnung aufgegangen war, welche Stellung ein Bonaparte göttlichen und menschlichen Geboten gegenüber eingenommen hatte, und welcher Methode sich derselbe bediente, um ein Volk, welches er zu bekriegen und auszurauben sich anschickte, zu täuschen, der hätte solches aus dieser einen Proclamation entnehmen können. „Schon allzulange," hieß es in derselben, „tyrannisirt jener Auswurf von Sclaven, die am Kaukasus oder Georgien gekauft wurden, den schönsten Theil der Welt; aber Gott hat befohlen, daß ihr Reich ein Ende haben soll. — Völker Aegyptens! man wird Euch sagen, ich sei gekommen, um Eurer Religion den Untergang zu bereiten; glaubt es nicht; antwortet vielmehr, daß meine Absicht sei, Euch wieder in Eure Rechte einzusetzen, die Usurpatoren zu strafen, und daß ich, mehr als die Mameluken, Gott, seinen Propheten und den Koran hochachte. — Kadi's, Scheik's, Iman's, verkündet dem Volke, daß wir ebenfalls wahre Muselmänner sind. Wer anders, als wir, hat die Maltheserritter vernichtet, weil diese Unsinnigen glaubten, Gott wolle, daß sie die Muselmänner bekriegten! Waren wir nicht zu allen Zeiten Freunde des Großherrn (dem Gott seine Wünsche erfüllen möge!) und die Feinde seiner Feinde? Sind nicht im Gegentheil die Mameluken beständig gegen das Ansehen des Großherrn im Aufstande? Dreimal glücklich diejenigen, die es mit uns halten werden! Ihr Vermögen wird sich vermehren! Sie werden Zeit gewinnen, uns kennen zu lernen und werden sich später unsern Reihen anschließen. Wehe aber, dreimal wehe denen, die sich für die Mameluken bewaffnen und gegen uns kämpfen werden; für sie ist keine Hoffnung, sie werden zu Grunde gehen!" — Auf Bonaparte paßt mehr als auf irgend einen Menschen das Wort von der Lüge, die alle Scham verloren hat. Er geberdet sich als einen Gottgesandten, der gekommen ist, die Aegypter zu befreien, und doch führt er nur den Kampf, um sich für seine Person in Paris einen Herrscherthron zu erbauen, einen Thron auf den Gebeinen vieler Tausende Erschlagener! — Er nahm Alexandria mit Sturm und trat darauf seinen Marsch auf Cairo an. Unsägliches litt sein Heer im Wüstenbrande, doch waren am vierten Tage die Ufer des Nil erreicht, die Erquickung boten. Die aufgehende Sonne zeigte dem Heere die Pyramiden und die Spitzen der Moscheen des prächtigen Cairo. Der Eindruck solcher

Umgebung, dazu die Ansprache Bonaparte's befeuerte die Franzosen unglaublich. „Heut," hieß es in Letzterer, „werdet ihr den Beherrschern von Aegypten eine Schlacht liefern; vergesset nicht, daß von den Höhen dieser Denkmäler vier Jahrtausende auf euch herabschauen." Die mächtigsten der Mameluken-Beys, Murad und Ibrahim, wurden (21. Juli 1798) auf's Haupt geschlagen, Cairo öffnete dem Sieger die Thore. Bonaparte richtete sogleich die Verwaltung des Landes nach französischem Zuschnitt ein, und er wie seine Soldaten geberdeten sich als „Muselmänner." Da traf für ihn üble Botschaft ein. Nelson hatte die französische Flotte, die noch vor Abukir lag, erspäht, eine Zahl der Schiffe vernichtet, der übrigen sich bemächtigt. Das Admiralsschiff mit 1100 Mann und 120 Kanonen war in die Luft geflogen. „Wir haben keine Flotte mehr," sagte Bonaparte seinen Kriegern, „wir müssen hier bleiben und vielleicht noch größere Dinge thun, als wir vorhatten." Die gute Meinung, die Bonaparte in den Aegyptern über sich zu erwecken gewußt hatte, währte nicht lange, und als er ihnen harte Kriegssteuer auferlegte, nannte ihn Niemand mehr, wie anfänglich geschehen war, Sultan Kabir, Vater des Feuers. Die Pforte hatte inzwischen auch eine Ansprache an die Aegypter erlassen, in der sie darlegte, daß Bonaparte weder ihr Verbündeter, noch ein guter Muselmann sei. Da begann sich in der Bevölkerung der Haß gegen den trugvollen Fremdling zu regen. In Cairo brach ein Aufstand aus, bei dem eine Zahl von Franzosen ermordet wurde. Daß die Unterdrückung des Aufstandes, die 6000 Aegyptern das Leben kostete, gelang, war allein der überlegenen europäischen Kriegskunst zu danken. Nun hatte Bonaparte den Anlaß, die Stadt mit schweren Kriegssteuern heimzusuchen. Da ihm Kunde zugegangen war, die Pforte habe ein Heer gegen ihn in Syrien gesammelt, brach er gegen dasselbe auf, um ihm nicht Zeit zu lassen, zu erstarken. Er nahm Jaffa mit Sturm. Der tapfre Widerstand der muselmännischen Krieger reizte die Franzosen zu solcher Wuth, daß sie auch unter der Einwohnerschaft ein furchtbares Blutbad anrichteten. Mit der Beute gewannen viele Franzosen den Ansteckungsstoff der Pest. 2000 Arnauten, treffliche Krieger, hatten sich nach rühmlichem Kampfe ergeben und Pardon erhalten. Um mit diesen Gefangenen nicht den Mundvorrath für das Heer theilen zu müssen, befahl Bonaparte mit kaltem Blute, sie abtheilungsweise an das Meer zu führen und sie niederzuschießen. Nun wandte er sich gegen die Festung St. Jean d'Acre (Akkon), die sich in vortrefflichem Vertheidigungszustande befand. Sturm auf Sturm ward abgeschlagen.

Einem vom Pascha von Damascus geführten Heere sandte Bonaparte die Generale Junot und Kleber entgegen. Ersterer schlug den Feind bei Nazareth, Letzterer erfocht über ihn einen entscheidenden Sieg am Berge Tabor. Da das kräftig von einer englischen Flottille unterstützte St. Jean d'Acre siegreich widerstand, und auch in dem französischen Heere die Pest zu wüthen begann, kehrte Bonaparte nach Cairo zurück und ließ sich bei seinem Einzuge als Sieger feiern. Kurze Zeit darauf landete ein türkisches Heer bei Abukir und verschanzte sich auf einer Halbinsel. Bonaparte griff den Feind an, der sich auf das Aeußerste vertheidigte, jedoch vollständig vernichtet ward. Bonaparte gewann mit dem Lager eine unermeßliche Beute.

Sturz des Directoriums.

Um diese Zeit empfing Bonaparte Nachrichten von seinem Bruder Lucian aus Paris, die da besagten, daß nun endlich „die Früchte für ihn dort reif seien." Dazu hatten ja vor Allem seine Thaten in Aegypten beigetragen, namentlich in den Darstellungen, in denen sie den Franzosen gegeben worden waren. Sind doch die Franzosen auf keinem Gebiete so groß, als auf dem der literarischen Kunstindustrie! — Bonaparte hatte eine Zahl von mehreren Hundert Gelehrten mit nach Aegypten genommen, damit auch der Wissenschaft durch die Expedition eine Ausbeute zu Theil werde. Durch diese Männer war nun in zahlreichen Berichten das Wunderland Aegypten den Franzosen erschlossen und dabei nicht vergessen worden, den Feldherrn, der mit dem Schwert die Thür dieses Wunderlandes geöffnet habe, in das glänzendste Licht zu stellen. — Jetzt nun war die Lage der Franzosen in Aegypten trotz der einzelnen Erfolge eine schwierige geworden. Einem Feldherrn, der nur eine Ader von Edelsinn in sich gehabt hätte, würde es nicht in den Sinn gekommen sein, seine Truppen unter gleichen Verhältnissen verlassen zu wollen. Ein Bonaparte sah die Sache, gegenüber den Nachrichten aus Paris, anders an. Er hatte erreicht, was durch die Expedition zu erreichen seine Absicht gewesen war: die ihm zugewandte günstige Stimmung der Pariser zu steigern. Es hatte dies mehr als ein halbes Hunderttausend Menschenleben gekostet — was that es ihm, wenn hinterher auch noch der Rest der Truppen zu Grunde ging, die von ihm nach Aegypten geführt worden waren, und wenn durch sie in den Vertheidigungskämpfen dabei noch ein halbes Hunderttausend Menschen mit in's Grab gerissen wurden?

(Daß schließlich die ägyptische Expedition, deren Fortführung von Bonaparte dem General Kleber anvertraut wurde, zu keinem der Politik Frankreichs nützlichen Ergebniß führte und ein Jahr später, nachdem der General Kleber ermordet worden war, nur eine kleine Zahl von Franzosen, 12,000 Mann, die zu capituliren sich genöthigt gesehen hatten, in ihr Vaterland zurückkehrten, sei hier gleich bemerkt.) Bonaparte trat nun zu einer Zeit, in der das Bild „Feldzug in Aegypten" vor den Augen seiner Landsleute im hellsten Lichte strahlte, seine Rückfahrt nach Frankreich an, entging wiederum den englischen Schiffen und langte am 2. October 1799 im Hafen von Frejus an. Das Erscheinen des berühmten Feldherrn wirkte wie ein Zauberschlag; unterwegs schon wurden ihm in den Städten bei den Empfängen Blumen gestreut, die Kleider geküßt; enthusiastischer noch war die Aufnahme, die er in Paris fand. Die Einen verehrten ihn, weil er den Franzosen an Ruhm und Beute mehr gegeben, als je ein Mann; Andere, namentlich die Ruhebedürftigen, die sich an dem Toben des Parteilebens mehr als gesättigt hatten, sagten sich: der kann Alles — ein solcher Mann müßte die Zügel der Regierung in die Hand nehmen, um dem Lande Ruhe zu verschaffen! — In den Jubelrufen, die ihm entgegentönten, lag für Bonaparte die Aufforderung: Vollende dein Werk! —

Die Thoren! Sie waren kaum einem Ungeheuer, dem des Terrorismus, der so viele Tausende von Opfern gefordert hatte, entgangen, und schon zogen sie sich durch ihr Beifallsklatschen und ihren Jubel ein neues Ungeheuer groß: den Militärdespotismus, woraus sich zugleich ergiebt, wie thöricht spätere Versuche waren, die Franzosen als überlistet von dem Gewaltthätigen und als schuldlos an seinen Verbrechen hinzustellen. Wohl that er das Seinige in Bezug auf Täuschungen, die er dem Volke bereitete; allein das Volk that auch das Seinige dazu, das Böse in ihm durch alle möglichen Kundgebungen des Beifalls aufzutreiben, bis er in „voller Sündenblüthe" vor ihm stand und ihm den Eisenfuß, der von Blut triefte, auf den Nacken setzte. Für Alles, was in der Regierungszeit Bonaparte's von Frankreich geschah, sind demnach Herrscher und Volk solidarisch verantwortlich.

Sturz der Directorial-Regierung war das Erste, was zu thun er beschlossen hatte; einer der Directoren, Sieyes, und sein Bruder Lucian Bonaparte, zeitiger Präsident des Rathes der Fünfhundert, waren seine ersten Mitverschworenen. Dann versichert er sich am 18. Brumaire (9. November 1799) seiner Soldaten und läßt durch seinen Bruder Lucian die Sitzungen der Abgeordneten nach St. Cloud

verlegen, um sie dort bequemer abfangen zu können. Am 19. Brumaire wird in beiden gesetzgebenden Versammlungen zu St. Cloud bekannt, daß das Directorium aufgelöst sei, und Bonaparte sich bereit erklärt habe, wiederum „die Republik zu retten". Da tritt er in den Sitzungssaal, um in einer Anrede es den Abgeordneten zu beweisen, daß eine Aenderung der Verfassung nöthig sei. Es empfängt ihn der Ruf: „Es lebe die Constitution! Nieder mit dem Dictator! Nieder mit dem Tyrannen!" Mehrere Abgeordnete stürzen ihm entgegen, um ihn aus dem Saal zu drängen. Da ruft er seine im Vorsaal stehenden Grenadiere herbei und sagt ihnen, man habe ihn wollen ermorden! — Darauf erfolgt der Befehl, den Sitzungssaal zu räumen. Die Trommeln ertönen, die Bayonnette senken sich — die Militärgewalt treibt die Abgeordneten vor sich her, einige derselben retten sich aus dem Fenster. Am nächsten Tage erfährt die Welt: die alte Verfassung ist aufgehoben, eine neue Verfassung wird in kürzester Frist gegeben werden, die ausübende Gewalt ist drei Consuln, Sieyes, Roger Ducos und Bonaparte, übertragen, die Republik, deren Bestand durch Parteiungen wiederum in Frage gestellt gewesen sei, demnach auf's Neue — namentlich durch die muthvolle Hingabe Bonaparte's für die Sache des Rechts — befestigt worden! —

Napoleon Bonaparte's Machtherrschaft.

Vom Consulat zur Kaiserwürde.

Die Franzosen hatten jetzt ihren Cäsar, wenn auch nicht dem Namen, so doch der Sache nach, wie sie deß mehr und mehr nun inne werden sollten. Es mißfiel ihnen dies auch nicht. Sie sonnten sich in dem Glanze seines Namens und in dem Glanze des Ruhmes, den sein Schwert über Frankreich verbreitet hatte. Außerdem sicherte er ihnen noch manches Andere, dessen sie sich seit einem Jahrzehend nicht zu erfreuen gehabt hatten. Er schuf Ruhe im Innern und gab der Verwaltung Ordnung und Einheit zurück. Am 24. December wurde die neue Verfassung bekannt gemacht und zum Landesgesetz erhoben. Die neue Verfassung führte — es mußte doch der Schein der Republik noch bestehen — noch drei Consuln auf, doch trat unter ihnen Napoleon Bonaparte als derjenige hervor, auf den thatsächlich die Herrschaft übergangen war. Er war zum Consul auf zehn Jahr ernannt und ihm in Bezug auf Krieg und Frieden, Aemter-

besetzung und Anderes eine Macht eingeräumt, wie ein Regent sie zu üben pflegt. Zur Seite stand ihm ein Staatsrath. Ein aus 80 Mitgliedern bestehender Senat hatte die Mitglieder der gesetzgebenden Macht, die oberen Beamten und die Richter zu wählen. Der Senator erhielt ein Jahrgehalt von 25,000 Francs; es war mit der Errichtung des Senats von vorn herein darauf abgesehen, Personen, die der Despotie Dienste thun würden, durch Aufnahme in denselben zu belohnen und an der ganzen Körperschaft ein willfähriges Werkzeug zu gewinnen. Die Vertretung der Nation bestand aus zwei Kammern, dem Tribunat, welches hundert Mitglieder, und dem gesetzgebenden Körper, welcher 300 Mitglieder zählte. Keiner dieser Körperschaften stand das Recht zu, Gesetze einzubringen; das Tribunat hatte die ihm von der Regierung überwiesenen Vorschläge zu prüfen, die gesetzgebende Körperschaft diese Vorschläge anzunehmen oder zu verwerfen. Der Todestag Ludwig's XVI. durfte als Volksfest nicht mehr begangen werden. Den Emigranten wurde die Rückkehr erleichtert; viele derselben gingen in den Dienst des neuen Herrschers über, der mehr und mehr von der republikanischen Einfachheit nachließ, und der in nicht zu langer Zeit die ihm überwiesenen Tuilerien wiederum zum Schauplatz eines glänzenden Hofwesens machte. Bei feierlichen Gelegenheiten erschien der ehemalige Jacobiner in fürstlichem Glanze. Er trug dann ein langes Gewand von scharlachrothem Sammet, das reich mit Gold besetzt war, eine weißatlasne, goldgestickte Weste, weiße Casimir-Beinkleider mit kostbaren Kniegürteln, Schuhe mit goldenen Schnallen, einen kleinen Degen und einen dreieckigen Hut. Er stiftete den Orden der Ehrenlegion, und siehe, Royalisten wie Republikaner nahmen mit Entzücken Orden und Band von ihm. Es ward die christliche Sonntagsfeier wieder eingeführt, den Protestanten wie Juden Kultusfreiheit gewährt, mit dem Papst Pius VII. ein Concordat abgeschlossen, welches der gallicanischen Kirche Frankreichs ihre Freiheit entzog und sie abhängig machte von der päpstlichen und von der in Frankreich herrschenden weltlichen Gewalt. Bonaparte stellte das Schulwesen wieder her und gab den Franzosen das noch bestehende Gesetzbuch, den Code Napoléon. Das militärische Wesen trug Bonaparte auf die Verwaltung über. Gänzlich von der Regierung abhängig ward die Verwaltung geführt von Präfecten in den Departements, von Unterpräfecten in den Districten und von Maires in den Städten. Damit war der Grund zu dem System der Centralisation in Frankreich gelegt, durch welches alle Selbstständigkeit in dem Gemeindeleben zu Grunde gehen mußte.

Ließen sich nun die meisten Franzosen auch willig die neue despotische Herrschaft gefallen, zumal der gegenwärtige Machthaber klug genug war, mancherlei heilsame Maßregeln ins Leben zu rufen, so war es doch auch zu natürlich, daß ehrliche Republikaner zähneknirschend sich fragten, welch ein Gewinn denn nun für Frankreich aus all den unerhörten Erschütterungen hervorgegangen, deren Ziel Sturz des Willkürregiments, der Herrschaft des Einzelnen gewesen sei. Es kam zu einer Verschwörung, Bonaparte sollte im Theater niedergestoßen werden. Durch Verrath gelangte die Regierung rechtzeitig in Kenntniß von dem Vorhaben. Die Verschwörer wurden festgenommen und hingerichtet. Darnach wurde der Versuch gemacht, den Verhaßten durch eine Höllenmaschine (ein mit Pulver und Kugeln gefülltes Faß) in die Luft zu sprengen. Das Pulverfaß stand in einem kleinen Wagen auf der Straße, auf welcher Bonaparte zur Oper fuhr. Die Trunkenheit des Kutschers vereitelte den Mordanschlag. Er trieb so heftig die Pferde, daß die Kutsche vorüber war, als die wohlberechnete Explosion erfolgte. Sogleich wurden vom Polizeiminister 130 Jacobiner verzeichnet, denen „zuzutrauen" sei, daß sie an dem Mordanschlage betheiligt seien. Obgleich sich herausstellte, daß die Verschwörung von Royalisten ausgegangen war, empfahl doch der dienstwillige Staatsrath, jene verhafteten 130 Jacobiner nach Cayenne zu deportiren. „Alle diese Menschen," hieß es in dem Bericht an Bonaparte, „sind zwar nicht mit dem Dolche in der Hand ergriffen worden, aber ihre Geneigtheit, ihn zu wetzen und zu gebrauchen, unterliegt keinem Zweifel. Es gilt nicht blos, geschehene Dinge zu strafen, sondern die gesellschaftliche Ordnung sicher zu stellen." Napoleon Bonaparte unterzeichnete den Beschluß „ohne alles Bedenken." — Ein weiteres Ergebniß dieser Verschwörung war, daß für die Bewachung der Tuilerien eine Consulargarde von 8000 Mann errichtet ward.

Ein Schreiben Bonaparte's an den König von England, in welchem er seine Geneigtheit, Frieden zu schließen, kundgegeben hatte, war abweisend und mit der Bemerkung beantwortet worden, daß englischerseits die Wiederaufrichtung des Thrones der Bourbonen in Frankreich gewünscht werde. Glücklicher war Bonaparte in seinem Bemühen gewesen, sich mit dem Kaiser Paul von Rußland zu befreunden. Diesem waren von ihm 7000 gefangene Russen in schöner Einkleidung und mit guten Waffen versehen zurückgesandt worden, und es hatte dies bewirkt, daß Paul mit ihm in einen freundlichen Verkehr getreten war. Oesterreich hatte Lust gezeigt, Frieden zu

schließen. Da es aber sich weigerte, als Grundlage desselben den Frieden von Campo Formio anzuerkennen, nahm der Krieg seinen Fortgang. Während die Franzosen (unter Massena) in Italien Niederlagen erlitten, Moreau dagegen im südlichen Deutschland sehr bedeutende Vortheile über die Oesterreicher errang, sammelte Bonaparte ein Heer in Burgund, überstieg mit demselben den großen St. Bernhard und gewann am 14. Juni 1800 über die Oesterreicher (unter Melas) bei Marengo einen entschiedenen Sieg, dem ein von dem geschlagenen österreichischen Heerführer erbetener Waffenstillstand folgte. Noch hoffte der Kaiser Franz, daß seine Armee in Süddeutschland die erlittene Scharte wieder auswetzen werde. Als dieselbe aber am 3. December bei Hohenlinden eine neue äußerst empfindliche Niederlage erlitten hatte, erklärte sich Franz zum Friedensschluß auf Grund der Forderungen Bonaparte's geneigt. So kam der für Kaiser und Reich schmachvolle Frieden zu Lüneville in Lothringen (9. Februar 1801) zu Stande, der im Wesentlichen eine Bestätigung des Friedens von Campo Formio war. Deutschland verlor das linke Rheinufer, im Ganzen gegen 1200 Geviertmeilen. Einer aus den Gesandten von acht Reichsstaaten bestehenden Reichsdeputation war vorbehalten, den Fürsten, die auf dem linken Rheinufer Gebiete verloren hatten, durch Zuweisung von geistlichen Gütern und Reichsstädten auf dem rechten Rheinufer zu entschädigen. Eine Zahl von geistlichen Gebieten verlor ihre Selbstständigkeit, von 52 Reichsstädten behielten nur sechs (Augsburg, Lübeck, Nürnberg, Frankfurt, Bremen und Hamburg) ihre Reichsunmittelbarkeit. Der Schaden, den Deutschland erlitten, bestand nicht allein in dem Verlust des großen Landgebietes von 1200 Geviertmeilen an Frankreich, die ihm verbleibenden westlichen und südlichen Gebiete waren auch von den französischen Heeren auf's Aeußerste ausgeplündert worden.

England, von Rußland und Oesterreich verlassen, mußte sich nun auch dazu verstehen, Frieden mit Frankreich zu schließen. Aber dieser Friede währte nicht lange. Bonaparte, gereizt durch die herbe Kritik, die englische Publicisten seinem Verfahren zu Theil werden ließen, vergaß sich so weit, daß er die englische Regierung in dem französischen amtlichen Regierungsorgan schmähete und gegen den englischen Gesandten beleidigende Worte ausstieß. Da erklärte England (im Mai 1803) an Frankreich den Krieg. Die englische Flotte fügte den Franzosen zur See manche Schädigungen zu, wogegen Bonaparte das England gehörende Hannover besetzen ließ. Bald darauf ward von Royalisten ein neuer Versuch gemacht, Bonaparte zu ermorden.

Der Mordversuch scheiterte, die Verschwörer wurden hingerichtet. Als nun Bonaparte, der inzwischen vom Senat zum lebenslänglichen Consul ernannt worden war, sich ohne Erfolg an Ludwig XVIII. mit dem Antrage gewandt hatte, ihm für eine glänzende Schadloshaltung die Krone Frankreichs zu überlassen, beschloß er, an dem Herzog von Enghien (dem Sohn des Prinzen Bourbon-Condé) ein für die Bourbonen und für alle seine Feinde abschreckendes Beispiel aufzustellen. Der Herzog wohnte nahe der Grenze in dem badischen Städtchen Ettenheim. Mitten im Frieden brachen 300 französische Dragoner in Baden ein, nahmen den Herzog gefangen und führten ihn nach Frankreich. In ununterbrochener Fahrt wurde er nach Vincennes gebracht und dort ohne Untersuchung zur Nachtzeit im Festungsgraben erschossen. Behauptet wurde, er sei in den Verschwörungen gegen Bonaparte betheiligt gewesen, aber ein Beweis dafür wurde nicht beigebracht. Nun ließ — im März 1804 — Bonaparte sich durch den Senat den Kaisertitel und die Erblichkeit der Kaiserwürde für sich und seine Familie anbieten, und er war so gnädig zu antworten, „daß er den Titel annehme, welchen der Senat dem Ruhme der Nation für zuträglich halte, und er hoffe, Frankreich werde die Ehre, mit der es sein Geschlecht umgebe, nie bereuen." Im Glaswagen mit goldenem Rahmen, über welchem eine Krone schwebte, sahen die Pariser den ehemaligen Jacobiner und Freund Robespierre's zur Kirche Notre-Dame fahren, woselbst er sich die Krone auf das Haupt setzte und der Papst Pius VII., der dienstwillig sich eingefunden hatte, ihn mit dem „heiligen Oele" salbte. Nicht lange nach dieser Zeit setzte er sich zu Mailand die eiserne Krone auf sein Haupt, dabei die vermessenen Worte sprechend: „Gott hat sie mir gegeben; wehe dem, der sie antastet!" Bonaparte nannte sich jetzt Napoleon I., Kaiser von Frankreich und König von Italien. Er bekam außer sämmtlichen Palästen und Krondomänen der ehemaligen Königsfamilie 25 Millionen Francs Jahresrente, seinen Brüdern wurde der Rang französischer Prinzen, der Titel „Kaiserliche Hoheit" und ein Jahrgeld von einer Million zuerkannt.

Das war das Ende der Comödie, die die Franzosen ihre „glorreiche" Revolution nennen. Ein Königshaupt war in den Abgrund der Revolution gestürzt worden; aus dem Blutstrom war ein Kaiserhaupt aufgestiegen, und in diesem Haupte lebte eine Seele so unmenschlicher Art, daß selbst eine Maratseele nicht schwärzer erscheinen kann, als sie. Welch Unheil, daß ein Napoleon bis zur Herrscherwürde eines Volkes emporkommen konnte! Aber welch zehn- und

hundertfach größeres Unheil, daß ein solcher Mensch den Beifall so vieler Mitmenschen finden konnte, daß Fürsten sich so weit vergaßen, ihm die höchsten Verdienstorden zu senden, Gelehrte, ihm Schriften zu widmen, daß heut noch die Trübung des Gewissens der Menschheit, die er durch den Schein der Freiheit hervorrief, noch nicht gänzlich überwunden ist! —

Der dritte Coalitionskrieg gegen Frankreich.

Kaiser Paul von Rußland war 1801 von Großen des Reiches in seinem Schlafgemach erwürgt worden, sein Sohn Alexander war ihm auf den Thron gefolgt. Dieser und der Kaiser von Deutschland traten mit dem König von England, der an Frankreich den Krieg erklärt hatte, in Verhandlung; sie schlossen sich ihm an, und so kam es zum dritten Coalitionskriege. Kaum vernahm Napoleon von Truppenmärschen der Oesterreicher und Russen, als er Erklärungen von dem Kaiser Franz verlangte, und da diese ihm nicht genügend erschienen, sofort in Deutschland einrückte, um die Oesterreicher unter Mack anzugreifen, der zwischen Ulm und Memmingen stand. Dieser erwartete die Franzosen vom Westen her, Napoleon täuschte ihn jedoch, indem er (mit Verletzung der Neutralität) durch die Preußen gehörenden Fürstenthümer Anspach und Bayreuth zog und nun mit seinem durch bayerische und badensische Truppen verstärkten Heere von Nordosten gegen ihn anzog. Mack mußte sich mit 25,000 Mann in Ulm ergeben, Erzherzog Ferdinand und Fürst Schwarzenberg schlugen sich mit der Reiterei durch, brachten jedoch nur Trümmer ihrer Schaaren nach Böhmen. Sie vereinten sich mit den von Kutusoff geführten Russen in Mähren. Nachdem Napoleon seinen Einzug in Wien gehalten hatte, zog er dem russisch-österreichischen Heere entgegen, und es kam am 2. December 1805 zu der mörderischen „Dreikaiserschlacht" bei Austerlitz (außer Napoleon waren die Kaiser Franz II. und Alexander I. gegenwärtig), in der die Verbündeten gänzlich geschlagen wurden. Kaiser Franz bat um Frieden. Die Russen kehrten in die Heimath zurück, Preußen, welches bereits Einleitungen getroffen hatte, das ihm widerwärtige Bündniß mit Frankreich zu lösen, sah sich genöthigt, die Verbindung zu befestigen, es mußte sich sogar darein fügen, Neufchatel und den auf dem rechten Rheinufer gelegenen Theil des Fürstenthums Cleve mit der Festung Wesel an Frankreich, Anspach an Bayern abzutreten, wofür es Hannover erhielt. In dem Frieden

zu Preßburg (26. December) trat Oesterreich Venedig (welches nicht lange zuvor von Napoleon für Oesterreich erobert worden war) an Frankreich, Tyrol an Bayern und die österreichischen Besitzungen in Schwaben (Vorderösterreich) an Würtemberg und Baden ab. Bayern und Würtemberg waren von Napoleon zu Königreichen, Baden zu einem Großherzogthum erhoben worden. Kaiser Franz mußte die neuen Würden anerkennen. England war inzwischen auf dem Meere glücklicher in seinen Kämpfen gegen Frankreich gewesen. Der englische Admiral Nelson lieferte der französisch-spanischen Flotte am 21. October 1805 beim Cap Trafalgar (zwischen Cadix und der Meerenge von Gibraltar) ein Treffen, welches er mit der berühmt gewordenen lakonischen Anrede an seine Truppen eröffnet hatte: „England erwartet, daß Jedermann seine Schuldigkeit thue." Die vereinte französisch-spanische Flotte ward vollständig vernichtet und Frankreich damit zur See auf lange hin ohnmächtig gemacht. Nelson bezahlte diesen großen Sieg, der Englands Seeherrschaft unbestreitbar machte, mit dem Leben.

Vor Beginn des Krieges hatte Frankreich mit Neapel ein Bündniß geschlossen, demzufolge alle Häfen Neapels den Feinden Napoleon's verschlossen sein sollten. Dieses Bündniß brach die Königin Karolina, indem sie einer englisch-russischen Flotte mit 32,000 Mann gestattete, in den Hafen von Neapel einzulaufen. Da schleuderte Napoleon das Wort gegen das neapolitanische Fürstenhaus: „Die Dynastie der Bourbon's zu Neapel hat aufgehört zu regieren!" Doch um diese Zeit hoffte Karolina noch auf den Sieg des vereinten russisch-österreichischen Heeres. Als aber die Kunde von der Niederlage der Verbündeten bei Austerlitz eingegangen war, und als die englisch-russischen Truppen, die in Neapel willkommene Aufnahme gefunden hatten, sich einschifften, da beeilten sich Karolina und ihr Gemahl, ihre Kostbarkeiten einzupacken, mit denen sie sich darauf nach Sicilien flüchteten. Massena rückte am 14. Februar 1806 in Neapel ein, worauf Napoleon seinen Bruder Joseph zum König von Neapel und Sicilien einsetzte.

In ähnlicher Weise sorgte Napoleon für andere Verwandte und hervorragende Anhänger. Die batavische Republik (Holland) verwandelte er in ein Königreich, welches er seinem Bruder Ludwig gab. Seine Schwester Elisa und ihr Gemahl Bacchiocchi erhielten von ihm die Republik Lucca mit Piombini als erbliches Fürstenthum. Seinen Schwager Joachim Murat (dieser, seines Standes Koch, hatte sich als Soldat durch Tüchtigkeit bis zum General emporgeschwungen) und den Marschall Bertier erhob er zu Herzogen; Murat erhielt

Cleve und Berg, Bertier Neufchatel. Seinen Stiefsohn Eugen Beauharnais ernannte Napoleon zum Vicekönig von Italien. Alle Verhältnisse, alle seiner Macht erreichbaren Personen mußten ihm dazu dienen, seinen Herrscherthron zu stützen. Fürstenthümer hatte er Verwandten und Vertrauten verliehen, aber Eines nicht: Selbstständigkeit. Die Begnadigten blieben im strengsten Verhältniß der Unterordnung zu ihm. Zwei seiner Brüder, Hieronymus und Lucian, waren mit Frauen aus der bürgerlichen Klasse der Gesellschaft verheirathet. Er befahl ihnen: Löset eure Ehen, die unserer Stellung unwürdig sind, dann sollet auch ihr, wie eure übrigen Brüder, zu Prinzen erhoben und einem jeden soll ein Jahrgehalt von einer Million gegeben werden! Der edle Lucian wies den Versuchungsruf von sich; Hieronymus dagegen verstieß sein angetrautes Weib, worauf er mit einer würtembergischen Prinzessin vermählt ward. So zahlte das würtembergische Fürstenhaus seinen Dank dafür, daß ihm der ehemalige Jacobiner eine Krone geschenkt hatte. Man ging damit zugleich neuen Vortheilen nach. Welche Schmach im Angesichte Gottes und im Angesichte aller redlichen Menschen! Auch das bayerische Fürstenhaus meinte seinem Vortheile dadurch zu dienen, daß es in verwandtschaftliche Beziehungen zu dem revolutionären Kronenverleiher trat, und es fand die Werbung Eugen's um die Hand einer bayerischen Prinzessin freudige Zustimmung. Eine Nichte Josephinen's, der Gemahlin Napoleon's, wurde mit dem Kurprinzen von Baden vermählt. So wurden auch durch Heirathsverbindungen Fäden gezogen, die herrschsüchtigen Zwecken dienen sollten. O, Napoleon war ein Meister in „Dingen dieser Welt!" Wir werden aber sehen, daß Meisterschaften dieser Art nur eine Weile vorhalten. Napoleon verschenkte Länder und Kronen wie Spielwaaren, er erhob Niedrige und stürzte Hohe. (Ein Staatsmann der damaligen Zeit sagte von ihm: „Er fürstete Bürstenbinder und bürstete Fürstenkinder.") Mit dem Letzteren schmeichelte er zugleich den Massen, nicht weil er ihnen wohlwollte, nein, weil er Massen gebrauchte zum Opferdienst für seine Herrschsucht. — In kräftigster Weise war von ihm der Wahrspruch der altrömischen Politik, welchen vor ihm schon die Bourbonen zu dem ihren gemacht hatten, aufgenommen worden: Entzweiung und Zerklüftung Deutschlands! — Der Kaiser Franz sowohl als einige deutsche Fürsten hatten sich im Bezug darauf dem jetzigen Herrscher Frankreichs zu Willen erwiesen. Im Besondern lag aus Ludwig's XIV. Zeit vor: Verbindungen der rheinischen Fürsten unter sich zu dem Zweck zu veranlassen und zu fördern, sich Frankreichs Politik dienstbar zu erweisen.

Die Unheilssaat war gesäet worden im westfälischen Friedenschluß (Bd. III., S. 266), die geistlichen Fürsten am Rhein hatten weiterhin das Ihre gethan, daß die böse Saat aufwucherte; jetzt war der Mann da, unter dem sie zu üppiger Blüthe gelangen sollte. Napoleon beschloß, den Südwesten Deutschlands dadurch von dem übrigen Deutschland zu trennen, daß er ihm eine besondere Verfassung gab. So entstand der Rheinbund, an welchem sich betheiligten Bayern, Würtemberg, Baden, Berg, Darmstadt, Hohenzollern u. a. m., und dessen Gründung am 12. Juli 1806 zu Paris erfolgte. Napoleon — dies war ihm das Wesentliche bei dieser seiner politischen Schöpfung — ward als Protector des Bundes anerkannt und ihm zugesagt, daß der Bund ihm zu seinen Kriegen stets Truppen zum Belauf von 63,000 Mann stellen werde, wogegen er sich verpflichtete, jeden Fürsten in dem Besitz seines Landes und in seinen Souveränitätsrechten zu schützen. Der auf die Zertrümmerung Deutschlands gerichtete Plan der römisch-französischen Politik war zur Verwirklichung gelangt. Greller als alles Andere zeigte dies die von Napoleon an dem nürnberger Buchhändler Palm verübte Mordthat. Dieser hatte eine Schrift verlegt, betitelt „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung," und da er sich ehrenhafter Weise weigerte, den Verfasser zu nennen, ließ ihn Napoleon ohne Weiteres erschießen. Und was thaten Kaiser und Reich? — Nichts! — An Beschönigung ihrer durch Bildung des Rheinbunds an dem Gesammtreiche geübten Unthat ließen es die betheiligten Fürsten nicht fehlen. Sie wiesen darauf hin, daß der Kaiser Franz bei seinen Friedensschlüssen Gebiete deutscher Fürsten nicht geschont, daß er sie vielmehr zu Gunsten seines Erbreichs Oesterreich unbeschwert mit in den Kauf gegeben habe, daher es ihnen nicht zu verdenken sei, wenn sie sich durch eine andere Macht das Ihre garantiren ließen. — Und was entgegnete der gegenwärtige Vertreter des Hauses Habsburg-Lothringen, dessen Sünden gegen das Reich allerdings groß waren? Er beklagte sich wiederum über die Untreue der Reichsfürsten. Nehmt ihr, sagte Franz, Kronen von einer andern Macht, verbündet ihr euch zu Schutz und Trutz mit dieser Macht, nun denn, so ist's Zeit, daß ich die deutsche Kaiserwürde niederlege! — O du Haus Habsburg, das war längst geschehen, der „Würde" deiner Stellung hattest du längst entsagt, und eben darum war der Verfall eingetreten, so daß dir nun nichts mehr übrig blieb, als formell einer Stellung zu entsagen, die außerdem auch nicht einmal mehr von Napoleon, wie dieser dies ausdrücklich gesagt hatte, anerkannt wurde! Die Entsagung des Kaisers Franz datirt vom 6. August 1806.

Unrühmlich trat das Haus Habsburg zurück von einem hehren Amte, welches es mit Hülfe Roms, in dessen Vasallenschaft es sich begeben, benutzt hatte, sich ein großes Erbreich zu verschaffen.

Friedrich Wilhelm und Luise.

Aber was that denn Preußen während dieser letzten Kriege, Preußen, in welchem wir von der Zeit des großen Kurfürsten an bis zu der Friedrich des Großen die Verjüngung Deutschlands bis zu einem gewissen Grade sich vollziehen sahen? Aeußerlich wenig, innerlich Vieles. Preußen war der Staat, von dem der Geist ausgehen sollte, den (bezüglich seiner Wirkung gegen Napoleon) der Dichter später mit den Worten characterisirte: „Der ist's, der ihn geschlagen zumeist!" — Um diesen Geist in seinem Wesen kennen zu lernen, ist (den Beweis dafür wird die Sache selbst ergeben) es nöthig, einen Blick auf das Königshaus und auf die Verwaltung innerhalb des letzten Jahrzehents zu werfen.

Der jetzt regierende König, Friedrich Wilhelm III., hatte als Kronprinz jenen unglücklichen Kriegszug in der Champagne mitgemacht, der weder die Politik Preußens in einem günstigen Lichte erscheinen ließ, noch den Ruhm der preußischen Waffen heller strahlen machte. Für die unkluge Maßregel, Frankreich damals anzugreifen, war nicht er, sondern sein Vater, Friedrich Wilhelm II., verantwortlich. Eines erwarben sich Beide, der König wie der Kronprinz: den Ruhm persönlicher Tapferkeit. Das ist Hohenzollernart, wie die Geschichte es bewiesen hat. Aber noch ein Anderes erwarb sich der Kronprinz auf diesem Zuge — die Hand der Prinzessin Luise, Tochter des Herzogs Karl Ludwig von Mecklenburg-Strelitz. Die Gelegenheit dazu ergab sich aus dem Umstande, daß sich der Herzog mit seiner Familie um jene Zeit in Frankfurt a. M. befand. Göthe, der die Prinzessin Luise und ihre Schwester Friederika in demselben Jahre sah, schreibt über Beide: „Man konnte die beiden jungen Damen für himmlische Erscheinungen halten, deren Eindruck auch mir niemals verlöschen wird." Glücklicherweise war Luise auch so vollkommen an Geist und so reich an Liebe, wie sie es an äußerer Schönheit war. Es sollte hochbedeutsam für Preußen und für Deutschland werden, daß Luise auf den Thron Preußens gelangte — darum eben haben wir einige sie und zugleich die Zustände am preußischen Hofe characterisirenden Vorgänge in Betracht zu ziehen und zwar zunächst

solche, die noch in die kronprinzliche Zeit Friedrich Wilhelm's fallen.

Am 22. December 1793 fand ihre Einholung in Berlin statt. Ein junges Mädchen im weißen Kleide und mit Blumenschmuck im Haar trug, wie üblich, ein Gedicht vor. Es stand in dem Gedicht die Zusicherung ausgesprochen, Luise werde auch in der neuen Heimathsstätte treue Liebe finden. Der Prinzessin stürzten die Thränen aus den Augen; sie beugte sich nieder, umfaßte die Sprecherin und küßte sie. Ob dieses Vorganges stand die Oberhofmeisterin von Voß wie erstarrt von Schreck. Endlich brachte sie die Worte hervor: „Mein Gott, was haben Ew. königliche Hoheit gethan! Das ist ja gegen allen Anstand und Sitte!" Da erhob Luise ihre großen blauen Augen, deren Reiz so unbeschreiblich gewesen sein soll, auf die Hofmeisterin und fragte verwundert: „Wie, darf ich das nicht mehr thun?" — Was Anderes bedeutete diese Frage, als: Soll mich hier höfisches Wesen trennen von der Gewohnheit, menschlichen Empfindungen in ungezwungenster Weise Raum zu geben? — Daß es so sein solle und müsse, war allerdings die Meinung der Frau Oberhofmeisterin. Aufrechthaltung der strengsten Hofsitte und mit derselben größtmögliche Scheidung vom Volke und dabei glanzvolles Erscheinen — das war in ihren Augen der Talisman, der den Bestand des Königthums verbürgte, ja nach ihrer Meinung wäre Ludwig's XVI. Haupt nimmer gefallen, wenn er es mit der Hofsitte strenger genommen hätte. Für diese Frau schienen die beiden Vorgänger des jetzigen Königs von Preußen, Friedrich der Große und Friedrich Wilhelm I., umsonst gelebt zu haben. Diese hatten in andern Dingen ihre Größe gesucht und sie auch gefunden, als in kostspieligen Hofnichtigkeiten, durch die der Schweiß des Volkes vergeudet und obendrein noch dem Lande ein böses Beispiel gegeben wird. Ein Anhauch französischen Wesens war unter König Friedrich I. auch über den berliner Hof gekommen, von dem Nachfolger, Friedrich Wilhelm I., aber auf das Gründlichste wieder entfernt worden. In der gegenwärtigen Zeit — unter Friedrich Wilhelm II. — hatte sich in das Hofleben wiederum mancher üble, aus Frankreich stammende Gebrauch eingeschlichen, und die Frau Oberhofmeisterin gehörte zu den Personen, denen das Wächteramt über die Heilighaltung jenes fremden Wesens anvertraut worden war. Doch schon war in Preußen der Mann vorhanden, der den Willen und — wenige Jahre später — auch die Macht hatte, den Hof von bourbonischen Unsitten auf's Neue zu säubern. Und glücklicherweise fand er sich in diesem Streben, wie in allen wesent-

lichen Dingen mit der Prinzessin Luise, mit der er am Weihnachtsabend 1793 vermählt ward, völlig einig. Es währte nicht lange, so war Luise, die ihrem Wesen getreu blieb, der Liebling des Volkes. Von nicht hoch genug anzuschlagendem Werthe war es, daß sich der Bund Friedrich Wilhelm's und Luisen's zu einem leuchtenden Vorbilde wahrhaft deutschen Familienlebens gestaltete, was gar bald, da man zu jener Zeit — ebenfalls nach französischer Weise — in hohen und höchsten Kreisen das eheliche Leben leider durchaus nicht heilig hielt, von segensreichen Folgen ward. Zu den Erzeugnissen des Bestrebens, den innern Verfall durch äußern Flitter zu bedecken, gehörte zu jener Zeit auch der von Ehegatten der höheren Stände geübte Gebrauch, einander mit Sie anzureden. Welche Aufregung entstand nun in diesen Kreisen, besonders bei Hofe, als man vernahm Friedrich Wilhelm und Luise wechselten mit einander nach alter traulicher Weise das Du! Wurde doch der Kronprinz vom Könige sogar darüber zur Rede gestellt! — Bald kam eine Gelegenheit, die es zeigte, daß der Kronprinzessin neben den zartesten Empfindungen auch die Kraft innewohne, Unvermeidliches mit Würde zu tragen. Polen hatte sich unter dem tapfern Kosciuszko erhoben, es kam zum Kriege, und der Kronprinz ging mit in's Feld. Als die Kunde nach Berlin kam, der Kronprinz habe bei dem Sturme auf Wola die nächste Colonne hinter dem Könige geführt, äußerte Luise: „Ich zittere vor jeder Gefahr, der mein Mann sich aussetzt; aber ich sehe ein, daß der Kronprinz, welcher der erste nach dem Könige auf dem Thron ist, auch der erste nach ihm im Felde sein muß.“ Nach der Rückkehr aus Polen kaufte der Kronprinz das kleine, zwei Meilen von Potsdam an der Havel gelegene Landgut Paretz, das er sich in einfachster Weise ausbauen ließ. Dem Baumeister und dem Gärtner schärfte er ein, ihre Anschläge so einzurichten, als handle es sich um Arbeiten für einen wenig bemittelten Gutsbesitzer. Er wollte, äußerte er einmal scherzend, hier als Schulze von Paretz angesehen werden. Der Prediger Lehnert aus dem Paretz nahegelegenen Dorfe Falkenrehde sagt in einer von ihm veröffentlichten Schilderung des Schlosses: „Im Innern sieht man keine kostbaren Möbel, keine prächtig geschmückten Wände, keine reichgearbeitete Teppiche, keine goldenen und silbernen Geräthschaften oder andere werthvolle Kunstsachen.“ Einer fürstlichen Person, die „diese Einsamkeit in Paretz unerträglich“ fand, erwiederte Luise, sie gefalle sich ausnehmend als „gnädige Frau von Paretz.“ Der biederherzige Major von Köckeritz schrieb über das Leben des kronprinzlichen Paares zu Paretz: „Die guten Menschen genossen mit

einem heiteren Herzen so ganz das Einfache der Natur, entfernt von allem Zwange nahmen sie Antheil an den naiven Aeußerungen der Freude des Landvolkes, besonders bei dem fröhlichen Erntefeste. Die hohe schöne Frau vergaß ihre Hoheit und mischte sich in die lustigen Tänze der jungen Bauernsöhne und Töchter und tanzte vergnügt mit. Hier war im eigentlichen, aber besten Verstande Freiheit und Gleichheit; ich selbst dachte nicht daran, daß ich fünfundfunfzig Jahr zurückgelegt und tanzte gleichfalls mit und so auch desgleichen, von unserm gnädigen Herrn dazu aufgefordert, die Frau Oberhofmeisterin von Voß, Excellenz. O wie waren wir Alle so glücklich!" — Wie für Friedrich den Großen das rheinsberger Leben gleichsam eine Idylle gewesen war, so war für Friedrich Wilhelm das Leben in Paretz eine solche. Vorher hatte er Trübes erlebt, für später erwartete ihn unendliches Trüberes. Es war, als ob in seiner frühen Jugend schon der Schatten von dem ihn berührte, was später in seiner ganzen Herbheit über ihn kommen sollte. Sein Hofmeister Behnisch, ein Hypochonder, ließ den kindlichen Frohsinn in der Seele seines prinzlichen Zöglings nicht aufkommen. Aber noch Uebleres traf ihn. Es wurde schon darauf verwiesen, daß es am Hofe Friedrich Wilhelm's II. nicht besonders ehrbar zuging. Neben seiner rechtmäßigen Gemahlin hatte Friedrich Wilhelm II. (von andern Dingen zu schweigen!) zwei zur Linken angetraute Frauen. (Man sieht daraus zugleich, daß seine Hofprediger keine Ader von dem frommen Sinne und dem Gottesmuthe eines Nathan in sich hatten. Es hat ohne Zweifel auch gute „Hofprediger" gegeben; allein Fürsten und Völker würden ohne „Hofprediger" sicherlich besser gedeihen.) Ehrbaren Sinnes, wie er es war, schreckte den Prinzen bald genug das Treiben des Hoflebens zurück. Schaut man der Sache auf den Grund, so muß man bekennen: ihm fehlte der Segen eines frommen Elternhauses. Dies sowohl als das ihn bedrückende Benehmen seines Hofmeisters machte ihn schüchtern, verschlossen, und, wenn er genöthigt war, sich öffentlich zu zeigen, unsicher. Was sich damit seiner Natur aufprägte, verwischte sich nie ganz, und es bewirkte dies, daß Viele, die ihn nach seiner äußeren Erscheinung beurtheilten, nicht ahnten, welch ein warmes Herz in seiner Brust schlug. — Luise hatte sich „gnädige Frau" von Paretz genannt. In der That, sie war eine gnädige Frau in einem viel tieferen Sinne, als sie es gemeint hatte. Frau von Berg, die ihr Leben beschrieben hat, sagt über sie: „Eine Landesmutter in jenem frommen, deutschen Sinne, der eine Elisabeth trieb, ihre Edelsteine zu verkaufen, um aus diesen Steinen Brot für

die Armen zu gewinnen, sah und grüßte Luise von Preußen in dem geringsten ihrer Unterthanen einen Sohn oder eine Tochter; hob sie die am Wege spielenden Kinder liebend empor, auf ihre Arme, an ihr Herz; bückte sie sich tröstend zu dem am Wege kauernden Mütterchen nieder, und wo es nicht der milden Gaben bedurfte, zu der ihre Hand immer offen war, da ließ sie als Andenken wenigstens ein freundliches Wort fallen, das unauslöschlich im Herzen der Angeredeten blieb." — Versailles und Paretz — welche Gegensätze! Dort Ueppigkeit, Stolz, Glanz, Prunk, — hier Einfachheit und frommer, zufriedener Sinn. Ludwig XIV. hatte sich mit Aufbietung ungeheurer Summen Versailles erbaut, um der Berührung mit dem Volke gänzlich überhoben zu sein; Friedrich Wilhelm und Luise hatten sich aus einem für sie prunkvoll ausgestatteten Schlosse nach Paretz zurückgezogen, um unter dem Volke zu leben und möglichst wenig von der französirten Hofwelt belästigt zu werden. Auf das kronprinzliche Paar blickten die Besseren des Landes freudigen und hoffnungsreichen Sinnes. Die noch in Zwiespalt mit sich über Recht und Unrecht der Bourbonen waren, denen hätte ein Vergleich zeigen können, was wahrhaft fürstlich und was nur ein glitzernder Schein von Fürstlichkeit ist. Versailles lag um diese Zeit in Trümmern. Der Domherr F. J. L. Mayer, der es um dieselbe Zeit sah, erzählt: „Das Schloß ist unbewohnt, vernachlässigt ist der Park, ausgeleert, verfallen und ganz zerstört sind die Lustschlösser und Gartengebäude, verstümmelt Statuen, Büsten, Basreliefs und Vasen. Eine leere Einöde, wie die Gräber derer, die hier einst auf dem Thron saßen, umgiebt die Wanderer. Die Thüren zu dem üppigen Wohnhause der Königin sind vertrocknet, gespalten; Gras sproßt an den Stufen, Epheu rankt die Mauern hinan; ausgeleert die Säle und Zimmer, ausgebrochen die Spiegel, herabgerissen die Malereien; ein Kellerduft geht aus den Gemächern hervor, an den nackten feuchten Wänden schlägt Salpeter aus." — Friedrich Wilhelm III. trat sein königliches Amt im Jahre 1797 an. Von der schweren Erbschaft, die ihm in Bezug auf Preußens Stellung zu Frankreich zugefallen war, wird weiterhin Näheres zu sagen sein. Hier haben wir zunächst die private Seite seines Lebens und seine Maßnahmen in Bezug auf die Verwaltung des Landes in Betracht zu ziehen. Ungeblendet vom Glanze der Krone, blieben Friedrich Wilhelm und seine Gemahlin auch in ihrer neuen Stellung ihrer früheren Lebensweise getreu. Der Bischof Eylert (auch ein „Hofprediger!") hat uns in einem großen Werke über Beide Schönes erzählt; zu bedauern ist nur, daß er bei seiner

Darstellung einer Wahrheit sich verschlossen hat, die der große britische Dichter mit den Worten bezeichnet: Man soll das Gold nicht durch Goldflitter und die Lilie nicht durch weiße Farbe verschönern wollen! Ebenfalls etwas überschwenglich, jedoch im Wesentlichen mit den Urtheilen aller glaubhaften Zeitgenossen übereinstimmend, sagt der Dichter Novalis: „Der König ist das gediegene Lebensprincip des Staates, dasselbe, was die Sonne im Planetensystem ist. Die Königin hat zwar keinen politischen, aber einen häuslichen Wirkungskreis im Großen. Ihr Beispiel wird unendlich viel wirken. Die glücklichen Ehen werden immer häufiger, die Häuslichkeit wird mehr und mehr als Mode werden. Sie wird zugleich echtes Muster des weiblichen Anzuges sein. Es würde ein sehr gefährliches System des neuen preußischen Staates sein, wenn man zu stumpf für die wohlthätigen Einflüsse des Königs und der Königin wäre, wenn es etwa in der That an Sinn für dieses klassische Menschenpaar gebräche. — Jede gebildete Frau und jede sorgfältige Mutter sollte das Bild der Königin in ihrem und ihrer Töchter Wohnzimmer haben. Welche schöne kräftige Erinnerung an das Urbild, das jede zu erreichen sich vorgesetzt hätte! — Sonst mußte man sich vor Höfen, wie vor einem ansteckenden Orte, mit Weib und Kindern flüchten. An einem Hofe wird man sich jetzt vor der allgemeinen Sittenverderbniß wie auf eine glückliche Insel zurückziehen können." „In unsern Zeiten haben sich wahre Wunder der Wesenverwandlung ereignet. Verwandelt sich nicht ein Hof in eine Familie, ein Thron in ein Heiligthum, eine königliche Vermählung in einen ewigen Herzensbund?" — Wahrlich, auf dem Altare des Lebens dieses Königspaares ward das heilige Feuer gehütet, dessen Strahlen später in dem Volke die Flamme todesmuthiger Begeisterung hervorrufen half. — Aber auch die Verwaltungsmaßnahmen Friedrich Wilhelm's waren von segensreichsten Folgen. Er lenkte wieder mit aller Hingabe an die Sache ein in die Bahn, auf der das Land sich unter seinen großen Vorgängern so kernhaft entwickelt hatte. „Der Staat ist nicht reich," heißt es in einem seiner ersten Erlasse an die Beamten, „um unthätige und müßige Glieder zu besolden; wer sich dessen schuldig macht, wird ausgestoßen." Gleich darauf entfernte er den Heuchler Wöllner aus seiner einflußreichen Stellung. „Die Religion," sagte der König bei dieser Gelegenheit, „sei eine Sache des Herzens, des Gefühls und der eigenen Ueberzeugung und dürfe nicht durch methodischen Zwang zu einem gedankenlosen Plapperwerke herabgewürdigt werden. Vernunft und Philosophie müßten ihre unzertrennlichen Gefährten sein, dann

würde sie durch sich selbst feststehen, ohne der Autorität derer zu bedürfen, die sich anmaßen wollten, ihre Lehrsätze künftigen Jahrhunderten aufzudringen und den Nachkommen vorzuschreiben, was sie zu jeder Zeit denken sollten." — Damit waren die Gewissen der Unterthanen von einem schweren Drucke befreit, der Adler der Hohenzollern begann wieder aufzusteigen. — Kant, der Königsberger Philosoph, hatte unter Wöllner verstummen müssen; Friedrich Wilhelm machte das Wort des Weisen wieder frei, wodurch der königsberger Universität ein Impuls gegeben ward, dessen Wirkungen bald darauf in herrlicher Weise hervortraten. Dem wegen seines Freisinns in Jena verfolgten Fichte eröffnete der König in der Hauptstadt Preußens eine Stätte des Wirkens; ebenso wurden von ihm Steffens, Hufeland und Johannes von Müller nach Berlin berufen. Hufeland pries sich glücklich, daß sich ihm „in einem liberalen, unter einer neuen Regierung neu aufblühenden Staate" ein Wirkungskreis geöffnet habe. Dem herrlichen Schiller bot der König einen Jahrgehalt von 3000 Thalern, einen Platz in der Akademie und den Gebrauch einer Hofequipage an, wenn er bereit sei, nach Berlin überzusiedeln. Kränklichkeit und liebgewordene Gewohnheit hielten den gefeierten Dichter in Weimar zurück. Wie für Kunst und Wissenschaft verwendete der für sich auf's Aeußerste sparsame König bedeutende Summen für Förderung des Volksschulwesens. „Ich betrachte," sagt er in einem Erlaß, „das Schulwesen als einen Gegenstand, der alle meine Aufmerksamkeit verdient." Entsprechend altem Gebrauch hatten ihm die Stände Preußens ein Huldigungsgeschenk von 100,000 Thalern gemacht. Er wies das Geld der Volksschule an. Für Förderung der Landeskultur verwandte er in den Jahren bis 1806 nicht weniger als 26 Millionen Thaler. Uebergroß war der Uebermuth des Junkerthums in der Armee aufgeschossen, arge Dinge (namentlich aus der potsdamer Garnison) wurden ruchbar. Solchem Unwesen trat der König mit dem größten Ernste entgegen: „Ich habe," heißt es in einem Erlaß aus dem Jahre 1798, „sehr mißfällig entnehmen müssen, wie besonders die jungen Offiziere Vorrang vor dem Civilstande behaupten wollen. Ich werde dem Militär sein Ansehen geltend zu machen wissen, wo es ihm wesentliche Vortheile bringt, auf dem Schauplatze des Krieges, wo sie ihre Mitbürger mit Leib und Leben vertheidigen sollen. Allein im Uebrigen darf sich kein Soldat, weß Standes er auch sei, unterstehen, einen der geringsten Bürger zu brüskiren; denn diese sind es, nicht ich, welche die Armee unterhalten." Es war freilich der Eintritt sehr ernster Ereignisse nöthig, um das

Militär von den Uebeln zu befreien, die sich in ihm seit dem Tode des großen Königs eingenistet hatten. — Bis zu dem Unglücksjahre 1806 hatte Friedrich Wilhelm fast die Hälfte der vorgefundenen Staatsschuld abgetragen. Wie war es ihm möglich gewesen, zu solchen Ergebnissen zu gelangen? Hatte doch die kurze Zeit der Regierung seines Vaters nicht nur den von Friedrich den Großen aufgesammelten Staatsschatz (70 Millionen!) erschöpft, sondern auch dem Lande eine Staatsschuld von 80 Millionen hinterlassen! — Friedrich Wilhelm III. hat Jenes bewirkt durch weise Sparsamkeit, in der er und die Königin Allen mit gutem Beispiele vorangingen, und durch strenge Ordnung im Haushalte.*)

Wahrlich, wollten Diejenigen, die bisher nur die letzte Zeit des Königs (die Zeit, in der er durch Unglücksschläge gebrochen und von Netzen Metternich's umstellt war) in Betracht gezogen haben, einmal mit Aufmerksamkeit seine ersten neun Regierungsjahre (aus denen oben nur Andeutungen gegeben wurden) durchgehen, sie würden durchschauen, was das Land ihm zu danken hat, sie würden erkennen, daß, wenngleich er sich den Forderungen der äußeren Politik nicht gewachsen zeigte, an der Erhebung seines Volkes sein und seiner Gemahlin Wirken den thätigsten Theil hatte, und es würde sich ihnen endlich die Ueberzeugung aufdrängen, daß der König in hohem Maße die Güter mehren half, die Preußen später zu der Stellung verhalfen, die es heut einnimmt.

Der preußische Krieg (1806).

In dem Obigen liegt die Antwort auf die zu Anfange des Abschnittes aufgestellte Frage: weshalb Preußen bisher unter Friedrich Wilhelm III. den Kriegsereignissen ferngeblieben sei. Das friedliche Reformwerk auf dem Gebiete der Landesverwaltung, das bereits so segensreiche Früchte getragen hatte, nahm den König so ganz hin, daß er nach außen scheu allen Verwicklungen auswich; es mochte dazu kommen, daß er sich einem Meister der Schlachten, als welchen Napoleon sich bereits hinlänglich bewährt hatte, von vornherein nicht gewachsen fühlte. Aber wohl oder übel, Napoleon's Haltung gegen Preußen ward eine derartige, daß Friedrich Wilhelm sich zuletzt ge-

*) Siehe: Geschichte der Freiheitskriege. Von Ferdinand Schmidt. 5. Auflage. Berlin, Fr. Lobeck'sche Verlagshandlung.

zwungen sah, das Schwert zu seiner Vertheidigung zu ziehen. Umgarne den Gegner mit List, lähme seine Bewegungen dadurch, daß du seine bisherigen Freunde von ihm abziehst, und dann versetze ihm den tödtlichen Schlag! Das war eben die Methode der altrömischen Politik, die sich auf Frankreich übertragen hatte, und die in besonders wirksamer Weise von Napoleon zur Anwendung gebracht wurde. Im Hinblick darauf, daß Kaiser Franz II. den einzelnen deutschen Staaten Schutz nicht verleihe, war in Friedrich Wilhelm der Plan entstanden, den norddeutschen Bund zu stiften, der die nördlich gelegenen deutschen Staaten umfassen sollte. Dieser Plan war anfänglich von Napoleon gefördert worden, jedoch nur, um den von ihm zu jener Zeit verfolgten Zweck zu erreichen, der sich auf die Stiftung des Rheinbundes bezog. Kaum hatte der Rheinbund Gestalt gewonnen, so erließ Napoleon an die von Preußen eingeladenen Staaten den drohenden „Rath", sich an der Stiftung eines norddeutschen Bundes nicht zu betheiligen! Nun trat es auch zu Tage, daß Napoleon Hannover nur an Preußen gegeben hatte, um es mit England zu verfeinden. Der Zweck war erreicht: England grollte Preußen und begann ihm durch Wegnahme von Handelsschiffen empfindlichen Schaden zuzufügen. Und um das Maß der Hinterhaltigkeit voll zu machen, verlangte Napoleon jetzt plötzlich von Preußen, es solle Hannover ohne alle Entschädigung an England abtreten. Damit hoffte er den Frieden zwischen Frankreich und England einzuleiten, zu dem überdies seit dem Tode Pitt's sich Aussichten eröffnet hatten. (Letzterem Staatsmanne war der friedlich gesinnte Fox gefolgt. Doch starb dieser bald, und es gewann damit wieder die Kriegspartei in England die Oberhand.) Dies und Aehnliches und dazu der hochfahrende Ton, den Napoleon gegen preußische Staatsmänner anschlug, rief die heftigste Erbitterung im Volke hervor, die in einer, von den Prinzen Heinrich, Wilhelm und Louis Ferdinand, General Blücher, Stein und Anderen unterzeichneten und dem Könige überreichten Denkschrift Ausdruck fand. Der König nahm die ihm gemachten Darlegungen ungnädig entgegen, aber er sah sich doch endlich gedrängt, von Napoleon zu fordern, daß er seine Truppen aus Deutschland ziehe, daß er das widerrechtlich besetzte Wesel zurückgebe und die Zusicherung ertheile, der Stiftung eines norddeutschen Bundes unter Preußens Führung keinerlei Hindernisse mehr in den Weg legen zu wollen. Darauf erklärte Napoleon an Preußen den Krieg. Tag's darauf erfolgte die preußische Kriegserklärung.

Als ein übles Vorzeichen ward es von Vielen angesehen, daß

der König den Herzog von Braunschweig, der den unglücklichen Feldzug in die Champagne ausgeführt hatte, mit dem Oberbefehl vertraute. Dies war nicht geeignet, dem preußischen Heere Zuversicht einzuflößen. Der Aufforderung Napoleon's an die Rheinbundsfürsten ward willig Folge geleistet, und er überschritt am 28. September die deutsche Grenze. Anfang October kam es zu einigen Treffen, in einem derselben (bei Saalfeld am 10. October) fiel der Prinz Louis Ferdinand. Darauf erfolgte (14. October 1806) die Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt, die für Preußen unglücklich ausfiel. Der Herzog von Braunschweig (der gleich zu Anfange des Kampfes im Gesichte gefährlich verwundet worden war) wurde bei Auerstädt, der Fürst von Hohenlohe bei Jena geschlagen. Eine grenzenlose Verwirrung bemächtigte sich der Führer, das Heer ging in Auflösung zurück, einzelne starke Abtheilungen ergaben sich, Commandanten starker Festungen capitulirten ohne einen Schuß gethan zu haben. So fielen kurz hinter einander Erfurt, Spandau, Küstrin uud Magdeburg mit Besatzungen, die zusammen gegen 50,000 Mann zählten, in die Gewalt des Feindes. Der Fürst von Hohenlohe gab sich mit 16,000 Mann bei Prenzlau gefangen. Blücher schlug sich mit einer Abtheilung durch und erreichte Lübeck. Er vertheidigte sich heldenmüthig, sah sich aber endlich genöthigt, zu capituliren; doch geschah Letzteres mit allen militärischen Ehren. Dreizehn Tage nach der Schlacht hielt Napoleon seinen Einzug in Berlin. Tag's zuvor war er in Potsdam gewesen und hatte daselbst die Zimmer Friedrich des Großen unbedeckten Hauptes in Augenschein genommen. „Lebte Friedrich noch," soll er daselbst gesagt haben, — „ich wäre heut nicht hier!" — Die Victoria vom Brandenburger Thore und andere Kunstschätze wanderten nach Paris. Grenzenlos war der Uebermuth des Siegers. Weil der Herzog von Braunschweig als preußischer General gegen ihn gekämpft hatte, erklärte Napoleon Braunschweig als zu Frankreich gehörig, und weil der Kurfürst von Hessen neutral geblieben war, ließ Napoleon ihm erklären, daß er ihn als seinen Feind betrachte. Da der Kurfürst wußte, was eine solche Erklärung aus Napoleon's Munde zu besagen hatte, vertraute er seine Schätze dem Keller Rothschild's zu Frankfurt a. M. an und floh nach Schleswig. Der Kurfürst Friedrich August von Sachsen war gezwungen worden, an dem Kampfe gegen Napoleon Theil zu nehmen. Einmal weil Napoleon dies wußte, fürs Andre, weil er mit Sachsen besondere Pläne vorhatte, sandte er dem Kurfürsten 6000 Sachsen, die in französische Gefangenschaft gerathen waren, zurück und ließ ihm ankündigen,

daß ihn ein Gebietsverlust nicht treffen solle. Das Ergebniß daran sich schließender Verhandlungen war, daß der Kurfürst von Sachsen mit dem ihm von Napoleon verliehenen Titel „König" in den Rheinbund eintrat.

Friedrich Wilhelm hatte sich inzwischen an den Kaiser Alexander von Rußland gewandt, der dem Kaiser Napoleon grollte, weil ihm von diesem seine auf die Moldau und Wallachei gerichteten Pläne gekreuzt worden waren. Jetzt kam noch für Alexander die Besorgniß wegen der Annäherung der französischen Waffen an die Grenze Rußlands hinzu. Er sandte zwei Heere nach Ostpreußen, die sich daselbst mit der preußischen Macht vereinigen sollten. Um Preußen und Rußland neue Schwierigkeiten zu bereiten, erließ Napoleon einen Aufruf an die Polen, forderte sie auf, zum Befreiungskampfe zu schreiten und versprach ihnen seinen Beistand. Er ließ auch einen angeblich von dem in der Schweiz lebenden Kosciuszko unterzeichneten Aufruf in Polen verbreiten, dahin gehend, Polen möge sich gegen seine Unterdrücker erheben und Napoleon vertrauen. Die Täuschung wirkte wie ein Zauberschlag. Erst nach Darbringung schwerer Opfer an Geld und Blut sollten die Polen zu der Einsicht gelangen, daß es dem Kaiser Napoleon nie Ernst mit dem ihnen verheißenen Beistande gewesen sei. Im Winter gingen in Schlesien die Festungen Glogau, Brieg, Schweidnitz an die Franzosen verloren, Breslau ergab sich nach vierwöchentlicher Vertheidigung, Kosel, Silberberg und Glatz dagegen behaupteten sich. In Pommern hielt sich, tapfer vertheidigt durch Schill, Nettelbeck und Gneisenau, Colberg, in Westpreußen Graudenz, dessen alter Commandant, als ihm bei der Aufforderung, sich zu ergeben, die Franzosen lügnerisch sagen ließen, es gebe keinen König von Preußen mehr, antwortete: „Nun denn, so bin ich König von Graudenz!" — Am 26. December siegten die Russen bei Putulsk, zogen sich aber zurück. Am 28. Januar schloß Preußen mit England Frieden und verzichtete auf Hannover. Eine außerordentlich blutige Schlacht erfolgte am 7. und 8. Februar bei Eylau. Sie blieb unentschieden. Da aber Benningsen, der Oberbefehlshaber der Verbündeten, das Heer zurückzog, so gewann Napoleon den Schein des Sieges. Napoleon bot dem Könige Friedrich Wilhelm einen besonderen Frieden an, doch war Friedrich Wilhelm zu ehrenhaft, seinen Bundesgenossen Alexander zu verlassen, er schloß sich vielmehr (in dem Vertrage von Bartenstein, 26. April) diesem noch fester an. Nun schritt Napoleon zur Belagerung von Danzig. Die Vertheidigung war glänzend, doch sah sich der Commandant, Kalkreuth, an

Allem Mangel leidend, genöthigt, die Festung (23. Mai) zu übergeben. Darauf erfolgte am 14. Juni bei Friedland die letzte entscheidende Schlacht in diesem Feldzuge. Das preußisch-russische Heer betrug 120,000, das französische durch Rheinbundstruppen verstärkte Heer 200,000 Mann. Das preußisch-russische Heer focht mit äußerster Tapferkeit, dennoch gewann Napoleon das Schlachtfeld, worauf Königsberg und gleich darauf auch Tilsit von französischen Truppen besetzt ward.

Die königliche Familie hatte sich nach den das Vaterland treffenden Unglücksschlägen nach dem äußersten Osten des Landes, nach Memel, zurückgezogen. Unterwegs hatte die Königin einer Dame die Worte in das Stammbuch geschrieben:

„Wer nie sein Brot in Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte."

Als (fünf Tage nach der Schlacht bei Friedland) Napoleon in Tilsit eingezogen war, schrieb die Königin an ihren Vater: „Wir stehen auf dem Punkt, das Königreich zu verlassen. Bedenken Sie, wie mir dabei ist; doch bei Gott beschwöre ich Sie, verkennen Sie Ihre Tochter nicht. Glauben Sie ja nicht, daß Kleinmuth mein Herz beugt. Zwei Hauptgründe habe ich, die mich über Alles erheben: der erste ist der Gedanke: wir sind kein Spiel des blinden Zufalls, sondern wir stehen in Gottes Hand, und die Vorsehung leitet uns — der zweite ist: wir gehen mit Ehren unter." — Inzwischen hatte sich Napoleon an Alexander gewandt, der sich mit leichter Mühe bereit finden ließ, seinen Bundesgenossen Friedrich Wilhelm zu verlassen, und der nur noch auf einen möglichst günstigen Frieden für sich bedacht war. Die Kaiser wechselten bei Gelegenheit einer persönlichen Zusammenkunft alsbald Freundschaftsbezeugungen miteinander; dem russischen Kaiser behagte es außerordentlich, von Napoleon die Ansicht aussprechen zu hören: Rußland und Frankreich gebühre es, sich in die Weltherrschaft zu theilen! — Darauf hatte auch Friedrich Wilhelm eine Zusammenkunft mit Napoleon. Wie anders war des Preußenkönigs Haltung gegen den Sieger, als die des wohl edler Regungen fähigen, aber nicht zuverlässigen Alexander! „Es war dem Könige Friedrich Wilhelm nicht möglich," schreibt von Hippel, „zu heucheln, daher er auch seinen persönlichen Unmuth gegen Napoleon nicht verbarg." Selbst Thiers sieht sich gezwungen, anzuerkennen, „daß Friedrich Wilhelm sich in keiner Weise vor dem

Sieger erniedrigt habe." Die Zusammenkunft hatte den Zweck gehabt, Friedensunterhandlungen einzuleiten, die nun, da Napoleon durch die Haltung des Königs, die von der Alexander's und der Rheinbundsfürsten gänzlich abstach, beleidigt war, unter ungünstigen Aussichten ihren Anfang nahmen. Von Patrioten gebeten, entschloß sich die Königin, an den Sieger persönlich ein Wort zu richten, um das Vaterland vor zu großer Schädigung zu bewahren. „Welche Ueberwindung mich diese Reise kostet," schrieb sie, „das weiß Gott! Denn wenn ich gleich den Mann nicht hasse, so sehe ich ihn doch als den an, der den König und sein Land unglücklich gemacht. Seine Talente bewundere ich, aber seinen Character, der offenbar hinterlistig und falsch ist, kann ich nicht lieben. Höflich und artig gegen ihn sein, wird mir schwer werden. Doch das Schwere wird einmal von mir gefordert; Opfer zu bringen bin ich gewohnt." — „Aber wie konnten Sie den Krieg mit mir anfangen?" fragte sie in roher Weise Napoleon. Die Königin antwortete mit Würde: „Sire, dem Ruhme Friedrich's war es erlaubt, uns über unsere Kräfte zu täuschen, wenn anders wir uns getäuscht haben." Thiers sagt über diese Zusammenkunft: „Die Stärke des Characters und Geistes dieser Fürstin machte sich in der Unterhandlung bald fühlbar, so daß selbst Napoleon dadurch in Verlegenheit gesetzt wurde, der es sich angelegen sein ließ, während er sich in Beweisen der Achtung und Artigkeit gegen sie erschöpfte, sich kein einziges Wort entschlüpfen zu lassen, welches ihn hätte binden können." — Am 9. Juli ward der für Preußen so äußerst unglückliche Friede zu Tilsit abgeschlossen. Friedrich Wilhelm verlor durch denselben über die Hälfte seiner Länder: sämmtliches Gebiet im Westen der Elbe, Bayreuth, den kottbuser Kreis, alles nach 1772 in Polen erworbene Landgebiet — im Ganzen gegen drittehalbtausend Quadratmeilen mit 5 Millionen Einwohnern. — Preußen hatte 40 Millionen Thaler Kriegssteuer zu zahlen, sein Heer durfte bis zur erfolgten Abzahlung nur 40,000 Mann betragen; in dieser Zeit blieb das Land von 150,000 Mann Franzosen besetzt. Die von den Franzosen besetzt gehaltenen Festungen Stettin, Küstrin und Glogau hatte Preußen mit Lebensmitteln zu versorgen. Danzig erhielt unter dem Namen einer „freien Stadt" eine französische Besatzung. Der größte Theil des bis dahin zu Preußen gehörenden polnischen Gebietes ward von Napoleon unter dem Titel „Herzogthum Warschau" an Sachsen gegeben, den kleineren Theil erhielt Rußland. Auch die Herrschaft Kottbus ging an den treuen Bundesgenossen Friedrich von Sachsen über. Wie würde sich der sächsische Graf Brühl, Fried-

rich's des Großen Zeitgenosse, gefreut haben, wäre er aus dem Grabe aufgestanden und hätte er gesehen, wie Preußen zum Vortheile Sachsens geschädigt wurde! — Erfurt behielt Napoleon für sich, Bayreuth gab er später an Bayern, die westlich von der Elbe gelegenen Gebiete Preußens gab er theils an Holland, theils an das Großherzogthum Brieg, theils an das neugebildete Königreich Westfalen, über das er im November 1807 seinen Bruder Jérôme (Hieronymus) als König einsetzte. Rußland erkannte den Rheinbund und die Brüder Napoleon's als Fürsten an. — Von Berlin aus hatte Napoleon ein Dekret erlassen, welches Großbritannien in Blokadezustand erklärte, den Handel mit ihm verbot und alle englische Waare für Prise erklärte. Das System der Continentalsperre ward weiterhin noch ausgedehnt.

Der Krieg auf der pyrenäischen Halbinsel.

Auch an Portugal hatte Napoleon die Forderung gestellt, den englischen Schiffen die Häfen zu schließen — es kam ihm eben darauf an, „eine Sache" an Portugal zu haben. Da Portugal der Forderung nicht Folge leistete und auch nicht aus dem Bündniß mit England trat, traf Napoleon seine Maßnahmen, das Regentenhaus zu stürzen und sich in den Besitz des Landes zu setzen. Spanien sollte theilnehmen an der Eroberung, um hinterher — ebenfalls eine Beute Frankreichs zu werden. Der spanische Königshof spielte zur Zeit eine äußerst würdelose Rolle. Ein Gardist Godoy, den sich die zuchtlose Königin Luise von Parma zu ihrem Liebhaber erkoren hatte, war zu den höchsten Ehrenstellen im Staate aufgestiegen. Er, ein geist- und kenntnißloser Mensch, regierte das Land, während der elende König Karl IV. nichtigen Vergnügungen nachging. Unter Godoy's Mißregierung gerieth die Verwaltung in die größte Unordnung, und da er ein äußerst habsüchtiger Mensch war, so waren die öffentlichen Kassen stets leer. Schon dieser Umstand verdammte den Staat in seiner Stellung nach außen zur Ohnmacht. Daher war es denn auch gekommen, daß seit dem Frieden zu Basel Spanien sich in gänzlicher Abhängigkeit von Frankreich befand. Um die Schmach zu verbergen, in die damit das Land gerathen war, gab der König dem zum Herzoge erhobenen Godoy noch den besonderen Titel „Friedensfürst". Nur einmal — während der ersten Zeit des Krieges zwischen Frankreich und Preußen im Jahre 1806 — war vorübergehend ein kriege-

rischer Geist in Spanien zum Ausbruch gekommen. Offenbar hatte der „Friedensfürst“ gehofft, es werde den Franzosen von dem preußischen Heere ein neues Roßbach bereitet werden, und es sei damit für Spanien der günstige Augenblick herangerückt, sich des französischen Joches zu entledigen. Hinterher befragt nach dem Zweck der Rüstungen, betheuerte Godoy, sie seien auf Napoleon's Hauptfeind, England, gemünzt. Napoleon, der wohl wußte, was er von der Sache zu halten hatte, nahm vorerst gute Miene zum bösen Spiel an. So stand er zu Spanien, als er in Bezug auf das Regentenhaus Portugals ankündigte: „Das Haus Braganza hat zu regieren aufgehört!“ und Spanien von ihm aufgefordert ward, sich an dem Werke der Vertreibung der portugiesischen Königsfamilie zu betheiligen. Der „Friedensfürst“ schloß zu diesem Zwecke ohne Weiteres ein Bündniß mit Napoleon, und in Eilmärschen rückte nun ein französisches Heer unter Junot in Spanien ein und überschritt von dort aus die portugiesische Grenze. Der Prinz-Regent Johann hatte sich mit seinen Schätzen bereits in Sicherheit gebracht: er befand sich auf dem Wege nach Brasilien, wohin ihn und die übrigen Glieder des königlichen Hauses ein englisches Schiff trug. General Junot, zum Herzoge von Abrantes ernannt, rückte in Lissabon ein und bemächtigte sich Namens Napoleon's der Regierung. Bei Abschluß des Bündnisses mit dem Friedensfürsten hatte aber, wie bemerkt, Napoleon zugleich sich von dem Zwecke leiten lassen, Gewalt über Spanien zu gewinnen. Die Einleitung dazu war von ihm damit getroffen worden, daß er sich in dem Bündniß den „Durchmarsch“ französischer Truppen durch spanisches Gebiet ausbedungen hatte. Ueber die Zeit des Durchmarsches, über die Zahl der „verbündeten“ Truppen war Näheres nicht festgesetzt worden. Regimenter auf Regimenter rückten in das Land ein, endlich standen gegen 100,000 Mann in Spanien, und nun wußte der Friedensfürst dem Königshofe keinen andern Rath zu geben, als den, nach dem Beispiele des Hofes von Portugal nach Amerika zu fliehen. König und Königin waren auch bereit dazu, aber ehe es möglich ward zur Ausführung zu schreiten, brachen aufrührerische Bewegungen in Madrid aus. Das Volk hing dem ältesten Sohne des Königs, Ferdinand, an, weil dieser um der Stellung willen, die der Friedensfürst zum königlichen Hause gewonnen hatte, mit demselben zerfallen war, und weil namentlich zwischen ihm und dem Friedensfürsten die äußerste Spannung herrschte. Da das Volk nun sah, wie das Land sich mit französischen Truppen füllte, brach der Ingrimm gegen den Friedens-

fürsten los, den man des Verraths zieh. Sein Palast ward erstürmt, er ward schwer mißhandelt und kam kaum mit dem Leben davon. Um ihren Günstling zu retten, wußte die Königin ihren Gemahl zu bestimmen, zu Gunsten Ferdinand's der Krone zu entsagen. Das Volk jubelte, doch der Jubel verstummte, als man vernahm, Murat nahe sich mit einem Heere der Hauptstadt. Thatlos ließ Ferdinand es geschehen, daß Murat Madrid besetzte. Ferdinand beeilte sich, Napoleon demnächst um Genehmigung der Verzichtleistung seines Vaters zu seinen Gunsten und zugleich um die Hand einer Prinzessin aus der Verwandtschaft des Kaisers zu bitten. Weniger eilig hatte es jetzt Napoleon mit der Sache. Erwünscht wäre es ihm gewesen, wenn der ganze königliche Hof (also auch Ferdinand) das Weite gesucht hätte. Da dies nun nicht geschehen war, galt es für ihn, auf einem andern Wege zum Ziele zu gelangen. Durch seine Agenten ließ er es betreiben, daß auch der König, die Königin und der Friedensfürst sich bittweise an ihn wandten. Nun nahm er die Miene des Schiedsrichters an und beschied das ganze königliche Haus nach Bayonne vor sich. Der Umstand, daß auch Ferdinand sich bereitwillig erklärte, einer solchen Demüthigung sich zu unterziehen, bewies schon, daß er eben so elender Gesinnung war, wie das Haus, dem er entsprossen. Den Friedensfürsten hatte Napoleon bald auf seiner Seite, und diesem gelang es, den König Karl dahin zu bestimmen, daß er seine Thronentsagung zurücknahm und seine Rechte auf die Krone von Spanien an Napoleon abtrat, unter der Bedingung, daß das Königreich selbstständig und ungetheilt und die katholische Religion die einzige in demselben geltende bleiben sollte. Der König erhielt eine Abfindungssumme von 30 Millionen Realen. Nun wußte Ferdinand, was ihm bevorstand. Er hatte jetzt nur die Wahl, zum Kampf für sein Kronenrecht zu schreiten, oder darauf bedacht zu sein, die Verzichterklärung auf dasselbe sich möglichst gut bezahlen zu lassen. Napoleon bewilligte ihm eine Jahresrente von 800,000 Francs und eine bedeutende Domäne in der Normandie. Karl, seine Gemahlin und der Friedensfürst nahmen ihren Aufenthalt in Rom, Ferdinand, den Scham und Furcht abhielt, sich seinem Volke jemals wieder zu zeigen, blieb in Frankreich. Seine Jahresrente empfing er, nicht aber die ihm zugesicherte Domäne Navarra.

Napoleon gab nun die Krone Spaniens seinem ältesten Bruder Joseph, wogegen dieser Neapel an den kurze Zeit vorher zum Großherzoge von Cleve und Berg ernannten Murat abtreten mußte. Joseph hielt seinen feierlichen Einzug in Madrid, wurde zum Könige ausge-

rufen, die vornehme Welt drängte sich, Hingabe zur Schau tragend, an den Hof, und da Napoleon dem Lande eine den Verhältnissen in kluger Weise Rechnung tragende Verfassung gab, schien es, als sei der Eintritt irgend welcher auf den Thronwechsel sich beziehenden Bewegungen nicht zu fürchten. Doch anders als in den Schichten der höheren Welt zu Madrid sah es in der Bevölkerung der Provinzen aus. Dort war das Traumbild von der Größe Spaniens noch erhalten worden, und das, was jetzt geschehen war, regte das Gemüth des Volkes zur Erbitterung an. Die Einmischung eines fremden Gewalthabers in die heimischen Thronangelegenheiten beleidigte den spanischen Stolz in dem Maße, daß überall der Ruf „Vertreibung der Fremden!" gehört ward und das Land in kurzer Zeit in vollem Aufruhr stand. In jeder Provinz bildete sich ein Regierungsausschuß (Junta), die Junta von Sevilla proclamirte Ferdinand VII. als den rechtmäßigen König Spaniens, und die übrigen Junten folgten diesem Beispiel. Eifrig schloß die Priesterschaft sich dieser Bewegung an, jedoch nicht aus nationalem, sondern aus Interesse für die Rechte der katholischen Kirche, die sie durch den Geist, den die neue Verfassung athmete, bedroht sah. So kam es, daß die Widerstandskraft, die sich entwickelte, eine außerordentliche Stärke gewann. Joseph hatte ein krieggeübtes Heer im Lande, dem ein gleiches nicht entgegengestellt werden konnte. Daher vermochten die Spanier nicht, dem Feinde in offener Feldschlacht entgegen zu treten; dagegen führten sie einen ununterbrochenen Bandenkrieg (Guerilla) gegen ihn, der ihm äußerst verderblich ward, und außerdem setzten sie ihm in einer Zahl von Städten einen äußerst nachhaltigen Widerstand entgegen. Die Junten machten Frieden mit England, welches sich bereit erklärte, die Bewegung gegen Frankreich zu unterstützen. Der blutige Krieg währte fünf Jahre, von 1808 bis 1813. Der Beistand Englands gab dem Aufstande fortgesetzt größere Kraft, Joseph sah sich fast nur noch auf seine französischen Truppen angewiesen. Bei Baylen gelang es den Spaniern unter Castannos ein französisches Heer von 14,000 Mann so zu umstellen, daß es die Waffen strecken mußte. Saragossa vertheidigte sich so heldenmüthig, daß die Franzosen die Belagerung aufgeben mußten. Verlassen nun auch von den letzten spanischen Großen, verlegte Joseph seinen Sitz von Madrid nach Vittoria und zog die französischen Heere hinter den Ebro zurück. An die Spitze der Central-Junta trat der Cardinal von Bourbon; das portugiesische Volk hatte sich ebenfalls erhoben, auch dort nahm die Geistlichkeit einen hervorragenden Antheil an der Bewegung. Arthur

Wellesley, der nachmalige Herzog von Wellington, landete mit englischen Truppen in Portugal, die Franzosen unter Junot, schwer bedrängt, konnten von Glück sagen, daß ihnen freie Ueberfahrt nach Frankreich zugestanden ward. Nun kam Napoleon an der Spitze neuer Truppen nach Spanien, gewann Vortheile über mehrere spanische Heere und zog siegreich in Madrid ein. Aber damit hatte er das spanische Volk noch nicht niedergeworfen, und war auch der Engländer, die zurückgegangen waren, noch nicht Herr geworden. Inzwischen gingen ihm Nachrichten zu, die ihm die Gewißheit gaben, daß Oesterreich ernstlich gegen ihn rüste. Daher vertraute er die Leitung des Krieges in Spanien dem General Soult an und begab sich (Anfang 1809) nach Paris. Wir werden weiterhin sehen, daß auch Soult dem napoleonischen Hause die Krone Spaniens nicht zu erhalten vermochte.

Der österreichische Krieg (1809).

Wie Danton seiner Zeit über Frankreich, so hatte Napoleon bereits über einen großen Theil Europas die Schreckensherrschaft ausgedehnt. Nur in einem Punkte unterschied er sich von Danton und den diesen noch überbietenden Schreckensmännern Marat, Robespierre und Anderen: er war nicht ehrlich, wie diese. Er täuschte Völker und Fürsten: Erstere durch Vorhaltung von Freiheiten, die er jedoch, sobald er seine Zwecke erreicht hatte, in das Gegentheil verwandelte, Letztere, indem er sich ihnen als Bändiger der Revolution darstellte. Alle begannen den Druck zu fühlen, und der Ausbruch in Spanien ward für andere von Napoleon beherrschte Länder das Signal, den Kampf gegen ihn anzuheben. Zunächst war es Oesterreich, das zu dem Versuche schritt, sich dem Joche des gewaltthätigen Corsen zu entwinden. Dort war — es hatte sich der für Freiheit und Vaterland begeisterte Graf Stadion das Vertrauen des Kaisers Franz zu erringen gewußt — ein besserer Geist zur Herrschaft gekommen. Wie bemerkt, war Napoleon, als er sichere Kunde von den Bewegungen in Oesterreich empfangen hatte, nach Paris geeilt, aber schon von Spanien aus hatte er den Rheinbundsfürsten Befehle zugehen lassen, ihre Truppen in Bereitschaft zu halten. Ende März führte Kaiser Franz in einer öffentlichen Darlegung die Gewaltthätigkeiten auf, die sich Napoleon habe zu Schulden kommen lassen, namentlich verweisend auf Spanien, dessen Geschick für Oesterreich eine Mahnung

sei, zum Schwert zu greifen, ehe Gewalt und List den Kampf mehr noch erschwere. Wußte Graf Stadion die nationalen Gefühle der Oesterreicher anzuregen, so war es Napoleon, der — wider seine Absicht — eben so, wie es in Spanien geschehen war, die religiösen Empfindungen der an dem Papst hängenden Katholiken aufs Aeußerste verletzte und dadurch den Kampfesmuth seiner Gegner steigerte. Napoleon hatte sich des Kirchenstaates bemächtigt und gegen den mildgesinnten Papst Pius VII. eine Reihe von Gewaltthätigkeiten ausgeübt, die geeignet waren, auch Anhänger anderer Glaubensrichtungen zu verletzen. Es handelte sich in seinen Maßnahmen nicht darum, den Uebergriffen des Papstthums einen Damm entgegen zu setzen; er strebte vielmehr danach, die Papstmacht sich unterzuordnen, damit sie seinen Zwecken sich dienstbar erweise. Das Land war von Franzosen besetzt, der Papst ward im Vatican gefangen gehalten. Dies war es, was der vom Grafen Stadion geleiteten Bewegung in Oesterreich wirksam zu statten kam. Das ganze Land verwandelte sich in kurzer Zeit in ein Heerlager. Nur Eines trübte den Gedanken an den Kampf, dem man sich entgegen sehnte: die Aussicht, gegen die Rheinbundstruppen kämpfen zu müssen! — Deutsche gegen Deutsche, im Dienste Frankreichs! Dahin hatte es die klägliche habsburgische Politik kommen lassen! Die Fürsten des Rheinbundes waren verstrickt in den Netzen Napoleon's. Ueberdies standen sie so unmittelbar unter seiner Macht, daß sie an einen Widerstand gar nicht denken konnten. Die Völker aber wurden durch die offiziellen Zeitungen getäuscht. So kam es, daß Napoleon gerade an den Truppen des Rheinbundes seine besten Krieger in dem bevorstehenden Kampfe hatte. Er rückte gegen die Donau und brachte dem von dem tapfern Erzherzog Karl geführten Heere in einem musterhaft geführten fünftägigen Feldzuge so bedeutende Niederlagen (bei Thann, Abensberg, Landshut, Eckmühl und Regensburg) bei, daß nur Trümmer desselben nach Böhmen zurückkehrten. Am 10. Mai stand Napoleon vor Wien, dessen Commandant, Erzherzog Maximilian, da er über zu geringe Widerstandskräfte gebot, alsbald capitulirte. Drei Tage später zog Napoleon als Sieger in Wien ein. Inzwischen hatte der Erzherzog Karl seine Heermacht wieder gesammelt und rückte dem Feinde, von dem die unterhalb Wiens gelegene Donauinsel Lobau besetzt worden war, entgegen. Es kam (21. 22. Mai) zur Schlacht bei Aspern und Eßlingen. Napoleon vermochte es nicht, den Gegner zu überwältigen, und es hatte sein Heer in der Schlacht so bedeutende Verluste erlitten, daß er Verstärkungen abwarten mußte. Diese führte ihm der Vicekönig

Eugen zu. (Eugen war in Italien — wenige Tage vor dem fünftägigen Feldzuge Napoleon's — von den Oesterreichern unter dem Erzherzog Johann geschlagen worden. Auf die Kunde von der Niederlage des Erzherzogs Karl und des Marsches Napoleon's auf Wien hatte sich Johann, ohne seinen Sieg verfolgen zu können, schleunigst nach Ungarn zurückgezogen; daselbst — bei Raab — war es dem Vicekönig Eugen, der ihm gefolgt war, gelungen, ihm eine bedeutende Niederlage beizubringen, worauf Eugen es eben ermöglicht hatte, sein Heer dem Kaiser Napoleon zuzuführen.) Nun erst nahm Napoleon den Kampf wieder auf. Es kam (am 5. und 6. Juli) zu der wiederum außerordentlich blutigen Schlacht bei Wagram, in der die Oesterreicher geschlagen wurden. Dennoch war Napoleon's Lage eine bedenkliche. Der Erzherzog Karl hatte sich in guter Ordnung nach Mähren zurückgezogen und machte Anstalt, den Kampf wieder aufzunehmen. Ueberall im Lande fanden neue Aushebungen statt. Außerdem stand das tapfre Volk der Tyroler noch unter Waffen. Tyrol war im Preßburger Frieden an Bayern abgetreten worden, jetzt aber hatte es sich auf die Mahnung des Kaisers Franz erhoben. Nach den fünf Siegestagen Napoleon's waren 18,000 Bayern in Tyrol eingedrungen, doch hatten die Tyroler unter Anführung des Sandwirthes Andreas Hofer in ihren Bergen den Krieg fortgesetzt, dem Kaiser Franz vertrauend, von dem ihnen „das heilige Wort" gegeben worden war, daß er keinen Frieden unterzeichnen werde, der Tyrol nicht „unauflöslich an Oesterreich knüpfe." Demnach war für den Kaiser Franz die Lage noch gar nicht dazu angethan, unter allen Umständen schon an Frieden denken zu müssen. Dennoch geschah das Unerwartete und Unerhörte. Es ward zuerst ein Waffenstillstand abgeschlossen. Während der Friedensverhandlungen machte Napoleon der Sache mit dem Kirchenstaate ein Ende, indem er (am 17. Mai) aus Schönbrunn bei Wien ein Decret erließ, welches aussprach, daß fortan der Kirchenstaat mit dem französischen Reiche vereint sei. Am 14. October ward darauf der Friede zu Schönbrunn unterzeichnet. Oesterreich verlor 2000 Quadratmeilen Landgebiet mit viertehalb Millionen Einwohnern, hatte 85 Millionen Francs Kriegskosten zu zahlen und mußte dem Continentalsystem beitreten. (Die Bestimmungen des Continentalsystemes, durch welches Napoleon England in seinem Handel zu ruiniren beabsichtigte, waren seit 1806 fortgesetzt verschärft worden. Jede aus England stammende Fabrik- und Manufacturwaare mußte weggenommen und verbrannt werden; neuerdings hatte Napoleon sogar decretirt: alle seewärts eingehenden Colonial-

waaren sind bezüglich ihres Transportes als mit dem englischen Handel in Verbindung stehend anzusehen und daher mit fünfzig Procent zu versteuern.) Daß auch Oesterreich diesem Continentalsystem beizutreten gezwungen ward, war zugleich eine neue schwere Schädigung Englands. Aber wie stand es bezüglich des Friedensschlusses mit dem „heiligen" Gelöbniß des Kaisers an die Tyroler? Ihrer wurde mit keiner Silbe gedacht. Damit war der Untergang des tapferen und treuen Volkes besiegelt. In einem blutigen Kampfe ward Tyrol niedergeworfen, Hofer, der, von einem Priester verrathen, in Gefangenschaft gerieth, erschossen. Ein neues und nicht minder schwerwiegendes Aergerniß sollte bald darauf der Welt bereitet werden. Im Herbst war der Friede geschlossen worden, im Winter bewarb sich Napoleon (nachdem er sich mit einem ähnlichen Antrage früher an Preußen, kürzlich an Rußland gewandt hatte, aber hier wie dort abgewiesen worden war,) um die Hand der österreichischen Prinzessin Marie Louise, und Kaiser Franz gab seine Einwilligung. Wie, war Josephine, die Mutter des Vicekönigs Eugen, die dem General Napoleon in einer Zeit, in der er außer Amt gesetzt worden war und es ihm armselig erging, die Hand gereicht, ihm ein großes Vermögen ins Haus gebracht und sich in jeder Beziehung musterhaft geführt hatte, gestorben? Nein, sie lebte noch. Napoleon hatte aber beschlossen, sich von derselben zu trennen, weil er es seinen politischen Zwecken als förderlich erachtete, mit einem der ältesten Fürstenhäuser Europas in ein nahes verwandtschaftliches Verhältniß zu treten. Und ohne Scham und Schande vor Gott und Menschen ward das Werk der Verstoßung und das der neuen Vermählung im Frühjahr 1809 ausgeführt. Fünf Königinnen trugen der kaiserlichen Braut (der „Tochter der Cäsaren") die Schleppe, als sie neben Napoleon zum Altar schritt. Trauriges Schauspiel, Schmach, ärger noch, als der Pöbel auf der Gasse in Paris sie in den bösesten Tagen aufgeführt hatte! Aber der Cardinal Fesch breitete seine Hände aus und segnete das Paar.

Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht. Zug nach Rußland.

Auf's Tiefste fühlte sich das Volk Oesterreichs von seinem Kaiser dadurch verletzt, daß er dem Manne, durch den so viele Tausende von Landeskindern in den Tod gejagt worden waren, seine Tochter zur Gemahlin gegeben hatte; in Frankreich aber ward der Ehebund des ehemaligen Jacobiners mit einer Prinzessin und nahen Verwandten

der Marie Antoinette als ein Bruch mit den Errungenschaften der Revolution betrachtet. Jedoch die Masse ließ sich hier wie dort beruhigen. In Oesterreich hieß es: Geduld, es werde der Verfolg der Begebenheiten es zeigen, daß Franz sich in der Sache nur von dem Bestreben, das wahre Wohl seiner Völker zu fördern, habe leiten lassen. Und Napoleon bereitete den Franzosen neue Schauspiele vor, die ihrer Eitelkeit Genüge thaten. Freilich, von den verheißenen Gütern der Freiheit war vorerst weder in Frankreich noch in den mittel- oder unmittelbar von Frankreich beherrschten Ländern die Rede. Napoleons Verfassungen und Proclamationen waren Wechsel auf Freiheiten, deren Einziehung „später" erfolgen sollte. Die Förderungen der Revolution, hieß es, seien zunächst in Bezug auf Aeußeres zu befriedigen — dann werde das Reich des Friedens und der Freiheit von selbst kommen. Bis dahin — demnach während des offenen Kriegszustandes — verstehe es sich von selbst, daß Widerspruch gegen die kaiserlichen Verordnungen mit Landesverrath gleichbedeutend sei. Dies führte auf strengste Ueberwachung der Presse und — in Bezug auf mündliche Aeußerungen — auf ein Spionirsystem, wie ein solches in den ärgsten Zeiten der Revolution eifriger nicht ausgeübt worden war. Nur Paris hatte mehrere Zeitungen, in jedem Departement durfte nur eine Zeitung erscheinen. Ueber die auswärtige Politik war jede selbstständige Aeußerung gänzlich verboten; was darüber dem Volke zu sagen war, arbeiteten offiziöse Federn für den Moniteur, aus welchem die übrigen Zeitungen den Abdruck zu veranstalten hatten. Die Redacteure wußten, daß ihre Zeitungen nur von Tag zu Tag von der Gnade des Polizei-Chefs lebten, und darum ließen sie es sich angelegen sein, den Kaiser und sein Haus in aller nur erdenklichen Art und Weise zu verherrlichen. Von Theaterbesuchen des Hofes, von Vorstellungen und Audienzen bei Hofe und von Hof-Festlichkeiten gab es Berichte über Berichte. Personen, die es wagten, in Schriften oppositionelle Ansichten kund zu geben, kamen als Landesverräther hinter Schloß und Riegel, selbst wenn die betreffenden Schriften gar nicht zur Ausgabe gelangt waren. „Nach außen nahmen die gewaltsamen Verbindungen, Trennungen und Vertauschungen von Ländern und Gebietstheilen kein Ende; was der Gewaltige heut schuf, stürzte er morgen um; wen er in einem Jahre groß gemacht, demüthigte er im nächsten. Alles lag in Schrecken gefesselt vor dem mächtigen Weltbeherrscher, der wie ein höheres Wesen Gnaden und Ungnaden austheilte. Das Schwert des Damokles schwebte beständig über Fürsten und Völkern, Niemand sah einer sicheren Zukunft ent-

gegen; es herrschte weder Plan noch System; Willkür, Leidenschaft, Despotenwille traten an die Stelle des Völkerrechts; Continentalsperre, Steuerdruck, Militäraushebungen waren die Geißeln der befreundeten Länder; Kriegsnoth, Erpressungen und Einquartierungen die Drangsale der feindlichen Völker." Nun ward dem Kaiser von seiner neuen Gemahlin ein Sohn geboren. Welt, freue dich, Napoleon's Dynastie in Frankreich und damit Frankreichs Glück ist gesichert, und wenn dies der Fall ist, was hat es dann mit der „Welt" für Noth? — Die französischen Zeitungen wetteiferten in Jubel-Fanfaren, Napoleon gab dem Knaben den Titel „König von Rom." Die Ausdehnung der französischen Macht nach außen ergiebt sich aus folgender Aufstellung: Nachdem der Kirchenstaat als Departement Rom mit Frankreich vereinigt war, erstreckte sich Napoleon's Herrschaft über Frankreich, Neapel, das Königreich Etrurien, die illyrischen Provinzen, das Königreich Holland, das Großherzogthum Berg, das Königreich Westfalen, das Herzogthum Oldenburg und Ostfriesland, Hamburg, Bremen, Lübeck und den Kanton Wallis. Die Staaten des Rheinbundes, welchem mit Ausnahme Preußens alle deutschen Staaten beigetreten waren, gehorchten seinen Befehlen. Polen, welches seine Selbstständigkeit durch ihn wieder zu erlangen hoffte, Dänemark und Schweden*) waren von seinem Einflusse beherrscht. Sogar Rußland hatte sich dazu verstehen müssen, der Continentalsperre beizutreten. Die auf Preußen und Oesterreich ruhenden Friedensbedingungen hielten diese Länder in Fesseln. Wer widerstand denn nun in Europa dem Unersättlichen noch? Nur England, Spanien und Portugal.

Kaiser Alexander hatte, als er im Jahre 1807 Preußen treuloser Weise im Stich ließ und mit Napoleon Frieden schloß, Großes zu Gunsten Rußlands von dem Bündniß mit Napoleon erwartet. „Theilung Europas — ein Kaiser beherrscht — mittel- oder unmittelbar — den Westen, der andere den Osten!" — Das war ihm als Lockung von Napoleon vorgehalten worden. Aber es hatte seitdem nicht den Anschein gehabt, daß Napoleon noch jenes Wortes gedachte. Im Gegentheil war dem russischen Reiche durch die im Frieden zu Schönbrunn festgesetzte Vergrößerung des Herzogthums Warschau Schädigung zu Theil geworden. Ein neuer und noch bedeutenderer Anlaß kam, den Kaiser Alexander zu erbittern. Um jeden Preis

*) Der von Napoleon zum Marschall und darnach zum Fürsten erhobene Bernadotte war — mit Bewilligung Napoleon's — von dem Könige Karl XIII. von Schweden im Jahre 1810 zum Thronerben des Reiches erhoben worden.

wollte Napoleon England, dem er zu Meere nicht beikommen konnte, durch die Handelssperre lahm legen, weshalb er eben fortgesetzt Verschärfungen derselben eintreten ließ. Dies führte ihn u. A. auch dahin, Oldenburg als zu Frankreich gehörig zu erklären und den Landesfürsten zu vertreiben. Dieser, der Großherzog Peter, war aber ein naher Verwandter des Kaisers Alexander, dem es nun endlich unzweifelhaft ward, daß Napoleon es auch in Bezug auf ihn auf nichts als auf Täuschungen abgesehen hatte. Und nun verlangte dieser „Bundesbruder" obendrein noch, und zwar dies in gebieterischer Form, daß Rußland die Einfuhr von Zucker und Kaffee (die Einfuhr dieser Artikel hatte es sich, als es der Continentalsperre gegen England beitrat, vorbehalten) verbieten solle. Ein solches Ansinnen, zumal wenn dabei die letzte Gewaltthätigkeit Napoleon's, die Vertreibung eines Verwandten Alexander's, in Betracht gezogen ward, erbitterte am petersburger Hofe auf's Aeußerste. Rußlands Antwort auf die unverschämte Zumuthung Napoleon's bestand darin, daß es einen neuen Zolltarif bekannt machte, der die Einfuhr nicht der englischen, wohl aber der französischen Waaren erschwerte, die der englischen Waaren sogar erleichterte.

Damit war der Krieg zwischen Frankreich und Rußland erklärt. Da Oesterreich und Preußen noch unter der Macht Napoleon's standen, war es diesem ein Leichtes, Oesterreich zu zwingen, ihm eine Hülfsmacht von 30,000 Mann, Preußen, ihm eine solche von 20,000 Mann zu stellen. Napoleon raffte nun alle seine Heerkräfte zusammen, denn nicht auf Rußland allein hatte er es abgesehen, er beabsichtigte vielmehr, nach Niederwerfung desselben durch Persien zu gehen und England in Ostindien anzugreifen. Eine ungeheure Heermacht — 610,000 Mann mit 1375 Geschützen und 187,000 Pferden — wälzte sich im Frühjahr vom Westen nach Osten. Die Polen hofften Wiederherstellung ihrer Republik. Napoleon erklärte jedoch den polnischen Abgeordneten, daß Rücksichtsnahme gegen Oesterreich ihm nicht gestatte, das alte Polenreich in seinem ganzen Umfange wieder herzustellen; das Mögliche solle geschehen: jetzt zunächst gelte für die Polen, ihren Erbfeind Rußland bekämpfen zu helfen. Dazu war die Bereitwilligkeit unter den Polen vorhanden, und sie schonten auch ihr Blut zu Gunsten Napoleon's nicht, ohne daß ihnen jedoch später der verheißene Dank zu Theil wurde. Vergebens hatte sich Napoleon bemüht, Schweden in das Bündniß gegen Rußland zu ziehen; dem Kaiser Alexander war es vielmehr gelungen, Bernadotte dadurch auf seine Seite zu bringen, daß er ihm Aussichten auf den französischen Thron gemacht

hatte. Ebenso scheiterten die Bemühungen Napoleon's, die Türkei, die im Kriege mit Rußland lag, zur Verdoppelung ihrer Anstrengungen zu bewegen. Die Türkei, Napoleon mißtrauend und erschöpft von dem Kriege, schloß kurz vor dem Uebergange Napoleon's über den Niemen Frieden mit Rußland (Friede zu Bucharest), durch welchen Bessarabien an Rußland kam. Der Kaiser von Rußland war anfänglich über die Wahl der Kriegsführung einem an Zahl und Kriegstüchtigkeit so übermächtigen Feinde gegenüber mit sich in Zweifel. Heißblütige Führer begehrten dem Verhaßten entgegen zu ziehen. Davon riethen preußische Offiziere ab, empfahlen vielmehr die Kriegsweise des Cheruskerfürsten Arminius, die derselbe dem Römerfeldherrn Varus gegenüber angewandt hatte. Namentlich rieth dies der preußische Oberst (nachmalige Feldmarschall) von Knesebeck. „Derselbe berechnete," erzählt Henkel von Donnersmark, „genau die Zeit, eigentlich das Unmögliche annehmend, daß Napoleon fünf Meilen täglich mit seiner Armee mache, und bewies dem Kaiser zur Evidenz, daß, wenn er stets fechtend zurückgehe, die Magazine ruinire, und immer tiefer ins Land zurückweiche, Napoleon aufgerieben werden müsse, wobei der Winter gar nicht einmal so streng in Anschlag gebracht war, als er eintrat. Zuletzt überzeugte sich der Kaiser von der Richtigkeit der Berechnung und versprach es Knesebeck mit Mund und Hand, so und nicht anders zu verfahren und keinen Frieden zu machen, sollte er ihm auch noch so lockend angeboten werden." — Die Schwierigkeiten des Kriegszuges begannen für Napoleon früher noch, als er geahnt hatte. Der unaufhörliche Regen machte die Wege grundlos, gern hätte Napoleon den sich zurückziehenden Feind eifriger verfolgt, um ihn zu zwingen, eine Schlacht anzunehmen; allein die Brot- und Mehlwagen und die Viehheerden kamen nur langsam vorwärts, und an diese war das Heer gefesselt, da russischerseits dafür gesorgt war, daß der Feind nirgends Vorräthe fand. Nach einem siebenwöchentlichen schweren Marsche erreichte das Heer Smolensk, eine echt russische mit uralten Mauern umgebene Stadt „voll prächtiger Kirchen mit goldenen Kuppeln und zahlreichen kleinen Thürmen, die zwischen den niedern hölzernen Häusern und den besser gebauten Magazinen und Kaufmannsquartieren lagen." Der Anblick der Stadt verhieß den Kriegern Ruhe und Genuß. Die Stadt wurde zwei Tage und zwei Nächte lang beschossen und tapfer vertheidigt. In der dritten Nacht stiegen allerorts Feuersäulen auf, endlich war die ganze Stadt ein Feuermeer — die Russen waren abgezogen, der Feind fand, als er endlich einrückte, nichts als Brandstätten. Bis dahin hatte Napoleon

von seinem Heere bereits durch Krankheiten und im Kampfe vor Smolensk 125,000 Mann verloren. Es kann daher nicht verwundern, daß Stimmen in seiner Umgebung laut wurden, die da riethen, den Marsch nicht weiter fortzusetzen. Sich gleichsam als Herrn des Schicksals ansehend, hatte er zu Anfange des Zuges in einem Armeebefehl gesagt: „Des Schicksals Wille muß erfüllt werden!“ Anders, als er es gemeint, sollte dies Wort zur Wahrheit werden. Der Marsch ward fortgesetzt, sein Bemühen, die vor ihm zurückweichenden Russen zu erreichen, war nach wie vor ein vergebliches. Inzwischen wuchs im Russenheere die Erbitterung über die geübte Kriegstaktik, und sie richtete sich gegen einen Unschuldigen, den Feldherrn Barclay de Tolly, der doch nur auf strenge Weisung handelte. Aber dennoch meinte Alexander, der Stimmung des Heeres so weit Rechnung tragen zu müssen, daß er an Barclay's Stelle dem General Kutusoff, einem Waffengefährten Suwaroff's, den Oberbefehl anvertraute. Nun vernahmen die Russen: dem Feinde wird jedenfalls vor Moskau eine Schlacht geliefert! — Etwa 27 Stunden entfernt von der alten Zaarenstadt bei Borodino an der Moskwa nahmen die Russen Stellung. Damit war für Napoleon erreicht, was er längst erwünscht hatte. Er wies seine Krieger darauf hin, daß sie der mächtigen Zaarenstadt mit ihren unermeßlichen Vorräthen nahe seien; von Moskau aus werde er dem Kaiser Alexander den Frieden dictiren können. „Der Sieg liegt in eurer Hand, er ist uns nöthig, er wird uns gute Winterquartiere und schleunige Rückkehr ins Vaterland bringen.“ Kutusoff brachte seinen Russen das Wort Alexander's in Erinnerung, „sich mit dem Kreuz im Herzen und dem Eisen in den Händen auf den Feind zu stürzen.“ Am 7. September (in der elften Woche nach dem Einmarsch der Franzosen in Rußland) kam es zur Schlacht an der Borodina, die zu den blutigsten Schlachten gehört, von denen die Kriegsgeschichte zu melden hat. Elf Stunden rangen die Heere mit einander, 70,000 todter und verwundeter Krieger bedeckten an dem kalten, schauervollen Abende das Schlachtfeld. Eine eigentliche Entscheidung war nicht erfolgt, Kutusoff ging mit dem Heer in guter Ordnung zurück. Schwere Verluste hatten die Franzosen erlitten, aber sie trösteten sich mit der Nähe der reichen Hauptstadt. Am 14. September tauchte sie vor ihnen auf. Welch einen Eindruck mußte der Anblick der Stadt mit ihren 295 Kirchen, den mehr als anderthalbtausend Palästen und dem Kreml mit seinen theils hellfarbigen, theils vergoldeten wunderlich geformten Kuppeln und Thürmen (der uralten Zaarenburg) auf ein Heer hervorrufen, das durch einen

langen und überaus beschwerlichen Marsch auf's Aeußerste erschöpft war und dem es an allem Nothwendigen gebrach! Nicht das Nothwendige allein, nein, Freuden und Genüsse aller Art, meinten die Krieger, würde ihnen die reiche Hauptstadt bieten, für alles Uebrige, namentlich für einen gesicherten Rückmarsch, werde Napoleon darnach zu sorgen wissen! — Welch einer bitteren Täuschung gingen sie entgegen! Pomphaft, wie es andrer Orts geschehen war, hielt Napoleon seinen Einzug — Niemand kam dem Sieger entgegen, Schonung für die Stadt erflehend, Plätze und Straßen waren leer von Menschen, die Häuser verschlossen, die Fenster verhangen — Moskau schien eine Stadt der Todten zu sein. Von den 400,000 Einwohnern befanden sich nur noch 15 bis 20,000 in der Stadt, sich in Verstecken verborgen haltend. Die übrige Einwohnerschaft war mit der besten Habe ausgewandert. Alles dies war auf Anordnung des Gouverneurs von Moskau, Rostopschin, geschehen, und noch ahnte kein Franzose das Ungeheure des Opfers, das zu bringen die Einwohnerschaft sich entschlossen hatte. In der Nacht brach auf verschiedenen Orten der Stadt Feuer aus. Die Franzosen wollten löschen, sie fanden nirgends Löschwerkzeuge, dagegen ergab es sich, daß in Palästen und Häusern brennbare Stoffe aufgehäuft lagen. Man hatte zur Nachtzeit Personen in der Nähe der Gebäude bemerkt, die in Brand gerathen waren. Nun waren die Franzosen über die Absicht des Feindes im Klaren. Napoleon befahl, auf die Brandstifter zu fahnden und jeden, dessen man habhaft werde, sofort zu erschießen. Aber die Personen, die das furchtbare Werk betrieben, zu dem Vaterland und Kirche sie verpflichtet hatten, saßen tagsüber in sichern Schlupfwinkeln und schlichen des Nachts auf ihnen wohlbekannten Pfaden nach den ersehenen Stellen hin, und wenn sie wieder in Sicherheit waren, verriethen die ausbrechenden Flammen, daß neue Unheilswerke geschehen waren. Ein heftiger Wind that das Seine, das Feuermeer über die Stadt auszubreiten. „Nie kam etwas," sagte Napoleon später, „trotz aller Poesie, trotz aller Erdichtungen vom Brande von Troja, in Wirklichkeit dem Brande von Moskau gleich. In der Nacht vom 18. bis 19. September, deren schauderhaftes Bild nie aus meiner Seele verschwinden wird, stand die ganze Stadt im Brande. Dicke Feuergarben von den mannichfaltigsten Farben stiegen aller Orten bis zum Himmel empor, bedeckten den ganzen Horizont und verbreiteten das glänzendste Licht und eine Gluthhitze in die größte Entfernung." Als drei Tage später starke Regengüsse den Brand nach und nach löschten, lagen neun Zehntel der Stadt in Asche. „Moskau, eine der

reichsten und schönsten Städte der Welt," sagte Napoleon in seinem 20. Bülletin, „ist nicht mehr." Die Opferung der alten Zaarenhauptstadt war das Werk des Gouverneurs Rostopschin und andrer Patrioten; der Kaiser Alexander hatte nicht Theil daran. Als er vernahm, was geschehen war, erbleichte sein Haar in einer einzigen Nacht. Seine Umgebung rief nach Frieden, und dieser Ruf verstärkte sich, als von Napoleon Friedensanerbietungen in Petersburg eintrafen. Ein deutscher Mann — der Freiherr von Stein —, der sich damals gerade am petersburger Hofe befand, war es, der den Kaiser Alexander bestimmte, die Friedensanträge Napoleon's von der Hand zu weisen. Das war das einzig Richtige, wie bei näherer Erwägung sich herausstellte. Der Winter war vor der Thür, Napoleon wollte den Frieden nur haben, um mit dem Rest seines Heeres, der bis auf 100,000 Mann geschmolzen war, ohne Gefährde wieder über den Niemen zurückzukommen. Ihm dazu behülflich zu sein, wäre das erdenklich Verkehrteste gewesen, was für die gegenwärtige Lage gepaßt und was zugleich das Opfer der Zaarenstadt nicht zu entsprechender Verwerthung gebracht hätte. Jetzt gedachte Mancher des vermessenen Wortes, das Napoleon vor seinem Einmarsch drohend gegen Rußland ausgerufen hatte: „Des Schicksals Wille muß erfüllt werden!" — Zeige nun, Vermessener, ob du Herr des Schicksals bist! — Während die Russen auf's Eifrigste rüsteten, um dem Feinde das verdiente Geleit zu geben, ward Napoleon durch Friedenshoffnungen von Tag zu Tag hingehalten. Wie Rostopschin in Bezug auf Moskau nach eigenen Plänen gehandelt hatte, so betrieb Kutusoff auf eigene Hand bezüglich der Friedensanerbietungen Napoleon's das System der Täuschung. Dem Listigen wurde mit List begegnet und zwar mit bestem Erfolg. Fünf Wochen verweilte er noch in Moskau, und als er darnach seinen Rückzug antrat, brach der Winter in ungewöhnlicher Strenge an. Das war ein Zug des Jammers und Schreckens, den nun das Heer zu machen hatte. Die an das Klima gewöhnten Russen litten von der Kälte um so weniger, als sie mit guter Pelzbekleidung versehen waren. Die Kälte erreichte im November 18 Grad, später stieg sie bis 27. „Wer vermöchte alle Leiden, Kämpfe und Mühseligkeiten zu schildern, durch welche die große Armee in dem strengen Winter allmählich aufgerieben wurde! Hunger, Frost und Ermattung richteten größere Verheerungen an, als die Kugeln der Russen und die Lanzen der Kosacken. Es war ein Anblick zum Entsetzen, Tausende von verhungerten oder erfrorenen Kriegern an der Heerstraße und auf den öden, grausigen, mit Schnee und Glatteis überdeckten Steppen, ab-

wechselnd mit gefallenen Pferden, weggeworfenen Waffen und Trümmern aller Art und den reichsten, nun zur Last gewordenen Beutestücken zu sehen." — Ein in anderer Weise grauenhaftes Bild bot der Uebergang über die Beresina (26. November). Dieser Uebergang fand unter den heftigsten Kämpfen statt. Auf den während des Angriffs geschlagenen Brücken wurden viele Franzosen im Gedränge zertreten, viele andre stürzten in den Fluß und fanden zwischen den Eisschollen ihren Tod, 18,000 Nachzügler, die reiche Beute mit sich führten, fielen in die Gewalt des Feindes. Es läßt sich ermessen, mit welchen Empfindungen von dem übrigen Europa die vereinzelt und nach langen Zwischenräumen ankommenden Nachrichten aufgenommen wurden. „Des Schicksals Wille muß erfüllt werden!" — Ende December vernahm man in Berlin: am 19. December habe König Murat mit einem Troß von 20,000 „von jedem Elende beladener" Menschen die russisch-preußische Grenze erreicht, und diese 20,000 Unglücklichen seien der ganze Rest des großen französischen Heeres. — Die Opfer des Krieges beliefen sich für Rußland auf 300,000 Mann. Die Franzosen hatten an Todten und Gefangenen 552,000 Mann verloren. Nach Ausweis amtlicher Berichte wurden in Rußland 243,600 Leichen der Feinde eingescharrt. Die meisten der Gefangenen hatten den Keim des Todes in sich und starben in den Spitälern. Das französische Heer hatte außerdem 167,000 Pferde, gegen 1200 Kanonen, die Kriegskassen und sämmtliches Gepäck verloren.

Wo war Napoleon? In der Stunde der höchsten Noth — Anfang December — hatte er das Heer verlassen. In Pelzen und Betten eingehüllt nahm er in einem Schlitten seinen Weg über Warschau und Dresden nach Paris, von wo aus der Welt der Untergang der „großen Armee" verkündet, aber tröstend hinzugesetzt ward: „Die Gesundheit Sr. Majestät war nie besser." —

Der deutsche Befreiungskampf.

Vorzeichen der Volkserhebung.

Jetzt kommen wir zur Schilderung eines Krieges, den der Dichter mit Recht einen „heiligen" genannt hat. Die Rückkehr der Franzosen aus Rußland und der Anmarsch der ihnen auf den Fersen folgenden Russen ward der Anlaß zum Ausbruch dieses Krieges, der in den Jahren von 1807 bis 1812 vorbereitet war. Um ihn in seiner Bedeutung würdigen zu können, haben wir zunächst einleitend seine Vorbereitung in Betracht zu ziehen.

Dem Blicke Napoleon's war es nicht entgangen, daß in der Monarchie Friedrich's des Großen, in Preußen, die Schwerkraft Deutschlands ruhe: daher die unerhörte Schädigung, die er diesem Staate in dem Frieden zu Tilsit auferlegt hatte. Wegnahme des halben Gebietes, eine außer allem Verhältniß zur Landesgröße stehende Kriegssteuer, dazu die Verpflichtung, die eigene Wehrkraft nicht über 42,000 Mann zu erhöhen, dagegen eine feindliche Truppenmacht von 150,000 Mann bis zur erfolgten Zahlung der Kriegsschuld im Lande zu erhalten! Und welchen Ansprüchen mußte in Bezug auf die Versorgung der Fremdlinge Genüge gethan werden! Die Marschälle und Generale schwelgten, der gemeine Soldat hatte Ueberfluß, die Einwohnerschaft darbte. Was die Feinde dem Lande an besonderen Auflagen abpreßten, betrug mehr noch als die im Friedensschlusse festgesetzten Kriegskosten. Nach H. v. Sybel (Pertz' Berechnungen gehen noch höher) wurden allein in den Jahren von 1807 und 1808 der Bevölkerung Norddeutschlands 500 Millionen Gulden durch willkürliche Auflagen entzogen; der bei weitem größte Theil dieser Summe fiel auf Preußen. Aber das war nicht Alles, was Napoleon seit 1806 zu thun die Absicht hatte. Er war in seinen Forderungen, die dem Frieden von Tilsit vorangingen, nur deshalb nicht noch weiter gegangen, weil er durch schnellen Abschluß des Krieges den Beitritt Oesterreichs zur Coalition hatte verhindern

wollen. Bald aber war es seinen auf Preußen gerichteten Maßnahmen anzumerken, wo er hinaus wollte. Preußen sollte systematisch entkräftet, und nachdem dies geschehen, mithin seine Widerstandskraft gänzlich gebrochen sein würde, sollten seine Provinzen anderen Staaten einverleibt, oder es sollten durch Zusammenfügungen von Theilen Preußens mit anderen Landgebieten neue Staaten für Marschälle Napoleon's errichtet werden.

Entsprechend waren die Mittel, die Napoleon anwandte, um zu jenem Ziele zu gelangen. Dem materiellen Druck fügte er den geistigen bei. Napoleon hatte sein in Frankreich geschaffenes Spürsystem nach Deutschland verpflanzt, demzufolge Jedermann beobachtet ward. Eine jede an einem öffentlichen Orte gethane mißliebige Aeußerung brachte in Gefahr. Es gab kein Briefgeheimniß mehr, sogar der Unterricht in den Schulen ward überwacht. Die geselligen Kreise des Volkes lösten sich auf, Mißtrauen, Kummer, Demüthigung, aber auch der Ausdruck tiefen Ingrimms war auf den Angesichtern der Bedrückten zu lesen. Die Zeit hatte mit jener Aehnlichkeit, in der einst das deutsche Volk von dem römischen Pfaffenthum besonders schwer bedrückt worden war. Damals war das Volk durch den Ablaßkram maßlos besteuert, den Aeußerungen seines Gefühls- und Geisteslebens mit Scheiterhaufen, Schwert, Bann- und Kerkerstrafen entgegengetreten worden. Es hatte romanisirt werden sollen. Aber der germanische Geist hatte seine unverwüstliche Lebenskraft bewährt. Als Rom sein Ziel erreicht zu haben glaubte, als es wähnte, unter der Form todter kirchlicher Gebräuche Deutschland sich unterworfen zu haben, brach aus der Tiefe des Volksgemüthes ein neuer Strom ursprünglichen Lebens, durchstrahlt vom Lichte des Evangeliums, hervor, und es erfolgte, wenigstens für einen großen Theil des deutschen Volkes die gänzliche Befreiung von der Tyrannei Roms. Jetzt lag der deutsche Volksgeist unter der Zuchtruthe des Napoleonismus, einer neuen Form des Romanismus. Wie von Rom aus mit dem Scheine des Christenthums Trug geübt worden war, so ward jetzt von Frankreich aus mit dem Scheine der Freiheit Trug geübt. Aber auch jetzt sollte sich die Tiefe und Unverwüstlichkeit der deutschen Volksseele bewähren. Während der Feind frechen und übermüthigen Sinnes wähnte, deutsches Denken und Empfinden sieche auf dem ihm geschaffenen Prokrustos-Bette dahin, und der französische Papst habe in den eroberten Landestheilen bereits eine ihm nicht mehr streitig zu machende Geltung gewonnen, regten sich schon die Kräfte im deutschen Gemüthe, die in nicht zu langer Zeit mit Cherubsgewalt den Tyrannen und die

Schaaren seiner Knechte hinwegtreiben sollten aus den heimischen Gauen. Es begannen in der Nacht der Knechtschaft an vielen Orten im schönsten Lichte Kräfte dieser Art zu erwachen. „Nach der Schlacht von Eilau,“ schrieb Luise, „hätte der König einen vortheilhaften Frieden machen können, aber da hätte er freiwillig mit dem bösen Princip unterhandeln und sich mit ihm verbinden müssen — jetzt hat er unterhandelt, gezwungen durch die Noth, und er wird sich nicht mit ihm verbinden. Diese Handlungsweise wird Preußen Glück bringen, das ist mein fester Glaube.“ — Dieser Glaube lebte in der Mehrheit des preußischen Volkes, und es trat dasselbe (mit Ausnahme einiger Unwürdiger, die sich von den augenblicklichen Erfolgen des Eroberers hatten blenden lassen, eben so wenig, wie es von Seiten Friedrich Wilhelm's geschehen war, innerlich in Verbindung mit „dem bösen Princip.“ *) Gerade in Preußen wurden in der Stille Vorbereitungen zum heiligen Werke der Befreiung getroffen. Edle Männer stifteten den Tugendbund, der schnell sich durch das Land verzweigte und über die Grenzen Preußens hinaus wirkte. „Vertraute bargen das heilige Feuer vor dem Auge der Bedrücker und warfen in die Nacht der namenlosen Leiden den Hoffnungsstrahl der Erlösung; die Niedersachsen, die Westfalen, die Hessen klirrten in ihren Ketten, und der Argwohn der Fremden glaubte sich von unsichtbaren Gefahren umgeben; sie fühlten das Wehen des Geistes, der ihre finsteren Werke zerreißen sollte.“ Der König zog treffliche Männer in seinen Rath. Gerhard David Scharnhorst, ein Hannoveraner, der unter dem Herzoge von Braunschweig als Oberstlieutenant in den preußischen Dienst getreten war, wurde mit der Neugestaltung des Heerwesens betraut; ihm standen zur Seite und wirkten in seinem Geiste Gneisenau, Grollmann, Boyen und Clausewitz. Alle von ihm getroffenen Einrichtungen hatten das Ziel: das Heer von Söldlingen in ein Heer zu verwandeln, das die Kraft, Intelligenz und Sittlichkeit der Nation darstellte. Nach den Bestimmungen des Tilsiter Friedens durfte Preußen nur 42,000 Mann unter den Waffen haben. Scharnhorst wußte das Nachtheilige dieser Bestimmung dadurch zu beseitigen, daß er die Mannschaften, sobald sie genügend einexercirt waren, entließ, neue einzog und auf diese Art, während allerdings nur immer 42,000 Mann unter Waffen standen, den Heereskörper fortgesetzt vergrößerte, der eines Tages zum Befreiungskampfe aufgerufen werden sollte. Scharn-

*) Siehe: Geschichte der Freiheitskriege. Von Ferdinand Schmidt. 5. Aufl. Berlin. Fr. Lobeck'scher Verlag.

horst, mit Recht „der deutschen Freiheit Waffenschmied“ genannt, handelte in Uebereinstimmung mit Stein, „und Beide fanden,“ wie Beitzke sagt, „das aufrichtigste Eingehen und die festeste Unterstützung an dem Könige selbst, der nicht selten die besten Rathschläge zu geben wußte und eine Sache nur befahl, wenn er sich von deren Zweckmäßigkeit nach reiflicher Ueberlegung überzeugt hatte.“ Freiherr Heinrich Friedrich Karl von Stein, einem altritterlichen Geschlecht in Nassau an der Lahn entsprossen, war ebenfalls in den Dienst Preußens getreten, weil auch er erkannt hatte, daß das Wohl und Weh der deutschen Nation von dem Geschick Preußens unzertrennlich sei. Im Jahre 1802 war er Oberpräsident in Westfalen. Als ihm um jene Zeit glänzende Anerbietungen von Hannover aus zugingen, erklärte er, unter allen Umständen in Preußen ausharren zu wollen und fügte hinzu: „Meine Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer Vereinigung der zerstückelten Kräfte Deutschlands verträgt sich nicht mit den Pflichten, die ich dann zu übernehmen hätte.“ Als im Jahre 1806 das Unglück über Preußen hereinbrach, war Stein Finanzminister. H. v. Sybel schildert ihn als „eine Natur von schwerem und großem Stile, herben und eckigen Formen, herrisch, schöpferisch, überwältigend,“ als einen Mann, „der sich in jeder Stellung als unterrichtet, scharfsinnig, feurig“ gezeigt, habe. Im Jahre 1807 trat er freiwillig aus seinem Amte zurück, da gewisse Pläne, deren Durchführung ihm als unerläßlich erschien, nicht Annahme gefunden hatten. Bald genug wurde er vermißt; der König wünschte seinen Wiedereintritt in den Staatsdienst. Hardenberg, Blücher, Graf Finkenstein schrieben ihm, keine Minute zu säumen, da der König geneigt sei, auf alle seine Wünsche einzugehen. „Sie allein,“ hieß es in dem Briefe Finkenstein's, „werden im Stande sein, mit kräftigem Arm die Verräther und, was eben so schlecht ist, die Dummköpfe auszurotten, welche den Staat bis in seine Grundlagen untergraben haben und die vorzüglichste Ursache unsers Verderbens sind.“ Stein folgte dem Rufe des Königs und Vaterlandes und begann, wie Scharnhorst auf dem Gebiete des Heerwesens, auf dem Gebiete der inneren Verwaltung den Grund zu einer Umgestaltung zu legen, deren Segnungen sich heut das Vaterland zu erfreuen hat. Von welchen Grundanschauungen er ausging, zeigt ein Schreiben von ihm aus jener Zeit. „Hat eine Nation,“ heißt es in demselben, „sich über den Zustand der Sinnlichkeit erhoben, hat sie eine bedeutende Masse von Kenntnissen erworben, genießt sie einen mäßigen Grad von Denkfreiheit, so richtet sie ihre Aufmerksamkeit auf ihre eigenen National- und Communal-

angelegenheiten. Räumt man ihr nun eine Theilnahme daran ein, so zeigen sich die wohlthätigen Aeußerungen der Vaterlandsliebe und des Gemeingeistes; verweigert man ihr alles Mitwirken, so entsteht Mißmuth und Unwille, der entweder auf mannichfaltige schädliche Art ausbricht, oder durch gewaltsame, den Geist lähmende Maßregeln unterdrückt werden muß." — In demselben Jahre schrieb die Königin Luise an ihren Vater: „Es ist mir immer klarer, daß Alles so kommen mußte, wie es gekommen. Die göttliche Vorsehung leitet unverkennbar neue Weltzustände ein, und es soll eine andere Ordnung der Dinge werden, da die alte sich überlebt hat und in sich selbst als abgestorben zusammenstürzt. Wir sind eingeschlafen auf den Lorbeeren Friedrich's des Großen, welcher, der Herr seines Jahrhunderts, eine neue Zeit schuf. Wir sind mit derselben nicht fortgeschritten; deshalb überflügelt sie uns — das siehet Niemand klarer ein, als der König. Noch eben hatte ich mit ihm darüber eine lange Unterredung, und er sagte, in sich gekehrt, wiederholentlich: „das muß auch bei uns anders werden!" — Mehr als die Berufung Stein's zeigt dies Schreiben, wie sehr das Königspaar an den Reformen betheiligt war, die jetzt in Preußen in Angriff genommen wurden. Der Grundgedanke der „Stein'schen Gesetzgebung des Jahres 1808" war der, das Volk im Kleinen und im Großen zum Selbstregiment zu erziehen. Die „Städteordnung von 1808" gewährte den Bürgern das Recht, sich ihre Behörden aus ihrer Mitte zu erwählen, der Zunftzwang ward aufgehoben und damit das Recht der freien Arbeit anerkannt, der Bauernstand wurde von den letzten Fesseln der Hörigkeit befreit, dem Adel das Recht, allein Rittergüter zu kaufen, entzogen, Gleichberechtigung aller Staatsbürger ausgesprochen, für jede Provinz ein Verband der größeren Grundbesitzer hergestellt, durch den die Interessen größerer Landestheile gefördert werden sollten. Tief setzte der treffliche Mann seinen Staatspflug ein und hinterließ Schöpfungen, die ihm die Ehrenbezeichnung „des Guten Grundstein, des Bösen Eckstein, der Deutschen Edelstein" eintrugen. Ein Stein des Anstoßes war Stein den Aristokraten, die noch gänzlich auf dem Standpunkt der französischen Emigranten standen, und von denen nicht nur Scharnhorst und Stein, sondern auch der König und die Königin als Revolutionäre angesehen wurden. Diese unglückseligen Menschen, die es am lichten Tage noch nicht erkannt hatten, welch' unermeßliches Unheil durch das Hinhalten nothwendiger Verbesserungen über Frankreich gebracht worden war, verbanden sich mit der französischen Partei, um den ihnen verhaßten Stein zu stürzen. Sie wußten einen Brief

von Stein, in welchem dieser es als nothwendig dargelegt hatte, die gegen Napoleon herrschende Erbitterung im Volke zu nähren, in die Hände der französischen Spione zu bringen, durch die ihn Napoleon empfing, der darauf sofort vom Könige Stein's Entlassung verlangte. Was vermochte Friedrich Wilhelm damals einem solchen Ansinnen gegenüber Anderes zu thun als nachzugeben! — Stein mußte gehen. Das genügte dem rachsüchtigen Corsen noch nicht. Er ächtete Stein, er erklärte seine innerhalb der Gebiete des Rheinbundes gelegenen Güter als verfallen. Hätte er sich der Person Stein's zu bemächtigen vermocht, so wäre diesem das Geschick so Vieler, die ihren Patriotismus mit dem Leben hatten büßen müssen, zu Theil geworden. Stein ging, aber sein Geist blieb zurück, das Vaterland hatte noch viele andere Männer gleicher Gesinnung, auf die der Verbannte kräftigend wirkte. Er begab sich nach Böhmen, darnach an den Petersburger Hof, und dort war er es gerade, der, wie oben (S. 369) des Näheren erzählt wurde, den Kaiser Alexander davor bewahrte, mit Napoleon einen zweiten Frieden zu schließen. Den Trefflichen, die im Sinne Scharnhorst's und Stein's im Vaterlande weiter wirkten, sind außer den schon Genannten in erster Linie zuzuzählen Wilhelm v. Humboldt, Altenstein, Niebuhr, Schleiermacher, Fichte. Trotz Aechtung und Verbannung Stein's und der damit ihn bedrohenden Gefahr wandte sich Fichte in seinen „Reden an die deutsche Nation" an die besseren Elemente des Volksgemüths und rief sie auf zum Kampfe gegen die Zwingherrschaft. In überzeugenden Worten wies er nach, daß verbesserte Volkserziehung Quell und Wurzel des Volksglücks sei. Pestalozzi war damals als Stern am pädagogischen Himmel aufgegangen. Ihn feierte der treffliche Fichte und erweckte ihm Jünger im Vaterlande, die zu dem schweizer Weisen wallfahrteten, um zu seinen Füßen zu sitzen und darauf seine Lehren in die Heimath zu tragen. Auch diese Bestrebungen fanden die innigsten Sympathien am Königshofe. Die Königin ließ sich von einem Lehrer, der ein Schüler Pestalozzi's war, Bericht über des Letzteren Lehr- und Erziehungsmethode erstatten. „Ich lese," schrieb sie, „Lienhard und Gertrud, ein Buch für das Volk, von Pestalozzi. Es ist mir wohl mitten in diesem Schweizerdorfe. Wäre ich mein eigener Herr, so setzte ich mich in meinen Wagen und rollte zu Pestalozzi in die Schweiz, um dem edlen Manne mit Thränen in den Augen und mit einem Händedruck zu danken. Wie gut meint er es mit der Menschheit! Ja! in der Menschheit Namen danke ich ihm! — Eine Stelle in dem Buche gefiel mir besonders: „Leiden und Elend sind Gottes Segen, wenn sie überstanden

sind!“ — Wahrlich, wer so Leid trägt, wie es von der Königin, von den genannten Männern und von der Gesammtheit des preußischen Volkes geschah, der wird getröstet, der wird dadurch gesegnet, daß er Schätze der Hülfe findet, die ihm bisher verborgen waren. Ende 1809 kehrte die königliche Familie nach Berlin zurück. In Stein's Geiste wirkte der Staatskanzler Hardenberg weiter; ihm war die Gabe verliehen, vor den Späheraugen des Feindes manche Absichten und Ausführungen zu verhüllen. Im Jahre 1810 wurde in Berlin die Universität eröffnet als geistige Werkstatt zum Schmieden der Waffen für den Erlösungskampf. Jahn wirkte anregend für die Einführung und Verbreitung des Turnens, der edle E. M. Arndt ließ seine feurigen Mahnrufe erschallen, Rückert und andere Dichter erhoben ihr Glockenläuten. Nimmer hätte ohne die Nacht des Unglücks das Vaterland die herrlichen Geister geschaut, wie es der Fall war, Geister, die lange noch glänzen, deren Strahlen in kommenden Geschlechtern noch patriotische Gluth erwecken werden. Doch nicht gänzlich ohne Vorzeichen des Kommenden vollzog sich die Bewegung. Den Anstoß gaben die Kämpfe in Spanien und die darauf folgenden Kämpfe in Tyrol und Oesterreich. Aufstandsversuche wurden unternommen von dem preußischen Hauptmann v. Katt, der sich Magdeburgs zu bemächtigen beabsichtigte, ferner von dem westfälischen Oberst v. Dörnberg, dessen Absicht es war, den König Hieronymus gefangen zu nehmen. Beide Unternehmen scheiterten, Katt und Dörnberg entkamen nach Böhmen und schlossen sich dem Herzoge Wilhelm von Braunschweig-Oels (dem Sohn des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, der die Schlacht von Jena und Auerstädt verloren hatte) an, der ebenfalls ein Unternehmen gegen die Franzosen vorbereitete. Bedeutender war ein Aufstandsversuch des preußischen Majors von Schill. Ihm waren falsche Nachrichten von einem Siege der Oesterreicher zugegangen. Da führte er sein Husarenregiment aus Berlin auf den Exercierplatz und eröffnete ihm dort, daß die Zeit der Erhebung gekommen sei. Entflammt von seinen Worten, erklärten die tapferen Männer sich bereit, ihm zu folgen. Seine nächste Absicht war, sich mit Dörnberg zu vereinigen. Auf dem Marsche nach dem Hessischen gelangte an ihn Kunde, daß das Unternehmen Dörnberg's gescheitert sei, kurz darauf kamen böse Nachrichten aus Oesterreich. Nun sah Schill sich genöthigt, sich gegen Norden zu wenden. In Stralsund ward er von dem dänischen General Ewald, der mit einer Streitmacht von 6000 Mann (Dänen und Holländern) gegen ihn angerückt war, überwältigt. Er fiel im Kampf. Eine große Anzahl der Gefangenen ließ Napoleon

erschießen, viele andere sandte er auf die Galeeren. Wilhelm von Braunschweig drang mit seiner „schwarzen Schaar" in Sachsen ein, um dies Land zum Anschlusse an Oesterreich zu nöthigen. Er bemächtigte sich der wichtigsten Städte, wurde aber durch feindliche Truppen zurückgedrängt. Im Frieden von Schönbrunn als Herzog von Braunschweig nicht anerkannt, beschloß er, sich bis zur Nordsee durchzuschlagen. Es gelang ihm dies an der Spitze einer Heermacht von 12000 Mann, und er fand Aufnahme auf der englischen Flotte.

Das Jahr 1810 war bis zur Mitte verflossen. Welch eine bittre Zeit hatte Friedrich Wilhelm seit 1806 zu durchleben gehabt! Und nun geschah etwas, welches das Maß seines Leidens noch um Vieles erhöhte. Seine Gemahlin war zu ihrem Vater nach Strelitz gereist. Ueber ihre Erscheinung am Großherzoglichen Hofe berichtet ein Augenzeuge: „Alles war versammelt, da trat die Königin ein, eine über alle Beschreibung erhabene Hoheit und Milde in ihrem Wesen. Sie sah aus wie eine Geprüfte und bewährt Befundene, die mit der Erde fertig, nur noch durch die Bande der Liebe daran festgehalten ward. Ihre schönen, edlen Züge trugen das Gepräge tiefsten Leidens, und wenn sie die Augen zum Himmel erhob, so sprach ihr Blick, vielleicht unwillkürlich, die Sehnsucht nach der Heimath aus. Als einige Damen, die sie von früher kannten, und denen sie sich vertraulich näherte, sich mit Wohlgefallen über die Perlen äußerten, welche die Königin als einzigen Schmuck trug, da antwortete sie: „Ich liebe sie auch sehr und habe sie zurückbehalten, als es darauf ankam, meine Brillanten herzugeben. Sie passen besser für mich, denn sie bedeuten Thränen, und ich habe deren so viele vergossen." Von Strelitz aus ging nun wenige Tage später dem Könige die Kunde zu, seine Gemahlin sei tödtlich erkrankt. Er brach sogleich auf und fand die Königin auf dem Todtenbette. Welch Wiedersehen! Der König verließ das Gemach auf kurze Zeit, um Fassung zu gewinnen. Als ihm die Mutter des Großherzogs ein Trostwort zusprach, sagte er in dumpfer Verzweiflung: „Wenn sie nicht mein wäre, würde sie leben; aber da sie meine Frau ist, stirbt sie gewiß." — Einen so traurigen Glauben hatte das herbe Geschick in ihm erzeugt. In der Nacht starb die Königin. Nie hat der König von diesem Schlage sich gänzlich erholt. Der Königin hatte der Kummer um das Unglück des Vaterlandes das Herz gebrochen, und sie starb daran, der König lebte gebrochenen Herzens noch eine längere Zeit. — Selten hat der Tod einer Fürstin im Lande tiefere Empfindungen des Schmerzes erregt, als dies bei dem Tode der Königin Luise der Fall war. Aber auch dieser Tod

sollte für das Vaterland die Bedeutung eines Opfers gewinnen. In der Erinnerung des Volkes waren aufgestiegen die Lichtgestalten aus vergangenen Zeiten, die da mahnten, Alles an Alles zu setzen, um dem Vaterlande das heilige Gut der Freiheit zu erstreiten. Diesen Lichtgestalten hatte sich jetzt die der heimgegangenen Königin zugesellt, und wahrlich, wer die Poesien, wer die Zeitliteratur jener Zeit durchforscht, der erkennt, daß die Heimgegangene mehr noch, als es im Leben geschehen war, im Tode segnend wirkte.

In der nun folgenden Zeit gewann das Wirken E. M. Arndt's und Fichte's eine außerordentliche Bedeutung. Arndt's Mahn- und Prophetenwort war vergleichbar einem Frühlingsgewitter: Blitze zuckten, Donner rollten. — Wer vermag es zu ermessen, in wie vielen Geistern sein Wort patriotisches Leben erweckte! Tyrannen und Könige, rief er, werden Staub, Pyramiden und Kolosse zerbröckeln, Erdbeben und Vulkane, Feuer und Schwert thun ihr Amt, das Größte verschwindet, nur Eine Unsterblichkeit lebt ewig, die Wahrheit. Wahrheit und Freiheit sind die reinen Elemente des Lebens des göttlichen Menschen; durch sie ist er, ohne sie nichts. — Er ruft die religiöse Begeisterung wach, warnt aber vor confessionellem Hader. „Laßt alle die kleinen Religionen," mahnt er, „und thut die Pflicht der einzig höchsten, und hoch über Papst und Luther vereinigt euch zu Einem Glauben. Das ist die höchste Religion, zu siegen oder zu sterben für die heilige Sache der Menschheit, die durch alle Tyrannei in Lastern und Schanden untergeht. Das ist die höchste Religion, das Vaterland lieber zu haben als Herren und Fürsten, als Vater und Mutter, als Weiber und Kinder. Das ist die höchste Religion, seinen Enkeln einen ehrlichen Namen, ein freies Land, einen stolzen Sinn zu hinterlassen. Das ist die höchste Religion, mit dem theuersten Blute zu bewahren, was durch das theuerste freieste Blut der Väter erworben ward." *) Mit dem Ernste und Muthe des Propheten, wie es von Arndt geschah, lehrten und mahnten auch Fichte und viele andere herrliche Männer. „So arbeitete Alles," sagt G. Freytag „was in dem Deutschen hold und herzlich ist, Sprache, Poesie, Wissenschaft, Sitte des Hauses in der Stille gegen Napoleon und sein fremdes Wesen. Alles Schlechte, Verdorbene, Frevelhafte, alle Hinterlist und Grausamkeit, Verleumdung, Tücke und brutale Gewalt ward gallisch und corsisch gescholten." Aber edles Wort und edles Empfinden er-

---

*) Siehe: Ernst Moritz Arndt. Von Ferdinand Schmidt. Berlin, bei Hugo Kastner.

hält erst seine höchste Weihe durch die That. Du mußt — das hatte der Königsberger Weise Kant gelehrt — das Rechte thun, um seiner selbst willen, und er hatte dies gelehrt im Hinblick auf einen großen Friedrich, der unabläßig darin seine höchste Befriedigung gesucht hatte, seine Pflicht zu erfüllen und sein ganzes Sein daran zu setzen, dieser Forderung nachzukommen. Wir werden jetzt sehen, wie der Lehre und dem Beispiel entsprechend, sich das Preußenvolk zum Befreiungskampfe erhob.

Deutschlands Erhebung.

War es doch, als sei dem deutschen Volke von der Vorsehung das Zeichen gegeben, den Erlösungskampf gegen die Tyrannei Napoleon's zu beginnen. Der Heereszug nach Rußland hatte einer Völkerwanderung geglichen — nun war Napoleon allein zurückgekehrt nach Paris, und es folgte ihm in weiter Entfernung ein Haufe von 20,000 dem Elende verfallenen Kriegern — der ganze Rest der „großen Armee!" — Für die glühendsten der Patrioten in Preußen war es keine Frage, daß jetzt losgeschlagen werden müsse. Inzwischen tauschten der preußische Staatskanzler Hardenberg und der französische Gesandte in Berlin Freundschaftsversicherungen mit einander: Jener betheuerte, Preußen denke nicht daran, sich Napoleon's Unglück zu Nutze zu machen und eine Volkserhebung zu veranlassen, Dieser, sein Kaiser habe in Bezug auf Preußen das Beste im Sinne. — Führte diese Sprache nur der Diplomat Hardenberg, oder war es ihm Ernst mit seinen Zusicherungen? Die letztere Frage muß bejahet werden. Nach Hardenberg's Anschauungen war die Lage Napoleon's durchaus noch nicht so verzweifelt, wie sie manchem Patrioten erschien. War Napoleon, der bereits eine neue Aushebung eingeleitet hatte, nicht noch Kaiser von Frankreich, König von Italien, Protector des Rheinbundes? Befanden sich nicht die wichtigsten preußischen Festungen, dazu die Hauptstadt Berlin noch in der Gewalt französischer Truppen, und wurde in letzterer Stadt der König nicht geradezu vom Feinde überwacht? Sich der Person des Königs zu bemächtigen, wäre für die Franzosen ein Leichtes gewesen, nicht minder, durch Herbeiziehung von Truppen aus Stettin, Hamburg, Magdeburg und anderen Städten im Herzen der preußischen Monarchie eine starke Macht aufzustellen. Ohne gesicherte Allianzen — dies erschien dem Kanzler als unbestreitbar — könne Preußen den Kampf mit Aussicht auf Erfolg nicht

aufnehmen. Aber die Umschau nach Bundesgenossen führte sofort auf traurige Ergebnisse. Ringsum Feinde oder — unzuverlässige Freunde! — An der westlichen Grenze das unter Hieronymus stehende neugebildete Königreich Westfalen, ferner Sachsen, dessen Fürstenhaus die Königskrone von Napoleon empfangen und sich dem Bündniß der Rheinbundsfürsten angeschlossen hatte. Im Süden Oesterreich. Hatte nicht Kaiser Franz früher schon mehrfach Preußens Interessen ohne Weiteres geschädigt? und durfte denn gehofft werden, daß er jetzt, nachdem er seine Tochter dem Kaiser Napoleon zur Gemahlin gegeben hatte, geneigt sein würde, zu Gunsten Preußens einzutreten? Hardenberg sagte sich: Gesetzt, wir zögen das Schwert gegen Napoleon, und dieser böte seinem Schwiegervater Schlesien, so hätten wir nicht auf die Bundesgenossenschaft Oesterreichs, wohl aber auf die thätige Feindschaft desselben zu rechnen! — Von den nordischen Staaten stand Dänemark entschieden auf französischer Seite, während auf das von dem drei Jahr früher zum Kronprinzen erwählten Bernadotte beherrschte Schweden zur Zeit wenig zu zählen war. Im Osten Preußens kamen Polen und Rußland in Betracht. Polens Sympathien gehörten Frankreich, für welches es, so weit ihm dies möglich war, auch thätlich eintrat. Wie endlich stand es mit Rußland? Durfte Preußen hoffen, an Rußland, dessen Heere sich den preußischen Grenzen näherten, den zuverlässigen Bundesgenossen zu finden? Das Jahr 1807 hatte es erwiesen, was von Alexander's Bundestreue zu halten sei. Damals war Friedrich Wilhelm in der Stunde der Noth, nachdem er dem lockenden Feinde widerstanden, der sich darauf mit besserem Erfolge an Alexander gewandt hatte, von diesem verlassen worden; ja Alexander hatte nicht Anstand genommen, mit Napoleon einen Frieden auf Kosten Preußens einzugehen. Dies Alles in Betracht gezogen, muß zugegeben werden, daß die Besorgnisse, die Hardenberg hegte, nicht gänzlich grundlos waren. Und dennoch erwies sich Hardenberg als durchaus nicht der Lage gewachsen. Tieferes, als das war, was er sah und empfand, erforderten die Verhältnisse. Es war für den Staat, in welchem sich die Verjüngung Deutschlands vollzog, wieder einmal einer jener kritischen Zeitläufte eingetreten, in denen kühle Erwägungen über Schwierigkeiten absolut nicht hinweghalfen, in denen es vielmehr galt, Alles an Alles zu setzen. In solchen Lagen waren der große Kurfürst und Friedrich der Große zum öfteren gewesen, und sie würden, hätten sie um diese Zeit das Steuer Preußens zu führen gehabt, nicht wie Hardenberg schwächlich erwägt, sondern kräftig empfunden und machtvoll gehandelt haben.

Aber ihr Beispiel war da, und wir werden sehen, wie dies zündete, so daß in ihrem Geiste der Staat Preußen seinen Missionskampf auf's Neue aufnahm. — General v. York, der Führer des Hülfscorps, das Preußen gezwungener Weise dem Kaiser Napoleon auf seinem Zuge nach Rußland hatte beigeben müssen, stand unter Macdonald, dem Oberbefehlshaber des linken Flügels der großen Armee, und es hatte dieser linke Flügel an der Ostsee Stellung genommen. Als Macdonald vernahm, von welchem Geschick das Hauptheer betroffen worden sei, und als unmittelbar darauf die Trümmer desselben zurückkehrten, trat auch er, dem preußischen Hülfscorps dabei die Rolle der Nachhut seines Heeres zutheilend, seinen Rückmarsch an. Der Nachhut war die Aufgabe gestellt, die rückweichenden Franzosen vor den nachfolgenden Russen zu schützen. Macdonald's Plan ging dahin, an der russisch-preußischen Grenze Halt zu machen, und er hoffte, daß es ihm gelingen werde, die Russen so lange aufzuhalten, bis Napoleon mit neuer Macht herzurücke. York übersah klar die Lage, und es traten an ihn Fragen ernstester Art. Thut Preußen jetzt seine Pflicht, sagte er sich, so ist der „Anfang des Endes" der napoleonischen Gewaltherrschaft gekommen! Es kam auf augenblickliche Entscheidung an. Front machen gegen die nachfolgenden Russen und sie als Feinde behandeln, oder sich mit ihnen verbinden, um dem rückgehenden Feind nicht Zeit zu lassen, sich festzusetzen, die Russen darnach als Bundesgenossen mit über die Grenze zu ziehen und Preußen zum Aufstand zu bringen — das waren für York die Fragen, die Entscheidung erheischten. Bei der drängenden Zeit war es unmöglich, den König in Berlin zu befragen. Was hätte aber auch eine Frage genützt, da der König nicht frei war, da er sich in einer vom Feinde besetzten Stadt befand? York entschied sich schnell. Am 30. December 1813 schloß er auf der Poscheruner Mühle einen Waffenstillstand mit den Russen unter General Diebitsch. Das war der Anfang der Erhebung Deutschlands. York gab dem Marschall Macdonald Kunde von dem, was er gethan; darnach machte er (am 14. Januar 1814) dem Könige die gleiche Anzeige, hinzufügend: „Ew. Majestät lege ich willig meinen Kopf zu Füßen, wenn ich gefehlt haben sollte; ich würde mit freudiger Beruhigung sterben, wenigstens nicht als treuer Unterthan und wahrer Preuße gefehlt zu haben." — „Eine Fügung Gottes war es," sagt Sybel, „daß ein Mann wie dieser gerade an dieser Stelle stand, als ewiges Denkzeichen, daß für den sittlichen Menschen damals keine Wahl blieb."

Die Kunde von der kühnen That York's ging, wie ein Historiker

sagt, wie ein Erdbeben durch Deutschland und Europa. Wie wirkte sie am Hofe zu Berlin? Oder vielmehr: Wie ward offiziell (durch Hardenberg) den Franzosen gegenüber versichert, daß sie daselbst gewirkt habe? Der König soll gesagt haben: „Da möchte Einen ja der Schlag treffen!" Dies wurde durch Hardenberg dadurch beglaubigt, daß York's Absetzung ausgesprochen und ein Adjutant mit dem entsprechenden Decret abgesandt wurde, den freilich die Russen, die inzwischen in die Provinz Preußen eingerückt waren, nicht zu York ließen. Der Kaiser Wilhelm hat neuerdings dem Historiker Pertz die bestimmteste und unzweideutigste Mittheilung gemacht, daß der König, sein Vater, sich schon damals durch das, was geschehen, im Wesentlichen sehr befriedigt gefühlt habe. Hardenberg und andere Diplomaten thaten das Ihre, um den König vor der offenbaren Gefahr, daß man sich seiner als Geisel bemächtige, zu bewahren. Es gelang dem Könige, ungefährdet aus Berlin zu kommen. Auf Nebenwegen erreichte er glücklich Breslau. Der Umstand, daß der König bei späterem Zusammentreffen mit York diesem allgemein so hoch gefeierten Manne so wenig Huld erwies, hat bis in die neuere Zeit hinein das, was er anfänglich über York's Schritt gesagt haben soll, als glaubhaft erscheinen lassen. Aber es scheint — auch in Bezug auf sein Verhalten gegen Stein — Anderes bestimmend gewirkt zu haben. York war in seinem Wesen streng, finster, ein Mann grimmiger Art, nach Droysens Ausdruck: „scharf wie gehacktes Eisen." Hoch und hehr steht seine That da, aber hold war der Umgang mit ihm nicht. Ging Jedermann ihm gern aus dem Wege — wie hätte da der König sich sollen persönlich zu ihm hingezogen fühlen? — Mit Stein war es nicht viel anders, und dieser Umstand erklärt es, daß der König, der doch auch nur ein Mensch war, ihm gegenüber gelegentlich in eine gereizte Stimmung gerieth. Dies nimmt der Größe des Wirkens dieser herrlichen Männer nichts, bewahrt aber andrerseits einen Fürsten, der sich gerade darin auszeichnete, daß er Widerspruch mit Ruhe und Milde hinnahm, vor falscher Beurtheilung. —

Die Lawine war durch York's große That ins Rollen gekommen, und es folgten der letzteren nun Schlag auf Schlag die ihr entsprechenden Ereignisse. Herausgestellt hatte es sich bereits, daß die Russen nicht die preußische Grenze überschritten haben würden, wenn nicht York sich mit ihnen verbunden hätte. Stein kam nach Königsberg und bewirkte, daß der Oberpräsident v. Schön die Stände von Ostpreußen und Litthauen nach Königsberg berief. Worte und Thaten entsprachen dem echten Preußengeiste. Es wurde zur Errichtung der

Landwehr und des Landsturms geschritten und dem Könige ehrerbietig Anzeige davon in einer Adresse gemacht, in der es hieß: „In dem großen Plane der Vorsehung kann die Vernichtung des preußischen Staates nicht liegen. Er ist der Welt und der wahren Aufklärung nöthig.“ Das belebte, das zündete aller Orten. In Breslau, in der Nähe der heranrückenden Russen war der König frei; hier begann er zu wirken für die Befreiung des Vaterlandes. Am 28. Februar wurde mit Rußland das Bündniß zu Kalisch abgeschlossen, dem bald danach England und Schweden beitraten. Schon im Januar hatte Napoleon eine neue Aushebung von 315,000 Mann angeordnet, als ihm jetzt von den Verbündeten die Kriegserklärung zuging, ordnete er eine weitere von 180,000 Mann an. Unter dem 17. März erließ der König den denkwürdigen „Aufruf an mein Volk.“ — „Keinen anderen Ausweg giebt es,“ heißt es in demselben, „als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu leben vermag.“ Am 10. März, dem Geburtstage der heimgegangenen Königin, hatte der König den Orden des eisernen Kreuzes gestiftet. Am 25. März erschien die „Proclamation von Kalisch,“ Namens Alexanders und Friedrich Wilhelm's, unterzeichnet von Kutusoff, in der Befreiung Deutschlands und Europas verheißen und die Entthronung der deutschen Fürsten angedroht ward, die sich der Nationalsache nicht anschließen würden.

Die Erhebung des preußischen Volkes bildet eines der glänzendsten Blätter, nicht nur der preußischen und deutschen, sondern der Geschichte aller Völker, und nie werden Geschichtsschreiber und Sänger aufhören zu singen und zu sagen von diesem hochherrlichen Schauspiel. Lange war die Gesinnung genährt worden, die jetzt äußerlich Gestalt gewann; patriotische Dichter und Denker hatten die Geister und Herzen auf die Zeit vorbereitet, die jetzt eingetreten war. Ehe das Volk aufstand, war der Geist desselben auferstanden, war in seiner Erinnerung Vieles wach geworden, was mit geheimnißvoller, aber unwiderstehlicher Kraft mahnte, kein Gut für zu hoch zu achten, um es nicht freudig dem Heile des Vaterlandes darzubringen. Gerade in der Zeit, in der der Staat Friedrichs des Großen in Trümmern lag, hatte man, wie es zu gehen pflegt, das Verlorene erst würdigen gelernt, war die Bedeutung, welche die Geschichte Preußens für die Entwicklung des deutschen Volkes, ja der europäischen Welt gehabt, in dem denkenden Theile des Volkes zu hellem Bewußtsein gekommen. Zeigt doch die Geschichte der Vergangenheit Thaten des preußischen Volkes, deren Ruhmesglanz unvergänglich ist! Man sagte sich: Hätte

ein Friedrich der Große uns, die Söhne und Enkel von Heldenvätern, geführt: nie würden die Fremdlingsschaaren uns mit Hohn beraubt, nie die Hufe der Feindesrosse unsere Saaten zerstampft haben! — Friedrich Wilhelm III. war kein Kriegsfürst, er war sowohl auf dem Schlachtfelde als auf dem Felde der Unterhandlungen von dem großen Corsen besiegt worden. Aber Niemand war da, der ihm deswegen gegrollt hätte. Rein und hehr stand das Bild des Friedensfürsten in der Seele des Volkes, in verklärter Gestalt das der heimgegangenen Fürstin, die, als sie im Schmerz um des Vaterlandes Fall dahinstarb, den letzten Lebensmuth ihres ihr so treu anhangenden Gemahls mit in das Grab nahm. — Als nun der erste Ruf an das Volk (3. Februar), zwar nicht vom Könige, sondern vom Minister Hardenberg, aber doch auch, wie sich ein Jeder sagen mußte, mit dem Willen des Königs, erging, begann sich in unglaublich kurzer Zeit das ganze Land in ein Feldlager zu verwandeln. Der Feind war noch nicht genannt, Keinem jedoch war es zweifelhaft, daß Frankreich gemeint sei. Nun kam der Aufruf, der den Feind nannte, sich mit zuversichtlichen Worten an das Land wandte. Das Volk las es mit Thränen in den Augen, daß der König ihm vertraue, daß er in des Volkes Liebe und Hingabe die rechte Stütze zu finden hoffe*). Ernst M. Arndt sagt über Geist und Stimmung jener großen Zeit: „Von Memel bis Demmin, von Colberg bis Glatz war in dem unvergeßlichen Frühling und Sommer des Jahres 1813 unter den Preußen nur Eine Stimme, Ein Zorn und Ein Streben: das Vaterland zu retten und Deutschland zu befreien. Krieg wollten die Preußen, Gefahr und Tod wollten sie; den Frieden fürchteten sie, weil sie von Napoleon keinen ehrenvollen Frieden hoffen konnten.“ In der Mitte Mai betrug die Zahl der Linientruppen bereits 141,000 Mann, die Landwehr berechnete man auf 120,000, die freiwilligen Jäger auf 10,000 Mann. Das war für einen Staat wie Preußen, der damals nur vier und dreiviertel Millionen Einwohner zählte, etwas unerhört Großes. Durch herrliche Kriegs- und Freiheitslieder (von Arndt, Max von Schenkendorf, Rückert, Theodor Körner) wurde die patriotische Glut noch mehr angefacht. „So entstand“ sagt Sybel, „ein Heer, wie es kein zweites in der Geschichte giebt. Ein Verein grauer Veteranen und unbärtiger Jünglinge mit der besten Manneskraft der Nation, soldatischer Ungezwungenheit und Derbheit mit religiösem

*) Siehe: Geschichte der Freiheitskriege. Von Ferdinand Schmidt. Fünfte Auflage. Berlin, Fr. Lobeck'scher Verlag.

Schwunge und gewissenhafter Sitte, brausender Freiheitsliebe mit strengem Pflichtgefühle und treuem Unterthanensinn. Es enthielt die Keime zu allen echten Fortschritten, die seitdem in dem politischen Leben Preußens geschehen sind."

In Hamburg, aus welchem Vandamme abzog, rückten am 18. März, mit Jubel von der Bevölkerung empfangen, Kosacken unter Tettenborn und Tschernitschef ein. Bei Möckern warf sich (am 5. April) dem von Magdeburg auf Berlin vorrückenden Vicekönig Eugen, dessen Streitmacht 20,000 Mann betrug, eine halb so starke preußische Heeresabtheilung unter Führung York's und Bülow's entgegen. Der Feind, der 1200 Mann verlor, ward zum eiligen Rückzug genöthigt; der Verlust der Preußen betrug nur 380 Mann. Das Gefecht bei Möckern, in welchem die Preußen ihre ruhmvolle „Bluttaufe" empfingen, war ein verheißungsvoller Anfang des Krieges.

Die Franzosen gaben dem Tyrannen, dem sie sich unterworfen hatten, und der durch Knebelung der Presse dafür sorgte, daß sie über dasjenige, was in Preußen vor sich ging, so gut wie nicht unterrichtet wurden, willig auf's Neue Hunderttausende von Landeskindern. Nachdem von den Rheinbundsfürsten ihm neue Ergebenheitszusicherungen zugegangen waren, und er, um den Franzosen Zuversicht einzuflößen, geprahlt hatte, „es solle den feindlichen Heeren, und wenn sie selbst schon auf den Höhen von Montmartre ständen, nicht gelingen, dem französischen Reiche von allen seinen Provinzen auch nur ein Dorf zu entreißen," begab er sich zu Wagen über Mainz und Erfurt nach Weimar, woselbst er am 28. April eintraf. Bei seinem Aufbruch von dort stieg er zu Pferde, indem er äußerte, er werde diesen Feldzug als General Bonaparte und nicht als Kaiser ausführen, woraus hervorgeht, daß er sich über den Ernst der Lage keinen Täuschungen hingab.

Unter den trefflichen Helden des deutschen Heeres, die wir in heißen Schlachten werden ringen sehen, haben wir eines insbesondere zu gedenken, Blüchers, des „Marschalls Vorwärts," wie seine Krieger ihn nannten. Gebhard Lebrecht von Blücher, 1742 zu Rostock geboren, war von seinem Vater, einem hessischen Rittmeister, bei Beginn des siebenjährigen Krieges zu seinem Oheim nach Rügen gebracht worden, woselbst er, kaum dem Knabenalter entwachsen, als Fahnenjunker in schwedische Dienste trat. Die Husaren, unter denen er stand, führten bisweilen Streifzüge ins Preußische aus. Bei einer solchen Gelegenheit ward Blücher von preußischen Husaren gefangen genommen und darauf von dem Obersten von Belling veranlaßt,

preußische Dienste zu nehmen. Es geschah dies in der letzten Zeit des siebenjährigen Krieges. Nach Abschluß des Friedens fühlte er sich von dem Garnisonleben wenig erbaut. Als ihm nun auch noch bei einer Beförderung ein Anderer vorgezogen ward, forderte er trotzig seinen Abschied, indem er an Friedrich den Großen schrieb: „Der von Jägerndorf, der kein anderes Verdienst hat, als der Sohn des Markgrafen von Schwedt zu sein, ist mir vorgezogen worden; ich bitte um meinen Abschied." Die lakonische Antwort des Königs lautete: „Der Rittmeister v. Blücher kommt in Arrest, dann kann er sich zum Teufel scheeren." Nun betrieb er die Landwirthschaft, anfangs auf einem in Polen gelegenen Gute seines Schwiegervaters, dann auf dem pommerschen Gute Groß-Raddow, welches er sich gekauft hatte. So erfolgreich aber auch seine Thätigkeit als Landwirth war: er, den die Natur zu einem Krieger bestimmt hatte, fand nicht Genüge daran. Unter Friedrich Wilhelm II. trat er als Major bei den Husaren ein und focht mit solcher Auszeichnung am Rhein, daß man ihn den neuen Zieten nannte. Er stieg von Stufe zu Stufe und war bei Ausbruch des Krieges von 1806 bereits Generalmajor, als welcher er die Schlacht von Auerstädt mitmachte und sich darauf nach Lübeck durchschlug. Blücher, einer der grimmigsten Feinde Napoleon's, gehörte zu den Männern, die in den Friedensjahren am meisten das heilige Feuer der Vaterlandsliebe hatten schüren helfen, und die am freudigsten den endlichen Beginn des Befreiungskrieges begrüßten. Er war zweiundsiebenzig Jahre alt, als das Preußenvolk sich erhob. E. M. Arndt führt uns in seinen „Erinnerungen" den noch in voller Manneskraft stehenden Heldengreis vor als „eine herrliche Gestalt, groß und schnell, mit den schönsten, rundesten Gliedern vom Kopf bis zum Fuß, seine Arme, Beine, Schenkel noch fast wie die eines Jünglings scharf und fest gezeichnet." Dies war der Mann, der dem Corsen am meisten zu schaffen machen sollte.

Bei Groß-Görschen (unweit Lützen) kam es am 2. Mai zur ersten großen Schlacht. Das von Napoleon geführte französische Heer war an Zahl stärker, als das Heer der Verbündeten (Preußen und Russen), über welches der russische General Wittgenstein den Oberbefehl führte. Die Hauptmacht des Heeres bestand aus Preußen unter Blücher. Der Kampf blieb unentschieden, die preußischen Heerführer und auch der König verlangten Fortsetzung desselben an dem nächsten Morgen. Da aber der Chef der russischen Artillerie erklärte, es fehle an Munition, ertheilte Wittgenstein den Befehl zum Rückzug. In dieser Schlacht ward Scharnhorst ernstlich verwundet. Dennoch

unternahm er eine Reise nach Wien, um den Beitritt Oesterreichs zum Bündniß gegen Napoleon zu betreiben. Die Anstrengungen und Aufregungen verschlimmerten seine Wunde, und er erlag derselben in Prag. — Die Verbündeten hatten bei Bautzen eine neue Aufstellung genommen, wo es (am 20. und 21. Mai) zur Schlacht kam. Wieder erfolgte der weitere Rückzug der Verbündeten. Bedenkt man, daß die Verbündeten 100,000 Mann stark waren, das Heer Napoleon's dagegen 160,000 Mann zählte, daß die Verbündeten dem Feinde doppelt so starke Verluste beibrachten, als sie deren erlitten, daß sie 12 Kanonen erbeuteten und 3000 Gefangene machten, und endlich, daß dies Alles geschah trotz der fehlerhaften Oberleitung des russischen Generals Wittgenstein, so muß dem Heldenmuthe der Verbündeten volle Anerkennung gezollt werden. „Wie," rief Napoleon nach der Schlacht, indem er mit dem Fuß stampfte, „nach einer solchen Schlächterei keine Resultate? Nicht einmal den Nagel einer Kanone lassen sich diese Preußen nehmen?" Aber weshalb ließ man es preußischerseits zu, daß ein Wittgenstein den Oberbefehl führte? Es war damit dem Andringen Alexander's nachgegeben worden. Waren doch die Russen gewissermaßen (durch Yorf) in den Kampf hineingezogen worden: jetzt galt es, sie am Bündniß festzuhalten — daher die Nachgiebigkeit bezüglich des Oberbefehls. Daß die Verbündeten sich nach Schlesien zogen, geschah deshalb, weil dort neue Streitkräfte gesammelt wurden. Auf dem Marsch führte Blücher (am 26. Mai bei Heynau) auf eigene Hand einen Angriff auf die keck nachziehenden Franzosen aus. Elfhundert Mann wurden von ihm zusammengehauen, 400 Gefangene gemacht, elf Kanonen erbeutet.

Was sann und dachte das leitende Haupt der österreichischen Regierung, der Staatskanzler Metternich? Als der Krieg ausbrach, sagte man sich in der wiener Hofburg: Sehen wir uns vorerst den Verlauf der Ereignisse an und nehmen wir im entscheidenden Augenblicke Stellung, wie sie unserem Vortheil entspricht! — Daher war man taub, als von Seiten Rußlands und Preußens der Ruf erging, Theil an dem Bunde gegen Napoleon zu nehmen. Aber eben so taub verhielt sich Kaiser Franz gegen seinen Schwiegersohn Napoleon. In seinem Ingrimm darüber beschloß dieser, sich mit seinen Verführungskünsten noch einmal an den Kaiser von Rußland zu wenden und ihm — auf Kosten Preußens sowohl wie Oesterreichs — die „Theilung Europas" anzubieten. Ein Glück, daß Alexander den französischen Unterhändler gar nicht vorließ. Daß in Preußen sich eine Macht gegen Napoleon erhoben hatte, wie ihm eine solche auf

seiner Kriegsbahn bisher noch nicht entgegen getreten war, das erkannte man in Oesterreich mit jedem Tage mehr — die Lage drängte zu einer Entscheidung. Da trat Metternich plötzlich mit Friedensvorschlägen auf. Und wie lautete der Inhalt derselben? Napoleon sollte Westfalen, Berg, Holland, Belgien, Italien, Spanien behalten, er sollte nur außer den zum Herzogthum Warschau geschlagenen preußischen und österreichischen Landestheilen Illyrien und die Hansestädte abtreten! — Das Haus Habsburg krönte seine bisherige Haltung mit einem solchen Vorschlage, den es als Ultimatum nach beiden Seiten hin aufstellte. Hätte Napoleon Ja gesagt, so wäre Österreich auf seine Seite getreten! — Glücklicherweise war nicht nur sein Ehrgeiz zu groß, als daß er es über sich gebracht hätte, in irgend welche „Abtretung" zu willigen, er stand unter einem Zwange, den er sich geschaffen und dem er sich nun nicht zu entwinden vermochte. Ruhm und Beute — damit hatte er die Franzosen gefüttert; wie hätte er jetzt wagen dürfen, einen Frieden einzugehen, der dem von ihm Errungenen nicht noch ein Mehr hinzufügte, vielmehr ihm einen Theil abnahm! —

Napoleon schlug nun den Verbündeten einen Waffenstillstand vor und nahm die Miene an, als sei er geneigt, in Friedensverhandlungen einzutreten, während es ihm hauptsächlich darum zu thun war, seine Heermacht zu verstärken. Derselbe Grund bestimmte die Verbündeten, den Waffenstillstand anzunehmen. Hier wie dort war man bemüht, Oesterreich vor Beginn neuer Feindseligkeiten zum Bundesgenossen zu gewinnen. An dem Tage, an welchem der Waffenstillstand seinen Anfang nahm (4. Juni), ward der Marschall Oudinot, der von Napoleon gegen Berlin gesandt worden war, von Bülow bei Luckau geschlagen, und es erlitt die den Preußen an Zahl bedeutend überlegene Oudinot'sche Heeresabtheilung einen Verlust von 1500 Mann an Todten und Verwundeten, während die Preußen nur 500 Mann an Todten und Verwundeten hatten. Außerdem geriethen 8000 Franzosen in preußische Gefangenschaft. Der anbrechenden Nacht allein hatte Oudinot es zu danken, daß es ihm gelang, die Hälfte seines Heertheils durch fluchtartigen Rückzug zu retten. — Zu den Trefflichsten der Kämpfer auf preußischer Seite gehörten die Lützower, ein zum großen Theil aus Studirenden gebildetes Freicorps. Als nun die Lützower, die einen Streifzug bis in die Nähe der Stadt Hof ausgeführt hatten, Kenntniß von dem Waffenstillstande empfingen, wandten sie sich der preußischen Grenze zu. Von ihrem Marsche benachrichtigt, befahl Napoleon, „die Räuberbande des schwarzen Corps

einzufangen und niederhauen zu lassen.“ Diese infame That ward am 17. Juni bei Kitzen zur Ausführung gebracht. Nur Lützow und einundzwanzig seiner Tapfern (unter ihnen der schwerverwundete Theodor Körner) kamen mit dem Leben davon.

Aber schon erlitt Napoleon Höllenqualen. „Das Allerschlimmste in meiner damaligen Lage“ bekannte er später auf St. Helena, „das, was meine Qual vollendete, war, daß ich die entscheidende Stunde sich nahen sah. Mein Stern erblich, ich fühlte die Zügel meinen Händen entfallen und vermochte nichts dagegen zu thun.“ — Immer noch schwankte Oesterreich; dabei aber ließ Oesterreich etwas geschehen, was für Napoleon in demselben Maße vortheilhaft, als solches für die Verbündeten nachtheilig war. Es gestattete dem tapferen Polenfürsten Poniatowski mit seinen 18000 Mann und 44 Geschützen durch österreichisches Gebiet zu ziehen, um sich mit der Heermacht Napoleon's zu vereinigen! — Neue Versuche Metternich's, Napoleon nachgiebiger zu machen, führten zu keinem Ergebniß. Er könne, äußerte Napoleon, eine verdunkelte Krone nicht tragen! — In seinem Ingrimm darüber, daß Oesterreich nicht ohne alles Weitere sich ihm zur Verfügung stellte, ließ er sich dazu hinreißen, gegen Metternich zu bemerken: „Wie viel hat Ihnen England dafür geboten, eine solche Rolle gegen mich zu spielen?“ — Da war es mit den Friedensversuchen vorbei — Oesterreich schloß sich (am 13. August) den Verbündeten an und erließ an Napoleon die Kriegserklärung.

Nun einigte man sich auf Seiten der Verbündeten über einen neuen Kriegsplan. Die Heere der Verbündeten standen in Brandenburg, Schlesien und Böhmen und waren genannt das Nordheer, das schlesische Heer und das Südheer oder das böhmische Heer. Der Führer des Nordheeres war Bernadotte, der des schlesischen Heeres Blücher, der des böhmischen Heeres Graf Schwarzenberg. Letzterer war außerdem — dies hatte Oesterreich als eine der Bedingungen seines Beitrittes zum Bündniß gefordert — der Oberbefehlshaber über die drei Heere. Der Plan der Verbündeten ward dahin festgestellt, zunächst abwechselnd gegen den in Sachsen stehenden Feind vorzurücken, ihm aber, sobald er Miene mache, anzugreifen, auszuweichen: er sollte fortgesetzt beunruhigt und ermüdet, darnach aber zu entsprechender Zeit gemeinschaftlich angegriffen werden. Napoleon dagegen beabsichtigte, sich, wie es seiner Zeit von Friedrich dem Großen geschehen war, von Sachsen aus auf die einzelnen Heere zu werfen und sie zu zermalmen.

Es ist lange Zeit französischerseits gefabelt worden von der —

in Bezug auf die Zahl der Truppen — erdrückenden Uebermacht der Feinde Napoleon's. Nach genauem Nachweis (von v. Sybel) verfügte Napoleon um die Zeit, in der der Kampf mit den drei Heeren anhob, über 450,000, die Verbündeten über 470,000 Mann. Führte er einen bedeutenden Theil junger, des Krieges unkundiger Truppen in's Feld, so ist dasselbe doch auch in vollem Maße von seinen Gegnern zu sagen. Nach beiden Beziehungen hin waren demnach die Streitkräfte sich so ziemlich gleich. In einem wichtigen Punkte dagegen war der Vortheil auf französischer Seite. Das französische Heer stand unter einem einheitlichen Oberbefehl, der ausgeführt ward von einem Schlachtenmeister. Auf Seiten der Verbündeten war zwar Schwarzenberg zum Oberbefehlshaber der drei Heere ernannt worden; allein abgesehen davon, daß er einem Napoleon auch nicht entfernt gewachsen war, wurde er in seinen Ausführungen auch noch vielfach gehemmt. In seinem Hauptquartier befanden sich Friedrich Wilhelm und Alexander (Kaiser Franz folgte den Bewegungen des böhmischen Heeres stets in einiger Entfernung), die ihre Ansichten bisweilen sehr zur Unzeit zur Geltung zu bringen kein Bedenken trugen. Wer zweifelt daran, daß Letztere es gut meinten, daß Schwarzenberg sich redlich mühete, daß die Oesterreicher und auch die Russen tapfer kämpften? Aber wahrlich, die Wage des Kriegsglücks würde sich zu Gunsten Napoleon's geneigt haben, wäre in dem Preußenheere nicht der Heldengeist vorhanden gewesen, dessen Erwachen und erste Thaten wir kennen gelernt haben, der Geist, den des Dichters Weihewort also bezeichnet: „Der Geist, der die Preußen hat geführt, der hat es vollführt, der ist's, der ihn geschlagen zumeist." Das war der Geist, der in der Hermannsschlacht einst brauste, der einen Luther ergriff, der Macht der Welt zu trotzen, der sich kundbar machte bei Fehrbellin und bei Warschau, bei Leuthen und bei Roßbach, der aus Schiller in den Worten sprach: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre," und der in jüngster Zeit in dem Aufruf des Königs Ausdruck gefunden hatte, namentlich in der Stelle: „Keinen andern Ausweg giebt es, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu leben vermag."

Dem verabredeten Plane gemäß ging Blücher gegen Napoleon vor, wich ihm aber aus, als dieser sich gegen ihn wandte. Während Blücher nun den Kaiser Napoleon nach sich zog, brach Schwarzenberg mit seinem Heere von Süden her gegen Dresden auf. Seine Bewegungen waren jedoch so langsam, daß Napoleon vollkommen Zeit

gewann, ihm eine entsprechende Macht entgegen zu werfen. Am 27. August gewann Napoleon bei Dresden einen entschiedenen Sieg über Schwarzenberg, und die bis auf den Tod erschöpften Oesterreicher mußten sich unter unaufhörlichen Regengüssen auf fast ungangbaren Gebirgspässen nach Böhmen zurückziehen. Dort stand bereits Vandamme, den Napoleon ihnen über Pirna in den Rücken gesandt hatte, um sie zu empfangen und zu vernichten. Napoleon begann wieder zu hoffen: es kam zugleich darauf an, ob ein schon vor der Schlacht von Dresden von ihm eingeleitetes Unternehmen, das sich wiederum auf Berlin bezog, mit Glück gekrönt werden würde. Er hatte Oudinot mit 66,000 Mann gegen Berlin gesandt, um sich dieses „Heerdes der vaterländischen Begeisterung" zu bemächtigen. Daß dies gelingen werde, erschien ihm im Hinblick auf die bedeutende Heermacht Oudinot's — eben so sicher, als er auf die Vernichtung des erschütterten böhmischen Heeres durch Vandamme rechnete. Und daran wiederum schloß sich für ihn die Hoffnung, daß dann Oesterreich sich beeilen würde, um jeden Preis mit ihm Frieden zu machen.

Die bei Groß-Görschen und bei Bautzen bewährte Tüchtigkeit der Preußen hatte Oesterreich in das Bündniß mit Preußen und Rußland hineingezogen: jetzt galt es für Preußen, durch noch entschiedenere Tüchtigkeitsbeweise das in der That schon wieder schwankende Oesterreich im Bündniß festzuhalten. Den nächsten Nachrichten von den Kriegsschauplätzen wurde mit höchster Spannung entgegen gesehen. Sie trafen ein — unglückverkündend für Napoleon! — Oudinot war bis nahe bei Berlin vorgedrungen. Rühmlich widerstand Tauentzien bei Blankenfelde dem Angriff einer Colonne. Zur Hauptschlacht kam es an demselben Tage (23. August) bei dem zwei Meilen von Berlin gelegenen Dorfe Großbeeren zwischen Oudinot, der eine starke Heeresabtheilung Sachsen unter sich hatte, und Bernadotte oder — richtiger gesagt — Bülow, da Jener so zögernd verfuhr, daß, wenn Bülow ihn nicht fortgerissen hätte, es vielleicht gar nicht zum Kampf gekommen und der Feind ohne Schwertschlag in den Besitz der Hauptstadt gelangt wäre. Oudinot wurde geschlagen, sein Verlust an Todten, Verwundeten und Gefangenen betrug 6000 Mann, unter ihnen 2000 Sachsen. Berlin war gerettet. Ein zur Unterstützung Oudinot's abgesandtes Corps von 12,000 Mann wurde von 11,000 Preußen (fast sämmtlich Landwehr) unter Führung des Generals Hirschberg bei Hagelsberg (unweit Belzig) gänzlich vernichtet. — Gleich günstige Erfolge hatte das schlesische Heer unter Blücher. Napoleon hatte, als er nach Sachsen zurückgegangen war, den Mar-

schall Macdonald mit 75,000 Mann in Schlesien zurückgelassen. Dieser ward von Blücher am 26. August an der Katzbach (zwischen Jauer und Liegnitz) angegriffen und völlig geschlagen. Der Regen goß in Strömen, so daß das Bayonnet und die Kolben das Meiste thun mußten. Der Heldengreis Blücher hatte sich im entscheidenden Augenblicke an der Spitze der Reiterei mit dem Säbel in der Faust in den Feind geworfen. Der Verlust der Franzosen an Todten, Verwundeten und Gefangenen betrug 30,000 Mann; außerdem wurden ihnen 105 Kanonen und 250 Pulverwagen genommen. Tausende der Feinde fanden ihren Tod in den von den furchtbaren Regengüssen aufgeschwollenen Fluthen der Katzbach und der Neisse. „Laßt uns dem Herrn der Heerschaaren," sagte Blücher nach der Schlacht in seinem Tagesbefehl, „durch dessen Hülfe wir den Sieg errangen, einen Lobgesang singen und im öffentlichen Gottesdienst ihm danken. Dann aber frisch wieder auf den Feind!" Das Heer nannte ihn den „Marschall Vorwärts," noch ehe ihm der König die Feldmarschallswürde ertheilt hatte. Später verlieh ihm Friedrich Wihelm den Titel: „Fürst von der Wahlstatt." (Den Namen Wahlstatt führte eine auf dem Schlachtfelde gelegene Probstei.) Vandamme war inzwischen mit der Vorhut des Heeres, das bestimmt war, der böhmischen Armee in den Rücken zu fallen, in das Thal von Teplitz vorgedrungen. Heldenmüthig schlugen sich gegen ihn am 29. August die Russen unter Eugen von Württemberg und Ostermann; am folgenden Tage aber, als (auf der Nollendorfer Poststraße) Kleist ihm mit 35,000 Mann in den Rücken kam, wurde er, nachdem er einen Verlust von 5000 Mann erlitten hatte, und ihm 87 Kanonen abgenommen worden waren, genöthigt, sich mit 10,000 Mann zu ergeben (Schlacht bei Kulm, unweit Teplitz). General v. Kleist wurde später in den Grafenstand erhoben, mit dem Namen Kleist von Nollendorf.

Das waren schlimme Botschaften für Napoleon: Großbeeren, Hagelsberg, Katzbach, Kulm! — Der Vortheil, den er bei Dresden errungen, war damit mehr als zehnfach dahin. Was thun, um schleunigst ein wirksames Gegengewicht zu erringen? Noch einmal richtet er sein Augenmerk auf Berlin, um jeden Preis will er sich der Hauptstadt seines Hauptfeindes bemächtigen. Zur Ausführung wird von ihm Marschall Ney, „der Tapferste der Tapferen, der Roland des Heeres," erwählt, der in den ersten Tagen des September mit einer Armee von 77,000 Mann gegen Berlin aufbricht. Aber auch der „Tapferste der Tapferen" wird (am 6. December bei Dennewitz) von Bülow, der ihm nur 50,000 Mann entgegen zu stellen hatte, ge-

schlagen. Die Feinde ließen gegen 15,000 Todte und Verwundete auf dem Schlachtfelde zurück, außerdem waren ihnen 80 Kanonen genommen worden. (Bülow ward später zum Grafen von Dennewitz erhoben.) Großes war in den letzten August= uud den ersten September-tagen errungen: der Zauber napoleonischer Unbesieglichkeit war vollständig zerstört! Die letzten Erfolge bewirkten, daß nun erst (am 9. September) Oesterreich (sein früherer Anschluß war nur „bedingungsweise" erfolgt) förmlich und öffentlich den Verbündeten beitrat. Das war der Erfolg der Siege Preußens! Wären die Tage von Großbeeren, Katzbach, Kulm, Dennewitz Niederlagen für Preußens Waffen gewesen, dann würde der — nach Stein's Ausdruck — „flache, unmoralische und doppelzüngige" Metternich nicht angestanden haben, ein festes Bündniß Oesterreichs mit Frankreich zu Stande zu bringen. Jetzt, als er sah, wohin die Wage der kriegerischen Erfolge sich neigte, hielt er dafür, daß Oesterreich da Stellung nehmen müsse, wo ihm die wenigsten Opfer zugemuthet würden, dagegen — bei klüglicher Haltung — die größten Vortheile zufielen. Vor allen Dingen, meinte Metternich, sei es nöthig, Preußen zu überwachen. Die Preußen hatten ihr Blut in Strömen vergossen für die heilige Sache, und jetzt schon trat der böse Feind in der Maske eines Verbündeten ihnen zur Seite, um ihnen die Früchte ihrer Mühen zu kürzen! — In München hatte man auch gemerkt, daß es mit Napoleon's Macht abwärts gehe. Im Hinblick darauf nun, daß durch die Proclamation von Kalisch die Rheinbundsfürsten, die im Bunde mit Napoleon bleiben würden, mit schwerer Ahndung bedroht worden waren, hielt es nunmehr Bayern für gerathen, sich den Verbündeten anzuschließen.

Der Entscheidungstag nahete sich. Als der gefährlichste und unermüdlichste Gegner Napoleon's erwies sich Blücher. Durch geschickte Schachzüge ward Napoleon von ihm genöthigt, das rechte Elbufer zu räumen, worauf Blücher sich mit großen Opfern (3. October) bei Wartenburg den Uebergang über die Elbe erzwang. (Der Held dieses Tages war York, daher ihm später der Titel Graf von Wartenburg verliehen ward.) Blücher wußte es zu betreiben, daß Tag's darauf auch Bernadotte über die Elbe ging, er selbst folgte eine Woche später. Es galt, den Feind von allen Seiten zu umfassen. Um dieser Gefahr auszuweichen, brach Napoleon am 17. October nach der Ebene von Leipzig auf. Auf derselben angelangt, vernahm er bereits Kanonendonner. Eine Abtheilung des Südheeres stand bei Liebertwolkwitz gegen Murat im Gefecht. Die Franzosen wurden geworfen, Schwarzenberg verfolgte jedoch den Sieg nicht.

Am 16. October begann die große Völkerschlacht bei Leipzig (16., 17., 18. October). Die Oesterreicher wurden geführt von Schwarzenberg, die Russen von Barcley de Tolly, Benningsen u. A., die Preußen von Blücher, York, Bülow, die Schweden von Bernadotte; den Oberbefehl über das ganze Heer führte Schwarzenberg. Unter Napoleon fochten ausgezeichnete Heerführer, als Marmont, Ney, Murat, Angereau, Macdonald, der polnische Fürst Poniatowsky. Unerhört waren die Anstrengungen des 16. Octobers, an welchem Tage der Donner von tausend Kanonen die Erde erbeben machte. Die Franzosen fochten für ihre Waffenehre, die Preußen für Freiheit und Vaterland, den Polen hatte Napoleon als Lohn des Sieges die Wiederherstellung ihres Königreichs zugesagt. Ihrem und der Franzosen Ungestüm vermochte Schwarzenberg, der im Süden stand, nicht zu widerstehen. Die Erfolge über ihn waren so bedeutend, daß Napoleon seinem Alliirten Friedrich August von Sachsen, der sich in Leipzig befand, eine Siegesbotschaft zusandte. Hocherfreut darüber, ließ dieser sogleich alle Glocken der Stadt läuten. Er würde dies wahrlich unterlassen haben, hätte er gewußt, wie es mit dem Kampfe im Norden von Leipzig stand. Dort errangen Blücher und York gegen Ney und Marmont (bei Möckern) den entschiedensten Sieg. Als Napoleon am Abende des 16. die Ergebnisse des Kampfes übersah, erkannte er, daß er zu früh die Siegesboten abgesandt hatte, ja es war ihm nun nicht mehr zweifelhaft, daß er unterliegen würde. An diesem Tage waren die Streitkräfte gleich gewesen, es hatten auf jeder Seite etwa 190,000 Mann gefochten. Napoleon, der es wußte, daß neue feindliche Verstärkungen im Anzuge seien (Bernadotte und Benningsen waren mit ihren Heerestheilen noch unterweges), durchlebte eine furchtbare Nacht. Vergebens bot er am nächsten Tage den Verbündeten einen Waffenstillstand an. Der Kampf begann am 18. auf's Neue. Die sächsischen Truppen, längst grollend im Herzen, darüber, daß sie verdammt dazu waren, der Sache eines Fremdlings zu dienen, hatten auf eine diesen Gegenstand betreffende Anfrage von Friedrich August die doppeldeutige Antwort empfangen: „daß jetzt gerade jeder brave Sachse mit erhöhter Anstrengung für das Wohl des Vaterlandes und die Sache des Königs kämpfen müsse." Dem Kronprinzen von Schweden war (auf Betrieb Blücher's) durch den englischen General Stewart die ernsteste Mahnung zugegangen, nicht etwa auch noch am 18. October sich von dem Kampfplatze fern zu halten, wobei ihm zu verstehen gegeben war, daß in diesem Falle beim Friedensschluß England nicht für den Anfall Norwegens an

Schweden eintreten würde. Dies hatte denn bewirkt, daß auch Bernadotte am 18. in den Reihen der Verbündeten focht. Verzweifelt wehrten sich die Franzosen, doch wurden sie Schritt vor Schritt zurückgedrängt. Die Sachsen, deren Zahl während der Kämpfe auf Seiten der Franzosen von 18,000 bis 4,600 gesunken war, gingen nun zu den Verbündeten über, begehrten gegen Napoleon geführt zu werden, wurden aber in die Reserve gestellt. Ihrem Beispiel folgten gleich darauf die Württemberger, die an Zahl noch geringer waren. Ihr Führer, Normann, der in seinem und seiner Leute Namen ebenfalls das Begehren aussprach, gegen die Franzosen geführt zu werden, empfing die Antwort: die Ehre, in den Reihen der Verbündeten zu fechten, dürfe einem Manne nicht gewährt werden, der sich dazu habe bestimmen lassen, mit seinen Leuten während des Waffenstillstandes das Lützower Corps meuchlings zu überfallen und niederzuhauen. Die Württemberger und Sachsen, zusammen etwa 10,000 Mann, nahmen somit nicht am Kampfe Theil. Hinterher ward in Frankreich Napoleon's Niederlage damit beschönigt, daß man sagte, es seien im entscheidenden Augenblicke 30,000 Sachsen und Württemberger zu den Verbündeten übergegangen! — Am 19. ward Leipzig erstürmt, Napoleon floh. Um sich zu decken, ließ er Badener, Hessen-Darmstädter und Polen zurück. Derselbe Grund bewog ihn, die Elsterbrücke sprengen zu lassen, was den Tod und den Untergang vieler Tausende seiner Krieger zur Folge hatte. Poniatowski ertrank in der Elster. Der König von Sachsen ward gefangen nach Berlin geführt. Gegen 40,000 Franzosen und 50,000 Verbündete deckten das Schlachtfeld, 30,000 Franzosen waren in Gefangenschaft gerathen. Erbeutet hatten die Verbündeten u. A. 370 Kanonen und gegen 1000 Kriegswagen. „Die kaiserliche Größe", sagt Sybel, „war zum zweiten Mal, sie war jetzt unrettbar bis auf den Tod getroffen worden." Napoleon suchte mit den Trümmern seines Heeres auf der Leipzig-Frankfurter Heerstraße den Rhein zu gewinnen. „Seine Truppen waren erschöpft und ausgehungert, die Stimmung finster und zum Theil schon gegen den Urheber alles dieses Elendes gewendet; unter den Rheinländischen griff mit jedem Tage die Desertion mehr um sich." Nun wollten die Bayern den Beweis liefern, daß es ihnen ernst mit dem neu abgeschlossenen Bündniß sei. Sie erwarteten unter Führung Wrede's die Franzosen bei Hanau, wo sich (am 30. und 31. October) Napoleon mit schweren Opfern Bahn durch ihre Reihen brach. Mit 70,000 Mann erreichte er die Grenze Frankreichs, doch trugen die meisten seiner Krieger den Keim des Todes in sich. —

„Endlich," schrieb Stein, „endlich wagt man sich dem Gefühle des Glücks hingeben. Napoleon ist geschlagen und in unordentlicher Flucht. Da liegt also das mit Blut und Thränen so vieler Millionen gekittete, durch die tollste und verruchteste Tyrannei aufgerichtete ungeheure Gebäude am Boden; von einem Ende Deutschlands bis zum andern wagt man es auszurufen, daß Napoleon ein Bösewicht und ein Feind des menschlichen Geschlechts ist, daß die schändlichen Fesseln, in denen er unser Vaterland hielt, zerbrochen, und die Schande womit er uns bedeckte, in Strömen französischen Blutes abgewaschen ist."

Einmarsch in Frankreich.

Stein's Wort war der Ausdruck des Empfindens aller Redlichen. Anders dachte ein Metternich und sein Anhang. Wir haben gesehen, daß von den Preußen Siegesthaten vollbracht wurden, wie sie glänzender nirgends aufzuweisen sind. Das war es, was von Metternich scheel angesehen ward. Der Gang der deutschen Geschichte wies auf's Neue darauf hin, daß Preußen als leitende Macht Deutschlands anerkannt werden müsse, solle endlich das Gesammtvaterland aufhören, ein Tummelplatz ausländischer Ränke zu sein. Trotzdem nun der Kaiser Franz in der Stunde der Noth die deutsche Kaiserkrone niedergelegt hatte, beanspruchte man doch in Wien, daß Oesterreich die leitende Macht in Deutschland bleibe. Da nun auch dem Kaiser Alexander es nicht als wünschenswerth erschien, Deutschland unter Preußens Führung stark und mächtig werden zu lassen, fand — es waren um diese Zeit die Heere der Verbündeten bereits bis in's Thüringische vorgerückt — zwischen Oesterreich und Rußland eine Verständigung dahin statt: es empfehle sich, dem Kaiser Napoleon günstige Friedensbedingungen anzubieten! — Auf's Aeußerste kämpften die preußischen Staatsmänner gegen das Eingehen schmachvoller Bedingungen (Oesterreich und Rußland hatten u. A. erklärt, dahin wirken zu wollen, daß Frankreich in dem Besitz des ganzen linken Rheinufers bleibe!) und für Austragung des Kampfes mit dem Schwerte in der Hand. Da nun Napoleon, obgleich er sich bereit erklärt hatte, auf Friedensverhandlungen einzugehen, starke Rüstungen betrieb, (er hatte eine Aushebung von 280,000 und kurz darauf eine zweite von 300,000 Mann angeordnet), gelang es der Kriegspartei im Hauptquartier, wieder die Oberhand zu gewinnen, und es wurde nun der Marsch nach dem Rhein fortgesetzt, um — daselbst zunächst zwei

Monate Gewehr in Arm stehen zu bleiben, gleichsam als wolle man absichtlich dem Kaiser Napoleon erst hinlänglich Zeit lassen, sich zu rüsten und sich damit in den Stand zu setzen, bei etwa anhebenden Friedensverhandlungen mit entsprechendem Nachdruck auftreten zu können. Es blieb das alte Spiel bestehen: der — nach Stein's Ausdruck — „unmoralische und doppelzüngige" Metternich intriguirte auch weiterhin zum Schaden Preußens, und seine auf Niederhaltung Preußens gerichtete Politik fand, wie jetzt schon die Unterstützung Rußlands, so bald auch die Englands und anderer Mächte. Endlich — Ende December 1813 — ward von Schwarzenberg bei Basel und von Blücher bei Caub der Rhein überschritten, um den Kaiser Napoleon in Frankreich selbst zu bekriegen. Blücher und andere preußische Helden würden, hätten sie ihren Willen durchzusetzen vermocht, ihm nach den Tagen von Leipzig auf der Ferse gefolgt sein, und er wäre sicherlich nicht wieder aufgekommen, während er sich jetzt so weit erholt hatte, daß er den Gegnern einen kräftigen Widerstand entgegen zu setzen vermochte.

Inzwischen hatten sich in Folge der leipziger Siegestage auf dem bis dahin von Napoleon beherrschten politischen Gebiet große Veränderungen vollzogen. Das Königreich Westfalen war aufgelöst worden, der Kurfürst von Hessen, der Großherzog von Oldenburg und der Herzog von Braunschweig waren in ihre Staaten zurückgekehrt, Bülow hatte Holland befreit und die Rückkehr seines Erbstatthalters bewirkt, Württemberg, Baden und Hessen-Darmstadt waren nach dem Beispiele Bayerns den Verbündeten beigetreten. In den Festungen der Elbe, Oder und Weichsel lagen noch gegen 190,000 Mann Franzosen. Die meisten dieser Plätze geriethen in die Gewalt der Verbündeten. Die Folgen der leipziger Schlacht gingen aber auch weit über Deutschland hinaus. Dänemark büßte sein Bündniß mit Napoleon damit, daß es (im Frieden zu Kiel) Norwegen an Schweden, Helgoland an England abtreten mußte, wogegen es Lauenburg von Preußen erhielt, welches durch Schwedisch-Pommern entschädigt wurde. Der Vicekönig Eugen wurde von den Oesterreichern aus Oberitalien verdrängt, Murat in Neapel brach mit seinem Schwager Napoleon und schloß sich an Oesterreich an, Papst Pius VII. kehrte in den Kirchenstaat zurück.

Die Heere der Verbündeten, die auf französischem Boden nun vorrückten, zählten (mit Abrechnung der Besatzungstruppen) 200,000 Mann. Ihnen hatte Napoleon 150,000 Mann entgegen zu stellen, doch bot ihm der Schwarzenberg'sche Angriffsplan den Vortheil, sich mit starker

Macht auf schwache Truppentheile der Gegner werfen zu können. Er setzte seine Gemahlin Marie Louise zur Regentin, seinen aus Spanien vertriebenen Bruder Joseph zum Statthalter über das Königreich ein und begab sich zur Armee. Am 29. Januar gelang es ihm, dem bis Brienne vorgedrungenen Blücher eine Niederlage beizubringen, doch schon am dritten Tage darauf (1. Februar bei La Rothière) ward er von Blücher geschlagen. An diesem Siege war auch das von Schwarzenberg geführte Heer betheiligt, mit dem das Heer Blücher's sich in der Champagne vereinigt hatte. Die Schwierigkeit der Verpflegung führte beide Heere wieder auseinander, Schwarzenberg rückte an der Seine, Blücher längs der Marne auf die Hauptstadt los. Dem Kaiser Napoleon war es nicht zweifelhaft, daß Blücher der Feind sei, den er zumeist zu fürchten habe. Da dessen Heermacht in vier getrennten Colonnen vorrückte, warf sich Napoleon mit überlegener Macht auf dieselben und brachte ihnen starke Niederlagen bei, so daß Blücher sich genöthigt sah, bis Chalons an der Marne zurückzugehen. Nun wandte sich Napoleon gegen das von Schwarzenberg geführte Hauptheer, und es gelang ihm, dasselbe bis Troyes an der Seine zurückzudrängen.

Die Vortheile, die Napoleon errungen, machten die Verbündeten bedenklich, den Sieger übermüthig. Sofort traten seine Gesandten zu Chattillon, woselbst Friedensverhandlungen eröffnet worden waren, gemäß seiner Weisung, wieder kühner auf, wiesen das Anerbieten der Verbündeten, Frankreich die Grenzen von 1792 zu gewähren, zurück und erhoben die Forderung, dem Kaiser das ganze linke Rheinufer, die Niederlande (mit Ausnahme des eigentlichen Holland), das Königreich Italien und das Großherzogthum Warschau zur Verfügung zu stellen. Außerdem wurden auch noch Entschädigungen für Napoleon's Brüder Joseph und Hieronymus und seinen Neffen Ludwig verlangt. So unverschämte Forderungen konnten nicht zum Frieden führen, und das war ein Segen, denn jeder Friede mit Napoleon wäre doch nur als ein Waffenstillstand zu betrachten gewesen. Schwarzenberg, der sich gemüht hatte, einen Waffenstillstand zu Stande zu bringen, wurde durch Friedrich Wilhelm bewogen, dem Feinde bei Bar an der Aube Stand zu halten, und es gelang ihm, daselbst (am 27. Februar) über den Marschall Oudinot einen bedeutenden Vortheil zu erringen. Napoleon selbst hatte fortgesetzt sein Hauptaugenmerk auf Blücher gerichtet, der bereits wieder im Vorrücken begriffen war, und der, am 10. März bei Laon wüthend angegriffen, dem Kaiser eine schwere Niederlage bereitete und ihn zum Rückzuge zwang. Da inzwischen

die Nachricht eingegangen war, daß die Engländer die Pyrenäen überschritten hatten, wurden die Friedensverhandlungen abgebrochen, und es fand nun eine Verständigung unter den Verbündeten dahin statt: es sei mit aller Macht der Kampf gegen Napoleon fortzusetzen, als dessen Ziel dessen Entthronung und die Wiedereinsetzung der Bourbonen zu gelten habe. Noch einmal war Napoleon in seinem Angriff gegen einen von dem Emigranten St. Priest geführten Heertheil glücklich, dagegen mißglückte sein Versuch, Schwarzenberg (bei Arcis an der Aube, am 20. und 21. März) zu bewältigen, gänzlich. Jetzt blieb ihm nur übrig, sich mit seiner Heermacht nach der Hauptstadt zurückzuziehen, um diese zu decken, oder sich in den Rücken der Verbündeten zu werfen. Er that Letzteres, weil er hoffte, den Feind von der Hauptstadt zurückzuziehen. Um Napoleon zu täuschen, wurden ihm 8000 Mann Reiterei nachgesandt; das Gesammtheer aber setzte ohne Unterbrechung seinen Marsch auf Paris fort. Die Marschälle Marmont und Mortier und der General Pachod, die von Napoleon den Befehl erhalten hatten, ihm zu folgen, geriethen zwischen die Heersäulen der Verbündeten und wurden geschlagen. Marmont und Mortier gelangten mit 23,000 Mann zurück nach Paris. Blücher schlug bei Fère-Champenoise (25. März) einige tausend Nationalgarden, am 30. erstürmte er den Montmartre. Der feigherzige König Joseph legte die Vertheidigung der Hauptstadt in die Hände der Marschälle Marmont und Mortier und begab sich mit der Kaiserin nach Blois. Paris capitulirte (am 31. März), und es erfolgte an diesem Tage der Einmarsch der Truppen. Als Napoleon sich in seiner Hoffnung, die Verbündeten von Paris abzulenken, getäuscht sah, kehrte er in Eilmärschen zurück und gelangte am 3. April nach Fontainebleau. Hier ging ihm üble Kunde zu. Der Senat zu Paris hatte seine Absetzung am 1. April ausgesprochen, und es war von ihm des hingerichteten Ludwig's XVI. Bruder Graf von Provence als Ludwig XVIII. zum Nachfolger erwählt und für die Zeit bis zur Ankunft desselben eine provisorische Regierung (mit Talleyrand an der Spitze) eingesetzt worden. Napoleon, der noch über 52,000 Mann gebot, beschloß den Feind in Paris anzugreifen, und er hoffte, die Hauptstadt würde sich für ihn erheben. Da ging ihm eine neue Unglücksbotschaft zu. General Souham war mit einem bedeutenden Theile seiner Truppen von ihm abgefallen. Nunmehr faßte er den Plan, sich hinter die Loire zurückzuziehen, um von dort aus den Kampf fortzusetzen. Als er aber seine Marschälle fragt, ob er auf die Truppen zählen könne, muß er von Oudinot vernehmen: „Nein, Sire, Ew. Majestät hat

abgedankt," die übrigen Marschälle stimmen durch Schweigen bei. Da bricht Napoleon's Muth zusammen, er schreibt seine Abdankungsurkunde und leistet (am 11. April in dem Vertrage von Fontainebleau) förmlich auf die Krone Verzicht. Es bleibt ihm und seiner Gemahlin der Kaisertitel, und er erhält die kleine italienische Insel Elba mit 2½ Millionen Francs jährlicher Einkünfte zugesichert. Der Kaiserin wurde das Herzogthum Parma verliehen, alle übrigen Glieder der Familie Bonaparte wurden mit fürstlichen Titeln und reichen Dotationen bedacht. Konnte ein solches „großmüthiges" Verhalten gegen einen Napoleon und die Seinen das Gerechtigkeitsgefühl der Menschheit befriedigen? — Am 3. Mai hielt Ludwig XVIII., mit Jauchzen empfangen, wie vor ihm oftmals Napoleon, seinen Einzug in Paris. Bald darnach (am 30. Mai) ward der erste Pariser Friede abgeschlossen. Ludwig erhielt Frankreich mit den Grenzen von 1792.

Wiener Congreß. Napoleon's Wiederkehr.

Vorbehalten war die Ordnung der europäischen Angelegenheiten einem Congreß zu Wien. Es ward derselbe am 1. November 1814 eröffnet. Doch sorgte der Minister der Ränke, Metternich, dafür, daß man nicht sofort an die Berathungen ging; ihm galt es, dadurch, daß er die Theilnehmer des Congresses „divertirte" durch Maskeraden, Musikfeste, prunkvolle Bälle, Prachtopern u. s. w., in vielen der versammelten Staatsmänner die Mächtigkeit des Eindrucks, den die ungeheuren Kämpfe von 1813 bis zum Frühlinge 1814 hervorgerufen hatten, abzuschwächen und dadurch Stimmung und Atmosphäre für die Art seiner Wirksamkeit zu erzeugen. „Es ist," schrieb Stein aus Wien, „jetzt die Zeit der Kleinheiten, der mittelmäßigen Menschen. Alles das kommt wieder hervor und nimmt seine alte Stelle, und diejenigen, welche Alles auf das Spiel gesetzt haben, werden vergessen und vernachlässigt." Metternich wollte nicht, daß das Großherzogthum Warschau an Rußland, namentlich aber nicht, daß Sachsen an Preußen falle. Nun ward auch noch Talleyrand von Metternich nach Wien gezogen, und so tagte denn das eben besiegte Frankreich mit über die Ordnung deutscher Angelegenheiten.

Es kam zwischen Oesterreich, Frankreich und England zu einer Verständigung, dahin gehend, in der Stille zu rüsten, um den Ansprüchen Rußlands und Preußens allenfalls mit Waffengewalt begegnen zu können; eine Commission, bestehend aus zwei Oesterreichern,

einem Franzosen und einem Bayern, entwarf einen Kriegsplan. England suchte es jedoch zu verhüten, daß es zum Aeußersten kam, und es ward beschlossen, Rußland den größten Theil von Polen zu geben, jedoch dies nur unter der Bedingung, daß Rußland Preußens Ansprüche auf Sachsen nicht unterstütze. Bezüglich Preußens kam es zu einem Ergebniß, über das Pertz Folgendes sagt: „Indem also Oesterreich durch Aufgeben der Niederlande und Vorderösterreichs und durch Erwerbung Venedigs und Salzburgs sich auf's Vortheilhafteste abrundete, gab Preußen seinen von England, Oesterreich und Rußland verbürgten Anspruch auf Herstellung eines zusammenhängenden Gebietes auf und ließ sich in zwei durch Hannover und Hessen von einander getrennte Hauptmassen feststellen; es erhielt dadurch eine Vertheidigungslinie von Memel bis Saarbrück und neben Rußland und Oesterreich, nach Metternich's Absicht, auch Frankreich zu Nachbarn; es verlor mit Ostfriesland seine unmittelbare Lage an der Nordsee, seine Erblande Lingen, Anspach, Bayreuth, es verlor Hildesheim und Goslar und nahm dagegen außer dem Verbindungslande zwischen Ostpreußen und Schlesien mit Thorn, die größere Hälfte des Königreichs Sachsen mit 855,000 Einwohnern (die kleinere, aber reichere Hälfte mit den Städten Dresden und Leipzig behielt Friedrich August), ungefähr 1,100,000 Einwohner an beiden Seiten des Rheins bis zur Nahe und durch Austausch Lauenburgs das schwedische Vorpommern." Es läßt sich ermessen, was die preußischen Staatsmänner empfanden solcher Infamie gegenüber, die gegen den Staat ausgeübt ward, der die größten Opfer im Kampfe gegen Napoleon gebracht und auch die größten Erfolge errungen hatte. Die Schwerter klirrten in den Scheiden, ein Wort des Königs, und das ganze Land hätte sich begeistert zum Kampf erhoben. Aber da der König in dieser Frage gänzlich ohne Bundesgenossen war, da er Europa gegen sich hatte, hielt er es für unerläßlich, nachzugeben. —

Während über diese Angelegenheiten noch verhandelt ward, traf plötzlich in Wien die Nachricht ein: Napoleon ist am 1. März nach Frankreich zurückgekehrt und hat Heer und Volk zu den Waffen gerufen! —

Welche Vorgänge in Frankreich hatten es bewirkt, daß Napoleon auf den Plan gekommen war, ein solches Wagestück zu unternehmen? Man hatte geglaubt, das Königshaus der Bourbonen würde aus den schweren Heimsuchungen, die über dasselbe gekommen waren, entsprechende Lehren geschöpft haben. Dies bewies sich bald als ein Wahn. Eine Verfassung ward gegeben, um — nicht ehrlich ausge-

führt zu werden. Ludwig belastete den Staatsschatz mit einer von ihm während seines Aufenthalts im Auslande gemachten Schuldenlast von 60 Millionen Francs; verdiente Männer wurden aus Stellungen entlassen, um verdienstlose Adlige unterzubringen; zurückkehrende adlige Emigranten empfingen unter allerlei Formen und Weisen ungeheure Summen: es ward blind auf die Zustände hingearbeitet, die den Sturz des Königthums herbeigeführt hatten. Unter solchen Umständen konnte es nicht ausbleiben, daß das Volk sich wieder zurücksehnte nach Napoleon. Dieser hatte fortgesetzt genaue Kunde über die Stimmung des Landes erhalten, und als ihm nun auch noch bekannt geworden war, daß Zwietracht unter den früher Verbündeten ausgebrochen war, war sein Entschluß gefaßt, trotz der kaum unterzeichneten Entsagungsacte noch einmal an das Schwert zu appelliren. Mit 1500 Mann landete er am 1. März 1815 zu Cannes und gewann sich durch seine Proclamation die begeisterte Zustimmung des Landes. In jedem Orte mit Jubel empfangen, mehrte sich fortgesetzt die Zahl seiner Anhänger. Ludwig gerieth in Bestürzung, rief eiligst die Kammern zusammen und nannte nun die Verfassung, die er bisher mißachtet hatte, „das Bollwerk des Landes.“ Er meinte sich am sichersten auf den Marschall Ney stützen zu können, der ihm auch mit Thränen in den Augen gelobte, den „Tiger, in einen eisernen Käfig gesteckt,“ nach Paris zu bringen, der es aber doch, „da er in dem Kampfe gegen Napoleon vielleicht seinen Tod finde,“ für gerathen hielt, sich vom Könige eine halbe Million Francs zu erbitten, um, wie er sagte, vor seinem Ausrücken seine Schulden zu bezahlen. Als nun Ney mit Napoleon zusammentraf, ging er sofort zu ihm über. Am 20. März hielt Napoleon unter dem nur erdenkbarsten Jubel der Bevölkerung seinen Einzug in die Tuilerien, die Ludwig Nachts zuvor als Flüchtling verlassen hatte. In seiner Proclamation an die Franzosen hatte er kühn erklärt: „Der Congreß ist aufgelöst.“ Seine Berechnung war jedoch eine falsche gewesen; die Mächte hatten vielmehr die noch nicht gelösten Streitfragen fallen lassen und sich auf's Neue zum Kampfe gegen ihn verbunden. In einer unter dem 13. März erlassenen Achtserklärung nannten sie ihn den „Feind und Störer der Ruhe der Welt, der sich der öffentlichen Ahndung überliefert habe,“ und es wurden sofort die umfangreichsten Rüstungen gegen ihn angeordnet. Napoleon hoffte, es werde der Eindruck, den sein begeisterter Empfang in Paris hervorgerufen, eine oder die andere der Mächte von der Coalition abziehen und sie ihm zuführen. Um die begeisterte Stimmung der Franzosen für sich zu steigern, heuchelte auch er jetzt

Achtung vor der Verfassung, die bis dahin für ihn so gut als nicht vorhanden gewesen war. „Wir hatten," sagte er in einer Ansprache den Franzosen, „mehrere innere Einrichtungen verschoben, welche bestimmt waren, die Freiheit der Bürger zu schützen. Von nun an haben wir keinen andern Zweck mehr, als Frankreichs Wohlfahrt durch die Befestigung der öffentlichen Freiheit zu vermehren." Das steigerte den Enthusiasmus des leichtfertigen französischen Volkes für den Trugvollen, der immer zuversichtlicher hoffte, es würden im Schooße seiner Feinde sich Stimmen für ihn erheben, darauf verweisend, daß, da einmal, wie sich nun offenkundig gezeigt habe, Frankreich die Bourbonen nicht möge, es doch wohl das Gerathenste sein möchte, sich darein zu finden, daß die Dynastie Napoleon bestehen bleibe. Unerschöpflich in Mitteln des Truges, spielte er jetzt plötzlich den Friedenssüchtigen. Er proclamirte das Wort: „Das Kaiserreich ist der Friede!" Darnach erließ er eine Erklärung an die Mächte des Inhalts: „Die Herstellung des Kaiserthrones sei für das Glück Frankreichs nothwendig gewesen; er wolle durch denselben auch die Ruhe Europas befestigen; Kriegsruhm zur Genüge habe der Reihe nach die Fahnen der verschiedenen Nationen verherrlicht; die schönste Bahn thue sich jetzt den Herrschern auf, und er sei der erste, in dieselbe hinabzusteigen zum heiligen Wettkampfe um die Glückseligkeit der Völker." So redete ein Ungeheuer, nachdem es Hunderttausende von Menschenleben seinem Ehrgeize und nur seinem Ehrgeize geopfert hatte! — Gelungen war es ihm noch einmal, die Franzosen zu täuschen; nach außen zu verfingen seine Mittel des Truges nicht mehr. Die Rüstungen gegen ihn wurden mit verstärktem Eifer fortgesetzt. Nun denn, „Macbeth", da List nicht hilft, so siehe zu, ob du dich durch Gewalt zu halten vermagst! —

Waterloo. Der zweite pariser Friede. Der Bundestag.

Napoleon hielt es nunmehr für geboten, ohne Zeitverlust die in Belgien, stehenden feindlichen Truppen (100,000 Preußen, geführt von Blücher und 100,000 Engländer, Hannoveraner, Braunschweiger und Nassauer unter Wellington) anzugreifen, ehe ihnen Verstärkungen zugingen. Blücher, der nichts von der Absicht des Feindes ahnte, vernahm, daß Napoleon am 15. Juni die belgische Grenze überschritten habe. Die preußischen Truppen lagen weit auseinander, so daß es gerathen erschien, dem Feinde zunächst auszuweichen. Da aber



NAPOLEON I. NACH DER SCHLACHT BEI WATERLOO.

Blücher auf eine Anfrage an Wellington von diesem die Zusage empfing, daß er ihm 20,000 Mann Hülfstruppen senden werde, beschloß er, den Kampf aufzunehmen. Es war ihm nur möglich, 80,000 Mann gegen den 130,000 Mann starken Feind bei Ligny aufzustellen, woselbst der Angriff auf ihn am 16. Juni erfolgte. Trotz der tapfersten Gegenwehr mußten die Preußen, die vergebens auf das Erscheinen des englischen Hülfscorps gewartet hatten, dem Feinde das Schlachtfeld überlassen. Der greise Feldmarschall erlitt einen Sturz mit dem Pferde und entging nur durch einen Zufall der Gefangenschaft. In seinem Tagesbefehl vom folgenden Tage sagte Blücher seinen Truppen, daß der Verlust der Schlacht nur allein dem Ausbleiben der zugesagten Unterstützung beizumessen sei, und er schloß mit den Worten: „Ich werde euch wieder vorwärts gegen den Feind führen; wir werden ihn schlagen, denn wir müssen.“ — Daß die Verstärkungen ausgeblieben waren, hatte Ney bewirkt, der mit 40,000 Mann gegen Wellington vorgerückt und bei Quatrebras auf 8000 Niederländer gestoßen war, über die er Vortheile errang. Braunschweiger und Nassauer, geführt von dem Herzoge Wilhelm von Braunschweig, die den Niederländern zu Hülfe kamen, brachten das Gefecht zum Stehen. Hier war es, wo der tapfere Herzog von Braunschweig fiel. Als nun auch Wellington noch mit Hülfstruppen herzugekommen war, kehrte Ney in die Stellung zurück, die er am Morgen des Schlachttages innegehabt hatte. Ihm zog Napoleon zu Hülfe, Wellington wich diesem aus und nahm eine Stellung auf den Höhen bei Waterloo, einem Dorfe unweit Brüssel. Seine Heermacht bestand nur aus 68,000 Mann (24,000 Briten und 44,000 Deutschen). Hier ward nun Wellington am 18. Juni von Napoleon, der ihm 72,000 Mann entgegenführte, angegriffen. Napoleon fühlte sich mehr als je seiner Sache sicher. Blücher besiegt zu haben, hatte seinen Truppen einen neuen Aufschwung gegeben. Ueber Wellington hoffte er um so leichter Herr zu werden, als er es für unmöglich hielt, daß von der drei Tage zuvor geschlagenen Blücher'schen Armee diesem irgend welche Hülfe zugesandt werden könne, und er überdies der Meinung war, daß Blücher sich nach Namur zurückgezogen habe. Blücher aber hatte seinen Rückzug auf Wavre an der Dyle genommen und stand somit der Armee Wellington's näher, als Napoleon es ahnte. Am 17. Abends hatte Wellington an Blücher die Aufforderung ergehen lassen, ihm zwei Corps zur Hülfe zu senden, worauf von Blücher geantwortet worden war: „Ich komme mit meiner ganzen Armee!“ — Während Wellington am 18. im heißen Kampfe

stand, befand sich Blücher mit seiner Armee unterweges. Es regnete in Strömen, der Boden war aufgeweicht, die Gräben standen voll Wasser. Zum öftern stockte der Zug. Auf den Regen verweisend, rief Blücher: „Das ist unser Alliirter von der Katzbach; da werden wir dem Könige wieder viel Pulver sparen!“ Er ritt von Colonne zu Colonne, und sein Wort und Beispiel bewirkten es, daß die Preußen noch zur rechten Zeit auf dem Kampfplatze erschienen. Wellington's Heer hatte durch das entsetzliche Kanonenfeuer des Feindes furchtbar gelitten, die Gefahr im Centrum durchbrochen zu werden, war nahe. „Ich wollte,“ sagte Wellington, „es käme die Nacht, oder Blücher.“ Da verkündete Kanonendonner von der Seite, daß die Preußen nahe seien. Von Blücher und Wellington gemeinsam angegriffen, wird der Feind vollständig auf das Haupt geschlagen. Mit Noth entkommt Napoleon. „Ich werde,“ sagt Wellington scherzend zu Blücher, „heut Nacht in Bonaparte's gestrigem Quartier schlafen,“ worauf Blücher erwiederte: „Ich werde ihn heute Nacht noch aus dem seinigen vertreiben!“ — Und der Heldengreis, der drei Tage zuvor gestürzt war und noch körperlich litt, befahl, „den letzten Hauch von Mann und Pferd daran zu setzen, um den Feind nicht wieder zum Stehen kommen zu lassen!“ und er selbst nahm bis tief in die Nacht hinein Theil an der Verfolgung. „Ungebeugt durch ein widriges Geschick,“ sagte Blücher am nächsten Tage in seinem Tagesbefehl den Kriegern, „tratet ihr mit Entschlossenheit vierundzwanzig Stunden nach einer verlorenen blutigen Schlacht den Marsch zu einer neuen an, mit Zuversicht zu dem Herrn der Heerschaaren, mit Vertrauen zu euren Führern, mit Trotz gegen eure siegtrunkenen, eidbrüchigen Feinde, zu Hülfe den tapfern Briten, die mit unübertroffener Tapferkeit einen schweren Kampf fochten.“ — „Einige hundert Kanonen mußte der Feind euch überlassen, und seine Armee ist aufgelöst. Alle großen Feldherrn haben von je her gemeint, man könne mit einem geschlagenen Heere nicht sogleich wieder eine Schlacht liefern. Ihr habt den Ungrund dieser Meinung dargethan und gezeigt, daß tapfre, geprüfte Krieger wohl überwunden werden können, daß aber ihr Muth nicht gebeugt werden kann.“ „Nie wird Preußen untergehen, wenn eure Söhne und Enkel euch gleichen.“ Als später in einem Gespräch mit Stein Metternich sich das Eingeständniß entschlüpfen ließ, daß unter gleichen Umständen ein österreichisches Heer sechs Wochen bedurft haben würde, um wieder kampfbereit im Felde zu erscheinen, erwiederte Stein: „Daran möge man erkennen, was die sittliche Kraft bedeute!“ — In der frühen Morgenstunde des 19. Juni

schrieb Blücher an den General Knesebeck: „Mein Freund! die schönste Schlacht ist geschlagen, der herrlichste Sieg erfochten. Ausführliches wird folgen. Ich denke, die Bonapartistische Geschichte ist vorbei. Ich kann nicht mehr schreiben, denn ich zittre an allen Gliedern. Die Anstrengung war zu groß." Die Engländer nannten die Schlacht nach dem Dorfe Waterloo, die Preußen nannten sie Belle=Alliance nach einer auf dem Schlachtfelde gelegenen Meierei. Zwei Drittel des feindlichen Heeres war todt oder gefangen, der übrige Theil versprengt, die Sieger hatten 350 Kanonen erobert. Die französische Garde war zur Hälfte niedergehauen worden. Auf die Aufforderung, sich zu ergeben, habe man, wurde und wird französischerseits berichtet, aus ihrer Mitte den Ruf vernommen: „Die Garde stirbt, aber sie ergiebt sich nicht!" Dies, wie so vieles Aehnliche, gehört dem lügnerischen Schimmer an, mit dem die Franzosen die Darstellungen aus ihrer Geschichte zu versehen sich kein Gewissen machen. „Nach Paris!" das ward jetzt wieder die Losung der von Blücher und von Wellington geführten Heere, davon ersteres dem letzteren immer um zwei Tagemärsche voraus war. Die französischen Kammern, die auf die Kunde von der Niederlage des Heeres bei Waterloo, zusammengetreten waren, ließ Napoleon durch seinen Bruder Lucian beschwören, ihm jetzt „Treue" zu halten. Das waren jedoch die Abgeordneten nicht gewillt. „Seit wenig mehr als zehn Jahren", sagte Lafayette, „sind drei Millionen Franzosen für einen Mann gestorben, der heut noch den Kampf mit Europa bestehen will. Wir haben genug für ihn gethan. Es ist unsere Pflicht, das Vaterland zu erretten." Napoleon entsagte nun zu Gunsten seines Sohnes, des Herzogs von Reichsstadt*) und begab sich nach Rochefort, um sich nach Amerika einzuschiffen. Blücher erschien am 28. Juni vor Paris und warf den Feind in die Stadt zurück. Ihm folgte Wellington am 30. Juni. General Davoust nahm die Miene an, Paris vertheidigen zu wollen, aber die Drohung Blücher's, die Hauptstadt Frankreichs in ein zweites Moskau verwandeln zu wollen, bewirkte, zumal man von dem Anzuge der Hauptheere der Verbündeten vernahm, daß die Stadt ihre Geneigtheit zu erkennen gab, zu capituliren. Die Capitulation ward abgeschlossen, und der Einzug der verbündeten Heere fand am 7. Juni statt. Napoleon hatte den Hafen von Rochefort von englischen Schiffen gesperrt gefunden. Was nun thun? Ei, weshalb sollte der Mann, der so oft durch Täuschungen Vortheile errungen hatte, nicht

*) Derselbe starb 1832 zu Wien.

noch einmal zu den gleichen Mitteln greifen? Er begab sich auf das englische Kriegsschiff Bellerophon und erklärte dem Capitain, er begehre nach England hinübergeführt zu werden, um die Gastfreundschaft des englischen Volkes, „des großmüthigsten unter seinen Feinden," in Anspruch zu nehmen. Aber er war mit seinen trügerischen Künsten nunmehr gänzlich zu Ende. Der Capitain führte ihn in den Hafen zu Plymouth und holte die Befehle der englischen Regierung ein. Es wurde dem „General Bonaparte" die Landung nicht gestattet, und nachdem zwischen den Verbündeten eine Verständigung stattgefunden hatte, führte ihn ein anderes Schiff nach St. Helena, einer unwirthlichen Felseninsel, auf der er unter die Aufsicht des Engländers Sir Hudson Lowe gestellt wurde. Hier ward ihm das Landgut Longword überwiesen und ihm Alles, was äußerlich zum Leben gehörte, für sich und seine Freunde reichlich zugemessen*). Das war die ganze Strafe des „großen Diebes" und Mörders, und trotzdem wurde und wird noch behauptet, er sei zu hart behandelt worden! Wann wird die Zeit kommen, in der in Bezug auf Sühnung für begangene Frevel ein Maß für alle Menschen gelten wird! Wer war es denn, der diesen Menschen richtete? Es waren Fürsten und Staatsmänner. Hätten diese nicht gerade eine Ehre darin suchen sollen, einen Verbrecher, der eine Krone trug, unter das allgemein geltende Gesetz zu stellen? Daß dies nicht geschah, war eine Beleidigung des Gewissens der Menschheit, und dagegen wenigstens Protest zu erheben, ist die Pflicht jedes Wahrheitsfreundes.

Ludwig XVIII. wurde zurückgerufen und darauf in Verhandlung über den zweiten pariser Frieden getreten. Alexander, Friedrich Wilhelm und Franz schlossen den „heiligen Bund." Sie gelobten, die politischen Verhältnisse nach den Lehren der heiligen Schrift ordnen zu wollen. Alle europäischen Staaten traten diesem Bunde bei, nur der Kirchenstaat und England nicht. Aber auch sofort begann das Ränkespiel gegen Deutschland und speciell gegen die Kernmacht Deutschlands, gegen Preußen, auf's Neue. Preußische Staatsmänner wiesen nach, daß man, wolle man die so theuer erkaufte Gelegenheit, Deutschland vor neuen Angriffen Frankreichs sicher zu stellen, nicht unbenutzt vorüber gehen lassen, demselben „das Elsaß, den Lauf der Saar bis an die Vogesen und Lothringen bis an die Maas" nehmen müsse. Eine solche „Erstarkung Deutschlands" wünschten jedoch weder England noch Rußland. Sie zogen Oesterreich in dieser Frage zu sich

*) Dort starb Napoleon fünf Jahre später an einem krebsartigen Magenübel.

herüber, was zur Folge hatte, daß Preußen von seiner Forderung abstehen mußte. Es ward demnach Frankreich, der Mitschuldige Napoleon's, nicht entfernt in dem Maße gestraft, als es dies verdient hatte, und als ein solches die Sicherstellung des von ihm so schwer geschädigten Deutschland verlangte. Der zweite pariser Friede (20. November 1815) verpflichtete Frankreich, dem die Grenzen von 1789 gelassen wurden, 700 Millionen Francs Kriegsentschädigung zu zahlen, die geraubten Kunstschätze herauszugeben und in 14 Grenzfestungen (bis nach erfolgter Abzahlung der Kriegskosten) 150,000 Mann Bundestruppen zu unterhalten. Die Napoleoniden sollten für immer von der Herrschaft in Frankreich ausgeschlossen sein. Die preußischen Staatsmänner sagten es voraus, daß ein solcher Friede dem leichtfertigen und wetterwendischen Volke der Franzosen für die Zukunft die Lust nicht benehmen würde, die Hand nach neuem Raube auszustrecken. Metternich dagegen ließ von einem seiner Soldschreiber, dem ehr- und gewissenlosen Gentz, den Friedensschluß in einer Denkschrift verherrlichen. In derselben hieß es u. A.: „Elsaß und Lothringen sind Frankreich sanctionirt. Es hieße alle Rechtsbegriffe zerstören, wenn man sie wieder verlangte." So nahm auch Oesterreich wieder günstige Stellung zu Frankreich auf Kosten — Deutschlands! —

Nunmehr wurden die unterbrochenen Arbeiten des wiener Congresses wieder aufgenommen, die sich auf Regelung der inneren Verhältnisse Deutschlands, namentlich der Stellung Preußens zu Oesterreich und den Kleinstaaten bezogen.

Welche andre Macht als Preußen war Führer und Retter in der Noth gewesen? Gebührte nun nicht auch ihm die Führerschaft in der errungenen Friedenszeit? Daß dies zur Anerkennung gelangte, wußte Oesterreich zu verhindern, indem es Neid, Mißgunst und Furcht in den Mittel- und Kleinstaaten gegen Preußen erregte. Hütet euch vor Preußen, hieß es, es ist euch gefährlicher als Frankreich! Geben wir ihm die erdenkbarst schlechtesten Grenzen und halten wir Wacht über dasselbe! — England, Rußland und Frankreich stimmten dem bei, weil Preußens Kräftigung dem gesammten Deutschland zu Gute gekommen wäre, und es ihrem Vortheile entsprach, Deutschland niederzuhalten. So stand auch in dieser Frage Preußen allein. Es kam für Deutschland die Bundesverfassung zu Stande, der deutsche Bund oder Bundestag genannt. Oesterreich und Preußen hatten je eine Stimme, die übrigen deutschen Staaten hatten zusammen funfzehn Stimmen. Oesterreich hatte den Vorsitz am Bundestage. Es war ihm derselbe „aus Rücksicht auf seine frühere Stellung" eingeräumt

worden, während es doch der Gerechtigkeit entsprochen hätte, zu beschließen, Oesterreich im Hinblick darauf, daß es Deutschland in schwerer Zeit (1806) im Stiche gelassen und der Würde der Führerschaft entsagt hatte, für immer von irgend welcher Art von Führerschaft auszuschließen. Da das Bundesgesetz zu dem wohlüberlegten Zwecke geschaffen worden war, Preußen nicht weiter aufkommen zu lassen, so stimmten in allen wichtigen Fragen die Mittel- und Kleinstaaten Oesterreich bei. Preußen war in seinen Bewegungen nach außen eingeschnürt, der Bundestag war ihm als brennendes Nessusgewand angelegt worden. Ob seine Kraft in der Umschnürung verglühen, oder ob es das Nessusgewand eines Tages sprengen würde, blieb der Zukunft vorbehalten.

Umblick.

Deutschland bis 1840.

Wir haben des Lohnes gedacht, den Preußen für seine heroischen Anstrengungen empfangen hatte, eines Lohnes, der an das Schlußwort des Nibelungenliedes mahnt:

„— — — Mit Leide war's geendet,
Wie stets zum allerletzten Liebe in Leid sich wendet."

Der König Friedrich Wilhelm und mit ihm die preußischen Helden und Staatsmänner waren mit dem bittersten Undanke belohnt worden, und sie hatten die Demüthigung hinnehmen müssen, weil es gelungen war, alle übrigen europäischen Staaten zu einem Geheimbündniß gegen Preußen zu vereinen.

Aber widerfuhr nicht dem deutschen Volke das gleiche bittre Geschick? Freiheitliche Zustände als Brot politischen Lebens hatte es zu erringen gehofft, und nun war ihm der Stein des Bundestages gereicht worden.

Auch für das deutsche Volk paßte jener Wehruf aus dem Nibelungenliede. Nach einem Aufschwunge, der so ohne Gleichen dasteht ein solcher Rückschlag; nach so unerhörten Opfern ein solcher Dank! — Die besten Männer wurden irre, unzufrieden; kaum vernarbte Wunden begannen zu brennen; mahnende Stimmen erhoben sich allerwärts. In Einzelnen begann die Liebe zu Fürst und Vaterland umzuschlagen in Groll und in Haß, so daß die Staatspolizei, die sich eifrig bemühte, berechtigte nationale Wünsche zu dämpfen, endlich auch unberechtigte Wünsche und Bestrebungen zu denunciren hatte. Bei dem Allen blieben die Blicke der großen Masse des preußischen Volkes mit Vertrauen auf Friedrich Wilhelm gerichtet. Wenn auch mit schwerer Sorge und zögernd, so war er doch mitgegangen mit dem Volke; wenn auch nicht ein geborener Kriegsheld — wozu ihn hier ein Uebermaß von Liebe, dort niedre Schmeichelei zu erheben trachtet: — so hatte er doch bei mehr als einer Gelegenheit in dem schweren

die Nachricht eingegangen war, daß die Engländer die Pyrenäen überschritten hatten, wurden die Friedensverhandlungen abgebrochen, und es fand nun eine Verständigung unter den Verbündeten dahin statt: es sei mit aller Macht der Kampf gegen Napoleon fortzusetzen, als dessen Ziel dessen Entthronung und die Wiedereinsetzung der Bourbonen zu gelten habe. Noch einmal war Napoleon in seinem Angriff gegen einen von dem Emigranten St. Priest geführten Heertheil glücklich, dagegen mißglückte sein Versuch, Schwarzenberg (bei Arcis an der Aube, am 20. und 21. März) zu bewältigen, gänzlich. Jetzt blieb ihm nur übrig, sich mit seiner Heermacht nach der Hauptstadt zurückzuziehen, um diese zu decken, oder sich in den Rücken der Verbündeten zu werfen. Er that Letzteres, weil er hoffte, den Feind von der Hauptstadt zurückzuziehen. Um Napoleon zu täuschen, wurden ihm 8000 Mann Reiterei nachgesandt; das Gesammtheer aber setzte ohne Unterbrechung seinen Marsch auf Paris fort. Die Marschälle Marmont und Mortier und der General Pachod, die von Napoleon den Befehl erhalten hatten, ihm zu folgen, geriethen zwischen die Heersäulen der Verbündeten und wurden geschlagen. Marmont und Mortier gelangten mit 23,000 Mann zurück nach Paris. Blücher schlug bei Fère-Champenoise (25. März) einige tausend Nationalgarden, am 30. erstürmte er den Montmartre. Der feigherzige König Joseph legte die Vertheidigung der Hauptstadt in die Hände der Marschälle Marmont und Mortier und begab sich mit der Kaiserin nach Blois. Paris capitulirte (am 31. März), und es erfolgte an diesem Tage der Einmarsch der Truppen. Als Napoleon sich in seiner Hoffnung, die Verbündeten von Paris abzulenken, getäuscht sah, kehrte er in Eilmärschen zurück und gelangte am 3. April nach Fontainebleau. Hier ging ihm üble Kunde zu. Der Senat zu Paris hatte seine Absetzung am 1. April ausgesprochen, und es war von ihm des hingerichteten Ludwig's XVI. Bruder Graf von Provence als Ludwig XVIII. zum Nachfolger erwählt und für die Zeit bis zur Ankunft desselben eine provisorische Regierung (mit Talleyrand an der Spitze) eingesetzt worden. Napoleon, der noch über 52,000 Mann gebot, beschloß den Feind in Paris anzugreifen, und er hoffte, die Hauptstadt würde sich für ihn erheben. Da ging ihm eine neue Unglücksbotschaft zu. General Souham war mit einem bedeutenden Theile seiner Truppen von ihm abgefallen. Nunmehr faßte er den Plan, sich hinter die Loire zurückzuziehen, um von dort aus den Kampf fortzusetzen. Als er aber seine Marschälle fragt, ob er auf die Truppen zählen könne, muß er von Oudinot vernehmen: „Nein, Sire, Ew. Majestät hat

abgedankt," die übrigen Marschälle stimmen durch Schweigen bei. Da bricht Napoleon's Muth zusammen, er schreibt seine Abdankungsurkunde und leistet (am 11. April in dem Vertrage von Fontainebleau) förmlich auf die Krone Verzicht. Es bleibt ihm und seiner Gemahlin der Kaisertitel, und er erhält die kleine italienische Insel Elba mit 2½ Millionen Francs jährlicher Einkünfte zugesichert. Der Kaiserin wurde das Herzogthum Parma verliehen, alle übrigen Glieder der Familie Bonaparte wurden mit fürstlichen Titeln und reichen Dotationen bedacht. Konnte ein solches „großmüthiges" Verhalten gegen einen Napoleon und die Seinen das Gerechtigkeitsgefühl der Menschheit befriedigen? — Am 3. Mai hielt Ludwig XVIII., mit Jauchzen empfangen, wie vor ihm oftmals Napoleon, seinen Einzug in Paris. Bald darnach (am 30. Mai) ward der erste Pariser Friede abgeschlossen. Ludwig erhielt Frankreich mit den Grenzen von 1792.

Wiener Congreß. Napoleon's Wiederkehr.

Vorbehalten war die Ordnung der europäischen Angelegenheiten einem Congreß zu Wien. Es ward derselbe am 1. November 1814 eröffnet. Doch sorgte der Minister der Ränke, Metternich, dafür, daß man nicht sofort an die Berathungen ging; ihm galt es, dadurch, daß er die Theilnehmer des Congresses „divertirte" durch Maskeraden, Musikfeste, prunkvolle Bälle, Prachtopern u. s. w., in vielen der versammelten Staatsmänner die Mächtigkeit des Eindrucks, den die ungeheuren Kämpfe von 1813 bis zum Frühlinge 1814 hervorgerufen hatten, abzuschwächen und dadurch Stimmung und Atmosphäre für die Art seiner Wirksamkeit zu erzeugen. „Es ist," schrieb Stein aus Wien, „jetzt die Zeit der Kleinheiten, der mittelmäßigen Menschen. Alles das kommt wieder hervor und nimmt seine alte Stelle, und diejenigen, welche Alles auf das Spiel gesetzt haben, werden vergessen und vernachlässigt." Metternich wollte nicht, daß das Großherzogthum Warschau an Rußland, namentlich aber nicht, daß Sachsen an Preußen falle. Nun ward auch noch Talleyrand von Metternich nach Wien gezogen, und so tagte denn das eben besiegte Frankreich mit über die Ordnung deutscher Angelegenheiten.

Es kam zwischen Oesterreich, Frankreich und England zu einer Verständigung, dahin gehend, in der Stille zu rüsten, um den Ansprüchen Rußlands und Preußens allenfalls mit Waffengewalt begegnen zu können; eine Commission, bestehend aus zwei Oesterreichern,

einem Franzosen und einem Bayern, entwarf einen Kriegsplan. England suchte es jedoch zu verhüten, daß es zum Aeußersten kam, und es ward beschlossen, Rußland den größten Theil von Polen zu geben, jedoch dies nur unter der Bedingung, daß Rußland Preußens Ansprüche auf Sachsen nicht unterstütze. Bezüglich Preußens kam es zu einem Ergebniß, über das Pertz Folgendes sagt: „Indem also Oesterreich durch Aufgeben der Niederlande und Vorderösterreichs und durch Erwerbung Venedigs und Salzburgs sich auf's Vortheilhafteste abrundete, gab Preußen seinen von England, Oesterreich und Rußland verbürgten Anspruch auf Herstellung eines zusammenhängenden Gebietes auf und ließ sich in zwei durch Hannover und Hessen von einander getrennte Hauptmassen feststellen; es erhielt dadurch eine Vertheidigungslinie von Memel bis Saarbrück und neben Rußland und Oesterreich, nach Metternich's Absicht, auch Frankreich zu Nachbarn; es verlor mit Ostfriesland seine unmittelbare Lage an der Nordsee, seine Erblande Lingen, Anspach, Bayreuth, es verlor Hildesheim und Goslar und nahm dagegen außer dem Verbindungslande zwischen Ostpreußen und Schlesien mit Thorn, die größere Hälfte des Königreichs Sachsen mit 855,000 Einwohnern (die kleinere, aber reichere Hälfte mit den Städten Dresden und Leipzig behielt Friedrich August), ungefähr 1,100,000 Einwohner an beiden Seiten des Rheins bis zur Nahe und durch Austausch Lauenburgs das schwedische Vorpommern." Es läßt sich ermessen, was die preußischen Staatsmänner empfanden solcher Infamie gegenüber, die gegen den Staat ausgeübt ward, der die größten Opfer im Kampfe gegen Napoleon gebracht und auch die größten Erfolge errungen hatte. Die Schwerter klirrten in den Scheiden, ein Wort des Königs, und das ganze Land hätte sich begeistert zum Kampf erhoben. Aber da der König in dieser Frage gänzlich ohne Bundesgenossen war, da er Europa gegen sich hatte, hielt er es für unerläßlich, nachzugeben. —

Während über diese Angelegenheiten noch verhandelt ward, traf plötzlich in Wien die Nachricht ein: Napoleon ist am 1. März nach Frankreich zurückgekehrt und hat Heer und Volk zu den Waffen gerufen! —

Welche Vorgänge in Frankreich hatten es bewirkt, daß Napoleon auf den Plan gekommen war, ein solches Wagestück zu unternehmen? Man hatte geglaubt, das Königshaus der Bourbonen würde aus den schweren Heimsuchungen, die über dasselbe gekommen waren, entsprechende Lehren geschöpft haben. Dies bewies sich bald als ein Wahn. Eine Verfassung ward gegeben, um — nicht ehrlich ausge-

führt zu werden. Ludwig belastete den Staatsschatz mit einer von ihm während seines Aufenthalts im Auslande gemachten Schuldenlast von 60 Millionen Francs; verdiente Männer wurden aus Stellungen entlassen, um verdienstlose Adlige unterzubringen; zurückkehrende adlige Emigranten empfingen unter allerlei Formen und Weisen ungeheure Summen: es ward blind auf die Zustände hingearbeitet, die den Sturz des Königthums herbeigeführt hatten. Unter solchen Umständen konnte es nicht ausbleiben, daß das Volk sich wieder zurücksehnte nach Napoleon. Dieser hatte fortgesetzt genaue Kunde über die Stimmung des Landes erhalten, und als ihm nun auch noch bekannt geworden war, daß Zwietracht unter den früher Verbündeten ausgebrochen war, war sein Entschluß gefaßt, trotz der kaum unterzeichneten Entsagungsacte noch einmal an das Schwert zu appelliren. Mit 1500 Mann landete er am 1. März 1815 zu Cannes und gewann sich durch seine Proclamation die begeisterte Zustimmung des Landes. In jedem Orte mit Jubel empfangen, mehrte sich fortgesetzt die Zahl seiner Anhänger. Ludwig gerieth in Bestürzung, rief eiligst die Kammern zusammen und nannte nun die Verfassung, die er bisher mißachtet hatte, „das Bollwerk des Landes." Er meinte sich am sichersten auf den Marschall Ney stützen zu können, der ihm auch mit Thränen in den Augen gelobte, den „Tiger, in einen eisernen Käfig gesteckt," nach Paris zu bringen, der es aber doch, „da er in dem Kampfe gegen Napoleon vielleicht seinen Tod finde," für gerathen hielt, sich vom Könige eine halbe Million Francs zu erbitten, um, wie er sagte, vor seinem Ausrücken seine Schulden zu bezahlen. Als nun Ney mit Napoleon zusammentraf, ging er sofort zu ihm über. Am 20. März hielt Napoleon unter dem nur erdenkbarsten Jubel der Bevölkerung seinen Einzug in die Tuilerien, die Ludwig Nachts zuvor als Flüchtling verlassen hatte. In seiner Proclamation an die Franzosen hatte er kühn erklärt: „Der Congreß ist aufgelöst." Seine Berechnung war jedoch eine falsche gewesen; die Mächte hatten vielmehr die noch nicht gelösten Streitfragen fallen lassen und sich auf's Neue zum Kampfe gegen ihn verbunden. In einer unter dem 13. März erlassenen Achtserklärung nannten sie ihn den „Feind und Störer der Ruhe der Welt, der sich der öffentlichen Ahndung überliefert habe," und es wurden sofort die umfangreichsten Rüstungen gegen ihn angeordnet. Napoleon hoffte, es werde der Eindruck, den sein begeisterter Empfang in Paris hervorgerufen, eine oder die andere der Mächte von der Coalition abziehen und sie ihm zuführen. Um die begeisterte Stimmung der Franzosen für sich zu steigern, heuchelte auch er jetzt

Achtung vor der Verfassung, die bis dahin für ihn so gut als nicht vorhanden gewesen war. „Wir hatten," sagte er in einer Ansprache den Franzosen, „mehrere innere Einrichtungen verschoben, welche bestimmt waren, die Freiheit der Bürger zu schützen. Von nun an haben wir keinen andern Zweck mehr, als Frankreichs Wohlfahrt durch die Befestigung der öffentlichen Freiheit zu vermehren." Das steigerte den Enthusiasmus des leichtfertigen französischen Volkes für den Trugvollen, der immer zuversichtlicher hoffte, es würden im Schooße seiner Feinde sich Stimmen für ihn erheben, darauf verweisend, daß, da einmal, wie sich nun offenkundig gezeigt habe, Frankreich die Bourbonen nicht möge, es doch wohl das Gerathenste sein möchte, sich darein zu finden, daß die Dynastie Napoleon bestehen bleibe. Unerschöpflich in Mitteln des Truges, spielte er jetzt plötzlich den Friedenssüchtigen. Er proclamirte das Wort: „Das Kaiserreich ist der Friede!" Darnach erließ er eine Erklärung an die Mächte des Inhalts: „Die Herstellung des Kaiserthrones sei für das Glück Frankreichs nothwendig gewesen; er wolle durch denselben auch die Ruhe Europas befestigen; Kriegsruhm zur Genüge habe der Reihe nach die Fahnen der verschiedenen Nationen verherrlicht; die schönste Bahn thue sich jetzt den Herrschern auf, und er sei der erste, in dieselbe hinabzusteigen zum heiligen Wettkampfe um die Glückseligkeit der Völker." So redete ein Ungeheuer, nachdem es Hunderttausende von Menschenleben seinem Ehrgeize und nur seinem Ehrgeize geopfert hatte! — Gelungen war es ihm noch einmal, die Franzosen zu täuschen; nach außen zu verfingen seine Mittel des Truges nicht mehr. Die Rüstungen gegen ihn wurden mit verstärktem Eifer fortgesetzt. Nun denn, „Macbeth", da List nicht hilft, so siehe zu, ob du dich durch Gewalt zu halten vermagst! —

Waterloo. Der zweite pariser Friede. Der Bundestag.

Napoleon hielt es nunmehr für geboten, ohne Zeitverlust die in Belgien, stehenden feindlichen Truppen (100,000 Preußen, geführt von Blücher und 100,000 Engländer, Hannoveraner, Braunschweiger und Nassauer unter Wellington) anzugreifen, ehe ihnen Verstärkungen zugingen. Blücher, der nichts von der Absicht des Feindes ahnte, vernahm, daß Napoleon am 15. Juni die belgische Grenze überschritten habe. Die preußischen Truppen lagen weit auseinander, so daß es gerathen erschien, dem Feinde zunächst auszuweichen. Da aber



NAPOLEON I. NACH DER SCHLACHT BEI WATERLOO.

Blücher auf eine Anfrage an Wellington von diesem die Zusage empfing, daß er ihm 20,000 Mann Hülfstruppen senden werde, beschloß er, den Kampf aufzunehmen. Es war ihm nur möglich, 80,000 Mann gegen den 130,000 Mann starken Feind bei Ligny aufzustellen, woselbst der Angriff auf ihn am 16. Juni erfolgte. Trotz der tapfersten Gegenwehr mußten die Preußen, die vergebens auf das Erscheinen des englischen Hülfscorps gewartet hatten, dem Feinde das Schlachtfeld überlassen. Der greise Feldmarschall erlitt einen Sturz mit dem Pferde und entging nur durch einen Zufall der Gefangenschaft. In seinem Tagesbefehl vom folgenden Tage sagte Blücher seinen Truppen, daß der Verlust der Schlacht nur allein dem Ausbleiben der zugesagten Unterstützung zuzuschreiben sei, und er schloß mit den Worten: „Ich werde euch wieder gegen den Feind führen; wir werden ihn schlagen, denn wir müssen!“ — Daß die Verstärkungen ausgeblieben waren, hatte den Grund, daß Ney mit 40,000 Mann gegen Wellington vorgerückt und bei Quatrebras auf 8000 Niederländer gestoßen war. Aber die [illegible] Division, einige Braunschweiger und Nassauer, geführt von dem tapferen Herzoge [illegible] von Braunschweig, die den Niederländern zu Hülfe kamen, brachten das Gefecht zum Stehen. Hier war es, wo der tapfere Herzog von Braunschweig fiel. Als nun auch Wellington noch mit Hülfstruppen herzugekommen war, kehrte Ney in die Stellung zurück, die er am Morgen des Schlachttages innegehabt hatte. Ihm zog Napoleon zu Hülfe, Wellington wich diesem aus und nahm eine Stellung auf den Höhen bei Waterloo, einem Dorfe unweit Brüssel. Seine Heeresmacht bestand nur aus 68,000 Mann (24,000 Briten und 44,000 Deutschen). Hier ward nun Wellington am 18. Juni von Napoleon, der ihm 72,000 Mann entgegenführte, angegriffen. Napoleon fühlte sich mehr als je seiner Sache sicher. Blücher besiegt zu haben, hatte seinen Truppen einen neuen Aufschwung gegeben. Ueber Wellington hoffte er um so leichter Herr zu werden, als er es für unmöglich hielt, daß von der drei Tage zuvor geschlagenen Blücher'schen Armee diesem irgend welche Hülfe zugesandt werden könne, und er überdies der Meinung war, daß Blücher sich nach Namur zurückgezogen habe. Blücher aber hatte seinen Rückzug auf Wavre an der Dyle genommen und stand somit der Armee Wellington's näher, als Napoleon es ahnte. Am 17. Abends hatte Wellington an Blücher die Aufforderung ergehen lassen, ihm zwei Corps zur Hülfe zu senden, worauf von Blücher geantwortet worden war: „Ich komme mit meiner ganzen Armee!“ — Während Wellington am 18. im heißen Kampfe



NAPOLEON I. NACH DER SCHLACHT BEI WATERLOO.

Blücher auf eine Anfrage an Wellington von diesem die Zusage empfing, daß er ihm 20,000 Mann Hülfstruppen senden werde, beschloß er, den Kampf aufzunehmen. Es war ihm nur möglich, 80,000 Mann gegen den 130,000 Mann starken Feind bei Ligny aufzustellen, woselbst der Angriff auf ihn am 16. Juni erfolgte. Trotz der tapfersten Gegenwehr mußten die Preußen, die vergebens auf das Erscheinen des englischen Hülfscorps gewartet hatten, dem Feinde das Schlachtfeld überlassen. Der greise Feldmarschall erlitt einen Sturz mit dem Pferde und entging nur durch einen Zufall der Gefangenschaft. In seinem Tagesbefehl vom folgenden Tage sagte Blücher seinen Truppen, daß der Verlust der Schlacht nur allein dem Ausbleiben der zugesagten Unterstützung beizumessen sei, und er schloß mit den Worten: „Ich werde euch wieder vorwärts gegen den Feind führen; wir werden ihn schlagen, denn wir müssen." — Daß die Verstärkungen ausgeblieben waren, hatte Ney bewirkt, der mit 40,000 Mann gegen Wellington vorgerückt und bei Quatrebras auf 8000 Niederländer gestoßen war, über die er Vortheile errang. Braunschweiger und Nassauer, geführt von dem Herzoge Wilhelm von Braunschweig, die den Niederländern zu Hülfe kamen, brachten das Gefecht zum Stehen. Hier war es, wo der tapfere Herzog von Braunschweig fiel. Als nun auch Wellington noch mit Hülfstruppen herzugekommen war, kehrte Ney in die Stellung zurück, die er am Morgen des Schlachttages innegehabt hatte. Ihm zog Napoleon zu Hülfe, Wellington wich diesem aus und nahm eine Stellung auf den Höhen bei Waterloo, einem Dorfe unweit Brüssel. Seine Heermacht bestand nur aus 68,000 Mann (24,000 Briten und 44,000 Deutschen). Hier ward nun Wellington am 18. Juni von Napoleon, der ihm 72,000 Mann entgegenführte, angegriffen. Napoleon fühlte sich mehr als je seiner Sache sicher. Blücher besiegt zu haben, hatte seinen Truppen einen neuen Aufschwung gegeben. Ueber Wellington hoffte er um so leichter Herr zu werden, als er es für unmöglich hielt, daß von der drei Tage zuvor geschlagenen Blücher'schen Armee diesem irgend welche Hülfe zugesandt werden könne, und er überdies der Meinung war, daß Blücher sich nach Namur zurückgezogen habe. Blücher aber hatte seinen Rückzug auf Wavre an der Dyle genommen und stand somit der Armee Wellington's näher, als Napoleon es ahnte. Am 17. Abends hatte Wellington an Blücher die Aufforderung ergehen lassen, ihm zwei Corps zur Hülfe zu senden, worauf von Blücher geantwortet worden war: „Ich komme mit meiner ganzen Armee!" — Während Wellington am 18. im heißen Kampfe

stand, befand sich Blücher mit seiner Armee unterweges. Es regnete in Strömen, der Boden war aufgeweicht, die Gräben standen voll Wasser. Zum öftern stockte der Zug. Auf den Regen verweisend, rief Blücher: „Das ist unser Alliirter von der Katzbach; da werden wir dem Könige wieder viel Pulver sparen!" Er ritt von Colonne zu Colonne, und sein Wort und Beispiel bewirkten es, daß die Preußen noch zur rechten Zeit auf dem Kampfplatze erschienen. Wellington's Heer hatte durch das entsetzliche Kanonenfeuer des Feindes furchtbar gelitten, die Gefahr im Centrum durchbrochen zu werden, war nahe. „Ich wollte," sagte Wellington, „es käme die Nacht, oder Blücher." Da verkündete Kanonendonner von der Seite, daß die Preußen nahe seien. Von Blücher und Wellington gemeinsam angegriffen, wird der Feind vollständig auf das Haupt geschlagen. Mit Noth entkommt Napoleon. „Ich werde," sagt Wellington scherzend zu Blücher, „heut Nacht in Bonaparte's gestrigem Quartier schlafen," worauf Blücher erwiederte: „Ich werde ihn heute Nacht noch aus dem seinigen vertreiben!" — Und der Heldengreis, der drei Tage zuvor gestürzt war und noch körperlich litt, befahl, „den letzten Hauch von Mann und Pferd daran zu setzen, um den Feind nicht wieder zum Stehen kommen zu lassen!" und er selbst nahm bis tief in die Nacht hinein Theil an der Verfolgung. „Ungebeugt durch ein widriges Geschick," sagte Blücher am nächsten Tage in seinem Tagesbefehl den Kriegern, „tratet ihr mit Entschlossenheit vierundzwanzig Stunden nach einer verlorenen blutigen Schlacht den Marsch zu einer neuen an, mit Zuversicht zu dem Herrn der Heerschaaren, mit Vertrauen zu euren Führern, mit Trotz gegen eure siegtrunkenen, eidbrüchigen Feinde, zu Hülfe den tapfern Briten, die mit unübertroffener Tapferkeit einen schweren Kampf fochten." — „Einige hundert Kanonen mußte der Feind euch überlassen, und seine Armee ist aufgelöst. Alle großen Feldherrn haben von je her gemeint, man könne mit einem geschlagenen Heere nicht sogleich wieder eine Schlacht liefern. Ihr habt den Ungrund dieser Meinung dargethan und gezeigt, daß tapfre, geprüfte Krieger wohl überwunden werden können, daß aber ihr Muth nicht gebeugt werden kann." „Nie wird Preußen untergehen, wenn eure Söhne und Enkel euch gleichen." Als später in einem Gespräch mit Stein Metternich sich das Eingeständniß entschlüpfen ließ, daß unter gleichen Umständen ein österreichisches Heer sechs Wochen bedurft haben würde, um wieder kampfbereit im Felde zu erscheinen, erwiederte Stein: „Daran möge man erkennen, was die sittliche Kraft bedeute!" — In der frühen Morgenstunde des 19. Juni

schrieb Blücher an den General Knesebeck: „Mein Freund! die schönste Schlacht ist geschlagen, der herrlichste Sieg erfochten. Ausführliches wird folgen. Ich denke, die Bonapartistische Geschichte ist vorbei. Ich kann nicht mehr schreiben, denn ich zittre an allen Gliedern. Die Anstrengung war zu groß." Die Engländer nannten die Schlacht nach dem Dorfe Waterloo, die Preußen nannten sie Belle-Alliance nach einer auf dem Schlachtfelde gelegenen Meierei. Zwei Drittel des feindlichen Heeres war todt oder gefangen, der übrige Theil versprengt, die Sieger hatten 350 Kanonen erobert. Die französische Garde war zur Hälfte niedergehauen worden. Auf die Aufforderung, sich zu ergeben, habe man, wurde und wird französischerseits berichtet, aus ihrer Mitte den Ruf vernommen: „Die Garde stirbt, aber sie ergiebt sich nicht!" Dies, wie so vieles Aehnliche, gehört dem lügnerischen Schimmer an, mit dem die Franzosen die Darstellungen aus ihrer Geschichte zu versehen sich kein Gewissen machen. „Nach Paris!" das ward jetzt wieder die Losung der von Blücher und von Wellington geführten Heere, davon ersteres dem letzteren immer um zwei Tagemärsche voraus war. Die französischen Kammern, die auf die Kunde von der Niederlage des Heeres bei Waterloo, zusammengetreten waren, ließ Napoleon durch seinen Bruder Lucian beschwören, ihm jetzt „Treue" zu halten. Das waren jedoch die Abgeordneten nicht gewillt. „Seit wenig mehr als zehn Jahren", sagte Lafayette, „sind drei Millionen Franzosen für einen Mann gestorben, der heut noch den Kampf mit Europa bestehen will. Wir haben genug für ihn gethan. Es ist unsere Pflicht, das Vaterland zu erretten." Napoleon entsagte nun zu Gunsten seines Sohnes, des Herzogs von Reichsstadt*) und begab sich nach Rochefort, um sich nach Amerika einzuschiffen. Blücher erschien am 28. Juni vor Paris und warf den Feind in die Stadt zurück. Ihm folgte Wellington am 30. Juni. General Davoust nahm die Miene an, Paris vertheidigen zu wollen, aber die Drohung Blücher's, die Hauptstadt Frankreichs in ein zweites Moskau verwandeln zu wollen, bewirkte, zumal man von dem Anzuge der Hauptheere der Verbündeten vernahm, daß die Stadt ihre Geneigtheit zu erkennen gab, zu capituliren. Die Capitulation ward abgeschlossen, und der Einzug der verbündeten Heere fand am 7. Juni statt. Napoleon hatte den Hafen von Rochefort von englischen Schiffen gesperrt gefunden. Was nun thun? Ei, weshalb sollte der Mann, der so oft durch Täuschungen Vortheile errungen hatte, nicht

*) Derselbe starb 1832 zu Wien.

noch einmal zu den gleichen Mitteln greifen? Er begab sich auf das englische Kriegsschiff Bellerophon und erklärte dem Capitain, er begehre nach England hinübergeführt zu werden, um die Gastfreundschaft des englischen Volkes, „des großmüthigsten unter seinen Feinden," in Anspruch zu nehmen. Aber er war mit seinen trügerischen Künsten nunmehr gänzlich zu Ende. Der Capitain führte ihn in den Hafen zu Plymouth und holte die Befehle der englischen Regierung ein. Es wurde dem „General Bonaparte" die Landung nicht gestattet, und nachdem zwischen den Verbündeten eine Verständigung stattgefunden hatte, führte ihn ein anderes Schiff nach St. Helena, einer unwirthlichen Felseninsel, auf der er unter die Aufsicht des Engländers Sir Hudson Lowe gestellt wurde. Hier ward ihm das Landgut Longword überwiesen und ihm Alles, was äußerlich zum Leben gehörte, für sich und seine Freunde reichlich zugemessen*). Das war die ganze Strafe des „großen Diebes" und Mörders, und trotzdem wurde und wird noch behauptet, er sei zu hart behandelt worden! Wann wird die Zeit kommen, in der in Bezug auf Sühnung für begangene Frevel ein Maß für alle Menschen gelten wird! Wer war es denn, der diesen Menschen richtete? Es waren Fürsten und Staatsmänner. Hätten diese nicht gerade eine Ehre darin suchen sollen, einen Verbrecher, der eine Krone trug, unter das allgemein geltende Gesetz zu stellen? Daß dies nicht geschah, war eine Beleidigung des Gewissens der Menschheit, und dagegen wenigstens Protest zu erheben, ist die Pflicht jedes Wahrheitsfreundes.

Ludwig XVIII. wurde zurückgerufen und darauf in Verhandlung über den zweiten pariser Frieden getreten. Alexander, Friedrich Wilhelm und Franz schlossen den „heiligen Bund." Sie gelobten, die politischen Verhältnisse nach den Lehren der heiligen Schrift ordnen zu wollen. Alle europäischen Staaten traten diesem Bunde bei, nur der Kirchenstaat und England nicht. Aber auch sofort begann das Ränkespiel gegen Deutschland und speciell gegen die Kernmacht Deutschlands, gegen Preußen, auf's Neue. Preußische Staatsmänner wiesen nach, daß man, wolle man die so theuer erkaufte Gelegenheit, Deutschland vor neuen Angriffen Frankreichs sicher zu stellen, nicht unbenutzt vorüber gehen lassen, demselben „das Elsaß, den Lauf der Saar bis an die Vogesen und Lothringen bis an die Maas" nehmen müsse. Eine solche „Erstarkung Deutschlands" wünschten jedoch weder England noch Rußland. Sie zogen Oesterreich in dieser Frage zu sich

---

*) Dort starb Napoleon fünf Jahre später an einem krebsartigen Magenübel.

herüber, was zur Folge hatte, daß Preußen von seiner Forderung abstehen mußte. Es ward demnach Frankreich, der Mitschuldige Napoleon's, nicht entfernt in dem Maße gestraft, als es dies verdient hatte, und als ein solches die Sicherstellung des von ihm so schwer geschädigten Deutschland verlangte. Der zweite pariser Friede (20. November 1815) verpflichtete Frankreich, dem die Grenzen von 1789 gelassen wurden, 700 Millionen Francs Kriegsentschädigung zu zahlen, die geraubten Kunstschätze herauszugeben und in 14 Grenzfestungen (bis nach erfolgter Abzahlung der Kriegskosten) 150,000 Mann Bundestruppen zu unterhalten. Die Napoleoniden sollten für immer von der Herrschaft in Frankreich ausgeschlossen sein. Die preußischen Staatsmänner sagten es voraus, daß ein solcher Friede dem leichtfertigen und wetterwendischen Volke der Franzosen für die Zukunft die Luft nicht benehmen würde, die Hand nach neuem Raube auszustrecken. Metternich dagegen ließ von einem seiner Soldschreiber, dem ehr- und gewissenlosen Gentz, den Friedensschluß in einer Denkschrift verherrlichen. In derselben hieß es u. A.: „Elsaß und Lothringen sind Frankreich sanctionirt. Es hieße alle Rechtsbegriffe zerstören, wenn man sie wieder verlangte.“ So nahm auch Oesterreich wieder günstige Stellung zu Frankreich auf Kosten — Deutschlands! —

Nunmehr wurden die unterbrochenen Arbeiten des wiener Congresses wieder aufgenommen, die sich auf Regelung der inneren Verhältnisse Deutschlands, namentlich der Stellung Preußens zu Oesterreich und den Kleinstaaten bezogen.

Welche andre Macht als Preußen war Führer und Retter in der Noth gewesen? Gebührte nun nicht auch ihm die Führerschaft in der errungenen Friedenszeit? Daß dies zur Anerkennung gelangte, wußte Oesterreich zu verhindern, indem es Neid, Mißgunst und Furcht in den Mittel- und Kleinstaaten gegen Preußen erregte. Hütet euch vor Preußen, hieß es, es ist euch gefährlicher als Frankreich! Geben wir ihm die erdenkbarst schlechtesten Grenzen und halten wir Wacht über dasselbe! — England, Rußland und Frankreich stimmten dem bei, weil Preußens Kräftigung dem gesammten Deutschland zu Gute gekommen wäre, und es ihrem Vortheile entsprach, Deutschland niederzuhalten. So stand auch in dieser Frage Preußen allein. Es kam für Deutschland die Bundesverfassung zu Stande, der deutsche Bund oder Bundestag genannt. Oesterreich und Preußen hatten je eine Stimme, die übrigen deutschen Staaten hatten zusammen funfzehn Stimmen. Oesterreich hatte den Vorsitz am Bundestage. Es war ihm derselbe „aus Rücksicht auf seine frühere Stellung“ eingeräumt

worden, während es doch der Gerechtigkeit entsprochen hätte, zu beschließen, Oesterreich im Hinblick darauf, daß es Deutschland in schwerer Zeit (1806) im Stiche gelassen und der Würde der Führerschaft entsagt hatte, für immer von irgend welcher Art von Führerschaft auszuschließen. Da das Bundesgesetz zu dem wohlüberlegten Zwecke geschaffen worden war, Preußen nicht weiter aufkommen zu lassen, so stimmten in allen wichtigen Fragen die Mittel- und Kleinstaaten Oesterreich bei. Preußen war in seinen Bewegungen nach außen eingeschnürt, der Bundestag war ihm als brennendes Nessusgewand angelegt worden. Ob seine Kraft in der Umschnürung verglühen, oder ob es das Nessusgewand eines Tages sprengen würde, blieb der Zukunft vorbehalten.

Umblick.

Deutschland bis 1840.

Wir haben des Lohnes gedacht, den Preußen für seine heroischen Anstrengungen empfangen hatte, eines Lohnes, der an das Schlußwort des Nibelungenliedes mahnt:

„— — — Mit Leide war's geendet,
Wie stets zum allerletzten Liebe in Leid sich wendet."

Der König Friedrich Wilhelm und mit ihm die preußischen Helden und Staatsmänner waren mit dem bittersten Undanke belohnt worden, und sie hatten die Demüthigung hinnehmen müssen, weil es gelungen war, alle übrigen europäischen Staaten zu einem Geheimbündniß gegen Preußen zu vereinen.

Aber widerfuhr nicht dem deutschen Volke das gleiche bittre Geschick? Freiheitliche Zustände als Brot politischen Lebens hatte es zu erringen gehofft, und nun war ihm der Stein des Bundestages gereicht worden.

Auch für das deutsche Volk paßte jener Wehruf aus dem Nibelungenliede. Nach einem Aufschwunge, der so ohne Gleichen dasteht ein solcher Rückschlag; nach so unerhörten Opfern ein solcher Dank! — Die besten Männer wurden irre, unzufrieden; kaum vernarbte Wunden begannen zu brennen; mahnende Stimmen erhoben sich allerwärts. In Einzelnen begann die Liebe zu Fürst und Vaterland umzuschlagen in Groll und in Haß, so daß die Staatspolizei, die sich eifrig bemühte, berechtigte nationale Wünsche zu dämpfen, endlich auch unberechtigte Wünsche und Bestrebungen zu denunciren hatte. Bei dem Allen blieben die Blicke der großen Masse des preußischen Volkes mit Vertrauen auf Friedrich Wilhelm gerichtet. Wenn auch mit schwerer Sorge und zögernd, so war er doch mitgegangen mit dem Volke; wenn auch nicht ein geborener Kriegsheld — wozu ihn hier ein Uebermaß von Liebe, dort niedre Schmeichelei zu erheben trachtet: — so hatte er doch bei mehr als einer Gelegenheit in dem schweren

Kriege sein Leben opferbereit und furchtlos in die Schanze geschlagen. Eine und die andere seiner Maßnahmen wurden von patriotischen Männern als unzweckmäßig bezeichnet; Niemand jedoch zog seinen redlichen Willen, den Ernst seiner auf des Vaterlandes Wohl gerichteten Bestrebungen in Zweifel. Als Stein eines Tages von einer vertrauten Conferenz des Königs Friedrich Wilhelm und der beiden Kaiser Alexander und Franz heraustrat, sagte er zum Geheimen Legationsrath Eichhorn: „Sie wissen, wie viel ich auf den Kaiser Alexander halte; aber Friedrich Wilhelm ist doch der Erste und der Beste von Allen; der ist ganz wahr, treu und ehrlich.“ In gleicher Weise äußerten sich vielfach die heldenmüthigen Führer des Befreiungskrieges, wie sehr sie im Uebrigen auch, eben so wie Stein, unzufrieden mit den schließlichen Ergebnissen des Krieges waren. Ein so redlicher Fürst, ein so opferbereites, heldenmüthiges Volk; — wo war der geheime Feind, der — in Bezug auf die innere politische Lage — Unkraut zwischen den Weizen gesäet hatte? Es war derselbe Feind, der den europäischen Geheimbund gegen Preußen zu Stande gebracht hatte; jene österreichische Partei, an deren Spitze Metternich stand. Metternich fürchtete, daß sich dasjenige in der Stellung der Hohenzollern zu Deutschland in seiner letzten Consequenz vollziehen werde, was seit der Zeit des großen Kurfürsten in der preußischen Politik vorbereitet war; die Führerschaft Deutschlands nicht nur in That und Wahrheit, sondern auch der ausgesprochenen Würde nach. Friedrich Wilhelm, getragen von der Liebe des Volkes, und an der Spitze dieses Volkes volksfreundlich gesinnte Helden und Staatsmänner wie Blücher, Gneisenau, Stein, Humboldt und Andere: — konnte es bei innigstem Zusammenstehen zu einem andern Ergebniß kommen? — Metternich fand einen willkommenen Bundesgenossen in demjenigen Theil des preußischen Adels, der dem reformatorischen Wirken der Hohenzollern innerlich ferngeblieben war und sich dem Throne nur nahe gedrängt hatte, um vermöge einer günstigen Stellung im Staate von seinen aus früheren Zeiten stammenden Vorrechten zu retten, was irgend zu retten war. Gerade der letzte große Krieg hatte die treue Hingabe des Volkes an den Thron in dem glänzendsten Lichte gezeigt, und es schien für Preußen die Zeit gekommen, in der sich Königthum und Volksthum in innigster Weise durchdringen wollten. Da aber in der völligen Durchdringung derselben die letzten Privilegien der Feudalpartei hinzuschmelzen drohten, wie Schnee vor der Sonne hinschmilzt, so sah diese Partei auf die Thaten des Volkes, von denen man noch in fernsten Zeiten singen und sagen wird, mit Groll und

Mißmuth und suchte sie zu verkleinern. Wie die metternichsche Partei deutsche Interessen nicht kannte, eben so wenig kannte die preußische Feudalpartei (trotz geräuschvoller Betheuerungen des Gegentheils) preußische Interessen; dort galten nur dynastische, hier nur Standes-Interessen. — Es konnte nun nicht fehlen, daß aus so unpatriotischen Anschauungen hüben und drüben unheilvolle Lehren und Bestrebungen hervorgingen. Beide Parteien waren gemeinsam bemüht, die giftige Saat der Verleumdung des Volkes in das Ohr des Königs zu senken. Der politische Jesuitismus begann seine „mitternächtigen" Schwingen auszubreiten und in Preußen zum Unheile für Fürst und Volk zu wirken. Wahrlich es gehörte nicht zu den geringsten der herben Geschicke Friedrich Wilhelm's, daß jene beiden Parteien auf's Eifrigste bemüht waren, ihn nicht zu der ungetrübten Freude über die Erhebung des Volkes kommen zu lassen. Der „alte böse Feind" war in neuer Maske aufgetreten, und er erreichte sein Ziel, indem er das preußische Volk nicht zu dem Genusse der Rechte gelangen ließ, die ihm verheißen worden waren.*) Statt einer Verfassung wurden Provinzialstände mit blos berathender Stimme und ohne Oeffentlichkeit eingeführt, Männer, die in schweren Zeiten treu für Fürst und Volk gewirkt hatten und auf welche das von Schenkendorf dem edlen Scharnhorst geweihte Wort paßte: „Näher stand dem König keiner — doch dem Volke schlug sein Herz," — wie Arndt, Jahn, wurden, da sie in Wort und Schrift im Sinne der Verheißung von Kalisch wirkten, als Förderer demagogischer Umtriebe vor Gericht gezogen, ihrer Aemter entsetzt und darnach unter polizeiliche Ueberwachung gestellt. Geheime Angeber und Lauscher suchen stets ihre Nothwendigkeit dadurch zu beweisen, daß sie in ihren Berichten, zumal diese nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt sind, die Schreiber demnach der Gefahr überheben, zur Rechenschaft gezogen werden zu können, grell auftragen. Traurig, wenn derartige Berichte als der Hauptquell für Beurtheilung der im Volke sich kundgebenden Bewegungen angesehen werden! Das kann nur zu einseitigen Urtheilen und darnach zu einseitigen Maßregeln führen. Friedrich Wilhelm war je länger, je mehr der Einwirkung solcher Nachrichten zugänglich. Obwohl milden Gemüths und obwohl ihm nichts ferner lag, als Herrscherhochmuth, zeigte er dem Volke gegenüber ein kaltes, steifes Benehmen, ja mehr und mehr üble Laune, die ihn veranlaßte, den Berührungen mit der Menge so viel als

*) Siehe des Verfassers: Geschichte Preußens in Wort und Bild. Berlin, Fr. Lobeck'scher Verlag (Anders & Zum Felde) S. 1339—1340.

möglich auszuweichen. So kam es denn, daß er selbst von den Bewegungen der Volksseele nichts wahrnahm und gänzlich auf die Berichte seiner vortragenden Räthe angewiesen war. In seiner kronprinzlichen Zeit hatte Friedrich Wilhelm das Schauspiel der französischen Revolution an seinen Augen vorübergehen sehen. Daß der Erbe einer Krone nicht Sympathien mit der Tendenz eines politischen Dramas haben konnte, das anfänglich gegen den königlichen Absolutismus, dann gegen das Königthum in Frankreich und bald darauf gegen das Königthum überhaupt gerichtet war, und in welchem auch ein Königshaupt fiel, — das kann doch wahrlich nicht Wunder nehmen und zwar dies um so weniger, als ja auch so viele andere Personen die nicht Kronen zu verlieren hatten, im Hinblick auf den Gang, den die Revolution genommen, mit Abscheu vor derselben erfüllt worden waren. Man stand zu jener Zeit zumeist noch unter dem Eindruck der Außenseite einer Bewegung, die schließlich — unter Napoleon — verheerende Lavaströme über Europa ergossen und deren Bewältigung das größte Maß von Anstrengung und Opfer erfordert hatte. Daß Staatsmänner sich damit beschäftigten, dem Grund des Uebels nachzuspüren, und daß die Blicke auch Gutmeinender bei der Beurtheilung anfänglich auf der Oberfläche der Bewegung haften blieben, kann ebenfalls nicht verwundern. Man fand den Grund alles Unheils, welches sich in Frankreich in schrecklicher Folge entwickelt hatte, in der unzeitigen Nachgiebigkeit Ludwig's XVI., während es doch zumeist in der Vorgeschichte seines Hauses lag. An den Fingern ward abgezählt, daß, wenn Ludwig in dem rechten Augenblicke die Entschlossenheit besessen hätte, einige hundert keck herausgeforderte Bayonnette oder einige tausend Patronen zu verwenden, er des Uebels Meister geworden wäre. Als ob Eisen und Pulver vermögend gewesen wären, die Sünden seines Hauses zu verwischen und die Uebel, an denen der Staat litt, namentlich den drohenden Staatsbankerott aufzuheben! — Man sagte: in dem Augenblicke habe der König sein Unglück besiegelt, in welchem von ihm dahin nachgegeben worden sei, daß aus „berathenden" Ständen „beschließende" wurden. Als ein politischer Talisman wurde die Lehre ausgegeben: man hüte sich, dem Volke in seiner Repräsentation irgendwie eine beschließende Macht zuzugestehen! — Der Mißbrauch, der von den Franzosen von ihrem Rechte der Gesetzgebung geübt worden war, hatte Mißtrauen gegen die Volksfreiheit überhaupt erzeugt. Diese politische Lehre gab Staatslehrern einen neuen ergiebigen Stoff. Nun verlor Friedrich's des Großen Ansicht von der Entstehung der monarchischen Gewalt

ihre Geltung. Er hatte den Nachweis geführt, daß in der Monarchie der Fürst nicht Herr und Eigenthümer des Staates als eines Herrschaftsobjects, sondern der Staat ein bestimmte Zwecke verfolgendes Subject, dessen erster Diener der Fürst sei (S. S. 88). Dem gegenüber ward jetzt die Idee des Patrimonialstaates gestellt. Für diesen wirkten Haller, Jarcke, Philipps, am meisten aber der Berner Patricier L. v. Haller, dessen Ansichten mit denen der unter den Stuart's wirkenden Vertretern des Legitimitätsprincips (S. Band III., S. 275) große Aehnlichkeit haben. Die Herrscherrechte sind ihm „ursprüngliche, eigene, natürliche und erworbene Rechte, auf das Eigenthum der Herrschenden an dem zuerst von ihnen in Besitz genommenen Lande gegründet. Wie dies Eigenthum vor dem Staat ist, so sind die Herrscher vor und über dem Volke, das sich nur zu ihnen als Gutsherren oder Familienvätern sammelt und in Dienstverhältnisse zu ihnen tritt." Dem Herrscher zur Seite steht — jedoch auch nur als „Berather" — der Adel, „nicht eine menschliche Veranstaltung, sondern ein Naturerzeugniß, die nothwendige Folge der Verschiedenheit äußern Vermögens und innerer Kräfte, daher auch nur dem Herrscher verantwortlich und untergeben, wie dieser nur Gott." Lehren solcher Art wurden von einflußreichen Personen dem Könige in allen möglichen Formen und Weisen nahe gebracht; sie zu unterstützen, boten die Berichte der Geheimpolizei reichliches Material, nicht minder die das Vorhandensein und Wachsen demagogischen Sinnes und Wesens darlegenden Schreck-Noten Metternich's, der es um alles in der Welt nicht wollte, daß Preußen ein Verfassungsstaat würde. Da konnte es denn nicht fehlen, daß diejenigen Männer, die auf dem Boden der Verheißungen stehen blieben, in den Geruch der „Bösgesinntheit" kamen. Wie grell stechen die Ansichten Stein's von denen Haller's und seiner Gesinnungsgenossen ab, wenn Ersterer sagt: „Preußen ist ein protestantischer Staat, in welchem sich seit zwei Jahrhunderten ein großes, vielseitiges Leben, ein Geist der freien Untersuchung entwickelt hat. Auch den dümmsten im Volk wird man nicht glauben machen, daß es von dem Willen des Fürsten abhänge, ob, wann und wie er eine übernommene Verpflichtung erfülle, und daß, wenn durch Willkür und Mißhandlung gereizt, er sich diesem widersetze, ein Nachbar ihn todtzuschlagen befugt sei." Da Männer wie Kamptz herrschten, die gänzlich den Hallerschen Lehren anhingen, zogen Stein, Schön, Gneisenau, Wilhelm v. Humboldt, Beyme, Boyen u. A. sich verstimmt vom öffentlichen Leben zurück. Das Leben Friedrich Wilhelm's war auch jetzt, wie — kurze Unter-

brechungen abgerechnet — bisher, eine Dornenbahn. Sein Herz zog ihn zu den großen Männern der Erhebungszeit hin, seine in Besorgniß wurzelnde und durch politische Jesuiten in raffinirtester Weise genährte politische Anschauung ließ ihn jene als mehr oder minder dem Demagogenthum verfallen erscheinen. Aber da lagen doch Verheißungen vor! Wahrlich, er gehörte nicht zu den Männern, die es mit dem Halten von Zusagen leicht nahmen, und es liegen vielfache Zeichen dafür vor, daß er ernstlich in Betracht zog, in welcher Weise er den Verheißungen nachzukommen habe, um seiner Pflicht zu genügen und zugleich — nach bestem Wissen und Gewissen — den Staat vor Schädigungen zu bewahren. Nun war ihm auch das Unheil beschieden, daß er einen Hofprediger um sich hatte, dem Eines vor Allem fehlte: ein Hauch von dem Wahrheitsgeiste eines Nathan, der dem irdischen Throne gegenüber im Aufblicke zu dem Throne Gottes seine Stärke findet! — Die Hofprediger! — Es kann den Völkern wahrlich nicht verdacht werden, wenn sie — zu ihrem und der Fürsten Wohl — es wünschen, daß das Hofpredigeramt aufhören möchte! — Es bleibe dahingestellt, wie weit der Bischof Eylert von den Hallerschen und seiner Freunde Lehren selbst beeinflußt war: sicher ist, daß er eifrigst bemüht war, Gewissensbedenken des Königs, die in diesem in Bezug auf die gegebenen Verheißungen aufstiegen, zu zerstreuen, ihm darlegend: „der Fürst stehe zu den Unterthanen genau in dem Verhältniß wie ein Vater zu seinen unmündigen Kindern; er habe also in deren eigenem Interesse von ihnen unbedingten Gehorsam zu fordern, während er selbst ihnen keine Rechenschaft schuldig sei, auch die Erfüllung von Verheißungen versagen dürfe, gerade wie ein verständiger Vater kleinen Kindern, um sie zu beruhigen oder anzutreiben, wohl Dies und Jenes verspreche, aber nachher doch nur das gewähre, was er für heilsam halte." — Das war „Hoftheologie!" — O du evangelischer Bischof, hättest du doch, statt als Hofschmeichler ein dickes Buch über den König in der Absicht zu schreiben, ihn zu verherrlichen, ihn nicht in so arge Versuchung geführt, der er unterlag! Das viele Einfachgute und Ehrenhafte an ihm hätten die nachfolgenden Geschlechter doch erkannt und gewürdigt, eher und mehr noch, wenn sie dein mit nichten aus kräftiger Wahrheitsempfindung herausgeschriebenes, vielmehr von dem Flitter hofmännischen Phrasenthums entstelltes Buch nicht empfangen hätten! Wir Menschen sind allzumal Sünder und ermangeln des Ruhms. Daher widmet ein Volk gern einem Fürsten in dem Maße Verehrung, in welchem das Gute an ihm seine Schwäche und Mängel überwiegt,

und von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, hat das preußische Volk Grund genug, Friedrich Wilhelm III. ein ehrendes Angedenken zu weihen. Wohl ihm, hätten politische Unfähigkeit und Heuchlerthum sich weniger an ihn heranzudrängen vermocht! Ihm wäre dann ein besserer Lebensabend beschieden gewesen, als es der Fall war, namentlich aber wäre seinem Sohne und Nachfolger nicht von vorn herein eine Bahn eröffnet worden, die sich ihm und dem Volke zu einem Leidenswege gestalten mußte! —

Es wurde oben der ersten segensreichen Regierungsjahre des Königs gedacht. An Vieles, was er damals, begleitet von der fördernden Theilnahme seiner hochherzigen Gemahlin, begonnen hatte, knüpfte er nach dem Kriege wieder an. Dem Schulwesen wurde unter dem Minister Altenstein die thätigste Pflege zu Theil. Es wurden neue Gymnasien und Realschulen gegründet, letztere „um das geistige Vermögen des Kaufmanns, des Landwirths, des Künstlers und des Handwerkers zu vermehren und dadurch die Umwandlung des Militärstaates in einen Industriestaat zu ermöglichen." Noch größere Theilnahme als dem höheren Schulwesen widmete der König dem Volksschulwesen. Unter seiner Regierung ward Preußen der Musterstaat für das Schulwesen in Europa. Nicht minder ist anzuerkennen, was der König auf finanziellem Gebiete that. Die schwere Zeit des Krieges hatte dem Staate eine Schuldenlast von 218 Millionen Thaler aufgeladen. Durch seine Sparsamkeit und Wirthschaftlichkeit brachte es der König dahin, daß während seiner Regierungszeit nicht nur die Schuld bezahlt ward, sondern daß er auch noch einen Staatsschatz anzusammeln vermochte. Er hatte aber auch großherzig den größten Theil der Staatsdomänen dem Lande geschenkt. Das Steuerwesen ward mit Geschick geordnet, zur Vereinfachung der Rechtspflege die Schiedsgerichtsbarkeit eingeführt, 1817 die Union (die Vereinigung der lutherischen und reformirten zur evangelischen Kirche) ins Leben gerufen, endlich der Zoll-(Handels-) Verein gestiftet, dem sich nach und nach die übrigen deutschen Staaten (mit Ausnahme von Hannover, Braunschweig, Oldenburg, Mecklenburg, Frankfurt a. M. und den Hansestädten) anschlossen. Durch den Zollverein gewann sich Preußen die Sympathie des deutschen Handels- und Gewerbestandes in hohem Maße, was von Oesterreich mit scheelsüchtigem Blick angesehen wurde. Dadurch, wie durch die übrige Thätigkeit im Innern bewegte sich Preußen trotz alles bösen Willens seiner Neider, die ihm auf dem Wiener Congreß so übel mitgespielt hatten, auf der Bahn wieder vorwärts, die seiner

geschichtlichen Vergangenheit und den Zielen seiner Politik entsprach. Ja, der Eindruck, den seine tüchtige Verwaltung in anderen Staaten hervorbrachte, rief bald die günstigsten Urtheile hervor. So äußerte — wahrlich nicht zur Freude Oesterreichs — vor länger als einem Jahrzehent der Geschichtsforscher C. A. Mayer in Karlsruhe: „Jedenfalls ist die Wacht am Rhein bei dem einköpfigen Adler am besten gewahrt. Indem sich Preußen, gleich den Aesten eines Baumes, durch Deutschland verbreitet hat, soll es einerseits mit dem Salze, das ihm gegeben, unser gemeinsames Vaterland durchdringen, andrerseits aber auch den deutschen Geist in seiner Mannichfaltigkeit in sich aufsaugen und das ausschließlich Preußische ausmerzen. Seit der letzten Theilung Polens war ein Drittel Preußens polnisch geworden, nun aber hatte es so viel Slaventhum von sich gethan und so viel deutsches Land in sich aufgenommen, daß es der einzige wesentlich deutsche Großstaat geworden war. Der Wiener Congreß hat es — ohne Zweifel wider seinen Willen — nicht übel mit Preußen gemacht; er hat es als einen Pfeiler durch Deutschland hindurch aufgerichtet, daß wir Andern uns daran lehnen."

Solche Stimmen, deren es viele — gerade unter den bedeutendsten deutschen Geschichtsforschern außerpreußischer Länder — gab, waren günstige Vorzeichen kommender Ereignisse.

Frankreich bis zur Juli-Revolution.

Als Napoleon bei seiner Rückkehr aus Elba gefragt worden war, was man auf die seines Standbildes beraubte Vendomesäule setzen sollte, hatte er geantwortet: „Eine Wetterfahne!" Mehr noch wie es in der vergangenen Zeit geschehen war, sollte die ihr zunächstfolgende es erweisen, daß die Wetterfahne ein den französischen Volkscharacter treffend bezeichnendes Symbol sei. Ludwig XVIII. war zum zweiten Male als König in Paris eingezogen, jedoch hatte man ihm diesmal weder Lebehochs zugerufen, noch war ihm der Weg mit Lilien bestreut worden. Das gab ihm zu denken. Er sagte sich: Als du vernahmest, Napoleon sei gelandet, riefest du die Nation auf, sich um die Verfassung zu schaaren. Die Verfassung sollte dir ein Paladium sein. Aber siehe, sie bewährte sich für dich nicht als ein solches, weil du sie selbst durch Mißachtung ihrer schützenden Kraft beraubt hattest. Wohlan, so willst du fürderhin das Landesgesetz in Ehren halten, willst nach ihm regieren und Veränderungen an ihm

nur auf gesetzlichem Wege vornehmen! — Das war ein löblicher Entschluß, und es muß dem Könige nachgerühmt werden, daß er sich mühete, die Verfassung der sie bedrohenden Royalisten-Partei gegenüber zu schützen. Das Haupt dieser Partei war des Königs Bruder, der Graf von Artois. Die Ultra-Royalisten führten thatsächlich den Beweis, daß die Schreckensmänner der Neunziger mit der Behauptung Recht gehabt hatten: Nie werden diese Personen sich mit politischen Zuständen befreunden, in denen der bürgerlichen Freiheit irgendwie (und sei es in den bescheidensten Grenzen) Geltung eingeräumt worden ist! Kommen sie je wieder zur Macht, so werden sie auf dem Wege blutiger Verfolgung in die Zeit vor 1789 einzulenken suchen! — Die Guillotine hatte fleißig gearbeitet; allein viele Royalisten waren von derselben nicht zu erreichen gewesen, da sie sich in Verstecken aufgehalten oder im Auslande befunden hatten. Ueberdies vermochte die Guillotine wohl Köpfe abzuschneiden, aber nicht die politischen Ansichten einer Partei zu verbessern, höchstens dieselben zu verschärfen. Gott sei es geklagt, sagten die gemäßigten Leute, die rothen Jacobiner sind wir los, jetzt haben wir die „weißen" Jacobiner auf dem Halse, und wir wissen noch nicht, ob diese es nicht noch ärger treiben werden, als jene! Dazu war bald mehr als der bloße Anschein vorhanden. Die Ultras riefen durch Bestechungen und Aufhetzungen im Lande (namentlich im südlichen Frankreich) Gräuelscenen hervor, die fast noch die Schrecken der Revolutionszeit überboten. „In Marseille, Toulon, Nimes, Avignon, Toulouse und andern Städten fielen rasende und fanatisirte Pöbelhaufen über die als Protestanten, Napoleonisten oder Republikaner bekannten Einwohner her und mordeten sie zu Hunderten auf grausenhafte Weise. In Avignon erschossen sie den General Brune im Gasthause und warfen seine Leiche in die Rhone; in Toulouse fiel General Ramel als ein Opfer der Volkswuth, indem er den Unfug der Royalisten zu dämpfen suchte. Der Terrorismus ward jetzt die Waffe der Königlichen, die Protestanten mußten sich flüchten und verbergen, ihre Kirchen wurden geschlossen; Mord, Plünderung, Brand waren an der Tagesordnung; das Land war unter der Willkür der Banditenhäupter, die ihr Handwerk ungehindert unter den Augen der Präfecten und wohl selbst in ihrem Auftrag übten." Konnte es den neugepflanzten Lilien frommen, mit Blut angegossen zu werden? Der Meinung war weder Ludwig, noch sein erster Minister, der Herzog von Richelieu; Beide aber vermochten nichts gegen den Ansturm der weißen Schreckensmänner, die blind nach Rechts drängten, und die von der Regierung Ausnahmegesetze erzwangen,

um unter der Losung: „Für Thron und Altar!“ sich in Rachewerken zu sättigen. Es wurden Kriegsgerichte mit der Befugniß eingesetzt, ihre Urtheile, ohne daß appellirt werden dürfe, in 24 Stunden zu vollziehen! — Mit ihnen waren die Revolutionstribunale neu erstanden, und auch sie verurtheilten massenweise. Alle Glieder der Familie Napoleon's und alle „Königsmörder,“ d. h. die Personen, die für den Tod Ludwig's XVI. gestimmt hatten, wurden verbannt. General Ney, von der Pairskammer zum Tode verurtheilt, wurde erschossen. Alles dies befriedigte die Ultra-Royalisten noch nicht; mehr noch wollten sie für den „Thron und Altar“ — ihrer eigenen Selbstsucht gethan haben. Mit steigendem Eifer begehrten sie die Zurückführung der „glorreichen“ Zeit vor 1789, in der es von der verderbten Kirche als „Gottesordnung“ gepriesen ward, daß das systematisch in Unwissenheit und Aberglauben erhaltene niedre Volk die Staatslasten trug, damit ein kleiner Bruchtheil in Ueppigkeit (die ihn immer mehr verdarb) leben könne. Ludwig, der wohl erkannte, daß diese Partei nur angeblich für den Thron, in Wahrheit aber für sich und gegen den wahren Vortheil des Thrones kämpfe, machte einen neuen Versuch, sich von derselben loszumachen. Er löste die von dieser Partei beherrschte Kammer auf. Die neue Kammer entsprach in der That mehr den gemäßigten Ansichten der Regierung. Nicht lange darnach jedoch trat ein Ereigniß ein, welches den Bestrebungen der weißen Jacobiner aufs Neue Vorschub leistete. Ihre ruchlosen Thaten hatten in Fanatikern der Gegenpartei die Ansicht erzeugt, es müsse, wolle man anders die Errungenschaften der Revolution nicht gänzlich verloren gehen lassen, das Werk der Ausrottung der Freiheitsfeinde auf's Neue aufgenommen, vor Allem aber der Bourbonenstamm ausgerottet werden. Ludwig war kinderlos, sein Bruder, der Graf von Artois, hatte zwei Söhne. Der älteste dieser Söhne, der Herzog von Angoulême, war ebenfalls kinderlos, dem zweiten Sohne, dem Herzoge von Berry, dagegen hatte seine Gemahlin eine Tochter geboren, und wieder befand sie sich in gesegneten Umständen. Es beruhte mithin die Hoffnung für die Dauer der Dynastie auf der Familie des Herzogs von Berry. Beginnen wir damit, diese treibende Wurzel des verhaßten Geschlechts zu allererst auszurotten! sagten sich die Verschwörer. Der Anfang zur Ausführung dieses Planes wurde damit gemacht, daß einer der Verschworenen den Herzog von Berry mit einem Messer niederstieß, ein anderer bald darauf der Herzogin eine Petarde entgegen warf, die sie, wie er hoffte, tödten oder mindestens so erschrecken würde, daß sie eine Fehlgeburt thue. Das

letztere Attentat verfehlte seinen Zweck, wenigstens ward den Franzosen nach einiger Zeit mit allem möglichen Aufwande kirchlich-royalistischer Phrasen verkündet: die Herzogin habe einen Sohn geboren. Ob mit Recht oder Unrecht bleibe dahin gestellt: behauptet ward (ähnlich wie einst bei den Engländern, als es hieß, dem Könige Jacob II. sei ein Thronfolger geboren worden) durch ganz Frankreich, es sei ein fremdes Kind untergeschoben worden. Es erfolgte von allen Kanzeln die Verkündigung: Frankreichs Glück sei gesichert; in der Wiege empfing der Knabe den Titel „Herzog von Bordeaux." Schmeichler legten dar, daß dieses Kind, indem es als Friedensbringer für Frankreich anzusehen sei, auch den Frieden Europas sichere, „das Kind Europas" genannt zu werden verdiene. Also geschah es. Das „Kind Europas" ward in den officiellen Zeitungen in Poesie und Prosa gefeiert. Dieses wunderbare „Kind", dessen legitimer Ursprung so stark bezweifelt wurde, lebt heute noch, wird genannt Graf von Chambord und zeichnet sich: „Henry V., König von Frankreich." — Jene Attentate nun veranlaßten die Ultras, den König auf's Neue mit ihren Rathschlägen zu bedrängen, und nun gab Ludwig sich dazu her, die persönliche Freiheit und die Preßfreiheit mehr noch zu beschränken und auch das Wahlgesetz zum Vortheil der Reaction zu ändern. Die Folge war, daß geheime Gesellschaften sich bildeten, deren Dasein sich bald in Verschwörungen und Mordanschlägen kund gab.

Ludwig XVIII. starb 1824, und es folgte ihm in der Regierung sein Bruder, der Graf von Artois, unter dem Namen Karl X. Nun hatten die „weißen Jacobiner" ihr Haupt an der Spitze des Staates — wie hätten sie da nicht träumen sollen, dem Ziel ihrer Wünsche in Bezug auf Ausmerzung alles revolutionären Wesens nahe zu sein! Mit einem unerhörten Pompe ward die Krönung des Königs zu Rheims vollzogen, wobei natürlich das einst vom Himmel durch eine Taube herniedergesandte und sich immer neu erzeugende heilige Oel wieder seine Rolle spielte. Was für die Royalisten das „königliche" Frankreich zu bedeuten hatte, zeigte sofort ein Antrag derselben in der Kammer, der dahin ging: es seien die Emigranten für die in der Revolution erlittenen Verluste zu entschädigen! — Karl, der sich in dem Gedanken überaus wohlgefiel, in seinem Auftreten die Kraft und die Majestät des französischen Königthums wieder zu voller Erscheinung zu bringen, merkte in seiner Verblendung nichts davon, daß er das Werkzeug einer Schaar von betitelten Staatsschmarotzern war, die viel eher als tausend andre ihres Standes verdient gehabt hätten, von der Revolution verschlungen zu werden. Die Kammer nahm

zwar jenen Antrag an, und die Regierung gab auch ohne Weiteres ihre Bereitwilligkeit zu erkennen, ihn durchzuführen; als man aber an seine Verwirklichung schritt, zeigten sich so große Schwierigkeiten, daß man die Sache stillschweigend aufgab. Die drohende Haltung des Volkes hatte das Ihrige zu diesem Entschluß beigetragen. Nun mußten es die Ultras mit Ingrimm sehen, daß der König, von dem sie sich so große Dinge versprochen hatten, sich gemäßigteren Maßregeln zuneigte. Der Entschluß, der ihn dazu getrieben hatte, war nicht aus einer entsprechenden Gesinnung, sondern allein aus Besorgniß entsprungen. Aber da er nicht weit genug ging, um die Partei der ehrlichen Constitutionellen zu befriedigen, so hatte sein Ministerium mit Gegnern von beiden Seiten zu kämpfen. Dies bestimmte ihn nach einigem Zögern, wieder zu seinen ursprünglichen Absichten zurückzukehren, und er nahm sich nun ein Ministerium aus Ultra-Royalisten, an dessen Spitze er den Fürsten Polignac, einen der blindesten Eifrer für das feudale Frankreich der alten Zeit, stellte. Nun trat die Zeit ein, die von den Jacobinern als unausbleiblich angekündet worden war, falls es nicht gelinge, das gänzlich verkommene Geschlecht des Königsstammes und seiner blinden Anhänger auszurotten. Nicht auf Fähigkeit, Verdienst und Würde ward bei Anstellungen und Beförderungen gesehen; der Stammbaum galt als alleiniger Werthmesser, und wer einen Stammbaum nicht aufzuweisen hatte, ward dem Pöbel zugerechnet. Dem Jesuitenorden, vom Papst 1814 wieder hergestellt, ward in Frankreich eine Macht eingeräumt, wie er eine solche nie besessen hatte. Die Emigranten erhielten eine Entschädigung von einer Milliarde. In den Kreisen der Ultras war man guter Dinge; die eifrige Beschäftigung, die Erscheinungen des öffentlichen Lebens wieder nach dem Vorbilde der Feudalzeit zu gestalten, verhinderte, daß man sah, was im Volke vor sich ging. Ein Theil des Adels, unter ihnen Lafayette, der bisher, allen Schwankungen gegenüber, fest und treu an gemäßigten Grundsätzen festgehalten hatte, widerstand auch jetzt allen Versuchungen, Würden und Ehren aus den Händen einer Partei anzunehmen, die aus den erschütternden Vorgängen der Vergangenheit „Nichts gelernt und Nichts vergessen hatte.“ Eine Reise, die er unternahm, war von Vorgängen begleitet, die einen Blick in das bewegte Volksgemüth thun ließen. Ueberall wurde er mit Ehrenbezeugungen, wie man sie einem Fürsten kaum zu erweisen pflegt, empfangen. Mehr, als es vielleicht je geschehen, zeigte das Volk eine würdige Haltung. Eine Gesellschaft unter dem Namen: „Hilf dir selbst, so wird Gott dir helfen!“ verzweigte sich durch das Land.

Man war bestrebt, dem Uebel auf gesetzlichem Wege zu begegnen, und es gelang auch, in die Kammer, für die neu gewählt ward, eine große Zahl von Männern der Richtung und Gesinnung Lafayette's zu bringen. Biegen oder brechen! — das ward jetzt die Parole der Ultras, die den König zu bestimmen wußten, daß er der Kammer in seiner Thronrede den Fehdehandschuh hinwarf, indem er geradezu erklärte, die Regierung werde, falls die Abgeordneten sich „widerspenstig" zeigten, ihren Willen dennoch durchzusetzen wissen. Den Kopf hatte Karl längst verloren, und nun eiferte er beim Ablesen der Thronrede auch so gewaltig, daß ihm der Hut vom Kopfe fiel. Er hatte „Kraft" zeigen wollen. Wohl! Ohne Kraft vermag nicht einmal der Keim eines Grashalms durch den Boden zu dringen, — wie könnte sie ein Staatsmann bei Durchführung politischer Maßnahmen entbehren! Aber „Kraft" an und für sich thut es auch noch nicht; es kommt in erster Linie darauf an, in welchem Dienst diese Kraft arbeitet. „Kraft" hatte auch Ludwig XIV. gezeigt. Als er aber starb, fluchte ihm das mit Schulden beladene hungernde Volk, und seine Leiche mußte, damit sie vor Beschimpfung bewahrt bleibe, auf Nebenwegen nach St. Denis geführt werden. Napoleon's I. „Kraft" war noch weit gewaltiger gewesen. Er hatte Völker durcheinander geworfen, er hatte die Landkarte Europas geändert, wie nie ein Fürst vor ihm, er hatte „Bürstenbinder gefürstet und Fürstenkinder gebürstet." Was war übrig geblieben von all seinen Kraftwerken? Die Flut fruchtbarer Gedanken, die er nicht gebracht, durch die er sich vielmehr hatte emportragen lassen, sie hatte manches Abgestorbene hinweggeschwemmt und manche heilsame Einrichtungen hervorgerufen, — die Werke seiner eigensten Kraft waren hinweggeschwunden wie Nebel vor der Sonne. Der Grund davon lag — hier wie dort — in dem Umstande, daß die „Kraft" dieser Männer nicht dem Guten, dem Heilsamen, daß sie nicht den zeitgemäßen Staatsforderungen diente, daß sie vielmehr fast gänzlich in dem Dienst verruchter Herrschsucht, verdammenswürdiger Selbstsucht stand. Zu gleichem Zwecke gelüstete es nun den König Karl, „Kraft" zu zeigen. Durch die Kraftprobe mit dem abgefallenen Hut machte er sich jedoch zunächst lächerlich. Seine drohende Rede imponirte gar nicht, wie die Kammer ihm sofort durch die Wahl ihrer Vorsitzenden zu erkennen gab. Da geschah in Algier etwas, das einen der ihm ergebenen Staatskünstler auf einen schlauen Gedanken brachte. Der Dey von Algier hatte durch Schutz und Förderung des Piratenwesens sich längst Schuld aufgeladen. Vergebens war von Frankreich Genugthuung für die Plünderung eines französischen Schiffes

verlangt worden. Neuerdings war ein entgegengesetzter Fall eingetreten. Zwei algierischen Handlungshäusern, die an Frankreich für 7 Millionen Francs Getreide geliefert hatten, wurde beharrlich Zahlung verweigert. Der Dey, der sich der Sache annahm, hatte eine Unterredung mit dem französischen Consul. Die Ausreden und Ausflüchte, die der Consul machte, setzten den Dey in solche Aufregung, daß er jenem mit dem Fliegenwedel in's Gesicht schlug. Diese Sache ward nun von den Staatskünstlern aufgegriffen, um daraus Kapital zu schlagen. Wohin sie zielten, leuchtete dem König sofort ein. Wohl, wohl, rief er, wir wollen dem Volke sagen: die freche That des Dey ist ein Schlag in's Angesicht der ganzen Nation! Das fordert blutige Genugthuung! Das wird ablenken von den innern Fragen! — Sofort wurden die officiellen Lärmtrommeln der Presse in Bewegung gesetzt, Rüstungen mit großem Geräusch betrieben und dem Dey (im Frühling 1830) der Krieg erklärt. Im Mai führte eine Flotte 38,000 Mann nach der afrikanischen Küste, am 19. Juni schlugen sie das Feindesheer, Anfang Juli standen die Truppen vor der Hauptstadt Algier. Schon nach dem ersten Hauptsturm capitulirte der Dey: die reiche Stadt mit 1500 Kanonen, 70 Kriegsfahrzeugen und einem Schatz von mehr als 70 Millionen Francs fiel in die Gewalt der Franzosen. — Welche Sieges-Fanfaren wurden nun von der officiellen Presse in Paris angestimmt! Aber die erwünschte Wirkung auf die öffentliche Meinung blieb aus. Es behagte wohl, daß der Dey außer Landes gebracht und Algier als eine französische Provinz erklärt wurde. Aber da man in Bezug auf den eigentlichen Zweck des Krieges die „Absicht" gemerkt hatte, verhielt das Volk sich kalt bei den Feierlichkeiten, die der König zu Ehren der Sieger veranstaltete. Ueberdies war der Sieg errungen worden unter der Führung eines allgemein verhaßten Mannes, des Marschalls Bourmont. Wie in andern Fällen seit alter Zeit, hatten die Franzosen den Verlust der Schlacht bei Waterloo nicht der Tüchtigkeit des Feindes, sondern der Schuld eines Verräthers in ihren Reihen zugeschrieben, und als der Schuldige war Bourmont bezeichnet worden. Und diesen „Verräther" hatte der König zum Kriegsminister erhoben und ihn zum Führer des Zuges ersehen! Geben wir dem Könige, hieß es im Volke, Antwort durch die Neuwahl der von ihm aufgelösten Kammer! — Die Antwort war verständlich: das Volk hatte eine Kammer gewählt, die zu zwei Dritteln aus liberalen Abgeordneten bestand. Nun galt es für den gekrönten Vordermann der weißen Jacobiner, zu zeigen, wie weit es sich mit der „Kraft", die das Gesetz nicht achtet, bringen

lasse. Kammern, in denen seine Ultras nicht herrschten, mit denen gemeinsam den alten königlichen Feudalstaat zu restauriren sein Wunsch war, mochte er gar nicht sehen; einem Volke, das also wählte, das also (in der Presse und in Vereinen) redete, einem solchen Volke sollten und mußten neue Zäume und Zügel angelegt werden. So erschienen denn (am 26. Juli 1830) jene drei berüchtigt gewordenen Ordonnanzen, die Karl's X. und Polignac's Namen für immer an den Pranger der Geschichte stellten. Es wurde durch dieselben 1) die Freiheit der Presse aufgehoben, 2) die Kammer noch vor ihrem Zusammentritt als aufgelöst erklärt, 3) das bisherige Wahlgesetz aufgehoben und ein neues, unfreies an dessen Stelle gesetzt. — Dies Attentat gegen das Recht des Volkes war denn doch noch ein viel ärgeres, als das Attentat eines Fanatikers gegen den Herzog von Berry es gewesen war. Die Antwort der Pariser war: die bewaffnete Erhebung. Die Ankündigung des Widerstandes verfaßte Thiers, damals Redacteur des „National", den die vereinten Journalisten zu ihrem Vorsitzenden erwählt hatten. So kam es zur sogenannten Julirevolution, durch welche sich die Pariser in einem drei Tage lang geführten heldenmüthigen Kampfe die Befreiung von dem weißen Jacobinerthum der Bourbonen erstritten. Am dritten Tage erkannte der große Karl, daß ihm weder das heilige Oel, noch seine Ultras, noch seine „Kraft" etwas nützte, er mußte die Tuilerien räumen und Schutz in St. Cloud suchen. Vergebens bot er nun dem Volke an, die Ordonnanzen zurückzunehmen und sich mit freisinnigen Männern zu umgeben. Das Volk setzte eine provisorische Regierung ein, stellte den dreiundsiebzigjährigen Lafayette an die Spitze der Nationalgarde und wählte den Herzog von Orleans, Louis Philipp, zum Statthalter. Karl X. entsagte zu Gunsten des „Kindes von Europa" seiner Herrschaft und ging in's Ausland. Die Franzosen kümmerten sich um seine Entsagungsurkunde gar nicht, erklärten vielmehr, er habe jegliches Recht auf den Thron verwirkt und erhoben Louis Philipp zum König.

Spanien, Portugal, Italien und Griechenland.

Die Leser erinnern sich des schmachvollen Trugspiels, welches von Napoleon im Jahre 1808 in Bayonne aufgeführt wurde. (S. 357) Es gelang, den König Karl IV. zu vermögen, die von ihm zu Gunsten seines Sohnes Ferdinand abgegebene Verzichterklärung auf den Thron

zurückzunehmen und sein Thronrecht darauf an Napoleon zu verkaufen, worauf der den Vater an Niedrigkeit der Gesinnung noch überbietende Sohn Ferdinand sich ebenfalls dazu verstand, für eine Summe Geldes seinen Ansprüchen auf den Thron zu entsagen. Anders dachte das spanische Volk. Opfer über Opfer bringend, gelang es ihm mit Hülfe der von Wellesly (Wellington) geführten Engländer, sich des verhaßten Fremdjoches zu entledigen, worauf (1812) Abgeordnete der Nation (Cortes) zu Cadix zusammentraten und dem Lande eine neue, der französischen Verfassung von 1789 nachgebildete Verfassung (in Folge die „Constitution von 1812" genannt) gaben. Mit der Proclamation der Verfassung zugleich ward Ferdinand, trotz seiner Verzichtleistung auf den Thron, und trotzdem er nicht einen Finger zu Gunsten der Befreiung des Landes gerührt hatte, zum König ausgerufen. Diese Edelthat sollte den Spaniern bitter vergolten werden. Ferdinand, bis dahin in Frankreich gefangen gehalten, ward von Napoleon sofort freigegeben — freilich aus entgegengesetzten Gründen und Absichten, wie die waren, von denen die Spanier sich hatten leiten lassen. Letzteren galt die Thronbesteigung Ferdinand's als der Abschluß blutiger Erschütterungen, während Napoleon der Meinung war, dieselbe sei geeignet, den Bürgerkrieg in Spanien zu entzünden. So erschien denn Ferdinand, vom Jubel des Volkes begrüßt, in Madrid, beschwor die Verfassung und trat seine Herrschaft an. Treffend sagt über ihn und sein Geschlecht Wolfgang Menzel: „Ferdinand war ein feiger, verächtlicher Tyrann, ohne eine Ahnung des in der spanischen Nation liegenden Adels. Abschreckend häßlich, ungesund, der Sohn eines blöden, völlig einfältigen Vaters und einer niedrig gemeinen und an Geist kindischen Mutter, von früher Jugend an bald geschmeichelt und verführt, bald erschreckt und bis zur Todesangst eingeschüchtert, herzlos von den Eltern verrathen und wieder ihr Verräther, war er auch in seiner langen Haft in Frankreich nie zur Besinnung über sich selbst gekommen, hatte nie einen großherzigen Entschluß gefaßt, nie ernste Studien gemacht, sondern unter albernen Beschäftigungen in den Tag hineingelebt, bis ihn ohne sein Hinzuthun das Glück wieder auf den spanischen Thron führte. Auch kein Glied seiner Familie übte auf ihn einen besonderen Einfluß. Der spanische Zweig der Bourbons war der welkeste und verfaulteste von allen." Der eidbrüchige Fürst hob die Verfassung auf und stellte den Absolutismus in seiner widerwärtigen Gestalt wieder her. Wieder blühete Pfaffen- und Adelswirthschaft, die tapferen Anführer der Guerilla's, die für den König gekämpft hatten, wurden schimpflich

entlassen, ein Wappenschild galt wieder mehr als das redlichste Wirken für den Staat, die Inquisition, die sofort eingeführt ward, lieferte in kurzer Zeit 50,000 der besten Männer den Kerkern ein. Und während das Land seufzte, vertrieb sich der Fürst die Zeit mit Schwelgereien und Zoten im Kreise sittenloser Menschen, unter denen einer der Hofjesuiten, des Königs Beichtvater, sich durch Frechheit am meisten auszeichnete.

Hülfe für das Land sollte kommen von einer Seite, von der es Niemand ahnte, weder die Bedrücker, noch die Bedrückten. Das neue Regiment kostete viel, und da gerade die intelligentesten Männer des Landes theils in den Kerkern schmachteten, theils in freiwilliger oder unfreiwilliger Verbannung lebten, sank der Handels- und der Gewerbsverkehr gänzlich, und so kam es, daß in kurzer Zeit die Staatskassen erschöpft waren und den Offizieren und Soldaten nicht einmal mehr der Sold regelmäßig gezahlt werden konnte. Zu diesem Ergebniß hatte noch ein Anderes beigetragen: die Bewegung derjenigen südamerikanischen Staaten, die unter die Herrschaft Spaniens gekommen waren. Alle diese Staaten — Mexiko, Centralamerika, Neugranada, Venezuela, Buenos Ayres, Paraguay, Chile, Peru, Bolivia, mit 13 Millionen Einwohnern und in der Gesammtheit nicht weniger als 240,000 Quadratmeilen umfassend — waren durch Jahrhunderte von dem „Mutterlande" Spanien in schamlosester Weise ausgebeutet worden. Die ehemals englischen Kolonieen hatten seiner Zeit auch von ihrem Mutterlande England zu leiden gehabt; allein der Druck, der auf ihnen lag, erscheint gering gegen den, der auf den spanischen Besitzungen lag. Die Erzeugnisse des Landes durften nur an Spanien verkauft, spanische Waaren mußten von der Bevölkerung mit Preisen bezahlt werden, die die spanische Regierung willkürlich festsetzte. Handelsbeziehungen mit irgend einem andern Volke anzuknüpfen, war der Bevölkerung verboten. Um die unterdrückten Völkerschaften nicht zum Bewußtsein ihrer Kraft kommen zu lassen, ward es als nöthig erachtet, sie in Unwissenheit und Aberglauben zu erhalten. Eine „Theologie der Hölle" mißbrauchte das Christenthum dazu, ehemals freie Völker unter ein grausames Sclavenjoch zu zwängen. Aber die Schätze, die auf diese räuberische Weise der katholische „Musterstaat" Spanien sich aneignete, sollten ihm schließlich nicht zum Heile gereichen. Die Bevölkerung Spaniens ward üppig und faul. Man ließ im eigenen Lande die Quellen des Wohlstandes — namentlich den Ackerbau — versiegen, weil ja jenseit des Meeres Millionen Unglücklicher dazu verdammt waren, für das „Mutterland" sich durch übermäßige An-

strengung hinzuopfern. Bedenklich genug erschien es den Spaniern, als die englischen Kolonieen sich zum Freiheitskampfe erhoben, mehr noch, als dieselben endlich als Preis des Kampfes ihre Freiheit errangen. Nun wurde noch eifriger dafür gesorgt, die Bevölkerung der Kolonieen in Abschluß von andern Völkern zu erhalten, nun wurden von den spanischen Priestern, die ein geistliches Netz über die unterworfenen Völker gezogen hatten, noch schamloser einzelne Lehren des Christenthums dazu gemißbraucht, die Tyrannei und das Raubsystem aufrecht zu erhalten. So blieb es bis zu Anfang dieses Jahrhunderts. Die im ersten Jahrzehnt desselben ausbrechenden Parteikämpfe des Mutterlandes fanden ihren Weg auch nach den Kolonieen, und nun endlich brachen dort Bewegungen aus, deren Ziel es war, zur Unabhängigkeit zu gelangen. Es wurde mit abwechselndem Glücke gekämpft, ein Theil der Junten, die sich gebildet hatten, erklärte sich, wie es in Spanien geschehen war, für Ferdinand VII. Als die Cortes die neue Verfassung entwarfen, verlangten die Kolonieen Gleichstellung der Rechte mit dem Mutterlande. Da diesem Verlangen nicht entsprochen ward, erklärten sich die meisten der Kolonieen für unabhängig, und der Kampf brach auf's Neue aus. So hatte Ferdinand VII. die Lage vorgefunden, als er zur Regierung gelangt war. Einzelne Colonieen wandten sich nun mit jenem Begehren an ihn. Da ergab es sich, daß er noch viel weniger zu bewilligen bereit sei, als es von Seiten der Cortes geschehen war. Diese hatten doch wenigstens die Beschränkungen, die auf Handel, Gewerbthätigkeit und Landbau der Kolonieen lagen, aufheben wollen; Ferdinand dagegen wollte, daß, wie im Mutterlande, auch in den Kolonieen die früheren Zustände wieder zur Geltung gebracht würden. Die Folge war, daß der Krieg heftiger entbrannte, daß Einfuhr und Ausfuhr gänzlich stockte, und daß eben jener oben geschilderte Zustand — völlige Ebbe in den Staatskassen — eintrat. In Folge dessen begann sich — zum ersten Male in Spanien — in bedenklicher Weise der Geist der Unzufriedenheit unter den Soldaten zu regen, es brachen Meutereien aus. In der Armee herrschte keinesweges ein Widerwille gegen die absolutistischen Pläne Ferdinand's; gut bezahlt, hätte der vom Volke in Abschluß gehaltene Soldat sich zur Ausführung jeder tyrannischen Uebelthat willig finden lassen. Das Ausbleiben der Löhnung bewirkte, daß in der Armee Haß gegen die Regierung entstand und gleichzeitig Sympathie für die von der Regierung verfolgte Verfassungspartei. Die Unterdrückten thaten das Ihre, den Geist der Unzufriedenheit in der Armee zu nähren. Die unter dem Ruf der „Consti-

tution von 1812" unternommenen Aufstände wurden mit Noth unterdrückt. Im Jahre 1820 ward bei Cadix ein starkes Heer zur Einschiffung nach den Kolonieen zusammengezogen. Da erhoben der Oberst Quiroga und der Oberstlieutenant Riego die Fahne des Aufruhrs. Ein Blutbad, welches der General Freyre in Cadix anrichtete, verhinderte nicht den siegreichen Verlauf des Aufruhrs. Nun rieth die Camarilla dem Könige, nachzugeben und sich für die Constitution von 1812 zu erklären. Es folgten Versicherungen Ferdinand's, daß er getäuscht worden sei, daß er nunmehr aber Hand in Hand mit den Vertretern des Volkes gehen wolle; es wurden neue Eide geschworen, die Jesuiten ausgewiesen, die Opfer der Inquisition, die den Kerkern überliefert worden waren, freigelassen, die Inquisitionshöfe aufgehoben. Das Volk verzieh seinen Peinigern. Nur ein Domherr, der eine Gegenrevolution eingeleitet hatte, ward vom Volke erschlagen. Während man im Lande aber des Glaubens lebte, daß Ferdinand, der in seiner bei Eröffnung der Cortessitzungen gehaltenen Thronrede das Volk an Freisinnigkeit noch überboten hatte, nunmehr seinen Verheißungen treu bleiben würde, hielt derselbe mit seiner Camarilla Berathungen über die Art und Weise, durch welche man sich der verhaßten Verfassung entledigen könne. Man hoffte Hülfe von dem Obermeister diplomatischen Truges, dem Kanzler Metternich zu Wien. In dieser Hoffnung sollte Ferdinand nicht getäuscht werden.

Nicht blos die spanischen Vorgänge, sondern auch die Bewegungen in andern südlichen Staaten wurden von Metternich mit Aufmerksamkeit verfolgt, und da sie in ihrer Gesammtheit dahin wirkten, daß — auf den Rath Metternich's — die Monarchen von Rußland, Oesterreich und Preußen es für geboten erachteten, Stellung gegen sie zu nehmen, so empfiehlt es sich, ehe wir die weitere Entwicklung der Dinge in Spanien verfolgen, einen Blick auf einige dieser Staaten zu werfen.

Als 1814 Napoleon's Stern zu erbleichen begann, war Murat, um sich die Krone über beide Sicilien zu retten, zu den Alliirten übergetreten. Im Jahre darauf wurde ihm, weil er sich mit dem aus Elba zurückgekehrten Napoleon verband, nicht nur das Kronrecht abgesprochen, sondern er verlor auch bei seinem Versuch, sich Neapels mit Waffengewalt zu bemächtigen, das Leben. Er ward ergriffen und erschossen. Seitdem herrschte Ferdinand IV. in früher geübter Willkür. Längst war eine geheime Gesellschaft über Italien verzweigt, die Carbonari, die sich Einheit Italiens, bürgerliche und religiöse Freiheit zum Ziel gesteckt hatte, und die sich vorbereitete, im günstigen Augenblicke die Fahne der Empörung aufzupflanzen.

Diesen günstigen Augenblick erachteten die Führer jenes Geheimbundes für gekommen, als die Nachricht eintraf, ein Aufstand in Spanien sei siegreich gewesen, und der König habe sich genöthigt gesehen, die Constitution von 1812 anzuerkennen. Dieser Vorgang bestimmte den Lieutenant Morelli und den Abt Minichini, die „Constitution von 1812“ für das Königreich beider Sicilien auszurufen. Es geschah dies in der Nähe von Neapel. Morelli war nur seiner Schwadron Reiter sicher, und es kam nun darauf an, ob er Nachfolge finden, oder ob die Armee sich zu dem Versuch verwenden lassen würde, den Aufstand zu ersticken. Der König sandte 5000 Mann unter dem General Carascosa gegen Morelli, der von jenem jedoch nicht angegriffen wurde. Während dies geschah, erklärte sich der in Neapel zurückgebliebene General Pepe an der Spitze seines Regiments für die Bewegung. Nun blieb dem Könige Ferdinand IV. nichts übrig, als sich ebenfalls für die Constitution von 1812 zu erklären. Er übertrug die Regierung seinem Sohne Franz, und beide beschworen die Constitution.

Oben wurde darauf hingewiesen, daß die Armee in Spanien keineswegs aus Interesse für die Rechte des Volkes die „Constitution von 1812“ zu ihrem Bannerzeichen gewählt hatte. Es war den darbenden Soldaten nur darauf angekommen, das Bannerzeichen der unzufriedenen Partei im Lande aufzustecken, welches für sie einzig und allein die Bedeutung hatte, Front zu machen gegen die Regierung, um sich — eine bessere Verpflegung zu erzwingen. Dies ward von da ab — und bis in die neuere Zeit hineingehend — die eigentliche Triebfeder der Soldatenaufstände in den romanischen Staaten, mögen auch heut auf dem Banner des Aufruhrs „Freiheit“ oder morgen die Worte „Thron und Altar“ stehen. Nur Eines hat sich noch bei den die Staaten zerrüttenden Aufständen hinzugesellt: Ehrgeiz und Machtgelüst der Offiziere. — War die Constitution von 1812 ihrer wirklichen Bedeutung nach für die spanische Armee etwas für sie gänzlich Fremdes, so war sie für die neapolitanischen Soldaten und auch für das Volk vollends ein Buch mit sieben Siegeln. Um so ausschweifender waren die Hoffnungen, die man auf ihre Wirkung setzte. Neapel strahlte im höchsten Schmuck bei der Feier zu Ehren des gewonnenen politischen Mirakels. Die Carbonari veranstalteten einen Festzug. „Man sah siebentausend derselben in der buntesten Mischung, Edelleute, Bürger, Lazaroni's, Banditen und mitten darunter auch viele Priester und Mönche, voran der Abt Minichini in geistlicher Tracht, aber bewaffnet und mit drei Farben prangend. (Es waren dies die drei Farben der Carbonari, schwarz, rosa und himmelblau,

die der König und Kronprinz angenommen hatten.) Eine Fastnachtsbande und kein constitutionelles Volk." Auf der Insel Sicilien erregte das Vorgehen der Neapolitaner Erbitterung. Die Sicilianer waren durchaus nicht dem Könige Ferdinand geneigt; allein daß die Neapolitaner, ohne sich mit den Sicilianern zu verständigen, eine Revolution gemacht hatten, behagte diesen nicht, sondern regte in ihnen die alte Stammeseifersucht gegen die Neapolitaner auf und bestimmte sie, die Unabhängigkeit der Insel zu erklären. Die neapolitanische Besatzung Palermos wurde nach einem erbitterten Kampfe aus der Stadt vertrieben, diese darauf vom Pöbel zwei Tage lang geplündert, wobei es zu gräulichen Rachethaten kam. Mit Noth kam in das Chaos dadurch etwas Ordnung, daß eine Junta gewählt und eine Volkswehr errichtet ward, über welche letztere ein Mönch den Oberbefehl übernahm.

In Portugal führte Namens der Königsfamilie, die sich während der neapolitanischen Kriege nach Brasilien begeben hatte und von dort noch nicht zurückgekehrt war, Lord Beresford die Regierung. Beresford nahm jedoch die Interessen Englands mehr wahr, als die Portugals. Auch hier fanden die Vorgänge in Spanien Nachfolge. Es kam zu Aufständen, Beresford ward aus Oporto vertrieben, die Cortes traten zusammen und vereinigten sich über eine der spanischen nachgebildeten Verfassung. Es ward der Beschluß gefaßt, an den König Johann VI. die Aufforderung ergehen zu lassen, nach Portugal zurückzukehren und die neue Verfassung zu beschwören. Der König entsprach dieser Aufforderung.

In Sardinien gährte es längst. Victor Emanuel hatte 1815 seine früheren Länder Piemont und Savoyen zurückerhalten, außerdem war ihm noch das schöne Uferland Genua überlassen worden. Auch dieser Fürst war so überaus armselig an Einsicht, daß er nur Heil für sich und sein Land in vollständigster Rückkehr zu früheren Zuständen sah. Klerus und Adel erhielten ihre Vorrechte zurück, den Jesuiten ward der Unterricht überantwortet. Konnte es unter solchen Umständen verwundern, daß die Carbonari im Lande bald an Zahl mächtig wurden?

Sogar in Griechenland drohete ein Ausbruch. Seit 1453, in welchem Jahre das griechische Kaiserthum zerstört worden war (B. II. S. 419 und 461), stand das griechische Volk unter türkischer Herrschaft. Zur Zeit des wiener Congresses war von dem russischen Staatssecretär Grafen Capodistrias und dem Erzbischof Ignatius ein geheimer Bund gestiftet worden (Hetäria), welcher den Zweck verfolgte,

das griechische Volk durch Errichtung guter Lehranstalten wissenschaftlich und sittlich zu heben. Als fernes Ziel schwebte diesen Männern Befreiung der Griechen von der Herrschaft der Türken vor. Der Bund gewann jedoch bald eine andre Bedeutung; es ward von eifrigen Patrioten beschlossen, die Fahne des Aufruhrs gegen die türkische Oberherrschaft aufzupflanzen.

So hatten sich in den südlichen Ländern die Verhältnisse gestaltet, als auf Metternich's Betrieb Kaiser Alexander, Kaiser Franz, der Kronprinz von Preußen (der spätere König Friedrich Wilhelm IV.) und eine Zahl von Ministern in Troppau in Oberschlesien zu einem Congreß zusammentraten. Metternich wies auf die Gefahren hin, die der revolutionäre Brand in den südlichen Staaten für Europa heraufbeschwöre, und rieth, zunächst die Revolution in Neapel und Sicilien niederzuwerfen. Der Vorschlag fand nicht allgemeine Zustimmung; der Kaiser Alexander und der französische Gesandte riethen ab, der Gesandte Englands legte Protest ein gegen den Eingriff in die inneren Angelegenheiten anderer Staaten. Metternich, der große politische Spritzenmeister der Reaction, behauptete, es handle sich um Wahrung der conservativen Interessen für den Erdtheil, bei deren Gefährdung die fünf Hauptmächte solidarisch verpflichtet seien einzuschreiten. Aber man wußte wohl, daß Oesterreich ganz andre Zwecke verfolgte, als die angegebenen. Ihm galt es hauptsächlich, seine Macht in Oberitalien zu erweitern. Der Herzog Franz von Modena (Sohn eines Oheims des Kaisers Franz) war vermählt mit der Tochter des alten Herzogs Victor Emanuel von Sardinien, der außer dieser Tochter keine Kinder hinterließ. Nun schloß zwar das Hausgesetz des Fürstenstammes in Sardinien die weibliche Nachfolge in der Herrschaft aus; dennoch aber hoffte Metternich, es werde sich — war doch in Oesterreich das Gleiche durch Einführung der „pragmatischen Sanction" geschehen! — ermöglichen lassen, daß die Herrschaft über Sardinien an Beatrix, die Gemahlin des Herzogs Franz von Modena, und damit an diesen, demnach an einen nahen Verwandten des Kaiserhauses, übergehe. Die entsprechenden Mittel, dieses Ziel zu erreichen, waren von Metternich in Bewegung gesetzt; aber es war vorauszusehen, daß, wenn etwa der revolutionäre Brand auch in Sardinien ausbreche, die frei werdende Presse Oesterreichs Pläne enthüllen und vernichten würde. Es war ein Unglück für Europa, daß ein Metternich — dieser „lackirte Staub," wie ihn Stein nannte — die Rolle des Wahrers der conservativen Interessen im Rathe der Fürsten und Staatsmänner spielte, während er doch zu Gunsten habs-

burgischer und zu Gunsten eigener selbstsüchtigster Gelüste nicht Anstand nahm, die Interessen von Fürsten und Völkern auf das Schnödeste zu verletzen. Der nächste berechtigte Erbe des Thrones in Sardinien war Karl Albert, Prinz von Carignan. Aber die „Heiligkeit des Thrones und Altars" ward von Metternich eben nur aufgepflanzt, um zu Gunsten Oesterreichs um so sicherer Trug und Gewalt zu üben. Das war es, weshalb Metternich empfahl, zunächst in Süditalien den Brand zu löschen. Berechtigte revolutionäre Bewegungen sollten erstickt werden, um unberechtigte zur Geltung zu bringen und die Menschheit dabei mit lügnerischen Phrasen zu täuschen. Die Monarchen und Staatsmänner hatten den Congreß in Troppau abgebrochen und ihn — im Januar 1821 — in Laibach auf's Neue eröffnet. Da vernahm man von einer Verschwörung russischer Garde-Offiziere zu Petersburg. Sofort benutzte Metternich diesen Vorgang in geschickter Weise und befreundete den Kaiser Alexander mit der Idee, gegen die Revolution in Italien einzuschreiten, um damit zugleich revolutionäre Gluten anderer Orte zu ersticken. Nun gab auch Frankreich nach, und es überschritt alsbald ein Heer von 60,000 Oesterreichern die lombardische Grenze. Den Oesterreichern zogen zwei neapolitanische Heere unter Pepe und Carascosa entgegen; das Heer des Ersteren wurde geschlagen, Carascosa von seinen Soldaten genöthigt, zu capituliren. Die Oesterreicher besetzten Neapel, Ferdinand, in seine vollen absoluten Rechte wieder eingesetzt, erklärte alles in letzterer Zeit Geschehene für erzwungen und benutzte die auf diese Art wieder gewonnene Macht dazu, die grausamste Rache auszuüben. Einkerkerungen und Güterentziehungen ohne jeglichen Richterspruch waren an der Tagesordnung; die gebildeten und wohlhabenden Klassen wurden förmlich decimirt. Die Vorgänge im Süden von Italien hatten die Sardinier in Aufruhr gesetzt. Daselbst war gehofft worden, die neapolitanischen Heere unter Pepe und Carascosa würden die Pässe tapfer vertheidigen, und die Häupter der Carbonari hatten dafür gehalten, daß es Zeit sei, auch im Norden Italiens loszuschlagen. Die Bewegung war in Sardinien an demselben Tage ausgebrochen, an welchem die Oesterreicher sich in den Besitz von Neapel gesetzt hatten. Nachdem von den Häuptern die Zustimmung des Prinzen Albert von Carignan eingeholt worden war, ward in der Festung Alessandria die „Constitution von 1812" ausgerufen. Als auch Turin sich erhob, entsagte der König zu Gunsten seines Bruders Karl Felix und übertrug bis zu dessen Ankunft dem Prinzen Albert von Carignan die Regentschaft. Dieser erklärte sich sofort für Annahme der spani-

schen Constitution. Entmuthigend auf Sardinien wirkten die üblen Nachrichten, die aus dem Süden Italiens kamen, ebenso der Protest, den Karl Felix von Modena aus gegen die Annahme der spanischen Constitution erließ, und endlich die Kunde, Karl Felix habe sich an Oesterreich um Beistand gewandt. Die Oesterreicher ließen auch nicht lange auf sich warten. Rühmlich kämpften die Sardinier; doch gegen den an Zahl stärkeren Feind vermochten sie sich nicht zu behaupten. Karl Felix ward von den Oesterreichern in Turin eingeführt und der alte Stand der Dinge von ihm wieder hergestellt. Alle erdenklichen Gräuel der Reaction gelangten in nächster Zeit nun auch in Sardinien in Blüthe.

Metternich's Pläne in Bezug auf Italien hatten somit in so weit ihre Verwirklichung gefunden, als die alten absoluten Verfassungen hergestellt worden waren. Nun gedachte er, Spanien in den gleichen Zustand zurückzubringen. Aber ehe er noch an dies Werk gehen konnte, kamen Nachrichten aus Griechenland, die seine und der mit ihm zu Laibach tagenden Fürsten und Staatsmänner Aufmerksamkeit in vollem Maße in Anspruch nahmen. Der Aufstand gegen die Oberherrschaft war daselbst in Jassy, der Hauptstadt der Moldau, im März 1821 ausgebrochen, und es hatte sich der russische Generalmajor Fürst Alexander Ypsilanti, der Sohn des ehemaligen Hospodars der Wallachei, an die Spitze desselben gestellt. Dieser Aufstand erregte die europäische Welt in der verschiedenartigsten Weise. Russischerseits waren die Griechen früher schon mehrfach zu Aufständen erregt worden, immer in der Absicht, dadurch dem Plane, Herrschaft über die Türkei und damit auch über die Griechen selbst zu gewinnen, näher zu kommen. Entsprach es dem Vortheile der Russen, so wurden die Griechen im Stich und der Rache der Türken überlassen. (Siehe S. 110.) Jetzt erschien es einer Partei in Rußland wiederum an der Zeit, die Pläne der Griechen zu fördern. Von andern Ländern Europas gingen den Griechen Unterstützungen aus ganz anderen Gründen zu. Man träumte, das Hellenenvolk werde sich verjüngt wie ein Phönix aus der Asche erheben. Das war ein eitler Wahn. Kein Blutstropfen der alten Hellenen steckte denen, die sich zur Zeit Griechen nannten, in den Gliedern, und noch viel weniger ein Hauch jenes Geistes, der auf verschiedenen Gebieten der Kunst ein Eden der Schönheit geschaffen, der ein „Volksleben der schönen Sittlichkeit" zur Erscheinung gebracht hatte. Die Völkerwanderungen hatten die alten Griechenstämme verdrängt, schließlich waren slavische Stämme in den Besitz des Landes gekommen. Christen nannten sich die Griechen;

aber in Bezug auf Sittenleben standen die Türken, ihre Oberherren, weit über ihnen. Namentlich in Frankreich ward der Plan genährt, den Griechen Beistand zu leisten, damit es ihnen gelinge, die Türken zu verdrängen, ihre Stelle einzunehmen und damit zu verhindern, daß die Russen sich in den Besitz von Constantinopel setzten. So kam es denn, daß, auf falschen Anschauungen fußend, den Griechen von allen Seiten Freiwillige zuströmten. Anders ward der Aufstand von dem Congreß zu Laibach beurtheilt. Metternich sah auch in diesem Aufstande nichts Anderes als den verderblichen Geist der Revolution. Hätte sich durch denselben für Oesterreich ein Vortheil erringen lassen, ja, dann würde Metternich nicht angestanden haben, ihn zu unterstützen. Allein er fürchtete, daß entweder Rußland dahinter stecke, oder daß, falls sich ein freies und starkes Griechenland an Stelle der Türkei bilde, England mit demselben zum Schaden der österreichischen Interessen an den Donaumündungen in Verbindung treten möchte. Diese Erwägungen und das Mißtrauen anderer Mächte gegen einander bewirkten, daß der Congreß erklärte, den Aufstand der Griechen nicht unterstützen zu wollen. Somit waren die Griechen den Türken gegenüber auf sich selbst angewiesen, und wir werden weiterhin sehen, welch einen Verlauf der Kampf nahm.

Nunmehr haben wir zunächst den Verfolg der in Spanien ausgebrochenen Bewegung ins Auge zu fassen. Der glückliche Verlauf, den der Kampf gegen die Revolution in Neapel und Sardinien genommen hatte, forderte von selbst dazu auf, nun auch in Spanien zum Kampf zu schreiten. So erging denn von dem Congreß von Verona (1822) aus an die spanischen Cortes die Aufforderung, die Verfassung abzuändern und dem Könige größere Gewalt einzuräumen. Trotzig wiesen die Cortes dies Ansinnen zurück. Darauf erklärte sich die französische Regierung bereit, an den Spaniern den Schergendienst auszuführen, welcher den Neapolitanern und Sardiniern von Oesterreich bereitet worden war. Der Herzog von Angoulème führte (1823) ein Heer über die Pyrenäen. Vergebens müheten sich die Cortes, das ganze Volk zum Kampfe zu begeistern; die Priester und ihr Anhang redeten den unwissenden Massen ein, die Franzosen seien gekommen, den heiligen Glauben zu schützen und den König aus der Gewalt glaubensloser Freimaurer zu befreien. Die Cortesarmee schlug sich unter Mina, Quiroga und andern Führern mit großem Muthe, doch war sie zu schwach an Zahl, um dem Feinde auf die Länge widerstehen zu können. Die Cortes führten den König nach Cadix, der Stadt, in der elf Jahr früher die Constitution, die sich

nun schon für mehrere Länder so überaus verhängnißvoll erwiesen hatte, gegeben worden war, und sie erklärten, sich eher unter den Trümmern der Stadt begraben lassen zu wollen, als nachzugeben. Als aber der siegreiche Feind, nachdem er in Madrid eine Regentschaft eingesetzt hatte, vor Cadix erschien, schlossen sie einen Vertrag mit ihm und gaben den König frei. Nun führten die „Förderer der Civilisation", die Franzosen, den König nach Madrid und setzten ihn in seine absoluten Rechte ein. Die Partei des „Thrones und Altars" kam damit an das Ruder, und es wurde eine Schreckensherrschaft eingeführt, die der Sache nach gegen die der schlimmsten Tage der französischen Revolution nicht zurückstand. Die Priester fanatisirten den Pöbel und hetzten ihn gegen die Personen der gebildeten und wohlhabenden Klassen, die man als Anhänger der Verfassung kannte. Tausende ließ man elend in Kerkern verschmachten; Tausende, die der Pöbel ihrer Habe beraubt hatte oder denen dieselbe von ungerechten Richtern abgesprochen worden war, verkamen elend in der Fremde. So wüthete die Partei, die sich die „apostolische" nannte und mit ihr der eidbrüchige König um die Wette. Ferdinand, der jetzt unter dem Schutz der Franzosen Macht hatte, Alles zu thun, was ihm behagte, hob das salische Gesetz auf und führte die alte castilische Erbfolge ein, nach welcher die Töchter und Enkelinnen eines Königs in der Thronfolge den Brüdern desselben und andern männlichen Seitenverwandten vorangehen. Als nun 1833 Ferdinand VII. starb, wurde seine unmündige Tochter Isabella als Königin ausgerufen und ihrer Mutter Maria Christine die Regentschaft übertragen. Da zeigte sich wieder die Verlogenheit der „apostolischen" Partei, die tausendfältig erklärt hatte, daß das, was der König aus absoluter Machtvollkommenheit thue, von ihr einer göttlichen Offenbarung gleich geachtet werde. Diese Partei rief nun — entgegen dem von Ferdinand gegebenen Gesetz über die Erbfolge — den Bruder des Königs, Carlos, als Karl V. (daher Karlisten) zum Könige aus. Das war das Zeichen zum Ausbruch eines blutigen Bürgerkrieges. Um sich zu halten, stützte sich Maria Christine auf die Verfassungsfreunde im Lande, hob die Inquisition und die Klöster auf und ließ, so weit ihre Machtsphäre reichte, die Jesuiten vertreiben. Ihre Anhänger wurden Christinos genannt. Jahrelang wüthete der Krieg, in welchem auf beiden Seiten die blutigsten Gräuel verübt wurden. Unter den Karlisten zeichnete sich als Führer Cabrera aus, unter den Christinos Espartero. Unter ihm ward Carlos genöthigt, nach Frankreich zu flüchten; es folgten ihm viele Offiziere und gegen 300 Priester.

Carlos begab sich nach Abtretung seiner Ansprüche an seinen ältesten Sohn (Graf von Montemolin) nach Italien. An Stelle Maria Christine's übernahm Espartero 1837 die Regentschaft, doch mußte er drei Jahr später seinen Gegnern weichen und das Land verlassen und erhielt erst 1848 die Erlaubniß, nach Spanien zurückzukehren.

Als der englische Lord Beresford aus Lissabon vertrieben war (S. 431), verhielt die absolutistische Partei sich vorläufig still, um erst zu sehen, wie England sich zu der Sache stellen würde. England that jedoch vorläufig auch nichts, und Lord Beresford mußte den Schimpf ertragen, vertrieben zu sein, ohne daß seine Regierung Genugthuung forderte. Johann VI. hatte seinen Sohn Don Pedro als Reichsverweser in Brasilien zurückgelassen. Johann's Gemahlin Carlotta, eine Schwester des Königs Ferdinand VII. von Spanien, beredete ihren zweiten Sohn Don Miguel, entgegen dem Willen des Vaters, die Verfassung zu beseitigen. Don Miguel erregte einen Militäraufstand, und da auch der Pöbel bestimmt ward, in den gleichen Ruf mit den Soldaten: „Nieder mit der Verfassung!“ einzustimmen, willigte der erschreckte König darein, daß die Verfassung als beseitigt erklärt ward. Der König ging nun an das Werk, eine Verfassung auszuarbeiten, die der Krone größere Gewalt beließ, als die frühere Verfassung. Don Miguel und die Königin, die an der Spitze der absolutistischen Partei standen, wollten aber von einer Verfassung überhaupt nichts wissen. Daher erregten sie einen neuen Aufstand, durch den sie den König zur Abdankung zu zwingen beabsichtigten. Dem König gelang es, Schutz auf einem englischen Kriegsschiffe zu finden, von wo aus er gegen die Gewaltthat seines Sohnes Verwahrung einlegte. Der Elende kam, warf sich heuchlerisch dem Vater zu Füßen und flehete ihn um Verzeihung an. Sie ward ihm gewährt, doch verwies ihn der König aus dem Lande. Inzwischen hatte sich Brasilien für unabhängig erklärt, und Johann VI. sah sich (1825) genöthigt, Brasilien als selbstständigen Staat anzuerkennen. Ein Jahr darauf starb Johann VI. Sein Erbe Don Pedro, Kaiser von Brasilien, der durch die Verfassung seines Landes verhindert ward, die portugiesische Krone anzunehmen, hatte seine Rechte auf dieselbe auf seine minderjährige Tochter Donna Maria da Gloria übertragen. Er gab dem Lande eine freisinnige Verfassung, ertheilte seinem Bruder Don Miguel die Erlaubniß, nach Portugal zurückzukehren, und übertrug ihm die Regentschaft bis zur Volljährigkeit seiner Tochter. Dies ihm vom Bruder geschenkte Vertrauen mißbrauchte Don Miguel in der schamlosesten Weise. Er hob die Verfassung,

kurz nachdem er sie beschworen hatte, auf und ließ sich von der absolutistischen Partei zum unumschränkten König des Landes ausrufen. Die Verfassungstreuen widersetzten sich unter Führung des Grafen von Villaflor. Nun kam es auch in Portugal zu Racheſcenen grausigster Art, die von Don Miguel und seinem Anhange ausgingen. Gegen 26,000 Verdächtige wurden in die Gefängnisse gesteckt, die Hälfte derselben traf die Strafe der Verbannung, 1600 wurden nach Afrika deportirt. Um das Recht seiner Tochter zu retten, legte Don Pedro seine Krone in Brasilien nieder und kam selbst nach Portugal. Ihm ward von Seiten Englands und Frankreichs Beistand. Don Miguel's Flotte ward von dem englischen Admiral Napier und dem portugiesischen Grafen von Villaflor besiegt. Don Miguel mußte das Land verlassen, es wurde eine von Don Pedro verliehene Verfassung von den Cortes angenommen und Maria da Gloria unter die Regentschaft der Schwester Don Pedro's, Donna Isabella, gestellt.

Betrachten wir endlich den Verlauf des griechischen Aufstandes. Die Griechen hatten einen der mächtigsten Paschas, Ali von Janina, als Bundesgenossen gewonnen. Während die türkischen Heere diesen gefährlichen Feind mit Mühe niederkämpften, breitete sich der Aufstand unter den Griechen immer weiter aus. Vielfach wurden von ihnen gegen die Türken, derer sie Herr wurden, die ärgsten Gräuelthaten ausgeübt. Um so weniger konnte es verwundern, daß die Türken den Griechen grausame Rache androhten. Die Verschwörung der Griechen erstreckte sich bis nach Constantinopel. Geständnisse Gefangener und Briefe, die Spionen abgenommen worden waren, gaben den Türken Anhaltepunkte. Auf Befehl des Sultans wurde nun unter den in Constantinopel lebenden Griechen ein förmliches Blutbad angerichtet; der griechische Patriarch, ein Greis von 83 Jahren, wurde vom Hochaltar hinweggerissen und in Gemeinschaft seiner Bischöfe vor der Kirche aufgehängt, die Kirche dem Boden gleichgemacht. Mit andern Priestern und andern Kirchen geschah das Gleiche. Heftig entbrannte darauf der Kampf. Es entstand ein Wetteifer in Ausübung grausamer Thaten. Eroberte Ortschaften wurden, nachdem die Bewohner ohne Ansehen des Alters und Geschlechts ermordet und die Häuser ausgeplündert worden waren, niedergebrannt. Das von Ypsilanti geführte Heer erlitt bei Dragatschan eine vollständige Niederlage. Ypsilanti entkam nach Siebenbürgen, ward von österreichischen Behörden verhaftet und in einer Festung festgehalten. (Erst sechs Jahr später gab ihn Oesterreich frei.) In Chios richteten die Türken ein furchtbares Blutbad unter den Griechen an; die Zahl

der Ermordeten ward auf 23,000 angegeben; doppelt so viel Griechen wurden in die Sclaverei geführt. Auf der Halbinsel Morea (Peloponnes) waren die Griechen längere Zeit im Vortheil. Türkische Obere gaben vor, unterhandeln zu wollen, und es fanden sich auf ihre Aufforderung 78 vornehme Griechen, unter ihnen auch die Bischöfe der Halbinsel, in Tripoliza ein. Sie wurden treulos ermordet. Aus allen Ländern Europas zogen Freiwillige nach Griechenland, um an dem Befreiungskampfe theilzunehmen, unter ihnen auch der englische Dichter Lord Byron, der dem Klima und den Anstrengungen erlag. Zur See erreichten die Griechen bedeutende Vortheile. Der Capudan Pascha, von dem jenes Blutbad auf Chios ausgeführt worden war, wurde von der griechischen Flotte angegriffen und mit seinem Admiralschiffe in die Luft gesprengt. Im dritten Jahre des Kampfes gewann die Pforte an dem aegyptischen Heere einen bedeutenden Beistand. Mehemed Ali, der Vicekönig von Aegypten, der sein Heer nach europäischem Muster gebildet hatte, war von der Pforte durch große Versprechungen bewogen worden, seinen Sohn Ibrahim an der Spitze einer starken Macht auf den Kriegsschauplatz zu senden. Zu Hülfe kam den Türken außerdem noch die Zwietracht und Selbstsucht der griechischen Führer. Ibrahim, der auf Morea gelandet war, unterwarf sich einen Ort nach dem andern. Ueberaus rühmlich vertheidigten sich die Griechen in Missolunghi. Als endlich der Hunger in der Stadt zu wüthen begann, machten 1800 Griechen, unter ihnen viele Frauen in Männertracht den Versuch, sich durch den Feind zu schlagen. Ein Drittheil der Schaar erlag. Die in der Stadt zurückgebliebenen Kranken und Greise sprengten sich, als der Feind eingedrungen war, mit diesem zugleich in die Luft. Dieser Vorgang erregte die europäische Welt außerordentlich und gab der Diplomatie den Anstoß, aus der abwartenden Haltung herauszutreten. Neue Personen waren in dem Kreise der europäischen Fürsten und Staatsmänner aufgestanden, in England als leitender Minister der hochsinnige Canning, in Rußland Nicolaus, der seinem Bruder auf den Thron gefolgt war. Ersterer gewann den neuen Herrscher Rußlands für den Plan, zwischen den Kämpfenden eine Vermittlung anzustreben. In diesem Sinne wurde ein Abkommen getroffen, dem sich, durch die Stimme des Volkes gedrängt, Frankreich anschloß, während Preußen und Oesterreich in der zuwartenden Stellung verharrten. Die Versuche, diplomatisch zu vermitteln, scheiterten, weil weder die Türken noch die Griechen mit dem zufrieden waren, was man ihnen bot. Nun erschienen die Flotten

der Mächte auf dem Kriegsschauplatz zur See. Die Instruction der Admirale lautete dahin, einen Zusammenstoß der Kriegführenden zu verhindern und keine Partei anzugreifen — ausgenommen, wenn man ihnen feindlich begegne. Die türkisch-ägyptische Flotte befand sich im Hafen von Navarino. Auf englischer Seite brannte man vor Begierde, loszuschlagen. Doch der Feind hielt sich still, und die Instruction mußte respectirt werden. Da — so ward gesagt — fielen einige Schüsse von türkischer Seite auf ein englisches Schiff. Willkommenes Ereigniß für die Engländer und ihre Verbündeten! Ein gräßliches Bombardement von vier Stunden genügte, um die ganze türkisch-ägyptische Flotte hinwegzufegen und zugleich die neuen diplomatischen Fäden, die Metternich gesponnen hatte, zu zerreißen. (1827.) Von Metternich war bereits der Pforte vertraulich gerathen worden, Oesterreich um Vermittlung anzugehen. Nun mußte sich Ibrahim beeilen, seine Landtruppen nach der Heimath zu führen. In Europa erregte der Tag von Navarino die größte Freude, und man gab sich um so mehr ausschweifenden Hoffnungen in Bezug auf die Zukunft Griechenlands hin, als auch Rußland seit 1826 Krieg gegen die Pforte führte. Der Sultan war vor Ausbruch des griechischen Krieges schon allen Ernstes bemüht gewesen, nicht blos das Kriegswesen, sondern auch die ganze Verwaltung auf europäischen Fuß zu stellen. Hatte er doch nicht angestanden, die ihm widerstrebenden Janitscharen niedermachen zu lassen! Kaiser Nicolaus hielt dafür, daß es nicht wohlgethan sei, die Türken auf der Reformbahn sich weiter kräftigen zu lassen, vielmehr die gegenwärtige ungünstige Lage derselben zu benutzen, sie zu bekriegen, um den auf sie gerichteten Plan der altrussischen Politik endlich zur Erfüllung zu bringen. Aber die Russen waren in ihren Kämpfen gegen die Türken nicht glücklich, ja Diebitsch (Sabalskansky), der 1829 über den Balkan bis Adrianopel vorgedrungen war, gerieth mit seinem gesammten Heere dem Feinde gegenüber in eine sehr bedrängte Lage. Die europäische Diplomatie strengte nun alle Mittel an, beide Fragen, die russisch-türkische und die griechisch-türkische, gemeinsam zu lösen. Es gelang. Im Frieden zu Adrianopel (1829) erhielt Rußland mehrere Grenzgebiete in Asien, es wurde ihm das Recht der freien Schifffahrt auf der Donau und in den Dardanellen, sowie die Schutzherrschaft über die Donaufürstenthümer eingeräumt, und die Pforte ging die Verpflichtung ein, an Rußland 10 Millionen Ducaten zu zahlen, mehrere Forts in der Wallachei zu schleifen und in Betreff Griechenlands die Bestimmungen der Conferenz anzuerkennen, die in London abgehalten werden sollte.

Auf dieser Conferenz nun wurde die völlige Unabhängigkeit Griechenlands von der Türkei ausgesprochen. (Januar 1830.) Das griechische Volk war nun frei von der Herrschaft der Türken, nicht aber frei von dem Geist der Zwietracht, der schon so verwüstend gewirkt hatte, während man noch dem gemeinsamen Feinde gegenüber stand. Die Zwietracht wurde genährt durch auswärtige Mächte, die Einfluß im Lande zu gewinnen trachteten. Der Prinz Leopold von Sachsen-Coburg, dem die Mächte die Herrschaft über Griechenland anvertraut hatten, entsagte derselben schon nach einigen Monaten — er erkannte, daß dem griechischen Volke alle die Eigenschaften fehlten, ohne deren Vorhandensein ein Volk nicht vorwärts zu schreiten vermag. Der Traum, die Hellenen verjüngt erstehen zu sehen, verschwand in den Anschauungen auch Fernstehender mehr und mehr, als man sah, wie die einzelnen Parteien im Lande gegen einander intriguirten, wie sie einander mit tödtlicher Feindschaft begegneten. Im Jahre 1832 ließ der Prinz Otto von Bayern sich von den Großmächten und von seinem Ehrgeize bestimmen, die Krone Griechenlands anzunehmen. Seine Bemühungen, die Bevölkerung an Ordnung und Gesetzlichkeit zu gewöhnen, erwiesen sich als vergebene — im Jahre 1862 brach ein Aufstand gegen ihn aus und er verließ das Land. Nach ihm wurde der Sohn des Königs von Dänemark als Georg I. von den Großmächten dem griechischen Volke als König gegeben.

Das Julikönigthum.

Louis Philipp.

Mit Louis Philipp, dem Sohne des „Königsmörders Egalité“ (Herzogs Philipp von Orleans), war die jüngere Linie der Bourbons auf den Thron gekommen, was offenbar gegen das Princip der Legitimität, für dessen Aufrechthaltung von den Großmächten die bündigsten Erklärungen ergangen waren, verstieß. Die Partei der französischen Legitimisten that ihr Möglichstes, die Großmächte zum Einschreiten zu bewegen; mindestens ward gehofft, Louis Philipp werde nicht anerkannt werden. Dieser aber, der sich von vorn herein als echter Sohn des ränkevollen „Egalité“ erwies, machte die Hoffnungen seiner Gegner zu Schanden. Er wußte die Höfe, einen jeden nach seiner besonderen Art, so zu nehmen, daß einer nach dem andern sich mit dem, was in Frankreich geschehen war, befreundete. In Polen gährte es; ein Ausbruch, von Frankreich, auf dessen Beistand die Polen hofften, kräftig unterstützt, wäre geeignet gewesen, dem Kaiser Nicolaus schwere Verlegenheiten zu bereiten. Ihm ließ Louis Philipp in der Stille durch Vertraute zusichern, daß er in Sachen der Polen den Sympathien der Franzosen allerdings nicht entgegentreten, thatsächlich aber zu Gunsten der Polen nichts thun werde — Grund genug für den Russenkaiser, eine freundliche Haltung gegen den „illegitimen Herrscher Frankreichs“ anzunehmen. Belgien, welches im pariser Frieden mit Holland zu dem Königreich der Niederlande vereinigt worden war, begehrte von Holland getrennt und dem französischen Reiche einverleibt zu werden. Gegen die Trennung hatte England nichts einzuwenden; dagegen wollte es nicht zugeben, daß Belgien mit Frankreich vereinigt werde. Englands Plan mit Belgien ging vielmehr dahin, dasselbe von den Großmächten für einen selbstständigen neutralen Staat erklären zu lassen. Auch in dieser Angelegenheit ließ Louis Philipp sich nicht von den Sympathien seines Volkes, sondern allein von dynastischen Interessen leiten. So bekam

auch der englische Hof ihm genehme Zusicherungen. Während die Franzosen noch voll zuversichtlichster Hoffnung waren, daß ihr König für die Polen eintreten, und daß die Belgier in den französischen Staatsverband aufgenommen und somit die Grenzen Frankreichs nach dem Norden erweitert werden würden, hatte Louis Philipp bereits das Geschick beider Völkerschaften dem Willen der Herrscher von Rußland und England überantwortet. Hätten die Polen bestimmt gewußt, daß Frankreich, für welches ihr Blut so reichlich geflossen war, zu ihren Gunsten weder diplomatisch, noch mit dem Schwerte in der Hand eintreten würde, es wäre vielleicht ihrerseits eine neue Schilderhebung unterblieben. Kaiser Alexander hatte für Polen in einer Weise gesorgt, daß eingestanden werden muß: nie, weder früher, noch später, hat sich Polen günstigerer Verhältnisse in Bezug auf Rechtspflege, Ordnung, Handel und Wandel zu erfreuen gehabt. Dennoch ward von den Polen an dem Wunsche festgehalten, zur Selbstständigkeit zu gelangen, und ihre Hoffnungen wuchsen in dem Maße, in welchem sich Ludwig XVIII. und nach ihm Karl X. in Frankreich verhaßt machten und unter den Franzosen der Plan an Stärke gewann, sich der Herrschaft, die ihnen von den europäischen Mächten aufgedrungen war, zu entledigen. Geheime Gesellschaften durchzweigten das polnische Land, und Constantin, der Vicekönig von Polen, sah sich mehr und mehr zu strengen Maßnahmen gedrängt. Als Nicolaus den Herrscherthron Rußlands bestiegen hatte, verschlechterte sich die Lage der Polen. Er, an und für sich schon ein Feind constitutioneller Staatsformen, ward gegen die Verfassung Polens um so mehr eingenommen, als er sich sagen mußte, es seien die den Polen vergönnten Freiheiten nur gemißbraucht worden, das Land in einen Revolutionsheerd zu verwandeln. Es entsprach daher ganz seinen Absichten, daß sein Bruder Constantin Bestimmungen traf, die von der Verfassung schließlich fast gar nichts übrig ließen. Dies wiederum gab dem Geiste der Verschwörung, dem das Land verfallen war, neue Nahrung, indem von den Führern die früher (unter Alexander) gegen Polen beobachtete Haltung als berechnete Heuchelei bezeichnet wurde. So fand das Jahr 1830, in welchem Karl X. von den Franzosen davongejagt und Louis Philipp auf den Thron erhoben wurde, Polen als niedergedrückt von eiserner Tyrannei vor. Kann es verwundern, daß die Bedrängten hofften, Louis Philipp, der seine Krone einer Revolution zu verdanken hatte, werde, des Ursprungs seiner Macht eingedenk, zumal die Franzosen für sie die lebhaftesten Sympathien hegten, ihrer Sache sich annehmen? Im November des Jahres der

Juli-Revolution (1830) erhob sich Warschau, und nur mit Noth entkam der Vicekönig Constantin, während viele hohe russische Beamte dem Ingrimm der Aufständischen zum Opfer fielen. Sofort aber war auch der Geist der Zwietracht wieder unter den Polen erwacht; die Einen begehrten mit Heftigkeit, die gesammte Volkskraft zu entfesseln und sie als revolutionären Strom in das Russenreich hineinzulenken, die Andern riethen, zunächst die Waffen ruhen und damit den Großmächten Zeit zu lassen, ihrer Sympathie für die Sache Polens, gegenüber der Tyrannei Rußlands, Ausdruck zu geben. Letztere, die Partei der Gemäßigten, die das Uebergewicht gewann, ernannte den General Chlopicki zum Dictator, und dieser war thöricht genug, statt die Russen, die unvorbereitet waren, anzugreifen, an Nicolaus Unterhändler zu senden. Nichts aber lag dem Russenkaiser ferner, als die Geneigtheit, mit der Revolution ein Abkommen zu treffen. Doch war die gegenwärtige Haltung der Polen ihm um deswillen erwünscht, weil dieselbe ihm Zeit gab, seine Rüstungen zu vollenden. — Die Vorgänge in Polen fanden nun in Paris einen entsprechenden Widerhall. Die Presse forderte von der Regierung, daß sie sich für die Sache Polens erkläre. Nun, Sohn des „Egalité“, zeige deine Kunst: täusche dein Volk und die Polen zugleich und benutze den ganzen Handel zu deinem persönlichen Vortheil! Also geschah es. Während die Regierungspresse glauben zu machen suchte, die französischen Gesandtschaften seien an allen Höfen aufs Eifrigste thätig für die polnische Sache, und es werde ehestens angekündigt werden, daß eine Coalition gegen Rußland zu Stande gebracht sei, gingen dem Russenkaiser von Louis Philipp fortgesetzt die beruhigendsten Zusicherungen zu. Gleichzeitig waren Louis Philipp's Agenten in Warschau thätig. Es war eine Infamie, die gemäßigte Partei in Polen, die zur Zeit Regierungspartei genannt werden konnte, in Hoffnungen einzuwiegen. Jeder Tag des Harrens der Polen war ein Gewinn für Nicolaus, der seine Rüstungen aufs Aeußerste betrieb. Im December trat der polnische Reichstag zusammen, der die Trennung Polens von Rußland aussprach. Auch der Reichstag stand noch unter der Einwirkung des Luges Louis Philipp's, mit dem dessen Agenten die Führer hinhielten. Vergebens forderten einzelne den Trug durchschauende Patrioten, sich nur auf die eigene Kraft zu verlassen und um über diese in umfassender Weise verfügen zu können, den Bauern Grundeigenthum zuzuerkennen und die Frohnden zur Ablösung zu stellen. Die gemäßigte Partei wies diese Anträge zurück. Da vernahm man, Diebitsch sei an der Spitze eines starken Heeres in Polen eingedrungen.

Nun gingen Denen die Augen auf, die geträumt hatten, es werde der Weg der Mäßigung einem Nicolaus gegenüber zum Ziele führen. Es folgten Kämpfe (bei Dobre, bei Stoczeck, Wavre und Grochow), in denen die Polen unter Skrzynecki, Szembeck und Zymirski ruhmvoll gegen überlegene Streitkräfte sich behaupteten, ja den Feind zum Rückzuge zwangen. An Stelle des verwundeten Chlopicki trat Skrzynecki, der aber, getäuscht durch neue Zusicherungen französischer Agenten, wieder den Weg der Verhandlungen betrat. Louis Philipp hatte den Polenführern durch Vertraute sagen lassen, ihre Sache werde, falls es ihnen gelinge sich nur noch zwei Monate zu halten, unzweifelhaft triumphiren, und Skrzynecki hielt in Folge dessen dafür, daß es klug gethan sei, den Feind, obgleich dessen Kriegsmacht sich gerade jetzt in übler Verfassung befand, nicht nur nicht anzugreifen, sondern ihm sogar aus dem Wege zu gehen. Es wurde weder der Beistand der Litthauer, die ihre Bereitwilligkeit erklärt hatten, sich im Rücken der erschütterten russischen Heerestheile zu erheben, angenommen, noch der kühne Dwernicki, welcher in Volhynien eingedrungen war, unterstützt, so daß derselbe sich genöthigt sah, mit 6000 Mann auf österreichisches Gebiet überzutreten, womit also diese Streitmacht außer Kampf gesetzt war. Schlimmeres noch als dies brachte dem General Skrzynecki das empfohlene „Hinhalten" ein. Während Zwietracht und Zerrüttung im eigenen Lager zunahmen, rückten die inzwischen neuverstärkten russischen Heere vor, und es kam (26. Mai 1831) zu der für die Polen unglücklichen Schlacht von Ostrolenka, die dem Kriege eine für die Russen günstige Wendung gab. An des Generals Diebitsch Stelle, der (wie auch Constantin) von der Cholera hinweggerafft worden war, trat Paskiewitsch, der, ohne von dem immer noch trügerischen Versprechungen trauenden Skrzynecki behindert zu werden, die Weichsel überschritt und vor Warschau erschien. Verwirrung und Zwietracht erreichte den höchsten Gipfel in der Stadt. Da die Voraussagungen der demokratischen Partei sich verwirklicht hatten, gewann diese in der Stadt jetzt das Uebergewicht, und Skrzynecki, der den Versicherungen der französischen Agenten gegenüber zu vertrauend gewesen war, ward offen des Verraths angeklagt. Ihm gelang es, sich durch die Flucht in das Lager Dembinski's, der mit einer polnischen Streitmacht in der Nähe von Warschau stand, zu retten; viele seiner Anhänger aber, wirkliche oder angebliche Russenfreunde, wurden von dem wüthenden Volke erschlagen. An seiner Stelle ward von dem Reichstag der General Krukowiecki zum Dictator ernannt, dessen Kundgebungen durch Worte den Anschauungen und Empfindungen der zur Herrschaft

gekommenen demokratischen Partei entsprachen, dessen Handlungsweise aber auf völlige Unfähigkeit oder Verrath schließen läßt. Nach einem zweitägigen Sturm übergab er die Stadt unter der Bedingung des freien Abzugs der Besatzung, während er sich dem Feind als Kriegsgefangenen überlieferte. Die Krieger, 24,000 Mann zählend, und die Landboten vermochten sich in Modlin, wohin sie sich begeben hatten, nicht zu halten und traten auf preußisches Gebiet über. Damit hatte die Erhebung Polens ihr Ende erreicht. Viele Polen machten von der ihnen von Nicolaus gebotenen Amnestie keinen Gebrauch, sondern begaben sich als Flüchtlinge nach Frankreich oder England. Durch einen kaiserlichen Ukas ward darauf die von Alexander den Polen gegebene Constitution aufgehoben und Polen dem russischen Reiche als einverleibt erklärt. „Abermals hatten die Polen bewiesen, daß sie wohl hochherziger patriotischer Regungen und tapferer Thaten, keineswegs aber eines einträchtigen Strebens und einer Selbstaufopferung fähig seien. Die alten Erbübel des polnischen Adels, Parteiung, Zwietracht und Verrath, verbunden mit aristokratischer Selbstsucht, vereitelten auch diesmal die Wiederbelebung des nationalen Staates', wie sie früher denselben zu Grunde gerichtet hatten. Es ergingen schwere Strafgerichte über die Schuldigen; Sibiriens Bergwerke und Schneeflächen bevölkerten sich mit Verurtheilten; einige wurden am Leben, eine große Anzahl an Freiheit, Ehre und Gut geschädigt; die Ausgewanderten büßten Vermögen, Rang und Bürgerrecht ein." —

Der Verlauf des Trauerspieles in Polen hatte sein Echo in Paris gefunden. Von der Schlacht bei Ostrolenka an konnte kein Zweifel mehr darüber obwalten, daß Polen's Geschick entschieden sei; daher denn auch der Minister des Aeußern nicht Anstand nahm, mit der Erklärung hervorzutreten, die Regierung sehe sich, gegenüber der Theilnahmslosigkeit der Mächte, an die sie sich zu Gunsten Polens gewandt, außer Stande, für dasselbe etwas zu thun. Die Infamie bestand eben darin, daß sie dies „ehrliche Geständniß" jetzt erst ablegte. Ein Sturm des Unwillens brach in der Kammer aus, als der Minister des Auswärtigen die Capitulation der Hauptstadt Polens anzeigte und hinzufügte, „es herrsche Ruhe in Warschau." Die Franzosen fühlten sich durch das beobachtete Verfahren der Regierung an ihrer nationalen Ehre auf's Aeußerste geschädigt, und schon dies Eine würden sie dem Urheber nie verziehen haben. Aber sie selbst waren und dies nicht nur in ihren Hoffnungen in Bezug auf Polen, sondern auch noch in anderer Art betrogen worden. Louis

Philipp hatte Rüstungen betrieben, und die Franzosen waren ganz einverstanden damit gewesen, da sie (mit Ausnahme der republikanischen Partei) gehofft hatten, die Regierung wolle damit ihren festen Willen zu erkennen geben, schlimmsten Falls der diplomatischen Intervention, wenn diese nicht Erfolg habe, die kriegerische folgen zu lassen. Da mußten nun die Gemäßigten den Hohn der Republikaner vernehmen, die ihnen sagten: Nun seht ihr doch, daß der König nicht gerüstet hat gegen die Russen, daß er vielmehr seine Macht verstärkt hat, um — sein eigenes Volk niederzudrücken! — Die Schaaren der polnischen Flüchtlinge, die nach Paris kamen und sich daselbst niederließen, nährten den Haß gegen die Regierung. Aber plötzlich ward die Lärmtrommel in der Regierungspresse in Thätigkeit gesetzt. O, der „Bürgerkönig" wollte zeigen, daß man ihm den schützenden Regenschirm fälschlich zum Symbol gegeben, daß vielmehr auch er eine Kriegsader habe! In Belgien war ebenfalls ein Aufstand ausgebrochen, die Bürgerschaft von Brüssel hatte die Losreißung von Holland proclamirt, und es war eine vom Könige Wilhelm I. von Holland gesandte Heeresabtheilung zurückgeschlagen worden. Nun rückten die Belgier gegen Antwerpen vor, um diese Stadt den Holländern zu entreißen. Die Stadt kam in ihre Gewalt, nicht aber die Citadelle, von der aus die Stadt durch ein mörderisches Feuer von den Holländern verwüstet ward. Darauf sprach ein Nationalcongreß, der zusammentrat, die Unabhängigkeit Belgiens von Holland und die Ausschließung des Hauses Oranien vom belgischen Thron aus. Auf Englands Betrieb traten Gesandte der fünf Hauptmächte in London zu einer Conferenz zusammen, es wurde die Unabhängigkeit Belgiens anerkannt und dem Lande in dem Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg ein Regent gegeben. Die Holländer drangen noch einmal in Belgien ein, um sich des Landes zu bemächtigen. Das war der Anlaß, der den König Louis Philipp bestimmte, ein Heer gegen die Holländer in Belgien einrücken zu lassen. Nun fiel die Citadelle von Antwerpen, die den Holländern als wichtigster Stützpunkt gedient hatte, und da sie gleichzeitig von den Engländern zur See bedroht wurden, sah der König von Holland sich gezwungen, seinen Ansprüchen auf Belgien zu entsagen.

Das Verfahren Louis Philipp's in dem holländisch-belgischen Streite konnte nur dazu dienen, die Franzosen noch mehr zu erbittern. Es lag auf der Hand, daß wie er sich in der Sache Polens als dienstwilliges Werkzeug des Zaaren hatte gebrauchen lassen, er in der Haltung gegen Holland einzig und allein dem Wunsche des eng-

lischen Hofes nachgekommen war. So war also in einem Falle die bedeutend verstärkte französische Armee gar nicht, in dem andern gegen die Wünsche der Franzosen verwandt worden. Die Opposition in der Kammer gab dem allgemeinen Unwillen Ausdruck. Der Regierung ward in heftiger Weise vorgehalten, daß sie, wie schon bemerkt, nur dynastische Zwecke verfolge. Das war richtig; aber das Unrecht, das die Regierung beging, war damit noch nicht erschöpfend bezeichnet, und der Opposition sollten bald noch andre Mittel, die Regierung anzugreifen, in die Hand gegeben werden. Von Louis Philipp's Vater ist (S. 204) erzählt worden, daß er, um ein Erbtheil zu gewinnen, seinen jungen Schwager auf raffinirte Art ermordete. Gier nach Vermehrung seiner schon so reichen Habe hatte ihn dazu verführt. Louis Philipp nun war nicht nur der Erbe der Schätze jenes Mannes, sondern auch der Erbe der Geldgier desselben. Er, der reichste Eigenthümer Frankreichs, verfolgte außer den dynastischen mit dem größten Eifer die Interessen seines Geldbeutels. Ein Mann, wie er, hätte den königlichen Haushalt aus eigenen Mitteln mit Leichtigkeit zu bestreiten vermocht. Das that er nicht nur nicht, sondern er hatte auch nach seiner Erwählung zum Könige als Civilliste für sich mehr verlangt, als ihm von den Franzosen, die in diesem Punkte durchaus nicht geizten, bestimmt worden war. Es war anfänglich darüber hinweggesehen worden. Als man aber zu erkennen begann, daß er bei seinem auf einfachem Fuß eingerichteten Hofhalt von der Civilliste noch spare, und als er in Bezug auf Apanage für seine Söhne und in Bezug auf Heirathsgut für seine Töchter mit ausschweifenden Forderungen kam und seine Minister in Bezug auf die Erträge der neben dem Jahresgelde begehrten Güter falsche Angaben machten, da mußte man sich eingestehen: einen König, der gaunerhafter an den Interessen des Geldbeutels hänge, wie dies bei Louis Philipp der Fall sei, habe Frankreich noch nicht gehabt. Schwere Sünden hatten die Franzosen schon ihren Fürsten vergeben — Schädigung ihrer nationalen Ehre und schmutzigen Geiz vergaben sie nicht! Hatte Louis Philipp doch auch die Güter des vertriebenen Karl's X. für sich eingezogen! Nun starb der Herzog von Condé unter Umständen, die die Art seines Todes räthselhaft erscheinen ließen, und siehe, sofort war der schon überreiche Louis dabei, die Erbschaft für sich einzuziehen. Es ward behauptet, Condé's Testament sei gefälscht worden. Jetzt mochte die Erbitterung schon so hoch gestiegen sein, daß böser Wille den König absichtlich verdächtigte. Man kam zu dem Schluß, Louis Philipp halte sich die starke Kriegsmacht, weil

sein böses Gewissen ihm sage, es werde über Kurz oder Lang der Ingrimm ihn in seinem verächtlichen Geschäft, sein königliches Amt zur materiellen Ausbeutung seines Volkes zu benutzen, zu stören suchen. Er hatte in der Nationalgarde, an deren Spitze Lafayette stand, eine starke Macht vorgefunden, und da war es wohl erklärlich, und es wurde dies später zur Gewißheit, daß er darauf ausging, diese bei Seite zu schieben.

Aber wie war es möglich, daß ein solcher Mann sich 18 Jahre auf dem Throne Frankreichs erhalten konnte? Militär- und Polizeigewalt allein hatte es nicht gethan — mehr noch als auf Militärgewalt stützte er sich auf die Corruption der wohlhabenden Klassen; er wußte unter ihnen sich eine Armee von Mitschuldigen zu verschaffen, die, wie er, ihre Stellungen benutzten, sich auf Kosten des Ganzen, namentlich auf Kosten der ungeheuren Mehrheit des Volkes, der unteren Stände, zu bereichern. Mit der Anwendung der Menschenrechte auf die Massen in dem Sinne, daß bei den Wahlen jeglichen Mannes Stimme, mochte er reich oder arm sein, gleich viel wiege, war man bis zur Herrschaft der Gallerie und der Straße gekommen. Daher hatte die Ansicht in der neuen Verfassung Ausdruck gefunden, daß nur die gebildeten Mittelklassen bei der Wahl der Abgeordneten zu betheiligen seien. Ein Census von 300, später von 200 Francs gestattete nur einer kleinen Minderheit des Volkes, zur Wahlurne zu treten. Aber unwürdig wie der „Bürgerkönig" erwiesen sich auch die Vertreter der „gebildeten Mittelklassen" in ihrer Stellung; auch sie verwandten dieselbe nicht im Interesse des Staates, sondern in dem ihres Geldbeutels. Dafür, daß in der Kammer eine Mehrheit solcher Art von Menschen zusammenkam, sorgte die Regierung auf's Beste, woraus sich ergiebt, daß die Minister auch Creaturen nach dem Sinne des Königs waren, die ebenfalls in erster Linie, wie der König, die Interessen ihres Geldbeutels zu Rathe zogen. Guizot war vielleicht der einzige der Minister Louis Philipp's, von dem gesagt werden kann, er habe seine Hände von Geldgeschäften rein erhalten. Seine Mitschuld an der Mißregierung jener Zeit beruht darauf, daß er sich den ungerechten Forderungen und Anmuthungen des Königs gegenüber als zu nachgiebig erwies. Die Ausführung des Wahlgeschäfts war eine im Angesichte des Landes in Scene gesetzte politische Taschenspielerei. Den Beamten lag die Verpflichtung ob, für Wahlen zu sorgen, wie sie der Regierung genehm waren. Die Absicht, der das Wahlgesetz seinen Ursprung verdankt, dahin gehend, durch die Vertreter die Stimme des Landes zu vernehmen,

wurde in das Gegentheil verkehrt. Die Regierung begehrte nur Abgeordnete zu haben, die das, was die Regierung gethan, billigten und die neuen Vorlagen genehmigten. Da galt es, zu bestechen durch Orden, durch Geld, durch Vortheile der verschiedensten Art, andrerseits ehrenhafte Leute, die man fürchtete, offen oder hinterrücks zu verleumden. Freilich wurden auch Gegner der Regierung gewählt, und es fehlte nie an Abgeordneten in der Kammer, die auf das Brandigwerden des staatlichen Lebens hinwiesen. Doch was kümmerte dies eine Regierung, die da wußte: die Mehrheit der Abgeordneten ist in unser Interesse gezogen und geht mit uns durch Dick und Dünn! — Schon in der ersten Zeit Louis Philipp's begann Thiers, damals noch Redacteur des „Constitutionel“ seine staatliche Rolle zu spielen. Eher als viele Andere durchschauete er es, mit welchen Karten von Louis Philipp und seinen Ministern gespielt wurde, und da war denn sein Entschluß gefaßt, mit gleichen Karten zu spielen. Klug, beweglich, mit bedeutendem Rednertalent begabt, wußte er sich — in der Presse wie auf der Rednerbühne — der Regierung bald als heftiger Opponent unbequem zu machen, bald hielt er — bezüglich einzelner Maßnahmen — die glänzendsten Vertheidigungsreden zu Gunsten der Regierung. Sein Wunsch war, Minister zu werden, nicht, weil der edle Ehrgeiz ihn erfüllte, in solcher Stellung den sittlichen Staatszweck zu fördern, sondern, weil es ihn gelüstete, eine seine Eitelkeit befriedigende Rolle zu spielen und sich zu bereichern. So wenig wie er den König liebte, liebte derselbe ihn. Daß er bei Hofe schlecht angeschrieben stand, wußte Thiers sehr wohl; aber er trachtete auch gar nicht darnach, sich des Königs Gunst zu erwerben; er begehrte einzig und allein den König dahin zu bringen, daß dieser sich sagte: ihn, Thiers, zum Minister machen, heiße einen ihm höchst lästigen und vielleicht gefährlichen Opponenten in einen beredten Vertheidiger der Krone verwandeln! — Der Schlaue gewann sein Spiel, Louis Philipp erhob ihn zum Minister des Innern, und siehe, es war damit Beiden gedient. Der König hatte einen überaus geschickten Anwalt gewonnen, und dieser Anwalt machte sich, da ihm der Telegraph zur Verfügung stand und damals die Börsengeschäfte blüheten (wofür Louis Philipp zu seinen eigenen Gunsten und zu Gunsten der von ihm auserlesenen Schaar gesorgt hatte), in kurzer Zeit zum Millionär! — Da verlohnt es sich denn doch Minister zu sein! — Kurze Zeit vor der Erhebung des Herrn Thiers zum Minister hatte das Leichenbegängniß des Generals Lamarque Anlaß zu Unruhen gegeben. Lamarque war einer der Führer der Opposition

gewesen, und nun benutzte die Bevölkerung den Trauerzug zu feindlichen Kundgebungen gegen die Regierung. „Nieder mit Louis Philipp! Es lebe die Republik!" ward tausendfältig gehört. Das Volk errichtete Barrikaden und ein hartnäckiger Kampf begann, der erst am folgenden Tage zu Gunsten der Regierung endigte.

Noch bedeutender war der Erfolg, den die Regierung über die legitimistische Partei gewann. Probiren wir es mit einer Kundgebung, sagten sich die Legitimisten; vielleicht daß jetzt schon die „Lilien" wieder zu Ehren zu bringen sind! — Demgemäß veranstalteten sie eine kirchliche Trauerfeierlichkeit zum Andenken an den Herzog von Berry, und es ward bei dieser Gelegenheit eine weiße Fahne entrollt. Ergrimmt darüber, drang das Volk in die Kirche ein, vertrieb die Legitimisten und zerstörte die Fahne und die Zeichen der Trauer. Einmal im Zuge, stürmte und verwüstete darauf die Menge den Palast des Erzbischofs, eines Hauptes der legitimistischen Partei. Der König, sofort über die Vorgänge unterrichtet, zeigte sich darüber gar nicht ungehalten. Man solle allein darauf merken, sagte er, daß das Palais-Royal nicht angetastet werde. Nicht lange darauf machten die Legitimisten noch eine falsche Rechnung, indem sie annahmen, das Volk, weil es mit Louis Philipp's Regierung unzufrieden sei, begehre die Rückkehr der älteren bourbonischen Linie. Stützen wir uns, sagten sich die Führer, auf die treue Vendée! Freilich, das Volk in der Vendée glaubte in seiner Einfalt an die Heiligkeit der Legitimität, und es wurde von den Priestern in Unwissenheit darüber erhalten, welche selbstsüchtigen Gelüste sich hinter dem Ruf: „Für Thron und Altar!" bargen. Herrlich wie das Christuskind wurde ihm der junge Herzog von Bordeaux (der „künftige legitime König Heinrich V."), seine Mutter aber, die Herzogin von Berry, wie die Mutter des Heilandes selbst geschildert. Die Herzogin reiste jetzt umher mit bedeutenden von der legitimistischen Partei aufgebrachten Geldmitteln und schürte den Aufstand. Aber diese Heilige ward begleitet von einem jüdischen Manne, dem sie mehr zugethan war, als es vor Gott und Menschen erlaubt ist, und dieser treue Begleiter und Verehrer der legitimistischen Madonna war ein Spion des schlauen Thiers, der diesen auf das Genaueste von allen Schritten der aufständischen Partei in Kenntniß erhielt, so daß alles Nöthige gegen dieselben in Bereitschaft gesetzt werden konnte. Die Erhebung erfolgte, doch ward die Regierung derselben mit Leichtigkeit Herr, und es gerieth die bei dem Ausbruche des Kampfes das Weite suchende Herzogin von Berry in ihre Gewalt.

Und siehe, die legitimistische Madonna, die bei ihrer Verhaftung mit Bezug auf ihren bis dahin treuen, nunmehr aber plötzlich verschwundenen Begleiter gerufen hatte: „er hat mich verrathen, dem ich mehr anvertraute als mein Leben!“ — sie genas im Gefängniß eines Kindleins, ein Vorgang, der viele ehrliche, über die bourbonische Hofmoral in Unwissenheit erhaltene Menschen zu der Ueberzeugung brachte, daß eine Linie der Bourbonen sittlich so tief stehe wie die andere, und daß die Reden von „Thron und Altar“ wie die von „Bürgerfreiheit“ nichts seien als eitel Lug, vorgetragen, um die gemeinste Selbstsucht zu decken und redliche Menschen für selbstische Zwecke hinzuopfern.

Nirgends so wie in Frankreich hatte die Seidenwirkerei geblüht. In Einem wurde aber diese Kunst noch übertroffen: in der der literarischen Weberei bezüglich der Darstellung historischer Ereignisse. Es mag kaum jemals ein Volk gegeben haben, dessen Schriftsteller es in der Kunst der Fälschung bei Vorführung historischer Ereignisse so weit gebracht haben, als dies bei dem Volk der Franzosen war und ist. Schuld daran ist die Gesammtheit der Nation, die Darstellungen begehrt, nicht wie sie der Wahrheit entsprechen, sondern wie sie seiner Eitelkeit genügen. Napoleon I. war kaum wenige Jahre todt, und schon ward an einem Bilde seines Lebens gearbeitet, das von der Wahrheit, so weit entfernt war wie der Himmel von der Erde. Die „heroischen Thaten der großen Nation“ ließen sich prächtig in das Bild einflechten, und so bildete sich schon damals über Napoleon in Frankreich eine Legende. Als literarischer Hauptfabrikant hatte damals Thiers an seiner „Geschichte des Kaiserreichs“ zu arbeiten begonnen. Ihm genügte es nicht, für das „Bürgerkönigthum“, zu wirken (wie dies von Seiten des ehrlichen Guizot geschah,) — er hatte Fühlung dafür, daß der „Regenschirm“ nicht gar zu lange in Frankreich regieren werde, und wenn er die Gelegenheit wahrnahm, unter der Herrschaft desselben seiner Eitelkeit Genüge zu thun und seine Truhen zu füllen, so sorgte er eben auch dafür, sich für andere Zeit möglich zu erhalten. Wie aber verhielt sich Louis Philipp den Lobpreisungen Napoleon's gegenüber? Er machte gute Miene zum bösen Spiel. Ueberdies war ja das Lob Napoleon's derartig verwebt mit dem Lobe der Nation, daß Eines nicht angetastet werden durfte, wollte man das Andere ungeschädigt lassen. Louis Philipp hielt es sogar für schlau, Verehrung für Napoleon zu heucheln, daher er auch Thiers' Plan, Napoleon's Standbild wieder auf die Vendomesäule zu setzen, zur Ausführung brachte. Ließ er sich doch sogar später dazu bewegen, die Asche Napoleon's nach Paris zurückzuführen!

Es sollte dies ein Zeichen der starken Regierung sein; doch es ward, — dafür fehlte dem Schlauen die Fühlung — mit diesem schnöden Spiel der Schatten eines furchtbaren Geistes emporgerufen. Zunächst erweckte jener heuchlerisch geübte Kultus Hoffnungen und Ansprüche der Erben Napoleon's I. Der Herzog von Reichsstadt, Napoleon's einziger Sohn, starb. Nun sah sich Louis Napoleon, der Sohn des Bruders Napoleon's, Königs von Holland, und der Königin Hortense, als legitimer Erbe an. Thiers' Verhalten trug gerade am meisten dazu bei, in Louis Napoleon den Gedanken zu erzeugen, die Hand nach der Krone Frankreichs auszustrecken. Zwei Versuche zu Straßburg und zu Boulogne — mißglückten; der zweite Versuch führte den Verwegenen in die Haft nach Hamm. Seine Unternehmungen waren gescheitert — hinterher jedoch erwiesen sie sich in ihren Wirkungen nicht als gänzlich ergebnißlos für ihn. Er hatte die Augen der Franzosen auf sich gelenkt, die bonapartistische Partei hatte in seiner Person einen Mittelpunkt gewonnen. Für den Kultus des Bonapartismus that Thiers einstweilen Weiteres in seinem Geschichtswerke, das nun erst recht bei den Franzosen Aufnahme fand, und Louis Napoleon wußte in seinen Anhängern durch politische Schriften, die er als Gefangener erscheinen ließ, die Zuversicht zu erwecken, daß er wohl befähigt sei, Napoleon's des Ersten, seines Oheims Werk, welches sich — Dank der literarischen Kunstweberei des Herrn Thiers! — in der Phantasie der Franzosen immer reizvoller gestaltete, würdig fortzuführen.

Im Gegensatze dazu ward den Franzosen die Regierung Louis Philipp's fortgesetzt verhaßter. Eine ungeheure Schuld lud sich der König (und mit ihm Thiers) durch sein Verhalten gegen die arbeitenden Klassen auf. Daß die Industriellen die Löhne auf eine möglichst niedrige Stufe herabdrückten, konnte einem Könige nicht mißfallen, der selbst seine Stellung im Staate dazu benutzte, sich, entgegen allen Anforderungen des Gewissens und der Ehre, unmäßig zu bereichern. In dem gewerbreichen Lyon waren die Löhne besonders tief herabgedrückt, während die Preise für die nothwendigsten Lebensbedürfnisse stiegen. Der Arbeiter erhielt für achtzehnstündige Arbeit achtzehn Sou (7½ Silbergroschen). Vergebens waren die Mahnungen der Menschenfreunde, die Warnungen der Presse, das offenbare Elend Tausender von Familien. Vergebens bemühte sich der Präfect, die reichen Industriellen zu vermögen, daß sie die Lohnsätze freiwillig um ein Weniges erhöhten. Die Regierung gab den Lohnherren Recht. Weshalb? Die Regierung sagte: Handeln wir den Wohlhabenden

nicht zu Willen, so lassen uns dieselben dies bei den nächsten Kammerwahlen fühlen! Es ward also nicht nach Recht und Billigkeit, sondern zu Gunsten derer entschieden, die das Wahlrecht hatten. In ihrer Verzweiflung verließen die Arbeiter die Fabriken und schwärmten müßig in der Stadt umher. Ohne daß sie sich thätlich vergangen hatten, wurde von der Bürgerwehr auf einen Haufen Arbeiter geschossen und eine Zahl derselben getödtet. Nun griffen die Arbeiter zur Wehr, und es entspann sich ein blutiger Kampf. Dem Präfecten gelang es, die Arbeiter zu beruhigen. Sie nahmen die Arbeit wieder auf, hoffend, der Präfect werde, wie er versprochen, ihre Sache zu ihren Gunsten lösen. Er that auch das Seine; aber Louis Philipp hatte Anderes im Sinne als der edeldenkende Präfect. Ihm war es lieb, daß sich ihm hier Gelegenheit darbiete, allen Arbeitgebern im Lande zu zeigen, daß ihnen unter allen Umständen die Hülfe der Regierung zur Seite stehe. Regiment auf Regiment rückte in Lyon ein, und als die Stadt von Soldaten vollgepfropft war, wurde Gericht über die Arbeiter gehalten, der Rädelsführer erschossen und die Austreibung von 10,000 Arbeitern in Vollzug gesetzt. Da in Folge eines solchen Verfahrens das Verhalten der Arbeitgeber bezüglich der Lohnfrage noch erbarmungsloser ward, kam es nach einiger Zeit zu einem äußerst blutigen Aufstande in Lyon. In jenem grausamen Verhalten Louis Philipp's, Thiers' und andrer diesen gleichgesinnten Männern, die abwechselnd die Ministerposten innehatten, wurzeln socialistische Lehren, von denen die Gesellschaft bis in die neuere Zeit hinein in steigendem Maße bedroht worden ist, und die zu bewältigen nur Mitteln entgegengesetzter Art möglich sein wird, wie solche von Louis Philipp und seinen gaunerhaften Mitschuldigen angewandt worden sind. Verschmähte es doch die Regierung sogar nicht, eine socialistische Erhebung in Paris, nachdem sie sich mit den nöthigen Mitteln des Widerstandes versehen hatte, geradezu hervorzurufen! Sie ward Herr der Verzweifelten, sie triumphirte. Nun kam der Gaunerkönig auf den Plan, die Stadt ringsum mit Befestigungen zu versehen, und Thiers gab sich dazu her, den Plan durchzuführen. Das böse Gewissen sagte den Machthabern, daß über Kurz oder Lang eine Erhebung der Bevölkerung gegen die Regierung zu erwarten sei, und da wollte man, da die Bastille im Innern geschleift war, Bastillen ringsum haben, um sich behaupten zu können. Aber wie ein solches Werk durchführen? Thiers wußte Rath. Er ließ die officiösen Soldschreiber in die Kriegstrompete stoßen, das Land als bedroht darstellen, ließ darlegen (und that dies selbst in der Kammer),

daß es der Würde der „Hauptstadt der Welt" entspreche, sich derart zu befestigen, daß es nie wieder einem Feinde möglich werde, seinen Fuß auf den „heiligen Boden" zu setzen. Diese Begründung behagte den Franzosen, wenngleich das Mißtrauen in Betreff des eigentlichen Zweckes in der Bevölkerung nicht gänzlich getilgt ward. — Ein neues Brandmal der Schande drückte sich Louis Philipp damit auf, daß er mehrere Tausend politische Flüchtlinge, die doch zum großen Theile ihm ihr Unglück zu verdanken hatten, auf einen Wink des Kaisers Nicolaus aus Paris vertreiben ließ. Selten ist wohl ein König Frankreichs von den Parisern mehr verachtet worden, als Louis Philipp. Die ihn hielten, thäten dies, weil sie verflochten waren in der Staatsgaunerei, die er betrieb, und auch, weil sie sich vor dem Ungeiste fürchteten, der sich in der Literatur kundbar machte. Daher kam es, daß der Ausbruch sich verzögerte. Die besseren Männer suchten Hülfe in der Reform des Wahlgesetzes. Um diese Zeit war Guizot leitender Minister. Der Ruf nach Ausdehnung des Wahlrechts ward der Losungsruf aller Parteien. Dies führte zur Abhaltung von Reformbanketten in verschiedenen Städten. Als man aber Miene machte, in Paris ebenfalls ein Reformbankett abzuhalten, erschien ein Verbot dagegen. Dies brachte die Bevölkerung in die höchste Aufregung, und es kam (am 22. und 23. Februar 1848) zum Kampfe. Der König versprach, das Wahlgesetz nach den Wünschen des Volkes zu ändern. Die Bevölkerung war befriedigt, die Barrikaden wurden hinweggeräumt, die Häuser erleuchtet. Ein Volkshaufe zog vor dem Ministerium des Aeußern auf und forderte die Beleuchtung des Gebäudes. Da fiel ein Schuß. Die zum Schutz des Gebäudes aufgestellten Soldaten meinten, es würde auf sie geschossen; sie gaben eine Salve auf die Menge, und ein halbes Hundert Menschen stürzten todt oder verwundet zu Boden. Sofort brach der Kampf von Neuem aus, die ganze Stadt bedeckte sich mit Barrikaden, Nationalgarde und Linien erklärten sich für das Volk. Nun begehrte der König von Thiers, der in letzterer Zeit wieder einmal in die Opposition übergegangen war und die Regierung wenige Tage vorher auf's Heftigste angegriffen hatte, daß er ihn rette. Aber das Volk war mit einem Wechsel des Ministeriums nicht mehr zufriedenzustellen, ihm galt es, den König zu vertreiben. Als der Kampf gegen die Tuilerien anhob, dankte Louis Philipp zu Gunsten des Grafen von Paris ab und suchte sein Heil in der Flucht.*) Die Herzogin

*) Es gelang ihm nach England zu entkommen, wo er 1850 starb.

von Orleans begab sich mit ihrem Sohne nach der Deputirtenkammer, fand jedoch nicht die Anerkennung der von ihr Namens ihres Sohnes beanspruchten Rechte und mußte sich vor der aufgeregten Menge, die den Ruf „Republik“ erhoben hatte, zurückziehen. Es wurde eine provisorische Regierung (Dupont de l'Eure, Lamartine, Ledru-Rollin, Arago, Garnier-Pagès, Crémieux und Louis Blanc) gewählt, die von allen Parteien des Landes sogleich anerkannt wurde. Was hatten nun dem Könige seine Künste, seine Schätze, seine Mitschuldigen und seine Befestigungen geholfen? Theilnahms- und mitleidslos sah die Welt ihn in die Verbannung gehen.

Louis Napoleon III.

Nun faßte Louis Napoleon, der aus Hamm entkommen war, und der sich zur Zeit in England aufhielt, neue Hoffnung. Sein nächster Wunsch war darauf gerichtet, in die Nationalversammlung gewählt zu werden, die im Mai zusammentreten sollte. Inzwischen mühete sich die neue Regierung redlich, den Forderungen des Volkes, soweit solche heilsam und erfüllbar erschienen, gerecht zu werden. Communistische Lehren waren hoch aufgewuchert, gezeitigt durch die heillose Regierung der Gaunergesellschaft, die unter Vorsitz Louis Philipp's das Land beraubt hatte. Von Eugen Sue, Victor Hugo und andern Schriftstellern war die sociale Frage als ergiebiger Stoff zu grellen Darstellungen benutzt worden, die in den besitzlosen Ständen unerfüllbare Hoffnungen erregten. Darstellungen solcher Art fanden ungeheure Verbreitung, nützten aber den arbeitenden Ständen, in deren Interesse sie angeblich geschrieben waren, nicht nur nichts, sie zerstörten vielmehr in den Gemüthern die Elemente, deren Förderung allein die Volkswohlfahrt bedingt. Jene Männer heuchelten Theilnahme für die „Elenden“; sie selbst aber lebten herrlich und in Freuden aus den Taschen der Bedrängten, der Käufer ihrer Bücher. Cabet entrollte vor der gierigen Menge das Bild einer Republik, in der es kein Privateigenthum gab, Arbeit und Genuß gleich vertheilt waren. Von Proudhon wurde alles Privateigenthum als Diebstahl an der Gesellschaft erklärt. Hätte Louis Philipp mit seinen Helfershelfern sich nicht durch Wucher, Börsenspiel und unbarmherzigen Druck der arbeitenden Klassen so schwer an der Gesellschaft vergangen, es würden die wahnwitzigen Lehren und unerfüllbaren Forderungen, die sich in jenen Schriften aussprachen, keinen oder nur geringen Anklang gefunden

haben. Gegenüber den oben genannten Schriftstellern erschien ein Louis Blanc als ein Mann conservativen Sinnes, wenngleich auch er unerfüllbare Forderungen aufstellte. Er verlangte, daß der Staat einem Jeden, der arbeiten könne, Arbeit und einen für die Arbeit entsprechenden Lohn biete. Sein System fand Glauben, es wurde ihm der Arbeiter Albert zur Seite gegeben, und beide eröffneten die Nationalwerkstätten, in denen auf Kosten des Staates producirt und dem Staate die Verpflichtung auferlegt wurde, die sich häufenden Erzeugnisse derartig zu verwerthen, daß stets Geldmittel zur Anfertigung neuer Arbeiten vorhanden seien. Die Verwerthung entsprach jedoch nicht dem eingelegten Capital, das bald auf Millionen anschwoll, und da es unmöglich war, alle Arbeiter zu beschäftigen, die Feiernden aber es erzwangen, daß ihnen Staatsunterstützungen gegeben wurden, was wiederum Millionen kostete, so sah die Regierung sich endlich gezwungen, die Nationalwerkstätten zu schließen. Dies führte zu dem Versuche des vierten Standes, sich der Herrschaft zu bemächtigen. Der Aufstand, der jetzt ausbrach, ward von den Legitimisten und Bonapartisten durch Geldmittel unterstützt, nicht weil Jene es wünschten, daß die Arbeiter zur Gewalt gelangten, sondern weil es ihnen vorerst darum zu thun war, die republikanische Partei, die sich der Gewalt bemächtigt hatte, zu erschüttern. Die Nationalversammlung ernannte den General Cavaignac zum Dictator; ihm gelang es, die Arbeiter in einem vier Tage währenden äußerst blutigen Kampfe, in welchem gegen 10,000 Menschen fielen, zu besiegen. Unter dem Schutz des Belagerungszustandes setzte darnach die Nationalversammlung ihre Arbeiten fort, und es wurden Vorbereitungen für die Präsidentenwahl getroffen. Auf der Bahn, die von ihm nach der Vertreibung Louis Philipp's betreten worden war, hatte Louis Napoleon Eines bereits erreicht: er war in die Nationalversammlung gewählt worden. Nun strengten die Bonapartisten alle Mittel an, die Wahl zum Präsidenten auf ihn, der die glühendste Hingabe zur Republik heuchelte, zu lenken, während die ehrlichen und gemäßigten Republikaner die Wahl Cavaignac's betrieben. Da die Legitimisten ihre Zeit noch nicht gekommen sahen und ihnen ein abenteuernder Louis Napoleon weniger gefährlich erschien, als der redliche und kräftige Cavaignac, und da auch die Socialisten und Communisten den General Cavaignac tödtlich haßten, und schon aus Haß gegen ihn für seinen Gegencandidaten stimmten, so geschah es, daß Louis Napoleon (10. Dec. 1848) mit großer Mehrheit zum Präsidenten der Republik gewählt wurde. Diejenigen, die die Moral der Napoleoniden kannten, sagten es damals

sofort voraus, daß Louis Napoleon, trotz seiner heiligsten Betheuerung, daß ihm die republikanische Staatsform als die den Franzosen angemessenste erscheine und trotz seines Eides auf die Verfassung, auf das Kaiserreich hinarbeite. Der 2. December 1851 belehrte die Welt, daß Louis Napoleon von jenen Männern richtig beurtheilt worden war. Nachdem Louis Napoleon schlauer Weise die Stimmung des Heeres sich geneigt gemacht und die wichtigsten Aemter der Armee und der Verwaltung in die Hände bestochener Personen gebracht hatte, erklärte er an dem genannten Tage die Nationalversammlung als aufgelöst, ließ die angesehensten Generale und Deputirten verhaften, worauf es ihm auch gelang, Herr des Aufstandes zu werden, den seine Gewaltthat hervorgerufen hatte. Unter dem Eindruck des Schreckens, den die Einkerkerungen und Deportationen, die der neue Gewalthaber ausführen ließ, hervorrief, ließ er über die von ihm ausgearbeitete Verfassung, nach der er die Präsidentenwürde zehn Jahre bekleiden und die Nation durch zwei Kammern (gesetzgebender Körper und Senat) vertreten sein sollte, abstimmen, und es ward die Verfassung mit 7 Millionen Stimmen angenommen. Damit hatte Louis Napoleon die dritte Station zum Kaiserthum erreicht, welches darnach (am 7. Nov. 1852) auf Vorschlag des von dem Gewalthaber gänzlich abhängigen Senats errichtet ward. Daß wiederum ein Mensch auf dem Wege des Mordes und des Eidbruchs zur Macht gelangt war, erregte bei der Mehrheit der Franzosen durchaus kein Bedenken. Die Geistlichkeit verehrte den neuen Macbeth auf dem Thron alsbald als einen Heiligen, da er sie in verschiedenster Art begünstigte und er auch den Papst Pius IX. gegen sein eigenes Volk in Schutz nahm; viele den wohlhabenden Ständen angehörende Personen, die die Schrecken des Juni-Aufstandes durchgemacht hatten, hätten dem Beelzebub selbst die Kaiserkrone zuerkannt, wäre ihnen von demselben die Vernichtung der „Rothen" zugesagt worden. Auch auswärts begann man es wohlgefällig anzusehen, daß in Frankreich sich eine Kraft aufgethan hatte, die sich den Anschein gab, den religiösen und socialen Gefahren gegenüber conservative Politik zu treiben. Und als Napoleon nun auch noch proclamirt hatte: „Das Kaiserreich ist der Friede!" da ward er in dem hohen Rath der europäischen Diplomatie als hochverdienter Staatsmann gefeiert, auf dessen Wort zu lauschen und dessen Wort zu deuten Weisheit erheische und Vorsicht gebiete. Inzwischen leitete der treue Schüler Machiavellis hinter dem Schirm jener Friedensphrase seine Kriege ein, oder vielmehr er rüstete sich, um — je nach Zeit und Gelegenheit — Krieg führen zu können.

Eine lockende Gelegenheit für den Napoleoniden fand sich bald, und zwar bereitete ihm diese der Kaiser Nicolaus von Rußland, der angebliche Hort der conservativen Interessen Europas, der aber durchaus nicht Anstand nahm, Einleitungen zu treffen, um der Türkei das Schicksal Polens zu bereiten und, den Plänen Katharinas II. Rechnung tragend, für Rußland den Löwenantheil des Raubes in Anspruch zu nehmen. Er suchte sich mit England zu verständigen, dem er Aegypten und Candia anbot, doch ging England auf den Plan nicht ein, weil es seine Interessen in dem Falle als auf's Aeußerste gefährdet ansah, daß Rußland in den Besitz des schwarzen Meeres, Constantinopels und der Donauländer gelange. Dennoch verfolgte Nicolaus seinen Plan, weil er der Meinung war, es werde von den europäischen Mächten ihm höchstens England Widerstand entgegensetzen. In den in Preußen herrschenden Regierungskreisen stand er so hoch und hehr in Ansehen, daß er von Preußen nicht Einspruch meinte befürchten zu dürfen. Oesterreich hatte er sich durch Niederwerfung des ungarischen Aufstandes unter Kossuth und Görgey zu Dank verpflichtet. Napoleon fürchtete er nicht, weil er diesen mit innern Angelegenheiten und mit den italienischen Wirren hinlänglich für beschäftigt hielt. Napoleon aber war entschlossen, das Vorgehen des Russenkaisers als Anlaß zum Kriege gegen ihn zu benutzen. Nicht die Forderung der Politik der Westmächte allein leitete ihn, der es nicht entsprach, daß Rußland sich durch den Zuwachs der Türkei verstärkte, ihn bestimmte eine ihm von Nicolaus zugefügte Beleidigung und die Stimmung seines Volkes. Gleich nach seiner Erhebung zum Kaiser hatte er sich mit huldigenden Worten an Nicolaus gewandt, aber das Anerbieten eines Zusammengehens „zu Gunsten der conservativen Interessen," war von dem stolzen Russenkaiser zurückgewiesen worden. Ferner reizte ihn der Gedanke, seinem Volke für die Niederlage, die in dem Winter von 1812 bis 1813 die „große Armee" in Rußland erlitten hatte, glänzende Revanche zu verschaffen, und er meinte gerade dadurch seine Macht in Frankreich befestigen zu können. Indem er sich nun mit England dahin verständigte, daß unter allen Umständen der Bestand der Türkei aufrecht erhalten werden solle, und nachdem auch Italien in das Einvernehmen gezogen worden war, trat er zunächst der russischen Diplomatie auf dem Gebiet entgegen, das diese betreten hatte, „um eine Sache an der Türkei zu haben." Es war dies das religiöse Gebiet. Russischen Agenten war es gelungen, unter den Bekennern der griechischen Confession in der Türkei den Glauben zu erwecken, daß der Zeitpunkt nahe sei, in welchem die

Türkei in Rußland aufgehen werde, daher sie ihre Ansprüche, die sich auf das Mitrecht, an christlichen Wallfahrtsorten gottesdienstliche Handlungen vorzunehmen, so rücksichtslos steigerten, daß es zu Reibungen nicht nur zwischen Bekennern der griechischen Confession und Mohamedanern, sondern auch zwischen Erstgenannten und Bekennern der römisch-katholischen Kirche kommen mußte. Nicolaus trat nun zu Gunsten seiner Glaubensgenossen auf und forderte durch seinen Gesandten Menzikoff von dem Sultan, ihm das Protectorat über alle in der Türkei lebenden Christen griechischer Confession zuzusprechen. Die Zusage hätte für die Türkei bedeutet, Rußland die gewünschte Gelegenheit zur Einmischung in die türkische Verwaltung hundertfach geben. Die Forderung wurde abgelehnt. Inzwischen hatte Napoleon an die Türkei das Verlangen gestellt, den römischen Katholiken in Bezug auf Benutzung der Wallfahrtsorte gleiche Rechte mit den Bekennern anderer Confessionen einzuräumen, und es war von der Pforte eine zustimmende Antwort ertheilt worden. So spielten nun beide Kaiser die Schutzherren über Christen, beide Wahrung religiöser Interessen vorgebend, beide aber selbstsüchtige Interessen verfolgend. Ein weniger hochmüthiger Mann, als Nicolaus es war, hätte nun wohl inne gehalten auf seiner Bahn. Er vermeinte jedoch nun um so weniger zurückgehen zu können, daher er dem Fürsten Gortschakoff befahl, die Moldau und Wallachei zu besetzen. Der Pforte blieb nun nichts übrig, als an Rußland den Krieg zu erklären. Omer Pascha, der an die Donau vorrückte, schlug (bei Oltenizza) einen mit überlegener Macht auf ihn von den Russen unternommenen Angriff zurück. Der Pforte, die sich inzwischen an die Westmächte um Beistand gewandt hatte, war ein solcher zugesagt worden, falls Nicolaus nicht seine Kriegsmacht zurückziehe, und sie ließen, um über den Ernst ihres Beschlusses keinen Zweifel aufkommen zu lassen, ihre Flotten in den Bosporus einsegeln. Gleichwohl überfiel die russische Flotte ein türkisches Geschwader im Hafen zu Sinope und vernichtete dasselbe, wobei gegen 4000 Türken ihr Leben einbüßten. Die Türken hatten sich in dem ungleichen Kampfe gegen eine ungeheure Uebermacht mit Ruhm bedeckt und waren ehrenvoll unterlegen. Diese Blutthat war geschehen, während von Seiten der Westmächte eben noch Friedensbemühungen gemacht worden waren. Nun erfolgte die Kriegserklärung der Westmächte, französische und englische Truppen (unter Marschall St. Arnaud und Lord Raglan) erschienen an der Donau, Charles Napier blokirte die Hafenplätze des finnischen Golfs. In Bezug auf Oesterreich hatte sich nun Nicolaus doch verrechnet, da es

ein Heer an der türkischen Grenze aufstellte. Es handelte sich dabei von Seiten Oesterreichs um eine Demonstration, deren Wirkung jedoch den Westmächten zu Gute kam. Paskewitsch räumte, nachdem seine heftigen Stürme auf Silistria rühmlich von Mussa Pascha abgeschlagen worden waren, die Donaufürstenthümer, die darauf von den Oesterreichern besetzt wurden. Ein Weiteres geschah von Seiten Oesterreichs nicht, und als nun die Russen in die Dobrutscha einfielen, wurde von Seiten der Westmächte beschlossen, den Hauptkriegsschauplatz nach der Krimm zu verlegen. Die Alliirten landeten, 68,000 Mann stark, bei Eutorpia und trafen einige Meilen landeinwärts (an der Alma) auf den von Menzikoff geführten Feind, der von ihnen, trotz der außerordentlich festen Stellung, die er eingenommen hatte, geschlagen wurde. Darauf schritten die Alliirten zur Belagerung Sebastopols. Die Arbeiten, die den Herbst und Winter über betrieben wurden, waren äußerst mühselig; den Russen kam es zu statten, daß der Feind an Truppenzahl nicht stark genug war, die Festung, die von Süden aus in Angriff genommen worden war, auch im Norden einzuschließen, daher die russische Besatzung fortgesetzt Zufuhr erhielt. Marschall St. Arnaud war der Cholera erlegen, worauf Canrobert das Commando übernahm, der es jedoch bald in Pelissier's Hände legte. Die Alliirten wurden von den Russen (bei Balaclava und bei Inkermann) mit Uebermacht angegriffen, und nur der heldenmüthigsten Anstrengung gelang es, sich des Feindes zu erwehren und ihn schließlich in die Festung zurückzuwerfen. Die Ungunst des Klimas im Herbst und Winter kostete den Alliirten außerordentlich schwere Opfer. Im Frühjahre wurden auf beiden Seiten die Heere bedeutend verstärkt. Da starb plötzlich (2. März 1855) Nicolaus. Sein Sohn und Nachfolger Alexander II. erklärte bei seiner Thronbesteigung, daß er den Krieg im Sinn und Geiste seines Vaters fortzuführen beschlossen habe. Um diese Zeit war es, daß (unter Führung des Generals La Marmora) ein sardinisches Hülfscorps auf der Krimm erschien. Die Belagerungsarbeiten wurden mit erneutem Eifer betrieben, das Bombardement begann, und den Alliirten gelang es, sich einiger vorgeschobenen Werke zu bemächtigen. Der am 18. Juni unternommene erste Hauptsturm auf die Festung mißglückte. Nun wurde die Festung ununterbrochen von etwa 700 Geschützen beschossen, ein zweiter, am 8. September ausgeführter Hauptsturm brachte den die Festung beherrschenden Malakoffthurm in die Gewalt der Alliirten. Der an Stelle Menzikoff's zum russischen Oberbefehlshaber ernannte Fürst Gortschakoff ließ, während die Besatzung im Norden der Stadt Stellung nahm' die

russische Flotte versenken und die noch stehenden Bastionen in die Luft sprengen, so daß den Siegern ein Schutthaufen in die Hände fiel. Alexander II., der den Krieg als eine Ehrensache fortgeführt hatte, ließ sich, als um diese Zeit die Kunde von der Einnahme der in Asien gelegenen türkischen Festung Kars eintraf, von Friedensfreunden gern einreden, daß der Ehre der russischen Waffen nun genug gethan, daher er den Frieden annahm, der ihm von den Alliirten angeboten wurde. Der in Paris (am 30. März 1856) unterzeichnete Friede gewährleistete der Türkei ihren Länderbestand und stellte die Donaufürstenthümer unter den Schutz der Großmächte. Rußland entsagte dem Protectorat über die Christen in der Türkei, die Donaumündungen wurden der Türkei zugesprochen, die sich verpflichtete, sie allen Völkern für den Verkehr frei zu lassen. Außerdem versprach Rußland, nur eine beschränkte Zahl von Kriegsschiffen im schwarzen Meere zu halten.

Louis Napoleon hatte mit diesem Kriege den von ihm verfolgten Zweck erreicht. In Paris war der Congreß abgehalten worden; ihm war die Rolle, die Nicolaus längere Zeit gespielt hatte, zugefallen: die des Schiedsrichters in europäischen Angelegenheiten.

Bei Gelegenheit des Friedenscongresses wurde von dem Manne, der der Welt erklärt hatte: „das Kaiserreich ist der Friede!" ein neuer Krieg eingeleitet. An dem Congreß nahm auch Sardinien, vertreten durch den Minister Cavour, Theil. Cavour empfing von Napoleon das Versprechen, daß, falls die Spannung zwischen Oesterreich und Sardinien zu einem Kriege führen sollte, Frankreich auf Seite des letzteren treten werde. Die gesammte nationale Partei in Italien hoffte durch Sardiniens Politik die Einheit Italiens zu erlangen, demnach diejenigen Länder, die zur Zeit noch unter Fürsten aus dem bourbonischen und dem habsburgischen Geschlecht standen, unter das Scepter des eingeborenen savoyisch-piemontesischen Herrscherhauses zu bringen. In diesem Sinne war Napoleon selbst früher als Mitglied einer Gesellschaft in Italien thätig gewesen, und es war, als er in Frankreich zur Macht gelangt war, von seinen früheren Genossen eine Zeit lang gehofft worden, er werde der Befreier Italiens werden. Die Aussicht dazu war aber fortgesetzt mehr geschwunden. Napoleon hatte sogar schon in der Zeit seiner Präsidentschaft die der Einheit entgegenarbeitende klerikale Partei in Italien unterstützt, und er war auf dieser Bahn entschiedener noch vorgegangen, seitdem er sich mit der ultramontan gesinnten Spanierin

Eugenie vermählt hatte. Der Krimmkrieg oder vielmehr die Betheiligung Sardiniens an diesem Kriege hatte nun Napoleon's Stellung zu Italien wieder verändert. Auf Betrieb des klugen Cavour war eben Sardinien als Alliirter der Westmächte aufgetreten, um letztere sich geneigt zu machen, die italienische Sache gegen Oesterreich zu unterstützen und um im Rathe der Großmächte Sitz und Stimme zu gewinnen. Dies war der Politik Cavour's gelungen, und Napoleon hatte die Gelegenheit wahrgenommen, Sardinien in seiner Feindschaft gegen Oesterreich auf diese Weise zu bestärken und zu einem Kriege zu treiben, der da versprach, Frankreichs Kriegsruhm zu vermehren und ihm auch (in diesem Sinne war ein geheimes Abkommen mit Cavour zu Stande gebracht worden) Länderzuwachs zuzubringen. In den Augen der geheimen Gesellschaften jedoch galt Napoleon als ein von seinen früheren Gelöbnissen Abgefallener, und Orsini, ein ehemaliger italienischer Abgeordneter, der eine Zeit lang als Verbannter in England gelebt hatte, suchte ihn, als er mit seiner Gemahlin in's Theater fuhr, dadurch aus dem Wege zu räumen, daß er ihm Sprenggeschosse, deren Wirkungen verheerender Art waren, unter den Wagen schleuderte. Napoleon kam mit dem Leben davon, Orsini wurde hingerichtet, aber die Eröffnungen, die Letzterer vor seinem Tode gemacht hatte, waren für Napoleon wenig tröstlicher Art, da sie ihm zeigten, daß sein Leben von den Mitgliedern der italienischen Geheimbünde so lange bedroht sei, als er es unterlasse, ernste Schritte zur Förderung der Einheit Italiens zu thun. Dies bestimmte ihn, die Sache Sardiniens eifriger noch zu betreiben, als es wohl sonst würde geschehen sein. Es wurde eine Heirath seines Vetters Napoleon Bonaparte mit der Prinzessin Clotilde von Sardinien zu Stande gebracht, der König Victor Emanuel erklärte in der Thronrede, es sei unmöglich, daß Sardinien länger noch gegenüber dem Schmerzensschrei, der sich von unterjochten Gliedern des italienischen Stammes erhoben, unempfindlich bleiben könne. Dies ging gegen Oesterreich, unter dessen Joch Venedig und die Lombardei schmachteten. Da beschloß Oesterreich, der Sache dadurch ein Ende zu machen, daß es an Sardinien in einem Ultimatum die Forderung stellte, sofort sein Heer auf den Friedensfuß zu setzen und das von Garibaldi geführte Freicorps aufzulösen. Auf die ablehnende Antwort überschritt der unfähige General Gyulay mit einem Heere die sardinische Grenze. Zu einem solchen übereilten Schritt Oesterreich zu treiben, war Napoleon's Absicht gewesen. Er erklärte in dem

Ueberfall des Alliirten Frankreichs die Ehre Frankreichs beleidigt, und stellte es als seine Pflicht hin, dem bedrängten Sardinien beizustehen. Während Gyulay den Vortheil der Zeit nicht benutzte und die Diplomatie vergebens sich mühete, den Ausbruch des Krieges zu verhindern, vervollständigten Sardinien und Frankreich ihre Rüstungen, und die Heere vereinigten sich. Zwei blutige Schlachten bei Magenta und bei Solferino (am 4. und am 24. Juni 1859) entschieden gegen Oesterreich. Um diese Zeit rüstete Preußen, und da Napoleon befürchtete, von Preußen am Rhein angegriffen zu werden, betrieb er eilfertig Friedensverhandlungen mit Kaiser Franz Joseph, und es kam am 11. Juli ein Friedensschluß zu Villafranca zu Stande, der bald darauf zu Zürich endgültig vollzogen ward. Die Lombardei ging an Frankreich und von Frankreich an Sardinien über. Napoleon hatte erklärt, Italien solle frei werden bis zur Adria. Er hatte entgegen diesem Gelöbniß den Krieg plötzlich unterbrochen und Venedig in der Gewalt Oesterreichs gelassen. Er hatte ferner versichert, das Schwert einzig und allein für eine „Idee“ zu ziehen. Hinterher kam es heraus, daß er sich für seinen Beistand von dem Könige von Sardinien Savoyen und das Stadtgebiet von Nizza als Lohn hatte zusagen lassen. Diese Gebiete wurden zu Frankreich geschlagen. Die Gebiete der vertriebenen Fürsten von Modena und Toscana blieben in dem Besitz Sardiniens.

Der Bürgerkrieg in Nordamerika. (1861—1865.)

Eine verhängnißvolle Erbschaft hatten eine Zahl der nordamerikanischen Staaten aus der alten Zeit in die neue hinüber genommen: das Recht, sich Sclaven zu halten. Als die Kolonieen sich vereint hatten zum Kampf gegen das Mutterland, war die Sclavenfrage als eine innere Angelegenheit der betheiligten Staaten angesehen worden. Kaum war der Sieg errungen, so begann die öffentliche Meinung sich mit der Sclavenfrage ernstlich zu beschäftigen. Es war offenbar, daß die Sclaverei nicht den Grundsätzen entsprach, die bei der Erhebung zum Kampf gegen das Mutterland in den „Menschenrechten“ proclamirt worden waren. In den nördlichen Staaten, in denen sich eine arbeitsame, intelligente Bevölkerung germanischer Abkunft befand, war die Sclaverei niemals heimisch gewesen, und je mehr diese Staaten, denen sich der Strom der Einwanderung vorherrschend zu-

wandte, an Einwohnern zunahmen, um so mehr drängte die öffentliche Meinung dahin, in den südlichen Staaten die Sclaverei zu unterdrücken. In den südlichen Staaten war die Mehrheit der Bevölkerung spanischer und französischer Abkunft. In demselben Maße nun, als vom Norden her für Freigebung der Sclaven agitirt wurde, erschöpfte sich der Süden in sophistischen Beweisführungen für die Gerechtigkeit seiner Sache, und es gelang ihm längere Zeit hindurch, die wichtigsten Staatsämter mit Männern zu besetzen, die in der Sclavenfrage auf seiner Seite standen, ja er setzte es sogar durch, daß ein Gesetz zur Annahme gelangte (das berüchtigte Sclaven=Einfangegesetz), nach welchem nördlichen Staaten die Verpflichtung auferlegt ward, auf farbige Flüchtlinge aus den Sclavenstaaten zu fahnden und sie ihren Herren zurückzuliefern. Immer mehr ward im Norden erkannt, daß es sich in Bezug auf die Sclaverei um eine Frage handle, die schließlich nur mit dem Schwerte zu lösen sein werde. Den weiteren Anlaß dazu gab der Süden dadurch, daß, als gegen seinen Willen (1860) Abraham Lincoln zum Präsidenten der Republik gewählt worden war, 11 Sclavenstaaten ihren Austritt aus der Union erklärten, sich unter dem Namen „Conföderirte Staaten von Nordamerika“ als einen neuen Staatenbund constituirten und den früheren Kriegsminister Jefferson Davis zu ihrem Präsidenten erwählten. Die conföderirten 11 Staaten zählten 5½ Million Weiße und 3½ Million Sclaven. Ihnen standen gegenüber 23 Nordstaaten mit 22½ Million Weißen und ½ Million Sclaven. Damit war eine Lebensfrage für den nordamerikanischen Freistaat aufgetreten. Es handelte sich für die Nordstaaten weniger darum, eine kleine Zahl von Staaten aus ihrem Bunde zu verlieren, als vielmehr darum, ob sie es zugeben sollten, daß an ihrer Grenze sich ein selbstständiger Bundesstaat mit ihnen feindseligen Tendenzen constituire. Ein solcher Staat — dies ließ sich voraussehen — würde sich durch Aufnahme neuer sich an seinen Grenzen bildender Staaten vergrößern, und es würde dann über Kurz oder Lang der Versuch von ihm gemacht werden, seine Grundsätze mit dem Schwerte in der Hand dem Norden aufzudrängen. England und Frankreich sahen die Sache nicht vom Standpunkt der Moralität, sondern von dem des materiellen Staatsinteresses an. Ein Zerfall der mächtig aufwachsenden nordamerikanischen Union war ihnen willkommen, und sie gaben den rebellischen Südstaaten alsbald ihre Sympathie zu erkennen. Napoleon ward noch von einem besonderen Interesse dabei geleitet. Wie er in Europa darnach strebte,

das politische Haupt der romanischen Völkerschaften zu werden, so gelüstete es ihn auch, in Amerika ein gleiches Ziel zu verfolgen. Es handelte sich mithin bei diesem Aufstande der Südstaaten um einen Kampf gegen den protestantisch-germanischen Norden der Union, und daß dennoch England eine die Südstaaten in ihrem Widerstande bestärkende Stellung einnahm, wird ihm immer zur Schmach angerechnet werden müssen. Die Nordstaaten erklärten die vereinten nordamerikanischen Freistaaten als einen einigen Staatskörper, den Austritt der 11 Staaten als Rebellion und stellten den „Conföderirten" eine Frist zur Zurücknahme ihrer Erklärung. Da Letztere nicht erfolgte, nahm der Krieg seinen Anfang. Von den Nordstaaten ward die Widerstandskraft der Südstaaten anfänglich unterschätzt, daher nicht die genügende Zahl von Streitkräften aufgeboten. Ferner bewährte sich der aus dieser Auffassung hervorgehende Kriegsplan nicht. Die Absicht der Unions-Generale ging dahin, mit ihren Streitkräften die Heere der Conföderirten einzuschließen. Die dadurch erforderliche sehr lange Umfassungslinie gestattete aber den Generalen der Conföderirten vom Centrum des Kriegsschauplatzes aus kraftvolle Stöße auf den Feind auszuführen, ihm bedeutende Niederlagen beizubringen und ihn in die Defensive zurückzuwerfen. Als begabte Führer des Südens thaten sich hervor: Beauregard, Lee, Johnston, Stonewall, Jackson. Nun erst begann der Norden seine Kraft aufzubieten. In einer Reihe von blutigen Schlachten wurden die Heere der Conföderirten überall zurückgedrängt; glänzenden Kriegsruhm erwarben sich auf Seiten der Unionstruppen die Generale Grant und Sherman. Welche Anstrengungen der Süden machte, ergiebt sich daraus, daß von seiner Seite der Feldzug des dritten Jahres der Kriegsführung (1864) mit über 200,000 Mann eröffnet wurde. Ihm standen über 400,000 Mann Unionstruppen entgegen. Von Lincoln war inzwischen die Befreiung der Sclaven in den kriegführenden Staaten verkündet worden, welches zur Folge hatte, daß Sclavenstaaten, die auf Seiten der Union standen, aus eigenem Antriebe die Freigebung ihrer Sclaven erklärten und auch ein Heer von Farbigen gebildet werden konnte. Bei der neuen Präsidentenwahl wurde Abraham Lincoln wieder gewählt und damit den Versuchen der Freunde der Conföderirten, diese als selbstständige Staatengruppe anzuerkennen, die Wurzel abgeschnitten. Der mit Kraft fortgeführte Krieg führte endlich zur Bewältigung des Südens (1865). Der vier Jahr dauernde Krieg hatte über eine halbe Million Streiter hinweggerafft.

Als Lincoln an das Werk ging, dem besiegten Gegner die Rückkehr in die Union durch Anwendung von Mitteln, wie Milde sie eingab, zu erleichtern, ward er von einem fanatischen Anhänger der Sclavenstaaten (Wilkes Booth) meuchlings erschossen. Um dieselbe Zeit wurde auch ein Attentat auf den Staatssecretär Seward ausgeübt. Seward genas von seiner Verwundung. Es handelte sich bei den Meuchlern nur um eine That der Rache, denn die Attentate konnten, wie sie wohl wußten, das Ergebniß des Krieges nicht wieder aufheben.

Kriege Deutschlands seit 1863.

Der Krieg um Schleswig-Holstein, 1864.

Die deutschen Herzogthümer Schleswig und Holstein standen unter der Oberhoheit der Krone Dänemarks, doch war ihnen die Verbindung unter sich und die Selbstständigkeit in Bezug auf die Verwaltung garantirt. Die herrschende Partei in Kopenhagen ging darauf aus, beide Staaten zu danisiren, ja es wurde sogar (November 1863) von dem Könige Christian IX. die Einverleibung Schleswigs in den dänischen Staat ausgesprochen, ein Act, gegen den der deutsche Bund sofort Protest einlegte. Preußen und Oesterreich vereinigten sich jedoch, die streitigen Angelegenheiten in ihrer Eigenschaft als Großmächte selbstständig zum Austrage zu bringen. Die Anregung dazu war von Preußen ausgegangen, welches es als Pflicht ansah, sich der gefährdeten deutschen Sache im Norden anzunehmen. Die Hinzuziehung Oesterreichs war von Seiten Preußens ein Act der Vorsicht gewesen, da in der Frage wegen der Herzogthümer England, Frankreich, Rußland und Schweden auf Seiten der Dänen standen, die eben deshalb auch meinten, den deutschen Großmächten trotzen zu können. Die Einverleibung Schleswigs war in der Novemberverfassung ausgesprochen, die am 1. Januar 1864 Gesetzeskraft erhalten sollte. Als nun, trotz der Androhung der beiden Großmächte, einen solchen Act als Kriegsfall annehmen zu wollen, die Novemberverfassung am genannten Tage publicirt wurde, verließen die Gesandten Preußens und Oesterreichs Kopenhagen, und es erging an den dänischen Oberbefehlshaber de Meza die Aufforderung, Schleswig zu räumen. Der Oberbefehlshaber der vereinten preußisch-österreichischen Heermacht (45,000 Mann) war der preußische Feldmarschall von Wrangel; unter ihm führte Prinz Friedrich Karl die preußischen, Feldmarschall-Lieutenant v. Gablenz die österreichischen Truppen. Am 1. Februar überschritten die Verbündeten die Eider. Die Dänen standen hinter einer Reihe starker Befestigungen (Dannewerke, Danevirke). Von den

Preußen am 2. Februar auf dem rechten Flügel (bei Missunde) und am 3. Februar von den Oesterreichern auf dem linken Flügel (bei Oberselk) angegriffen, zogen die Dänen sich zurück und räumten Schleswig bis auf die feste Stellung im Sundewitt, die Düppeler Schanzen und die starkbefestigte Insel Alsen. Die Preußen rückten vor die Düppelstellung, und es wurde zur Belagerung derselben geschritten, während die Oesterreicher, verstärkt durch preußische Truppen, die Grenze Jütlands überschritten und bis zum Limfjord vordrangen. Am 18. April erstürmten die Preußen die Düppeler Schanzen und auch die Brückenköpfe hinter den Schanzen. Die Beute, die diese glänzende Heldenthat, die den Preußen an Todten und Verwundeten gegen 1000, dem Feinde an Todten, Verwundeten und Gefangenen gegen 6000 Mann gekostet hatte, bestand in 118 Geschützen, 20 Espignols und 40 Danebrogfahnen. Aus Furcht vor den nun in Jütland eindringenden Preußen räumten die Dänen die Festung Fridericia, die darauf von Truppen der Verbündeten besetzt wurde. An Stelle Wrangel's ward Prinz Friedrich Karl zum Oberbefehlshaber ernannt. Eine ebenso glänzende Heldenthat als die Erstürmung der Düppeler Schanzen war der von ihm am 29. Juni auf Kähnen ausgeführte Uebergang nach der auf der Sundseite durch 32 Batterien gedeckten Insel Alsen und die Eroberung der Insel. Die Preußen machten 2800 Gefangene und erbeuteten (außer vielen anderen Kriegsvorräthen) 97 Geschütze und 2000 Gewehre. Dies entschied den Krieg, denn nach diesem Vorgange fühlten die Dänen sich selbst in Kopenhagen nicht mehr sicher. Drei Wochen später, nachdem die Preußen unter Vogel von Falkenstein bis nach der Nordspitze Jütlands vorgedrungen waren, und auch die junge preußische Marine sich in Kämpfen zur See rühmlich hervorgethan hatte, erfolgte (30. October 1864) der Friede mit Dänemark. Dänemark trat Schleswig, Holstein und Lauenburg an Preußen und Oesterreich ab.

Der deutsche Krieg von 1866.

In Preußen war (1861) das Staatsruder in die kräftige Hand König Wilhelm's I. übergegangen, und es stand ihm in dem Minister v. Bismarck ein genialer Staatsmann zur Seite. Preußen hatte unter der Regierung Friedrich Wilhelm's IV. schwere Demüthigungen zu erdulden gehabt. Nachdem bei den Bewegungen des Jahres 1848 die absoluten Staatsformen in den deutschen Großstaaten gefallen

waren, und Oesterreich zur Auflösung des Bundestages seine Zustimmung gegeben hatte, kündigte Letzteres, den auf Gründung eines Nordbundes (Drei-Königs-Bündnisses) ausgehenden Bestrebungen Preußens gegenüber, die Wiedereröffnung des alten Bundes an, und Preußen, von den Staaten (Sachsen und Hannover), die sich mit ihm zur Gründung des Nordbundes vereinigt hatten, verlassen, sah sich, da es in der Bundesfrage alle Regierungen Deutschlands und auch auswärtige Mächte gegen sich hatte, genöthigt, nachzugeben. Es erfolgte der Tag von Olmütz oder — wie die damals in Preußen herrschende Kreuzzeitungspartei sagte — die „Buße von Olmütz," die als darin bestehend angesehen ward, daß Preußen den verhaßten Bundestag, den die von Oesterreich geübte und von auswärtigen Mächten unterstützte Infamie geradezu zum Schaden desselben gestiftet hatte, — wieder aufrichten half! — In dem Frohlocken darüber gab sich ein Nachklang des blinden Hasses gegen alles sogenannte revolutionäre Wesen kund, der Befriedigung darin suchte, Einrichtungen, die von der Volksmeinung verurtheilt waren, gerade um deswillen zu halten, oder, falls ihre Beseitigung erfolgt war, wieder aufzurichten. In jener Zeit tummelte in den parlamentarischen Kämpfen das kreuzritterliche Roß mit seltener Kraft und Gewandtheit Herr v. Bismarck, dem die herrschende Partei alsbald zu Amt und Würden verhalf. Er wirkte im auswärtigen Amte, bekleidete Gesandtschaftsposten, war namentlich längere Zeit Gesandter an dem wieder aufgerichteten Bundestage. Das war seine staatsmännische Schule, die in ihm andere Anschauungen zeitigte, als die waren, in denen die Doctrin der herrschenden Partei wurzelte. Wie hätte Letztere ahnen können, daß der Mann, den sie nach Frankfurt sandte, um den Bundestag befestigen zu helfen, ein Jahrzehend später diesen selben Bundestag in tausend Stücke schlagen würde! Daß man in Preußen dem Ungeiste, der zur „Buße von Olmütz" geführt, Abschied gegeben hatte, war aus der Art zu erkennen gewesen, wie der Krieg gegen Dänemark geführt worden war; über die preußische Kriegstüchtigkeit aber hatte die Ausführung des Krieges hinlänglich Zeugniß gegeben.

Der Initiative Preußens war es zu verdanken gewesen, daß nicht wieder deutsche Gebiete verloren gegangen waren. Nun aber entstand die Frage: Welche Stellung sollen die freigewordenen nordischen Herzogthümer zu Deutschland nehmen? Alsbald erhob sich eine lebhafte Agitation zu Gunsten des Prinzen Friedrich von Augustenburg, obgleich es offenkundig war, daß dessen Vater für eine bedeutende Summe in seinem und seiner Erben Namen seinem Erbrecht auf die

Herzogthümer entsagt hatte. Andrerseits ward in der Presse und in Versammlungen vielfach der Wunsch laut, es möchten die Herzogthümer zu eigenem und zum Heile Deutschlands dem preußischen Staate einverleibt werden. Die preußische Regierung verhielt sich diesem Wunsche gegenüber zurückhaltend; dagegen ward von ihr mit Entschiedenheit in Aussicht genommen, nur solcher Gestaltung der Dinge in den Herzogthümern zuzustimmen, durch die für Preußen sich der Gewinn einer gesicherten Stellung zum Meere ergebe. Es handelte sich dabei für Preußen um das Mitbenutzungsrecht des Kieler Hafens. Aber sofort machten alle seine offenen und heimlichen Feinde — die Regierung Oesterreichs an der Spitze — in dieser Frage Front gegen Preußen. In sophistischer Weise wurde in bestochenen Preßorganen der „Selbstständigkeit" des neuen Staates das Wort geredet, der Particularismus der Bevölkerung wachgerufen, während es der österreichischen Politik und der von Oesterreich beherrschten Politik der Mittel- und Kleinstaaten doch nur darum zu thun war, dem Netz des Bundestages, das sich Preußen in der traurigen Periode des Manteuffelschen Regiments wieder über den Kopf hatte werfen lassen, durch Errichtung eines neuen Kleinstaates eine neue Masche hinzuzufügen, um jenes desto sicherer bis zur Erstickung einschnüren zu können. Das sollte für Preußen der Lohn für den ruhmreichen Kampf zu Gunsten der Herzogthümer und für die in dem Kampfe der deutschen Sache gebrachten Opfer sein! Glücklicherweise standen zur Zeit in Berlin Männer am Steuerruder des Staates, die die gegen Preußen ins Werk gesetzten Machinationen, in welche — durch Zusagen, ihm beistehen zu wollen — der Prinz von Augustenburg hineingezogen worden war, im Kern durchschaueten, und denen es eben so wenig, wie an Scharfblick, an Willenskraft und Kühnheit fehlte, ihnen entsprechend zu begegnen. Eine Sturmflut des Unwillens wurde gegen Preußen aufgewühlt, durch die österreichische Presse und die Presse der Mittel- und Kleinstaaten ein förmlicher Kreuzzug gegen dasselbe gepredigt; es wurde ihm angedroht: Oesterreich werde sich, falls Preußen seinen Forderungen nicht vollständig entsage, diesmal nicht mit einem bloßen „Olmütz" begnügen; ja es wurde für Preußen nicht weniger als — Brandschatzung der Hauptstadt, Theilung des Landes und Herunterdrückung des Restes zum Markgrafenthum Brandenburg in Aussicht gestellt! —

Das war deutlich und wirkte — in Bezug auf Klärung und Stärkung der Volksmeinung in Preußen — heilsam. In seinem Siegesübermuthe hatte der gereizte Gegner verrathen, daß in der

Kaiserburg zu Wien die alte Feindschaft gegen den Staat, in welchem sich die Verjüngung Deutschlands auf protestantischer Grundlage vollzog, trotz der bei Gründung der „heiligen Alliance" getauschten Gelöbnisse, noch in voller Blüthe stand.

Klar und fest die Lage überschauend, ward von Bismarck noch ein Versuch gemacht, die streitige Angelegenheit friedlich zu ordnen. Das vorläufige Besitzrecht auf die Herzogthümer war zu gleichen Theilen auf Preußen und Oesterreich übergegangen; die Verwaltung wurde gemeinsam geführt. Auf Vorschlag Preußens erfolgte eine Vereinbarung, der zufolge die Verwaltung beider Herzogthümer getrennt, die Schleswigs an Preußen, Holsteins an Oesterreich, das Besitzrecht über Lauenburg aber gegen eine an Oesterreich gezahlte Summe von 2½ Million dänischen Thalern an Preußen überging (Vertrag zu Gastein, 14. August 1865). Da auch diese Ordnung der Dinge die Gegner Preußens nicht geneigt machte, von ihrem Plane der Einschnürung Preußens auch nur das Mindeste aufzugeben, erklärte Preußen, daß es sich nunmehr aller seiner bisher gegen Oesterreich geübten Rücksichten als enthoben ansehe, und daß es — namentlich in Bezug auf Verbindungen — weiterhin nur seine eigensten Interessen befragen werde. Jedermann verstand, daß Preußen damit seine Absicht ausdrückte, mit Italien, dem Todfeinde Oesterreichs, mit dem es bereits in Unterhandlung getreten war, ein Schutz- und Trutzbündniß abzuschließen. Oesterreich verstärkte seine Rüstungen und forderte die Bundesstaaten auf, sich in Kriegsbereitschaft zu setzen. Dies wiederum veranlaßte das preußische Cabinet, an die Bundesstaaten die Frage zu richten, ob Preußen, falls Oesterreich zum Friedensbruche schreiten sollte, von ihnen Beistand zu erwarten habe. Die Bundesstaaten antworteten — in einer gleichlautenden Note — ablehnend. Die Situation war dadurch geklärt, und nun begann auch Preußen zu rüsten.

Plötzlich (im Anfange April 1866) ward die Welt durch eine friedliche Kundgebung Oesterreichs in Verwunderung gesetzt. Oesterreich schlug Abrüstung vor, und da Preußen an Oesterreich das Verlangen stellte, es solle, wie es mit der Rüstung begonnen, auch mit der Abrüstung den Anfang machen, worauf Preußen ungesäumt nachfolgen werde, wurde von Oesterreich für den Beginn der Abrüstung ein Tag festgestellt. Es handelte sich in dieser Sache jedoch, wie sich bald herausstellte, von Seiten Oesterreichs um einen in Scene gesetzten plumpen Versuch, Preußen zu täuschen. Oesterreichs Weisungen bezüglich der von ihm zugesagten Abrüstung gingen nur auf seine in

Böhmen und Mähren stehenden Streitkräfte, wogegen es in den südlichen Theilen seines Reiches mit um so erhöhterem Eifer rüstete. Mit Hinweis darauf erklärte Preußen dem wiener Cabinet: die Abrüstung in Böhmen und Mähren genüge nicht, da es der österreichischen Regierung ja durch die Benutzung der Schienenwege ein Leichtes sein würde, starke Armeen in kürzester Frist aus dem Süden nach dem Norden zu führen; falls daher Oesterreich nicht gleichzeitig im Norden und Süden abrüste, so müsse Preußen jenes friedliche Anerbieten als für nicht geschehen ansehen. Da nun Oesterreich sich weigerte, auf diese Forderung einzugehen, war es schnell zu Tage gelegt, daß sein Friedensanerbieten ein Fallstrick für Preußen hatte sein sollen. Die nächste Folge war, daß nicht nur in Preußen nunmehr umfassende Rüstungen betrieben wurden, sondern daß sich auch Italien in Kriegsbereitschaft setzte und das Bündniß zwischen ihm und Preußen zum Abschluß kam.

Den Traditionen der französischen Politik, wie auch seinem persönlichen Gelüst entsprechend, setzte sich Napoleon in Bereitschaft, aus dem Kriege zwischen Oesterreich einerseits und Preußen und Italien andrerseits, falls dieser zum Ausbruch komme, den möglichsten Vortheil für Frankreich zu ziehen. Den Krieg außerhalb nähren und darnach zu entsprechender Zeit eintreten, um sich auf der einen oder der andern oder auch auf beiden Seiten den angebotenen oder erbetenen „Beistand“ bezahlen zu lassen und außerdem jetzt schon die schiedsrichterliche Gewalt für sich in Anspruch zu nehmen, das war es, was aus Napoleon's Haltung alsbald hervortrat. O, den Franzosen thaten sich glänzende Hoffnungen auf! Nach ihrer Meinung handelte es sich nur in dem Kampfe Oesterreichs und der dem Bunde anhängenden deutschen Staaten gegen Preußen um ein Ringen auf Tod und Leben, das muthmaßlich bis zu gänzlicher Erschöpfung beider Theile fortgesetzt werden und dann zum Einschreiten Frankreichs und zum Einheimsen von Vortheilen, wie ähnliche ihm im Verlauf des dreißigjährigen Krieges in den Schoß gefallen waren, einladen würde. Einstweilen gab Napoleon in einer Art von Manifest den zum Kampf sich anschickenden Gegnern zu erkennen, wessen sie sich — in Bezug auf Beistand von Seiten Frankreichs — zu versehen hätten, falls sie sich beeilten, ihm entsprechende Angebote zu machen. In dem Manifest Napoleon's war davon die Rede, daß der Wunsch Preußens, „seine Grenze zu verbessern,“ ein berechtigter sei, daß aber ebenso auch Oesterreich berechtigt sei, innerhalb Deutschlands seine „hervorragende Machtstellung zu behaupten!“ — Echter Macchiavellismus! — Nun,

ihr Streitenden, nun kommt und — bietet! — Meine Forderungen werde ich steigern, je nach Lage der Sache! Vorerst stürmt gegeneinander und würgt euch! Wenn Hunderttausende gefallen sein werden, dann werde ich zur Waffe greifen und mit imponirender Macht auf der Kriegsbühne erscheinen! — Ein infernalisches Lächeln mochte bei solchen Erwägungen die Gesichtszüge des Decembermannes erhellen. —

Inzwischen hatte Oesterreich die streitige Angelegenheit dem Bundestage zur Erledigung überwiesen. Wie bisher, folgte auch diesem politischen Schachzuge Oesterreichs ein entsprechender preußischerseits. Preußen erklärte, da Oesterreich durch Ueberweisung der schleswig-holsteinschen Angelegenheit an den Bund den Gasteiner Vertrag gebrochen habe, so gehe Preußen auf den Wiener Vertrag zurück, durch den eine gemeinsame provisorische Verwaltung der Fürstenthümer festgestellt worden sei. Demgemäß empfing der General Manteuffel von Berlin aus Befehl, die Mitbesetzung Holsteins sofort auszuführen. Gablenz, von Manteuffel über den bevorstehenden Einmarsch preußischer Truppen in Holstein benachrichtigt, räumte sofort das Fürstenthum, indem er mit seinen Truppen auf hannöversches Gebiet übertrat. Es sollte der Sache der Schein gegeben werden, als habe es preußischerseits in Absicht gelegen, die österreichische Besatzung in Holstein zu überfallen. So trug Oesterreich die Sache am Bunde vor und beantragte Mobilisirung der Bundesarmee gegen Preußen. Bayern, Würtemberg, Sachsen, Hannover, Kurhessen und die 16. Kurie stimmten Oesterreich bei. Die verhängnißvolle Abstimmung, die Preußen den Krieg erklärte, geschah am 14. Juni. Preußen zeigte an demselben Tage seinen Austritt aus dem Bunde an, womit derselbe gesprengt war. Am Tage darauf machte Preußen den letzten Friedensversuch, indem es seinen Nachbarstaaten Sachsen, Hannover, Kurhessen und Nassau noch einmal ein Bündniß unter voller Garantie ihrer Souveränität anbot. Vergebens! Die genannten Staaten, die sich im Schlepptau der österreichischen Politik befanden, antworteten sofort ablehnend.

Nun schritt Preußen zur Action. Schon am 16. Juni rückten preußische Truppen in Hannover, Sachsen und Kurhessen ein. „Oesterreich hatte die Initiative der Rüstungen ergriffen," sagte ein amtliches berliner Blatt, „Preußen erfaßte die des Handelns."

Es sei Gott geklagt, daß die Preußen gegen Deutsche kämpfen mußten. Aber standen diese nicht im Dienste einer undeutschen Politik? Für den, der es noch nicht sah, sollte die Zukunft es enthüllen, ob das Schwert der Hohenzollern oder das der Habsburger für die deutsch-

nationale Sache gezogen war. Die Bewegungen der preußischen Armeen (Vogel von Falkenstein und Manteuffel waren in Hannover, Prinz Friedrich Karl und Herwarth von Bittenfeld in Sachsen und von Beyer war in Kurhessen eingerückt) vollzogen sich mit einer Schnelligkeit und Sicherheit, die das größte Erstaunen hervorriefen. Drei Tage (16. bis 19. Juni) genügten, und die genannten Staaten — zwei Königreiche und ein Kurfürstenthum — befanden sich in der Gewalt der Preußen. Der König von Hannover machte den Versuch, mit seiner Armee nach Bayern zu entkommen, der König von Sachsen führte seine Armee über das Erzgebirge nach Böhmen, der Kurfürst von Hessen gerieth in preußische Gefangenschaft und ward nach Stettin gesandt. In Böhmen stand der General von Benedeck mit einem Heere von 250,000 Mann, dem der König von Sachsen 30,000 Mann zuführte. Schon am 6. Tage nach Beginn der Kriegsoperationen (27. Juni) erfolgte der Einmarsch der I. Armee (unter Friedrich Karl) und der Elbarmee (unter Herwarth von Bittenfeld) von Norden her in Böhmen. Gleichzeitig brach die II. Armee (unter Führung des Kronprinzen) von Schlesien aus über Nachod und Braunau und auf der Landshuter Straße in Böhmen ein. Schlag für Schlag wurden von den Vortruppen die Heertheile der Feinde, die sich ihnen entgegenstellten, geschlagen (bei Liebenau, Turnau, Podol, Trautenau, Nachod, Hühnerwasser, Pilnikau, Neudorf, Burkersdorf, Münchengrätz, Jaromierz, Gitschin, Königinhof). Am 3. Juli kam es zur Entscheidungsschlacht bei Königgrätz, woselbst Benedeck eine außerordentlich starke Stellung auf amphitheatralisch sich erhebenden Höhen, die mit 600 Geschützen besetzt waren, eingenommen hatte. Tags zuvor war der König Wilhelm in das Hauptquartier zu Gitschin gekommen, und es wurde in der Nacht darauf beschlossen, den Feind am folgenden Morgen anzugreifen, obgleich nicht mit Sicherheit auf das rechtzeitige Eintreffen der Armee des Kronprinzen zu rechnen war. Rühmlich bestanden die Armeen Friedrich Karl's und Bittenfeld's den furchtbaren Kampf, bis das Eintreffen des Kronprinzen um die Mittagszeit denselben zum siegreichen Abschluß führte. In wilder Flucht räumte der Feind das Feld. Den Preußen kostete der Sieg 8000 Mann, der Feind verlor 10,000 Mann. Außerdem geriethen 20,000 Oesterreicher in preußische Gefangenschaft, und es fielen den Preußen als Beute zu 180 Kanonen, 11 Fahnen und Kriegsvorräthe aller Art in außerordentlicher Menge. Eine Kampfeswoche in Böhmen (27. Juni bis 3. Juli) hatte hingereicht, die österreichische Heermacht vollständig zu zertrümmern, denn jetzt handelte es sich nur noch um die Verfolgung

des fliehenden Feindes. Am 8. Juli ergab sich Prag, ohne einen Widerstand versucht zu haben, die drei Armeen setzten ihren Marsch auf Wien fort. Am 13. Juli wurde Brünn, am 15. Znaim besetzt. Am 15. Juli wagte der Feind bei Tobitschau Widerstand zu leisten; er wurde geschlagen und verlor 400 Mann an Gefangenen und außerdem 18 Kanonen. Inzwischen hatte Oesterreich seinen Hülferuf an Napoleon erlassen. Was sollte der Kluge jetzt thun, da er gänzlich ungerüstet den Ereignissen, die seines Planes spotteten, gegenüber stand? Rouher verrieth es später, daß die unerhörten Erfolge der preußischen Waffen den Kaiser in eine wahre „Beklemmung" versetzt haben. Das zusammenbrechende Oesterreich machte zur Zeit einen derartigen Eindruck auf ihn, daß, als von einem Bündniß mit ihm die Rede war, er äußerte: was es ihm denn nützen solle, sich mit einem „Leichnam" zu verbinden! — Gegen Italien war Oesterreich in seinen Kämpfen glücklich gewesen, daher es zu einem Entschluß kam, den der Moniteur in folgender pomphafter Weise ankündigte: „Nachdem der Kaiser von Oesterreich die Ehre seiner Waffen in Italien gewahrt hat, tritt er Venedig an den Kaiser der Franzosen ab und nimmt dessen Vermittlung an, um den Frieden unter den Kriegführenden herzustellen." Welch eine schmachvolle That der Regierung Oesterreichs! Ströme Blutes waren soeben noch für die Erhaltung Venedigs (welches überdies immer und immer „Deutschlands Bollwerk im Süden" genannt worden war, das man um Deutschlands willen nie aufgeben könne und werde) vergossen worden, und nun ward dieses „Bollwerk Deutschlands" dem Kaiser Napoleon „cedirt", um ihn dadurch geneigt zu machen, in Deutschland einzubrechen und die Ordnung der deutschen Verhältnisse nach seinem Willen zu gestalten! Denn daß Letzteres geschehen sein würde, wenn er an dem Kriege theilgenommen hätte und siegreich gewesen wäre, ist nicht in Zweifel zu ziehen. Daß Napoleon sich nicht der Pflicht entziehen würde, Venedig dem Königreich Italien zu überlassen, bezweifelte Oesterreich nicht; allein es rechnete auf die Wirkung der „Ehre," die ihm durch jenen Act bereitet werde, wie auch darauf, daß er die sich ihm darbietende Gelegenheit, auf dem Kampfplatz zu erscheinen, schon um des lockenden Gewinnes willen benutzen werde. Aber die „Beklemmung" ließ den klugen Mann eben nicht zu andern als matten Schritten im Interesse eines Waffenstillstandes kommen, auf den der König Wilhelm jedoch erst einging, als Oesterreich in seiner Bedrängniß (das Hauptquartier des Königs befand sich bereits in Nikolsburg, 12 Meilen von Wien, und die Wiener sahen vom Stephans-

thurme die Lagerfeuer der preußischen Vortruppen) der Forderung Preußens zustimmte: Oesterreich ist fortan aus Deutschland ausgeschlossen! — Auf die Zustimmung zu dieser Forderung kam es zum Waffenstillstande.

Dies Alles war auf dem östlichen Kriegsschauplatz geschehen; sehen wir nun, zu welchen Ergebnissen der Kampf auf dem westlichen Kriegsschauplatze führte.

Am Tage nach ihrem Einrücken in Hannover nahmen die Preußen durch einen kühnen Handstreich die Festung Stade, die reiche Waffenvorräthe (u. A. 21 Kanonen und 14,000 Gewehre) in ihre Gewalt brachte. Wie oben bemerkt, ging die Absicht des Königs von Hannover dahin, sein Heer nach Bayern zu führen. Dieser blinde Fürst, der sich für einen zweiten Heinrich den Löwen hielt, und der diesem seinem Ahnen darin glich, daß er die Hohenzollern haßte, wie dieser die Hohenstaufen gehaßt hatte, der aber hoffte, er werde in seinen Bestrebungen glücklicher sein, als jener es gewesen war, verschuldete es, daß es zum Kampfe zwischen preußischen und hannöverschen Truppen kam. Am 26. Juni nahmen 6000 Preußen unter General von Fließ mit stürmender Hand die von den Hannoveranern besetzten Höhen von Langensalza, mußten sie jedoch am nächsten Tage, vom Feinde mit dreifach überlegener Macht angegriffen, wieder räumen. Die Gesammtheit der Todten und Verwundeten auf beiden Seiten betrug 2000 Mann. Die Avantgarde hatte den Kampfeszweck erreicht: die hannoversche Armee war zum Stillstehen gebracht; sie ward am nächsten Tage von dem Hauptcorps der Manteuffel'schen Division eingeschlossen und zur Capitulation gezwungen. Dem Könige ward gestattet, seinen Aufenthalt außer Landes zu nehmen. Nun folgte ein glänzender Siegeszug des Generals Vogel von Falkenstein gegen den Südwesten Deutschlands, zu dem Zweck unternommen, die Vereinigung des bayerischen Heeres mit der Bundesarmee zu verhindern und die feindlichen Heerestheile einzeln zu schlagen. Letzteres geschah in 20 größeren und kleineren Gefechten. Die Preußen, (später geführt von Manteuffel) drangen siegreich nördlich vom Main und auch in Baden und Würtemberg vor, während der Herzog von Mecklenburg-Schwerin in das Herz Bayerns einrückte. Als er eben Nürnberg besetzt hatte, ging ihm die Kunde von dem abgeschlossenen Waffenstillstande zu.

Die Erfolge des kurzdauernden Feldzuges auf den beiden Kriegsschauplätzen waren erstaunenswürdig. Die Preußen hatten allein 50,806 Gefangene (darunter 939 Offiziere) gemacht, wogegen sie an

Gefangenen nur verloren hatten 357 Mann (darunter 2 Offiziere). Als Siegesbeute hatten die Preußen u. A. aufzuweisen 486 Geschütze und 31 Fahnen und Standarten; sie selbst hatten weder ein Geschütz noch eine Fahne verloren. Ueber den Eindruck, den der Feldzug in Frankreich hervorgebracht hatte, äußerte sich die „revue contemporaine“ folgendermaßen: „Ein blitzschneller, bewunderungswürdig vorbereiteter Feldzug hat Preußen in die erste Reihe der europäischen Großmächte gestellt in einer seit einem Jahrhundert nicht besessenen Unabhängigkeitsstellung und demselben das moralisch ihm schon zugehörige Uebergewicht gesichert. Man darf es sich nicht verhehlen, daß Preußen in weniger als einem Monat die größte Umgestaltung bewirkt hat, die seit 1789 in Europa erlebt worden. In Frankreich, wo man China besser als Deutschland kennt, ist man noch unter dem Drucke der Betäubung.“

Als nun überall in Oesterreich und in den Mittelstaaten sich Friedensrufe erhoben, drängte sich den preußischen Patrioten die Frage auf: Was wird aus Hannover, Kurhessen und Nassau. Man war besorgt in dem Gedanken, diese Länder könnten wieder an ihre früheren Fürsten gegeben werden. Viel preußisches Blut war vergossen worden, bei Langensalza und auch auf den übrigen Schlachtfeldern. Aber auch Bruderblut war geflossen, von allen deutschen Stämmen waren blutige Opfer gebracht worden. Auf das Haupt der Fürsten jener Länder fällt die Schuld, sagte sich das Volk, und die Schuld kann nur gesühnt werden dadurch, daß ihre Länder mit Preußen vereinigt werden, das sich verjüngende Deutschland demnach einen Schritt in seiner Machtstärkung vorwärts rückt! — Das Volk athmete auf, als es vernahm, die bezeichneten Länder seien von vorn herein bei den Friedensverhandlungen ausgeschlossen, und es fand die allgemeinste Zustimmung, als bald darauf bekannt wurde, es sei in Aussicht genommen, Hannover, Kurhessen, Nassau und Frankfurt a. M. dem preußischen Staate einzuverleiben. Von großem Gewicht war neben dem schon Bezeichneten die Erwägung, daß, wenn die Fürsten von Hannover, Kurhessen und Nassau zurückkehrten, damit wieder für Preußen die unglückliche Grenzlinie hergestellt sei, die ihm vor einem halben Jahrhundert der von Metternich beherrschte wiener Congreß in böseſter Absicht gezogen habe, und daß jene Fürsten dann leicht später einmal eine gefährlichere Rolle gegen Preußen spielen könnten, als durchzuführen ihnen diesmal gelungen sei. Die Pflicht der Selbsterhaltung verbot es, sich die Feinde, die den Krieg zu dem Zweck geführt hatten, Preußen zu zerstückeln, wieder zur Seite treten zu

lassen! — „Forderungen“ zu stellen, wagte der immer noch unter dem Eindruck der Betäubung stehende Kaiser Napoleon nicht; es ward nur von französischen Diplomaten geflüstert, daß Frankreich für das — „Geschehenlassen“ (als ob ein „Behindern“ in seiner Macht gelegen hätte!) — auf einen Vortheil hoffe. Als darauf bekannt ward, daß Preußen die genannten Länder und die Stadt Frankfurt sich einzuverleiben beabsichtige, ja daß auch Oesterreich genöthigt sei, sein Mitbesitzrecht auf Schleswig-Holstein an Preußen abzutreten, da kamen lebhaftere Andeutungen aus Paris, dahin gehend, Frankreich beanspruche die Ueberlassung eines deutschen Grenzgebietes. Von Rußland ging eine Fürsprache zu Gunsten des mit dem russischen Hofe verwandten Herzogs von Nassau ein. Der Gewandtheit Bismarck's gelang es, über diese Hindernisse hinwegzuhelfen. So kam es denn endlich zum Frieden, der in seinen Hauptpunkten folgendes Ergebniß hatte: Oesterreich ist definitiv aus Deutschland geschieden; Oesterreich erkennt Preußen das Recht zu, einen norddeutschen Bund zu gründen. Preußen hat an Länderzuwachs erhalten: Das Königreich Hannover, die Herzogthümer Schleswig und Holstein, das Kurfürstenthum Hessen, die Landgrafschaft Hessen und Homburg nebst Meisenheim, die darmstädtischen Kreise Biedenkopf, Vöhl und einen Antheil von Gießen, das Herzogthum Nassau, das Gebiet der Freistadt Frankfurt a. M., vom Königreich Bayern den Bezirk Amt Gersfeld, Landgericht Orb und die Parcelle Klausdorf. Außerdem hatten sämmtliche Staaten, die im Kriege gegen Preußen standen, entsprechende Entschädigung zu zahlen: Oesterreich 40 Millionen Thaler (20 Millionen wurden für sein „Mitbesitzrecht“ auf die nordischen Herzogthümer abgerechnet), Bayern 30, Würtemberg 8, Baden 6, das Großherzogthum Hessen 3 Millionen Gulden. Der Friede mit Sachsen bestimmte: Sachsen zahlt 10 Millionen Thaler Kriegsentschädigung, es tritt dem norddeutschen Bunde bei, und es bleiben preußische Besatzungen in einigen sächsischen Städten. —

Das waren Erfolge von mächtiger, nachhaltiger Bedeutung. Die Begeisterung, die der Patrioten Herzen erglühen machte, schärfte das Seelenauge, daß es hinausblickte über die gegenwärtige Zeit in die Zukunft und auch in die Vergangenheit hinein. Barbarossa gilt als der Mittelpunkt der Epoche, in der Deutschland am höchsten in Ehren stand unter den Völkern der Erde. Sein Bart, der ihn in seinen jüngeren Jahren, wenn er die Seinen zur Schlacht führte (ähnlich wie es sich in ältester Zeit unsere Voreltern von dem Donnergotte Donar vorstellten), wie Flammenlohe umweht hatte, war längst

weiß geworden, als die tückischen Fluten des Saleph ihn, den herrlichen Fürsten, verschlangen. Er hatte nicht lange vorher das siebenzigste Lebensjahr angetreten. Und genau in demselben Lebensalter befand sich König Wilhelm von Preußen, als sein starkmuthiger Sinn den Felsen gesprengt hatte, in welchem das höchste Kleinod des deutschen Volkes, die Freiheit eigenartiger Entwicklung, gefangen gehalten worden war. Was längst die Menge geahnt, was längst von Denen, die ernsten Sinnes sich in die Geschichte Preußens und Deutschlands versenkt hatten, erkannt worden war, lag jetzt aller Welt klar vor Augen: auf den Hohenzollernstamm ist die Mission des Hohenstaufenstammes übergegangen. Seit der ruhmvollen Zeit Barbarossa's hatten neunzehn Generationen des Segens eines machtvoll geeinten Deutschlands entbehrt: von nun ab begann der durch Preußen geführte Theil Deutschlands wieder in ungleich bedeutenderer Weise, als es seit Jahrhunderten geschehen war, mitzuzählen in dem Völkerrathe. Die Ueberzeugung, daß mit dem Tage von Königgrätz der Morgen einer neuen, sich auf Jahrhunderte hin erstreckenden Geschichte angebrochen sei, erfüllte die Seelen. Manches braven Mannes bestes Wünschen und Empfinden für des Vaterlandes Größe war unter dem beschimpfenden und erstickenden Zwange der Zeit, in welcher der von Oesterreich geleitete Bundestag der berechtigten Kraft der Nation Fesseln angelegt hatte, in Haß und Grimm umgeschlagen: jetzt hatte das Hohenzollernbanner wieder alle lebendigen nationalen Kräfte unter sich vereint.*)

„Und erfüllet ist die Sage
Von des Kaiserreichs Verjüngung,
Denn, die Raben, Deutschlands Feinde,
Sind verjagt vom greisen Helden."

Der deutsch-französische Krieg 1870—1871.

„Patriotische Beklemmungen!" — „Betäubung!" — Damit war in Paris vom Ministertische aus und in der Presse der Eindruck bezeichnet worden, den die preußischen Siege über Oesterreich und seine Verbündeten hervorgebracht hatten. Bei der Blitzesschnelle, in der die Ereignisse auf dem Kriegsschauplatze sich vollzogen hatten, war man absolut unvermögend gewesen, activ einzugreifen; die preußische

---

*) Siehe: Ferd. Schmidt. Der Krieg von 1866. Berlin bei Hugo Kastner.

Kriegstüchtigkeit hatte alle Berechnung zum Spott gemacht. Nun folgte — am 20. September 1866 — das Siegesfest in Berlin, und die Franzosen mußten das Lob der Preußen von allen Seiten vernehmen. „Vor zehn Wochen," äußerte die englische „Post", „rief der preußische Monarch sein Volk auf, sich um die nationalen Banner zu schaaren. Am 3. Juli stand er auf dem Felde zu Königgrätz, und heute steht er vor der Bildsäule Blücher's, während die Truppen als die Vertreter jener Armee, die in zwölf Stunden die Macht Oesterreichs über den Haufen warf und Preußens Sendung in Deutschland erfüllte, vorübermarschieren." Und die Times sagte: „Der böhmische Feldzug hat die Thaten Julius Cäsar's und des Riesen von Austerlitz und Wagram überboten. Wohl mag das preußische Volk sich über seinen Tag des Stolzes und Glückes freuen. Denn die lorbeergekrönte Armee ist das preußische Volk in Waffen." Unerhört für die Franzosen, Preußens Kriegstüchtigkeit also anerkannt zu sehen! Und nun der Erfolg in Bezug auf die neue Constituirung Deutschlands! Deutschland, bisher zerrissen, ohnmächtig, beginnt sich — unter Führung Preußens — im Nordbunde als einheitliche Macht zu gestalten! — Der neue Bund erstreckte sich freilich erst bis zum Main; allein die südlichen Staaten waren ja auch schon — durch die ihnen bei ihrer Niederlage aufgenöthigten Schutz- und Trutzbündnisse — mit dem Nordbunde in einen gewissen Verband getreten. Dies nicht allein. Es begann in der Bevölkerung der von Preußen besiegten Mittel- und Kleinstaaten sich ein dem Sieger günstiger Umschwung der Meinungen zu vollziehen. Eine Erscheinung wiederholte sich, die nach der Schlacht von Roßbach, in der Friedrich der Große zugleich mit den Franzosen die deutsche Reichsarmee geschlagen hatte, zu Tage getreten war. Damals begann — nicht lange nach Roßbach — die Geschlagenen im Hinblick auf den Helden Friedrich trotzdem und alledem Stolz zu erfüllen. War er doch ein Deutscher, ein Mann ihres Blutes; legte der unvergleichliche Held doch vor der Welt gleichfalls Zeugniß dafür ab, daß keinesweges, wie andere Völker vielfach schon gemeint hatten, die deutsche Nation einem nicht mehr abzuwendenden Siechthum verfallen sei. Eine Vorahnung dessen, was Brandenburg-Preußen einst werden würde, gestaltete sich zu einem Troste für die Geschlagenen. Auch dieser Glaube legte Zeugniß ab für die unverwüstliche Lebenskraft und Idealität der deutschen Nation. Aehnliches, wie bemerkt, wiederholte sich jetzt. Ein wahres Unwetter von Schlägen hatten die bundesstaatlichen Armeen auszuhalten gehabt; aber, wie auch die Wunden brannten,

die Geschlagenen brachten dem Sieger den Zoll ihrer Bewunderung dar. Ein solches Verfahren ist deutsch; die Franzosen würden das Gleiche unter ähnlichen Umständen nimmer zu Stande gebracht, sie würden, um ihre Niederlage zu beschönigen, zu irgend welcher Lüge gegriffen haben. — Die Ueberwundenen begannen zu erkennen, worin des Gegners Größe bestehe. An Muth und Hingabe — dies gestand ihnen, sich ebenfalls von ungerechtem Urtheil freihaltend, der Sieger zu — standen sie diesem gleich, nicht aber bezüglich der militärischen Einrichtungen, die, von Scharnhorst begründet und bis in die neueste Zeit, zuletzt von dem Könige Wilhelm und dem Minister von Roon vervollkommnet, dahin geführt hatten, daß die Gesammtarmee es in Wahrheit verdiente „das Volk in Waffen" genannt zu werden, daß man in der Gesammtarmee die „Kraft und Blüthe der Nation" vor sich hatte. Der schon so überlange geführte theoretische Streit über die Heeresreorganisation, ein Streit, der in Preußen die Gemüther heftig erregt hatte, war auf den Schlachtfeldern zu Gunsten der thatsächlich eingeführten Einrichtungen entschieden worden. Auch vieles Andere war erreicht. Geist und Haltung der preußischen Truppen in den Gebieten der besiegten Gegner hatten irrige, von gekauften Preßorganen und in Beichtstühlen genährte Ansichten über „Preußenthum" gründlich beseitigt; hüben und drüben waren Vorurtheile, die man gegen einander gehegt, wie Schuppen von den Augen gefallen; durch die den Kampf begleitenden Staatsschriften wie durch die von Berlin ausgehende, sich auf den Krieg beziehende Zeitungs- und andre Literatur war die Nothwendigkeit des Kampfes dargelegt, Zweck und Ziel desselben enthüllt worden. Die wenigen Monate des Kampfes hatten in Geistern und Gemüthern eine wahre Revolution hervorgebracht und zwar eine der Gesammtnation zum Segen gereichende. Auch der Süddeutsche gestand jetzt ein, daß Deutschland, geführt von Preußen, fähig sei, einer Welt in Waffen zu trotzen. Wie war der zweiköpfige habsburgische Adler, der immer mit einem Haupte nach dem vorweltlichen Rom geblickt und von ihm die Impulse seines Handelns empfangen hatte, von dem Hohenzollernadler, der, wenngleich seine Bahn bisweilen auch durch Nebel- und Wolkenlagen gegangen war, die Regionen des Lichts sich als Ziel seines Fluges erwählt hatte, im Nu niedergestürzt worden! Tausenden und aber Tausenden begann, erregt durch die gewaltigen Erschütterungen des Kampfes, die Bedeutung des Preußenaares, gegenüber dem zweiköpfigen Aar, klar zu werden.

„Von jüngeren Göttern
Entsprangest du, mein Adler;
Längst rissest du dich
Wie vom Stahle der Funken
Von des alten Kronion
Versunkenem Reich.

Viktoria!
Wie du sicheren Schwunges
Mit dem strebenden jungen Geschlechte
Dahinrauschest
Ueber die dunkle Erde
Empor zur Sonne!“

Hatte nicht auch Graf Bismarck sich „wie vom Stahle der Funken“ losgerissen von der Partei, von der Preußen die „Buße von Olmütz“ auferlegt worden war, und die, wäre sie am Ruder geblieben, nicht angestanden haben würde, dem Vaterlande eine zweite Buße, diesmal eine „Buße von Canossa“ zu bereiten? Wie war dies zugegangen? Es war geschehen, weil der an Geist hochbegabte Graf Bismarck (und zwar nicht, wie so manche Andre, äußerlich nur, sondern mit voller und ganzer Seele und ganzem Herzen) aus dem Dienste der Partei in den Dienst des Aars getreten war, dessen Walten den preußischen Staat zum Verjüngungskern Deutschlands gemacht hatte. Das war es gewesen, was den einstigen „Junker“ in den großen preußischen und deutschen Staatsmann verwandelt hatte, als der er jetzt allen Unbefangenen erschien, so daß jetzt schon auf ihn das Wort angewendet werden konnte:

„Und manche Geister, die mit ihm gerungen,
Sein groß Verdienst unwillig anerkannt,
Sie fühlen sich von seiner Kraft durchdrungen,
In seinem Kreise willig festgebannt.“

Wunderbar! Der „Bruderkrieg“ gerade sollte Anlaß zum Werden eines Bruderbundes geben! Das war eine hocherhebende Aussicht für alle redlichen Patrioten, aber ein Stein des Anstoßes für die Feinde, deren Hauptfesten Rom und Paris sind. Mit Staunen, Schrecken und Ingrimm sah man von dort her Deutschland von einer Bewegung ergriffen, deren Ziel die Staatseinheit war. Der Blick auf die Geschichte lehrt, daß es bei den romanischen Völkern von Alters her in Bezug auf Deutschland als Forderung der Staatsweisheit galt, alle nur erdenklichen Mittel anzuwenden, um Deutschland nicht zur Einigkeit gelangen zu lassen. Hatte doch sogar schon ein Tacitus seine Landsleute beschworen, nichts unversucht zu lassen, um die Un-

einigkeit der deutschen Stämme aufrecht zu erhalten, da davon Roms Bestehen abhänge! — Wir haben gesehen, wie dies Bestreben — auch später — in beiden Cäsarenstädten Rom und Paris aufrecht erhalten worden war, um in Deutschland zu herrschen und Deutschland zu berauben. Hunderte und abermals Hunderte von Millionen sind seit dem Bestande des „geistlich" sich nennenden, in Wahrheit aber verweltlichten Roms in die ewig begehrliche Schatzkammer des Stuhles Petri gewandert, um zu einem Theile üppigen Lebensgenuß Fremder zu fördern, zum andern die Mittel zu bieten, die Uneinigkeit in Deutschland zu erhalten; die zweite Cäsarenstadt aber, Paris, die sich im Laufe der Zeit neben Rom stellte und der Haupterbe der altrömischen Eroberungspolitik wurde, unterhielt und benutzte die Uneinigkeit in Deutschland dazu, ihm Landgebiete zu rauben. Wir haben diese Politik walten sehen bis in die neuere Zeit hinein, und deswegen eben waren die preußischen Siege des Jahres 1866 so überaus unwillkommen in Rom und Paris, und man sann auf Mittel, das unerwartet Geschehene rückgängig zu machen.

Aus der gesammten Haltung Frankreichs war zu erkennen, daß Preußen gefaßt sein müsse, von ihm aus irgend einem Vorwande zum Kampfe herausgefordert zu werden. Für Preußen hieß es demnach, sich „fertig" halten, um, wenn es sein müsse, den Kampf aufzunehmen. Der militärische Bevollmächtigte Frankreichs in Berlin, Oberst Baron von Stoffel, ließ es, wie später bekannt wurde, in Paris nicht an Warnungen fehlen; er hob die Tüchtigkeit des preußischen Heerwesens hervor, und eben so versicherte er, Preußen sei gegen Frankreich friedfertig gesonnen. Auf den Kaiser mochten solche Mittheilungen mäßigend wirken; allein er wurde je länger, je mehr umdrängt von dem Rufe der Parteien, die bedeutungsvolle Bewegung in Deutschland, deren Ziel vollständige Einheit desselben unter Führung Preußens sei, sich nicht vollziehen zu lassen, vor Allem, da es noch Zeit sei, die deutschen Südstaaten von den „preußischen Fesseln" zu befreien. Die Kaiserin Eugenie, durch den Beichtstuhl angeregt, that das Ihre, die gegen die protestantische Vormacht in Deutschland gerichtete Bewegung zu schüren. Die Franzosen schienen einer Art von Besessenheit verfallen zu sein. Weil Preußen siegreich in einem Kampfe gewesen war, ihnen der Sieg aber nichts eingebracht hatte, riefen sie nach — „Rache für Sadowa!" Um einen Kriegsfall zu haben, ward französischerseits die luxemburger Frage aufgeworfen. In der deutschen Presse gab sich die Ansicht kund, daß, da Frankreich absolut den Krieg begehre, es gerathen sei, ihn je eher,

je lieber aufzunehmen. Die preußische Regierung jedoch, von dem Wunsche beseelt, den Frieden zu erhalten, zeigte die größte Mäßigung und gab für das Zugeständniß, Luxemburg als neutralen Staat anzuerkennen, das Besatzungsrecht der Festung, weil dieses in dem alten (aufgelösten) Bunde wurzelte, auf. Inzwischen veränderten sich in Frankreich fortgesetzt die Verhältnisse zu Ungunsten Napoleon's. Es hatte sich der Pariser wieder einmal jener Geist der Unbotmäßigkeit und Veränderungssucht bemächtigt, von dem schon so häufig der Anstoß zu verhängnißvollen Handlungen ausging. Thiers, der seine Millionen dem Antheile an dem Gauner-Regiment Louis Philipp's verdankte, und der durch seine Verherrlichung Napoleon's I. die kriegerischen Gelüste der Franzosen, insbesondere das Gelüst nach dem Gewinn des Rheinlandes, fortgesetzt genährt hatte, war nicht der Letzten einer gewesen, von dem der Geist der Unzufriedenheit mit der gegenwärtigen Regierung Deutschland und Italien gegenüber genährt worden war. War es doch von je her seine Art gewesen, gegen die Ministerien seines Landes zu conspiriren, um — nicht zu des Landes, sondern zu seinem Vortheile an das Ruder zu kommen. Vielfach war es von ihm auf das Schärfste verdammt worden, daß Frankreich die Einheit Deutschlands und die Einheit Italiens (so weit eine und die andere sich bis dahin in Vollzug gesetzt) habe zu Stande kommen lassen, ohne daß er angegeben hatte, was denn hätte gethan werden sollen, um Beides zu verhindern. So war gerade er einer der Haupturheber der Unruhe, die sich der Franzosen bemächtigt hatte, und der Kaiser mußte sich zuletzt vor dem Anstürmen der Parteien, die — in der Presse und in der Kammer — „Freiheit oder Krieg" verlangten, nicht anders zu retten, als daß er — damit das ihm am wenigsten gefährlich Erscheinende wählend — sich für den Krieg entschied.

Als dies feststand, ward nach dem ersten besten Anlaß gespäht, einen Conflict mit Preußen heraufzubeschwören. Ein solcher bot sich in der spanischen Thronfolge dar. Einem Verwandten des Königs von Preußen, dem Prinzen Leopold von Hohenzollern, war die Krone Spaniens angeboten worden. Da ließ das französische Ministerium an den König von Preußen, der sich zur Zeit in dem Bade Ems befand, das Verlangen stellen, dem Prinzen die Annahme der Königswürde zu verbieten. Damit die Sache sich auch zum Streite schärfe, kündigte der Minister des Aeußeren gleichzeitig im gesetzgebenden Körper es als den festen Entschluß der Regierung an: „nicht dulden zu wollen, daß eine fremde Macht einen ihrer Prinzen auf den spanischen Thron setze und dadurch Frankreichs Ehre und Würde be-

leidige." Der König Wilhelm entgegnete auf die ihm gemachte Anmuthung, seine Stellung zu dem Hause des Prinzen gestatte ihm nicht, weder diesem die Annahme der Krone zu befehlen, noch ihm zu befehlen, dieselbe abzulehnen. Als darauf Frankreich, Regierung wie Volk, in seiner feindseligen Haltung gegen Preußen verharrte, zog der Fürst Anton von Hohenzollern die Throncandidatur seines Sohnes Namens desselben zurück. Aber auch jetzt gab sich Frankreich noch nicht zufrieden. Der französische Botschafter Benedetti ward beauftragt, von dem Könige Wilhelm die Erklärung zu verlangen, daß derselbe sich „für alle Zukunft" der Candidatur des hohenzollerschen Prinzen widersetzen werde. Das war nach der von dem Könige gegebenen Erklärung eine äußerst unverschämte Anmuthung, um so unverschämter, als gleichzeitig pariser Zeitungen, deren Redacteure dem Hofe und der Regierung nahe standen, beleidigende Aeußerungen gegen Preußen brachten. Es ist bekannt, daß im alten Rom besiegte Feinde, die man besonders zu beschimpfen beabsichtigte, durch eine Art Galgen, das caudinische Joch genannt, gehen mußten. Mit Hinweis darauf sagte einer der frechsten der französischen Publicisten, Granier de Cassagnac, in dem „Pays:" „Das caudinische Joch ist bereit für die Preußen, sie werden sich darunter beugen, und zwar ohne Kampf besiegt und entwaffnet, wenn sie es nicht wagen, einen Kampf aufzunehmen, dessen Ausfall nicht zweifelhaft ist. Unser Kriegsgeschrei ist bis jetzt ohne Antwort geblieben. Die Echos des deutschen Rheins sind noch stumm. Hätte uns Preußen die Sprache gesprochen, die Frankreich redet, so wären wir schon längst unterweges!" — Der König Wilhelm hatte dem französischen Botschafter, als von diesem in der bezeichneten Sache um eine neue Audienz nachgesucht worden war, sagen lassen, er habe ihm nichts mehr zu sagen. Daß dies in Paris als eine persönliche Beleidigung des französischen Botschafters dargestellt ward, entsprach der angenommenen Haltung. Am 15. Juli früh wurden Befehle zur Einberufung der Reserven ausgegeben; an demselben Tage theilte Ollivier den Abgeordneten mit, daß die Regierung an Preußen den Krieg erklärt habe. Die Erklärung wurde mit dem allgemeinsten Beifall aufgenommen, nur eine kleine Zahl von Abgeordneten, unter ihnen Thiers, widersprachen. Thiers opponirte nicht, weil er den Krieg überhaupt nicht wünschte, sondern nur, weil, wie er zu verstehen gab, der gegenwärtige Moment seines Beginnes nicht gut gewählt sei. Fast einstimmig wurden vom gesetzgebenden Körper die Credite für die Kriegführung bewilligt. Am nächsten Tage trat der

Senat diesem Beschlusse ohne Discussion bei, eine Deputation desselben „beglückwünschte" darauf das kaiserliche Paar, bei welcher Gelegenheit der Präsident Rouher äußerte: „Durch einen großen Glückstag ist Preußens Ehrgeiz überreizt. Die Ausschreitungen dieses Ehrgeizes mußten sich früher oder später einstellen. Während darauf die französische Nation sich wiederholentlich voll Ungeduld zeigte, Preußen in seine Schranken zurückzuweisen, haben Euer Majestät dieser Ungeduld kein Gehör geschenkt. Erfüllt von jener ruhigen Beharrlichkeit, welche die wahre Stärke ist, verstanden Sie zu warten. In vier Jahren brachten Sie inzwischen die Ausrüstung der Armee auf die höchste Vollkommenheit und entwickelten Sie die Streitkräfte des Landes zur äußersten Stärke. Dank Ihrer Fürsorge, daß Frankreich bereit ist!" — Und was antwortete darauf die gekrönte Selbstsucht, genannt Napoleon III.? „Ich bin glücklich, daß der erste patriotische Ruf vom Senate ausgeht; er wird im Lande Widerhall finden." Und wohlgefällig hörte Eugenie die Wechselreden des Luges und Truges an, sie, die am besten wußte, daß ihr Gemahl das Schwert nur zog, um im Blute den gefährlichen Freiheitsruf der Franzosen zu ersticken, während sie, die Inhaberin einer geweihten Rose des Papstes, zum Kriege in der Hoffnung geschürt hatte, es werde gelingen, in dem preußischen Staate das Hauptbollwerk des Protestantismus auf dem Festlande, zu zertrümmern. Hatte doch auf Beide — wenn gleich aus verschiedenen Gründen — der preußische Staat, so oft sie sein gedachten oder sein Bild auf der Karte sahen, einen Eindruck gemacht, der sich mit dem Worte bezeichnen läßt:

„Er ist 'ne rechte Schlang' in meinem Weg,
Und wo mein Fuß nur irgend niedertritt,
Da liegt sie vor mir!" —

Es handelte sich um einen Act des alten großen Kampfes gegen den Germanismus. Traurig, daß von England und einigen andern europäischen Mächten, obgleich kein Zweifel bei ihnen über die absolute Ungerechtigkeit des von Frankreich ausgehenden Angriffes bestand, nichts als schwächliche Friedensversuche gemacht wurden. Die englische Presse war einstimmig in der Verdammung des französischen Attentats auf den europäischen Frieden. Hätten die zum Frieden rathenden Mächte erklärt, sie würden sich nach dem ersten Angriff auf die bedrohte Macht auf dessen Seite stellen, so wäre der Krieg unterblieben. So hatte denn Preußen und — so weit sein Einfluß auf dasselbe reichte — Deutschland den Angriff abzuwehren, und die

Welt sah mit Spannung einem Kampfe entgegen, bei dem von beiden Seiten ungeheure Mittel in's Feld geführt wurden.

Der König Wilhelm hatte am 15. Juli früh seine Reise nach Berlin angetreten und war unter Kundgebungen hingebendster Theilnahme am Abende dieses Tages in Berlin eingetroffen. In der Nacht ward unter seinem Vorsitz ein Kriegsrath abgehalten, an welchem der Kronprinz, die Minister Graf Bismarck und von Roon und der General von Moltke theilnahmen. Es wurde außer der sofortigen Mobilmachung des norddeutschen Bundes die Einberufung des norddeutschen Reichstags auf den 19. beschlossen. Mit Spannung sah man den Beschlüssen der Südstaaten entgegen, an die französischerseits die Aufforderung ergangen war, Neutralität zu beobachten, da Frankreich es nur allein mit Preußen zu thun habe. Sofort erhoben ultramontane Blätter in Bayern die Forderung, die Süddeutschen sollten die günstige Gelegenheit benutzen, sich von dem „Preußenjoche", das ihnen durch die Schutz- und Trutzbündnisse auferlegt sei, frei machen, in ein Bündniß mit Frankreich treten und dadurch dem gedemüthigten Oesterreich den Anstoß geben, sich zum Rachewerke zu erheben. Die süddeutschen Regierungen entsprachen jedoch weder dieser, noch der Forderung Frankreichs, es erfolgten vielmehr, gemäß den Bestimmungen der Schutz- und Trutzbündnisse, am 16. und 17. Juli die Befehle zur Mobilisirung, und es erging gleichzeitig die Erklärung von ihnen nach Berlin, daß sie ihre Truppenkörper unter den Befehl des obersten Kriegsherrn, des Königs Wilhelm, stellten.

Wie der Versuch Frankreichs in Betreff der süddeutschen Staaten, mißglückte ein ähnlicher Versuch, der sich auf Italien bezog, an welches französischerseits die Aufforderung zur activen Betheiligung ergangen war. Der König Victor Emanuel zeigte Neigung, jener Aufforderung zu entsprechen, nicht aber das Ministerium und das Volk. Auch am österreichischen Hofe waren französische Agenten thätig, Oesterreich zur Theilnahme an dem Kriege auf Seiten Frankreichs zu bewegen. Aber auch die österreichische Presse (namentlich die deutsche) sprach sich eifrig dagegen aus, und so hatten in Oesterreich und Italien die französischen Bemühungen weiter keinen Erfolg, als daß man — in der Stille — Kriegsrüstungen betrieb. Einer und der andere der Staatsmänner mochte sich sagen, daß es sich empfehle, vorerst den ersten Waffengang der Kriegführenden abzuwarten. — Eine andre Haltung beobachtete Dänemark. Dasselbe setzte sich in Bereitschaft, mit französischen Landungstruppen, die man ihm zur See zuzuführen versprach,

Preußen von Norden her anzugreifen. Am 25. Juli ging die französische Panzerflotte aus dem Hafen von Cherbourg in See.

Ehe die Schwerter gezogen wurden, erfolgte noch ein nicht unwichtiger diplomatischer Feldzug Bismarck's gegen Benedetti. Dieser hatte dem Grafen Bismarck vor einiger Zeit den Entwurf zu einem Vertrage überreicht, in welchem Frankreich sich erbot, die Vergrößerung Preußens gutzuheißen, demselben auch nicht hinderlich zu sein, falls es sich weiter noch in Deutschland ausbreiten wolle, dagegen verlangte, daß Preußen sich verpflichte, Frankreich bei der Annexion von Belgien und Luxemburg zu unterstützen. Benedetti verstrickte sich in Lügen, Graf Bismarck war aber in der Lage, jenes Schriftstück den Gesandten in der Handschrift Benedettis vorlegen zu können.

Diese Anfänge waren für Frankreich nicht vortheilhafter Art. Nun aber sollte das „unüberwindliche" Heer seine Wunder verrichten. Napoleon, der seiner Gemahlin die Regentschaft übertragen hatte, begab sich nach Metz; sein vierzehnjähriger Sohn begleitete ihn. Von Metz aus erließ er eine Proclamation an seine Armee, in der er sagte: „Welches auch der Weg sein wird, den wir jenseits der Grenze betreten, wir werden auf ihm die glorreichen Spuren unserer Väter wiederfinden!" und sich darauf bis zu der ungeheuerlichen Aeußerung verstieg: „Das Auge des Weltalls schaut auf euch!" — Wie anders König Wilhelm's schlichtes Wort, das er am 2. August von Mainz aus, wohin er sich mit Bismarck, Roon und Moltke begeben hatte, an die Armee richtete! „Ganz Deutschland," sagte er, „steht einmüthig in Waffen gegen einen Nachbarstaat, der uns überraschend und ohne Grund den Krieg erklärt hat. Es gilt die Vertheidigung unseres bedrohten Vaterlandes, unserer Ehre, des eigenen Heerdes. Ich übernehme heut das Commando über die gesammten Armeen und ziehe getrost in den Kampf, den unsere Väter in gleicher Lage einst ruhmvoll bestanden. Mit mir blickt das ganze Vaterland vertrauungsvoll auf Euch. Gott der Herr wird mit unserer gerechten Sache sein." In dieser Ansprache spiegelt sich recht deutlich deutsches Wesen gegenüber französischem Geflunker. Schlicht, fromm, männlich-gerade — das ist die Art des Königs Wilhelm, die er bewährte vom Anfange des Krieges bis zu seinem Schlusse.

Dem Kaiser Napoleon war es vor allen Dingen um einen „ersten Sieg" zu thun. Dazu bot sich treffliche Gelegenheit bei dem Städtchen Saarbrücken, dessen kleine preußische Besatzung (750 Mann) die Weisung hatte, sich für den Fall eines übermächtigen Angriffs auf die Gefechtslinie zurückzuziehen. Gegen sie rückt der Feind — drei

Divisionen stark mit 23 Geschützen — an. Es wird gedonnert und geblitzt, als habe man eine ganze Armee vor sich, die friedliche Stadt wird, nachdem die Besatzung sie geräumt hatte, mit Brandkugeln beschossen — alles nur um billiges Material zum Aufputz eines „ersten glänzenden Sieges," der den Kaiser und den Prinzen in seine Glorie einschloß, zu gewinnen. Für den Augenblick ward der gewünschte Effect auch erzielt, Paris schwamm in Wonne, die Kaiserin ließ eine Messe lesen, und sie stiftete aus Dankbarkeit dafür, daß ihr Gemahl und Sohn (beide waren in gehöriger Schußweite gehalten worden) glücklich davon gekommen, eine „ewige Lampe." Edmond About, einer der unsauberen Schriftsteller, die den Kaiser begleiteten, um dessen Thaten der Welt zu verkünden, schrieb: „Wir haben nun einen Fuß in Deutschland und können ruhig darin schlafen!" —

Wie schnell sollte dieser Hanswurst-Comödie ein Ende gemacht werden! Der Aufmarsch der deutschen Heere war nahezu vollendet. Die I. Armee (von Steinmetz), zu deren Vortruppen jene kleine Besatzung von Saarbrücken gehört hatte, stand nördlich von dieser Stadt, die II. Armee (Prinz Friedrich Karl) bei Mainz, die III. Armee (Kronprinz von Preußen) hatte ihre Aufstellung in Rheinbayern. Das Centrum der feindlichen Streitkräfte stand in Metz (Marschall Bazaine), der linke Flügel (General Frossard) bei Forbach, der rechte Flügel bei Weißenburg, Wörth und Nancy. Die Franzosen hatten den Deutschen eine Invasion zugedacht, und siehe, es sollte ihnen nur der kurzwährende Besuch einer einzigen kleinen Stadt (Saarbrücken) beschieden sein, während sie sämmtliche deutschen Armeen in Frankreich sehen sollten.

Nun brach der Ernst des Krieges an. Den Kampfesreigen eröffnete der Kronprinz, der die Grenze überschritt und am 4. August den General Douay bei Weißenburg auf's Haupt schlug. Es wurden 800 Gefangene (unter ihnen viele Turcos) gemacht, außerdem das reiche Zeltlager des Feindes erbeutet. Schon zwei Tage später — am 6. August, bei Wörth — gewann der Kronprinz einen zweiten und noch glänzenderen Sieg über den Marschall Mac Mahon. Erbeutet wurden 46 Geschütze und Mitrailleusen und 2 Adler, außerdem wurden 6000 Gefangene gemacht. Die Trümmer der geschlagenen Armee zogen sich auf Nancy zurück. Der 6. August sollte noch ein Blatt in den Ruhmeskranz der Deutschen einfügen. Truppentheile der I. und II. Armee rückten bei Saarbrücken über die Grenze, und es wurden unter Führung von Göben's die von dem Corps Frossard

besetzten, für uneinnehmbar gehaltenen Spicherer Höhen genommen, und auch diese Waffenthat brachte den Siegern reiche Beute.

Als diese drei vernichtenden Schläge fielen, lebte man in Paris noch im Wonnetaumel, den die Nachrichten von dem „großen Siege bei Saarbrücken" hervorgerufen hatten. Aus dem, was die Franzosen aus ihrem Erfolge bei Saarbrücken machten, läßt sich ein Schluß auf das ziehen, was von ihrer Seite in Bezug auf Prahlen und auf Fordern würde geleistet worden sein, wenn sie in dem Kriege siegreich gewesen wären. Die pariser Zeitungen brachten neue Artikel über den „Sieg." „Das erste Debüt ist ein glückliches Augurium," sagte die „France," „— es erschließt uns das saarbrückener Kohlenbecken!" — Dieses reiche Kohlenbecken hatte längst die Habgier der Franzosen erregt. Die deutsche Bevölkerung wurde verhöhnt, daß sie sich, nachdem von den Franzosen der „Rubicon" überschritten worden sei, nicht gerührt habe. „Wenn das unserem Territorium passirt wäre," schrieb Edmond About, „so würde Jedermann in Wuth gerathen sein und sein Puls 120 Schläge in der Minute gethan haben. Aber es scheint, als wenn dieses „Nachbarland" schnurstracks erobert und im Handumdrehen confiscirt werden sollte." Und nun bekamen die schon von einem wahren Wonnetaumel ergriffenen Pariser auch noch eine Börsendepesche zu lesen, die einen neuen großen Sieg den Franzosen verkündete, durch den Prinz Friedrich Karl mit 25,000 Mann in französische Gefangenschaft gerathen sein sollte. „Welcher Enthusiasmus!" schrieb ein pariser Blatt. „Tausende von entblößten Häuptern, unermeßliches Geschrei, die Marseillaise gleichzeitig aller Orten aus zehntausend Kehlen erschallend. An allen Fenstern Fahnen, Oriflammen, überall laute Siegesrufe." Welche Enttäuschung stand den Jubelnden bevor! Die Kaiserin und die Minister befanden sich bereits im Besitz sicherer Nachrichten über die Niederlagen französischer Armeen. Eine ihnen vorliegende Depesche Napoleon's, der sich nach Metz begeben hatte, lautete: „Mac Mahon hat eine Schlacht verloren, Frossard an der Saar ist genöthigt worden, sich zurückzuziehen. Es kann noch Alles in's rechte Geleise kommen." — Auf so böse Kunde mußten die Pariser erst vorbereitet werden. Das geschah durch folgende Veröffentlichung: „General Frossard ist im Rückzuge begriffen. Details fehlen. Es scheint fast, als ob der Feind uns auf unserm Territorium eine Schlacht anbieten wolle. Es würde das große strategische Vortheile für uns haben." Ein Körnchen Wahrheit, das Uebrige Lug und falsche Vorspiegelung! Doch da die Echos des Donners der Schlachten auch auf Privatwegen nach Paris drangen, so sah die

Regierung sich endlich genöthigt, die Thatsachen einzugestehen, wobei es wieder höchst characteristisch war, daß sie hinzuzufügen für nothwendig erachtete: „Jetzt, Franzosen, haben wir Euch die volle Wahrheit gesagt." Nun aber folgten, gleich wieder Lügen, zu dem Zweck ersonnen, die Bedeutung der Niederlagen abzuschwächen. Dieselbe Fährte schlugen sofort die pariser Zeitungen ein, deren frechsten eine äußerte: „Gott ist uns eine Revanche schuldig." Nicht viel anders hatte Mac Mahon in seinem Armeebefehl sich ausgedrückt, in welchem es hieß: „An dem Tage des 6. August hat das Schicksal Euren Muth betrogen." — Nun folgten, um den Muth der Franzosen wieder zu beleben, Proclamationen der Kaiserin und des Ministeriums. „Treu meiner Mission und meiner Pflicht," sagte die Kaiserin, „werdet Ihr mich als die Erste bei jeder Gefahr sehen, wo es gilt, die Fahne Frankreichs zu vertheidigen." Und in der Proclamation des Ministeriums hieß es: „Alle Franzosen werden sich erheben wie Ein Mann. Hinter ihnen liegen Jahrhunderte des Ruhmes, vor ihnen eine Zukunft voll Freiheit und Macht, die ihr Heroismus schaffen soll." Wie sehr aber Ollivier trotz dieser pomphaften Sprache besorgt war, ergiebt sich daraus, daß er Paris in Belagerungszustand erklärte, und daß er sich durch einen Alarm-Artikel an die europäischen Regierungen und Völker wandte, sie warnend vor dem „Ehrgeiz der preußischen Macht." Durch diesen Alarm-Artikel kam Manches von dem zu Tage, was bisher von der französischen Regierung nur im Geheimen ihren Agenten als Agitationsmaterial überwiesen worden war. „Wer ist denn überhaupt," hieß es in dem Artikel, „interessirt an der Herstellung eines deutschen Reiches, wer kann denn überhaupt wünschen, daß die Nord- und Ostsee eine preußische See würden? Ist es vielleicht Schweden, Norwegen und Dänemark? Oder ist es vielleicht Rußland, welches mehr als eine andere Macht Interesse hat, das Gleichgewicht des Nordens gegen das Vordrängen des Germanenthums zu wahren? Ist es vielleicht England, welches, als große Seemacht, sich weiteren Fortschritten der preußischen Marine entgegenstellen muß? Ist es vielleicht Holland, welches bereits lange genug durch die Intriguen Bismarck's bedroht war? Was Oesterreich betrifft, so würde die Wiederherstellung eines deutschen Reiches unter dem Hause Hohenzollern der gefährlichste Schlag nicht nur für die Dynastie Habsburg, sondern überhaupt für die Existenz einer austro-ungarischen Monarchie sein." So ward jetzt schon — nach den ersten drei Gewitterschlägen — an alle Thüren der europäischen Staaten gepocht, Beistand begehrend gegen Preußen, weil dieses gewagt hatte, an die Spitze Deutschlands



WILHELM I. EMPFÄNGT BEI SEDAN DAS SCHREIBEN NAPOLEON III.

zu treten, und weil die Deutschen sich [illegible] hatten, die ihnen zugedachte Invasion dadurch [illegible], daß sie in Frankreich eingedrungen waren. Welch Verbrechen, sich gegen die Franzosen siegreich zu vertheidigen! Der [illegible] bewegt begann pestilenzialische [illegible]. Himmel und Hölle ward zum Beistande angerufen, der [illegible] in jener unerhört frevelhaften Weise, von der [illegible] wurden, die Hölle, indem dem Lande die [illegible] wurden, um in der Bevölkerung [illegible]. Nicht elende Straßenblätter nur, nein, die [illegible] betrieben das Lügengeschäft und die [illegible], die einem Marat-Ehre gemacht haben würden. Der [illegible] sagte in einem Aufruf: „Ja, wir sind besiegt worden; [illegible] bei den Termopylen, wie Roland bei Roncevaux. [illegible] glänzend sein; Gott schuldet sie uns. [illegible], wie die Feinde ihren Sieg benutzen. Ueberall, wo sie [illegible], verwüsten sie. Ueberall, wo sie sind, brennen sie. Ueberall, wo sie gehen, morden sie. Sie ermorden die Verwundeten, sie [illegible] die Ambulanzen. Sie ermorden die Kinder und schänden die Frauen, sie ermorden Greise und stecken Häuser in Brand. [illegible], Tiger und Hyänen, mästen sie sich im Blute. . . . Ja, Rache ohne Mitleiden, ohne Gnade!" — Eine andere Zeitung erzählte, die Preußen hätten ihren Freunden versprochen, ihnen [illegible] von Franzosen, eingewickelt in rothe Hosen, mitzubringen*). — Der an [illegible] so überaus elende Girardin, der, wie Thiers, sein publicistisches Talent nur benutzt hatte, sich zu bereichern, rief in einem Aufruf: „Nach Berlin! Nach Berlin! Es ist keine Frage mehr von dem Rhein. Sie ist entschieden. . . . Ach, Napoleon I. hatte wohl Recht, als er am 15. Januar 1815 an Caulaincourt die Worte richtete: Frankreich ohne die Rheindepartements, ohne Belgien, ohne Ostende, ohne Antwerpen würde Nichts sein! — Frankreich bedarf, unter der Gefahr, nicht Herr vom Hause und Gefangener des Königs von Preußen zu sein, das ganze linke Rheinufer . . ." Nach seinem [illegible] 500 000 Freiwillige, geführt von dem General Pa-[illegible] in Deutschland einbrechen; dieser würde in Deutschland siegen.

*) [illegible], die im Verlauf des Krieges hüben und drüben in der [illegible], sind höchst belehrend in Bezug auf Würdigung französischen [illegible]. [illegible] Material bietet dem Leser folgende Schrift [illegible] hier gestattet sein möge: Der Franzosenkrieg. [illegible] (Unders und Zum Felde) 2 Bände.

zu treten, und weil die Deutschen sich nun gar unterfangen hatten, die ihnen zugedachte Invasion dadurch abzuwenden, daß sie in Frankreich eingedrungen waren. Welch Verbrechen, sich gegen die Franzosen siegreich zu vertheidigen! Der pariser „Schlamm", heftig bewegt, begann pestilenzialische Lügendünste aufzutreiben. Himmel und Hölle ward zum Beistande angerufen, der Himmel freilich nur in jener unerhört frevelhaften Weise, von der oben Beispiele gegeben wurden, die Hölle, indem dem Lande die absolutesten Lügen aufgetischt wurden, um in der Bevölkerung teuflische Rachegefühle zu entzünden. Nicht elende Straßenblätter nur, nein, die Hauptzeitungen des Landes betrieben das Lügengeschäft und die Aufreizung zum Haß durch Mittel, die einem Marat Ehre gemacht haben würden. Die Zeitung Rouher's sagte in einem Aufruf: „Ja, wir sind besiegt worden: wie Leonidas bei den Termopylen, wie Roland bei Roncevaux. Unsere Rache wird glänzend sein; Gott schuldet sie uns. Bis dahin sehen wir nur, wie die Feinde ihren Sieg benutzen. Ueberall, wo sie passiren, verwüsten sie. Ueberall, wo sie sind, brennen sie. Ueberall, wo sie gehen, morden sie. Sie ermorden die Verwundeten, sie verbrennen die Ambulanzen. Sie ermorden die Kinder und schänden die Frauen, sie ermorden Greise und stecken Häuser in Brand. Wölfe und Füchse, Tiger und Hyänen, mästen sie sich im Blute. . . . Ja, Rache ohne Mitleiden, ohne Gnade!" — Eine andere Zeitung erzählte, die Preußen hätten ihren Freunden versprochen, ihnen Cotelettes von Franzosen, eingewickelt in rothe Hosen, mitzubringen*). — Der an Gesinnung so überaus elende Girardin, der, wie Thiers, sein publicistisches Talent nur benutzt hatte, sich zu bereichern, raste in einem Aufruf: „Nach Berlin! Nach Berlin! Es ist keine Frage mehr von dem Rhein. Sie ist entschieden. . . . Ach, Napoleon I. hatte wohl Recht, als er am 15. Januar 1815 an Caulaincourt die Worte richtete: Frankreich ohne die Rheindepartements, ohne Belgien, ohne Ostende, ohne Antwerpen würde Nichts sein! — Frankreich bedarf, unter der Gefahr, nicht Herr vom Hause und Gefangener des Königs von Preußen zu sein, das ganze linke Rheinufer . . ." Nach seinem Plan nun sollten 500,000 Freiwillige, geführt von dem General Palikao, in Deutschland einbrechen; dieser würde in Deutschland siegen,

*) Die Kundgebungen, die im Verlauf des Krieges hüben und drüben in der Presse zu Tage traten, sind höchst belehrend in Bezug auf Würdigung französischen und deutschen Wesens. Umfangreiches Material bietet dem Leser folgende Schrift des Verfassers, auf die hinzuweisen hier gestattet sein möge: Der Franzosenkrieg. Berlin, Fr. Lobecks Verlag (Anders und Zum Felde) 2 Bände.

wie er in China gesiegt habe. „Sollte er in Berlin weniger triumphiren, als in Pecking, wenn der Ruf, den diese 500,000 Vertheidiger in rasender Begeisterung ausstoßen werden, lautet: „Das linke Rheinufer für Frankreich, dem es durch das Recht der Natur und das Recht der Eroberung gehört, aber Bayern den Bayern, Baden den Badensern, Hannover den Hannoveranern, Hessen den Hessen, Nassau den Nassauern, Sachsen den Sachsen, Würtemberg den Würtembergern, die freien Städte ihren freien Bewohnern! Nieder mit der Souveränität Preußens! Nieder mit der Vasallenherrschaft Deutschlands!“ —

All dies Tollhausgewirbel vermochte den Siegesgang der deutschen Heere nicht zu hemmen. Am 9. und 10. Augnst capitulirten die kleinen Festungen Lützelstein und Lichtenberg, am 15. fiel Marsal, die schwer zugänglichen Vogesenfestungen Bitsch und Pfalzburg wurden cernirt. Die Armee des Kronprinzen bewegte sich gegen Nancy, welches am 13. von den Franzosen geräumt worden war. An demselben Tage nahm der König sein Hauptquartier in Herny, vier Meilen östlich von Metz. Napoleon hatte Metz in der Frühe des 13. verlassen, um sich nach Chalons zu begeben; die Truppen in Metz bekamen von ihm im Laufe des Tages eine Proclamation zu lesen, in der er sie aufforderte, heldenmüthigen Widerstand zu leisten. Das Ministerium Ollivier war inzwischen (am 9.) dem allgemeinen Unwillen des Abgeordnetenhauses erlegen. Die Minister hatten schwere Schuld auf sich geladen; die Abgeordneten jedoch waren in gleicher Verdammniß. Durch die mit der Regentschaft betraute Kaiserin Eugenie war der General Palikao mit der Bildung eines neuen Ministeriums betraut worden. In Metz stand Bazaine mit der Hauptmacht des französischen Heeres. Nach der ersten Kunde von den Niederlagen bei Weißenburg, Wörth und Spicheren war seine Meinung dahin gegangen, es müsse nun Alles daran gesetzt werden, von Metz aus die Mosellinie zu halten. Als aber die drei deutschen Armeen, nachdem sie Verbindung gewonnen, in einer Frontausdehnung von sieben bis acht Meilen vorrückten, beschloß Bazaine, in Metz eine starke Besatzung zurückzulassen, seine Hauptmacht aber ebenfalls nach Chalons zu führen. Wäre ihm dies gelungen, so hätte er (durch Hinzuziehung der Truppen Mac Mahon's und der aus Paris erwarteten Truppen) bei Chalons eine Heermacht von 300,000 Mann aufzustellen vermocht. Moltke durchschauete zeitig genug den Plan des Feindes, und er beschloß, Bazaine anzugreifen, ihn in die Festung zu werfen und diese dann zu cerniren. Dies führte (am 14., 16. und 18. August) zu den Schlachten bei Longeville oder Borny, bei

Mars la Tour (Vionville und Doncourt) und Gravelotte (Rezonville oder Chaumont). An jedem der drei Tage fiel den Deutschen der Sieg zu, Bazaine's Plan war vollständig gescheitert, seine verzweifelten Kämpfe hatten ihm (an Todten, Verwundeten und Gefangenen) in den drei Tagen gegen 50,000 Mann gekostet. Aber die Siege waren deutscherseits mit schweren Opfern erkauft worden, Mars la Tour mit 17,000, Gravelotte mit 14,000 Mann. — Vorläufig gestand Palikao in Paris nicht ein, daß Bazaine geschlagen sei; er sagte, Bazaine halte den Feind vor Metz fest und werde, während bei Chalons ein neues Heer in der Bildung begriffen sei, nicht anstehen, dem Feind fortgesetzt Abbruch zu thun, bis — — Weiteres dürfe er, wie er hinzufügte, nicht verrathen; wenn man jedoch das wüßte, was ihm bekannt sei, so würde man mit Zuversicht den glänzendsten Nachrichten entgegen sehen! — Man glaubte ihm für den Augenblick. That doch der Trost auch gar zu wohl in Paris, daß in baldigster Frist Rache auf das Haupt des verhaßten Feindes herniederzucken werde!

Was hatte man feindlicherseits vor? Es war darauf abgesehen, den eisernen Ring, den Prinz Friedrich Karl um Metz gelegt hatte, dadurch zu sprengen, daß man ihn gleichzeitig von außen und von innen auf einer Stelle angriff. Mac Mahon sollte das Werk von außen betreiben, was freilich seinen Wünschen und Ansichten wenig entsprach. Er war Willens gewesen, die von ihm im Lager zu Chalons zusammen gebrachte Macht von 150,000 Mann nach Paris zu führen, als ihm von Palikao die Weisung zuging, sich nordwärts zu wenden und über Mezières, Sedan und Montmedy Bazaine zu Hülfe zu eilen. Es ward durch Vermittlung von Spionen zwischen Bazaine und Mac Mahon das Erforderliche verabredet, Tag und Stunde des Angriffs festgestellt. Die Frage, die man aber gar nicht in Betracht gezogen zu haben schien, war die: ob der Feind die Absicht nicht errathen, und ob er, falls dies geschähe, nichts unternehmen würde, die Ausführung zu verhindern? — Mac Mahon brach plötzlich auf und befahl, das verlassene Lager in Brand zu stecken. Kaum hatte Mac Mahon seinen Zug angetreten, so wußte man im Hauptquartier, um was es sich handle, und im Nu entstand in Moltke's Haupte ein Plan, der darauf hinausging, die Mac Mahon'sche Armee auf dem Wege, den sie eingeschlagen hatte, festzuhalten, sie in Kämpfe zu verwickeln und ihr das Geschick der Armee Bazaine's zu bereiten, d. i. sie einzuschließen. Es war inzwischen unter dem Befehle des Kronprinzen von Sachsen eine neue Armee (IV. Armee oder Maasarmee)

gebildet worden. Beide Kronprinzen waren mit ihren Armeen bis vor Chalons vorgerückt, als Weisungen aus dem königlichen Hauptquartier kamen, welche die Ausführung des Moltke'schen Planes zum Zweck hatten. Dies führte zunächst (am 30.) zur Schlacht bei Beaumont. Mac Mahon verlor wiederum Tausende von Gefangenen und eine große Zahl von Geschützen; ungleich wichtiger war es, daß ihm jetzt schon der Weg nach Metz hin verlegt war. Welche Aussicht für ihn! Feinde ringsum, und in der Nähe nur eine einzige verhältnißmäßig schwache Festung als Stützpunkt: Sedan! — Bazaines Hoffen, daß Mac Mahon am 31. Metz nahe sein würde, war ein vergebenes. Er machte die heftigsten Anstrengungen, den Cernirungsgürtel zu durchbrechen (Schlacht bei Noisseville) — vergebens, er wurde mit blutigem Verlust zurückgeworfen. Mac Mahon war inzwischen vollständig eingeschlossen worden. Eines nur blieb ihm: der Versuch, sich nach dem Norden zu durchzuschlagen, um die belgische Grenze zu erreichen. Ueber das Ergebniß des Kampfes, der nun folgte, berichteten folgende beiden Depeschen des Königs an die Königin: „Auf dem Schlachtfelde von Sedan, 1. September, 3½ Uhr Nachm. Seit halb acht Uhr siegreich fortschreitende Schlacht um Sedan. Garde, viertes, fünftes, elftes, zwölftes Corps und Bayern den Feind fast ganz in die Stadt zurückgeworfen." — „Vor Sedan, 2. September, ½2 Uhr Nachm. Die Capitulation, wodurch die ganze Armee in Sedan kriegsgefangen, ist soeben von dem General Wimpffen geschlossen, der an Stelle des verwundeten Marschall Mac Mahon das Commando führte. Der Kaiser hat nur sich selbst Mir übergeben, da er das Commando nicht führte und Alles der Regentschaft in Paris überläßt. Seinen Aufenthaltsort werde ich bestimmen, nachdem ich ihn gesprochen habe in einem Rendezvous, das sofort stattfindet. Welch eine Wendung durch Gottes Führung!" — Die ganze (mit Abrechnung von 14,000 Verwundeten) noch 83,000 Mann starke Armee in Sedan wurde kriegsgefangen. Diese Armee zählte 50 Generale und gegen 4000 Offiziere aller Grade. 30,000 Mann waren während der Schlacht in Gefangenschaft gerathen, etwa 3000 Versprengten gelang es, die belgische Grenze zu erreichen. Als Beute fielen dem Sieger zu: 400 Feldgeschütze, einschließlich 70 Mitrailleusen, 150 Festungsgeschütze, 10,000 Pferde und ein überaus reiches Armee-Material.

Unerhörter Erfolg! Wann und wo vernahm man Aehnliches! Mit Sedan brach das Kaiserreich zusammen. Wilder Aufruhr in Paris, Volkshaufen drangen in den Sitzungssaal der Abgeordneten,

rufend: „Republik!“ — Man zieht auf's Stadthaus, auf dem schon so viele politische Comödien aufgeführt wurden, und das übrige Frankreich vernimmt am folgenden Tage durch die Zeitungen, daß es nicht mehr Kaiserreich, sondern Republik sei. Das ist französische „Freiheit und Gleichheit.“ Stets bestimmt eine kleine Zahl für das ganze Land. Zu den vom Volk acceptirten Ministern der Republik gehörten: Gambetta, Jules Favre, Rochefort. Eugenie war nach England entflohen; der arme Prinz, der so früh hatte in das Glanzspiel des Sieges eingeführt werden sollen, war von Napoleon in den Tagen vor Sedan nach Belgien gesandt worden.

Nun entstand die Frage: Welche Stellung wird die neue Regierung zu den Siegern einnehmen? Sie nannte sich „Regierung der nationalen Vertheidigung.“ Sie sah also ihre erste Aufgabe darin, das Land zu vertheidigen. Schon zwei Tage nach der Schlacht von Sedan wiesen die neuen Minister in einer Ansprache auf die „Siege der Republik von 1792 über die feindlichen Eindringlinge“ hin, hinzufügend: „Bürger, morgen werdet Ihr mit der Armee Rächer des Vaterlandes sein!“ Gambetta, der bald eine Art Dictatur ausübte, schärfte den Präfecten ein, „nur an Krieg und die Maßregeln, welche dieser erzeugen muß, zu denken.“ — Es war eine Naivität ohne Gleichen, daß man meinte, die Deutschen würden nun plötzlich, da sie sich des Kaisers bemächtigt hatten, Kehrt machen und heimwärts ziehen. Wie, ohne irgend welche Garantie sollte man den Krieg abbrechen, der zwar Sieg auf Sieg gebracht, der aber auch viele Tausende von Opfern verlangt hatte? War denn das Volk von Paris nicht mitschuldig an dem Kriege? Presse, Kammerabstimmungen, Demonstrationen auf den Straßen — durch alles dies war zum Kriege gedrängt worden. Aber die Pariser meinten, plötzlich Andere geworden zu sein, weil sie sich einen andern Namen gegeben hatten. „Republikaner!“ — „Die Schlange häutet sich, aber sie bleibt — Schlange!“ sagte treffend ein berliner Blatt. Die neuen Gewalthaber hatten wahrlich keine leichte Aufgabe auf sich genommen. Nicht blos den eigenen, sondern auch den, trotz der Niederlagen, ungeheuerlich hinaufgeschraubten anmaßlichen Forderungen des Landes sollten sie gerecht werden. Von der deutschen Seite war von Garantie gesprochen worden. Wie, Garantie begehrt ihr, hieß es, ihr, die ihr uns „überfallen“, die ihr das Land, so weit es in eure Macht gerieth, verwüstet habt? Nein, Todfeindschaft euch! Eilt hinaus, wenn nicht für euch insgesammt Frankreich das Grab werden soll! — Favre erließ ein Rundschreiben an die auswärtigen Mächte, in welchem

er hoch und theuer versicherte, daß Frankreich sich nie dazu willig finden werde, „einen Fuß Landes oder einen Stein seiner Festungen“ abzutreten. Das entsprach dem politischen Katechismus der Franzosen, in welchem so viel von der „einigen untheilbaren Republik“ die Rede ist. Alle Nachbarstaaten, ja, die sind theilbar, von ihnen können Landgebiete und Festungen an Frankreich abgetreten werden: was aber Frankreich einmal hat, das gehört einem „untheilbaren“ Ganzen an! — Diese Lehre der „Männer der Freiheit“ sollte in dem gegenwärtigen Kriege einen harten Stoß empfangen. Die deutschen Heere hatten — mit Ausschluß der Armee des Prinzen Friedrich Karl, die den Ring um Metz fortgesetzt enger zog, und dem Corps von Werder, welches im Elsaß operirte und jetzt namentlich die Belagerung von Straßburg betrieb — ihren Vormarsch auf Paris fortgesetzt. Am 19. September war der Einschluß von Paris durch die deutschen Heere vollendet. Da hielt es doch Herr Jules Favre für gerathen, sich (nachdem ihm deutscherseits die nachgesuchte Erlaubniß dazu ertheilt worden war) in's deutsche Lager zum Grafen Bismarck zu begeben und zu erklären, Frankreich möchte allenfalls bereit sein, eine Kriegsentschädigung in Gelde zu geben — Anderes erlaube seine „Ehre“ nicht. Dem gegenüber erklärte Graf Bismarck, daß Deutschland die ihm früher geraubten Landestheile zurückbegehre, dazu — bis zur Regelung des Friedens — die Besetzung einiger festen Plätze. Er nannte u. A. Toul und Straßburg. Favre, der ob solcher Forderung wie außer sich that, begab sich darauf nach Paris zurück. Kaum hatten die Franzosen gelesen, wie kühn Favre es abgewiesen hatte, Toul und Straßburg von dem Feinde besetzen zu lassen, da fielen — innerhalb einer Woche — beide Plätze in die Gewalt der Sieger. In Toul geriethen 2200 Mann (unter ihnen 109 Offiziere), in Straßburg 17,000 Mann (unter ihnen gegen 600 Offiziere) in Gefangenschaft; in Toul wurden 197, in Straßburg 1250 Geschütze erbeutet.

Am 5. October verlegte der König sein Hauptquartier nach Versailles. Wunderbare Fügung! Versailles war der Ort gewesen, an welchem die meisten Pläne, die sich auf Beraubung Deutschlands bezogen, geschmiedet worden waren — hier sollte nun Abrechnung gehalten, hier sollte dem deutschen Volke Genugthuung für alle erlittene Schmach gegeben werden. Es wurde nicht nach Rache gerufen: Graf Bismarck hatte es mündlich dem Herrn Favre erklärt und wiederholte es in einem Rundschreiben, daß Deutschland bei seinen Forderungen nur im Auge habe, seine Westgrenze zu sichern. Der Eisen-

ring, der um Paris gelegt war, betrug mehr als zwölf Meilen. Alle Ausfallsversuche wurden blutig zurückgewiesen. Eine Abtheilung der provisorischen Regierung, Gambetta an der Spitze, hatte sich nach Tours begeben, von wo aus alle nur erdenklichen Mittel aufgeboten wurden, das Land zu einer allgemeinen Erhebung zu bringen. Man könnte dem Herrn Gambetta Theilnahme schenken, wenn er nicht mit vollster Ueberzeugung zu den ungeheuerlichsten Lügen gegriffen hätte. Der Freiheitsmann Gambetta machte es noch ärger, wie es der Decembermann und wie es dessen Oheim — dieser namentlich in seinen Bulletins gemacht hatte. Saul hat Tausend, David Zehntausend geschlagen! — Nun kam eine neue außerordentliche Post. Metz capitulirte (29. October); es geriethen 173,000 Mann (darunter 3 Marschälle und über 6000 Offiziere aller Grade) in deutsche Gefangenschaft. Erbeutet wurden 1341 Geschütze, 103 Mitrailleusen, 53 Adler und ein außerordentlich reiches Kriegsmaterial. Andre Festungen, Soissons, Schlettstadt, waren kurz vorher gefallen, in der zweiten Woche nach der Uebergabe von Metz capitulirten Fort Mortimer, Verdun, Neu-Breisach. Zwei Armeen — Nordarmee und Loirearmee — waren von den Franzosen aufgebracht worden, den Cernirungsgürtel, den die Deutschen um Paris gelegt hatten, zu sprengen. Die Nordarmee (unter Faidherbe) wird von Manteuffel und Göben geschlagen, Prinz Friedrich Karl zersprengt die von Chanzy geführte Loirearmee. Die Franzosen hatten gehofft, der Winter werde ihr Verbündeter werden und den vor der Stadt liegenden Feind decimiren. Aber siehe, die deutschen Soldaten, für deren Verpflegung eine umsichtige Verwaltung trefflich sorgte, litten viel weniger von der Kälte, als die Pariser, denen das Brennmaterial ausging. Der Letzteren Lage ward in dem Maße übler, als die Speisevorräthe abnahmen.

Nun geschah etwas in Versailles, was stets den denkwürdigsten Ereignissen zuzuzählen sein wird. Der König Ludwig von Bayern hatte die Fürsten aufgefordert, das deutsche Reich wieder herzustellen und sich an den König Wilhelm mit dem Antrag zu wenden, den Titel „Deutscher Kaiser" anzunehmen. Die Fürsten, die freien Städte und der Reichstag stimmten der Aufforderung bei, und der König Wilhelm erklärte, daß er bereit sei, dem Rufe Folge zu geben. Am 18. Januar trat die veränderte Bundesverfassung in Kraft, Deutschland ward an diesem Tage wieder Ein Reich. Karolinger, Franken, Sachsen, Hohenstaufen, Welfen, Nassauer, Luxemburger, Schwarzburger, Wittelsbacher und Habsburger trugen die Kaiserkrone. Jetzt

ist sie auf das fürstliche Geschlecht der Hohenzollern gekommen, wohlverdient, wie jeder, der unbefangen den Verlauf der preußischen und der deutschen Geschichte und das Wirken der Hohenzollern betrachtet, bekennen muß. In dem muthvollen und hochherzigen greisen Heerfürsten Wilhelm ist sein eigenes Verdienst und zugleich auch das Verdienst seines Stammes und des preußischen Volkes gekrönt worden.

Inzwischen war französischerseits ein Plan in Angriff genommen worden, dessen Zweck dahin ging, einen Einfall in Süddeutschland auszuführen. Dazu hatte man ein Heer von 120,000 Mann zusammengebracht. Die nächste Aufgabe, die sich Bourbaki gestellt hatte, war, die nur 40,000 starke Armee Werder's, deren Hauptkraft überdies durch die Belagerung von Belfort in Anspruch genommen war, zu sprengen und Belfort zu entsetzen. Gelang dies, so stand der Bourbaki'schen Armee (die dann auch noch die starke Besatzung Belfort's in sich aufgenommen haben würde) der Weg in Süddeutschland offen. Man vernahm, daß Manteuffel mit einer starken Armee in Eilmärschen der Armee Bourbaki's nachziehe; aber eben so ward bekannt, daß Garibaldi, der seinen gewonnenen Ruhm thörichter Weise für die Sache Frankreichs in die Schanze schlug, mit 40,000 Mann in und um Dijon stand und sich anschickte, die nachfolgende Manteuffel'sche Armee zu beunruhigen. Alles in Allem berechnet, stand die französische Sache somit auf der östlichen Seite sehr günstig, und mit Bangen sah man von Tag zu Tag den Nachrichten von dem Kriegsschauplatz entgegen. Für Paris hatte sich die Lage sehr verschlechtert. Am 27. December war mit dem Bombardement der Stadt begonnen und im Verlauf desselben eine Zahl von Befestigungen zerstört und jeder neue Ausfall blutig zurückgewiesen worden. Da endlich — am 24. Januar — erschien Favre wieder in dem deutschen Hauptquartiere, und es kam (am 28. Januar) folgender Beschluß zu Stande: Es wird ein dreiwöchentlicher Waffenstillstand zu Lande und zu Wasser unterzeichnet. Linie und Mobilgarde, 170,000 Mann, werden kriegsgefangen in Paris internirt und haben bis zu einem bestimmten Tage ihre Waffen und Geschütze (400 Feld- und 1500 Festungsgeschütze) abzuliefern. Die Stadt Paris zahlt 200 Millionen Francs Contribution. Die Deutschen besetzen alle Forts, Paris bleibt cernirt, darf sich jedoch verproviantiren, sobald die Waffen abgeliefert sind. Eine constituirende Versammlung wird nach Bordeaux berufen, um über den definitiven Frieden zu berathen.

Der Waffenstillstand schloß alle Kriegsschauplätze in sich ein —

mit Ausnahme des östlichen, auf welchem französischerseits von den Armeen Bourbaki's und Garibaldi's so große Dinge erwartet wurden, weshalb Favre auf jene Ausnahmstellung gedrungen und ihre Annahme durchgesetzt hatte. Auch dies sollte den Franzosen zu ihrem Verderben gereichen. Werder widerstand in einem drei Tage währenden Kampfe nicht nur der ihm an Zahl dreifach überlegenen feindlichen Macht, sondern er ging, als der Feind sich nach großen Verlusten zurückzog, zur Verfolgung desselben über. Nun war auch Manteuffel nahe, der gegen Garibaldi 6000 Mann gesandt und mit der Hauptmacht seinen Marsch fortgesetzt hatte. Das Ergebniß der nun folgenden Kämpfe war: 83,000 Mann traten in die neutrale Schweiz über. Ein kleiner Theil des Bourbaki'schen Heeres war nach dem Süden entkommen, 15,000 Mann in Gefangenschaft Manteuffel's gerathen. Garibaldi beeilte sich, Dijon zu räumen; Belfort, das nun auf Entsatz nicht mehr hoffen konnte, capitulirte. Am 17. Februar trat die National-Versammlung zu Bordeaux zusammen. Thiers, von derselben zum Chef der Executionsgewalt ernannt, betrieb sofort Friedensverhandlungen mit Bismarck, denen (am 26. Februar) der Abschluß des Friedens folgte. Die Friedensbedingungen waren: Abtretung von Elsaß außer Belfort, von Deutsch-Lothringen einschließlich Metz, Zahlung einer Contribution von 5 Milliarden Francs (1333⅓ Millionen Thalern) innerhalb dreier Jahre, während welcher Zeit Theile Frankreichs besetzt bleiben. — Die Depesche des Kaisers über die Unterzeichnung (2. März) lautete: So eben habe ich den Friedensschluß ratificirt, nachdem er schon gestern in der National-Versammlung angenommen worden ist. So weit ist also das große Werk vollendet, welches durch siebenmonatliche siegreiche Kämpfe errungen wurde. Dank der Tapferkeit, Hingebung und Ausdauer des unvergleichlichen Heeres in allen seinen Theilen und der Opferfreudigkeit des Vaterlandes. Der Herr der Heerschaaren hat überall unsere Unternehmungen sichtlich gesegnet und daher diesen ehrenvollen Frieden in seiner Gnade gelingen lassen." — Unerhörte Erfolge waren in diesen Kämpfen von den Deutschen errungen worden; nur bei einigen kleinen Ueberfällen hatten sie unbedeutende Nachtheile erlitten, sonst — in nicht weniger als 23 Schlachten und 49 schlachtähnlichen Gefechten und Treffen — waren sie Sieger gewesen. Außerdem hatten sie 23 Festungen erobert. Und nun die Zahl der Gefangenen! Kein Vorgang in der Weltgeschichte weist — auch nur annähernd — Aehnliches auf. Schon vor der Capitulation von Paris befanden sich nicht weniger als 370,000 Mann Franzosen ge-

fangen in Deutschland. Die Zahl der gefangenen Offiziere betrug 11,000, unter ihnen befanden sich 4 Marschälle und 147 Generäle! Rechnet man nun noch die 170,000 Mann hinzu, die kriegsgefangen in Paris blieben, ferner die 83,000 Mann, die sich nach der Schweiz, 6000 Mann, die sich nach Belgien retteten, so ergiebt sich, daß bei Abschluß des Krieges die Zahl der französischen Gefangenen und Internirten sich auf 629,000 Mann belief. Die Siegesbeute betrug 120 Fahnen und Standarten, 2400 Feldgeschütze. — Prophetisch hatte E. M. Arndt verkündet: „Der Franzosen Gelüste und Listen würden uns am wenigsten gefährlich sein, wenn wir, alle Deutschen, in unserer Waffenrüstung einmal als Ein Mann ihnen gegenüber zu stehen kämen." — Das war jetzt geschehen, und da hatte die Welt gesehen, was die Deutschen vermögen, wenn sie einig sind. Schließen wir die Darstellung mit dem Urtheil eines Unbetheiligten über die Bedeutung des Krieges von 1870—71: „Wir fassen," (heißt es in einem Artikel des Berner „Bund") „das Bisherige dahin zusammen, daß im letzten Kriege die französisch-romanische Nationalität sich als alt und krank, die deutsch-germanische dagegen sich erfüllt von der besten und blühendsten Lebenskraft gezeigt hat. Daraus folgt für die Kulturgeschichte, daß von nun an deutsches Denken und Leben für unsern Erdtheil im Vordergrunde stehen werden. Und ist das ein Unglück, ein Rückschritt? Gewiß nicht. Die hohle Kultur der Phrase wird ersetzt durch die reelle thätige Arbeit und gründliches Streben. Der Krieg hat gezeigt, welch gewaltiges Uebergewicht Gründlichkeit und Tiefe über Aeußerlichkeit und Schein erlangen können. Die nächste Periode wird unter Deutschlands Führung für alle Staaten eine Zeit der angestrengten Thätigkeit zur physischen und moralischen Ausbildung der Völker sein. Auf diesem Wege aber und nur auf diesem kann neue Lebenskraft in die Adern der gegenwärtigen Gesellschaft geführt werden."

Geschichtstafel.

1759	n. Chr.	Pombal. Vertreibung der Jesuiten aus Portugal.
1762	„	Aufhebung des Jesuitenordens in Frankreich.
1767—1768	„	Vertreibung der Jesuiten aus Spanien, Neapel und Parma.
1772	„	Erste Theilung Polens.
1772	„	Struensee wird hingerichtet.
1773	„	Der Orden der Jesuiten wird von dem Papst Clemens XIV. als aufgehoben erklärt.
1773—1783	„	Der amerikanische Freiheitskrieg.
1774	„	Ludwig XVI. und Maria Antoinette.
1778—1779	„	Der bayerische Erbfolgestreit.
1780	„	Maria Theresia. †
1786	„	Friedrich der Große. †
1789	„	Erstürmung der Bastille in Paris. Anfang der französischen Revolution.
1790	„	Benjamin Franklin. †
1790	„	Joseph II. †
1792	„	Gustav III. von Schweden wird ermordet.
1792	„	Invasion zu Gunsten Ludwigs XVI. Valmy.
1793	„	Zweite Theilung Polens.
1793	„	Ludwig XVI. und Marie Antoinette werden hingerichtet.
1794—1795	„	Erhebung Polens unter Kosciuszko. Dritte Theilung.
1796	„	Katharina II. †
1796	„	Napoleon Bonaparte's erster Krieg in Italien.
1797	„	Friede zu Campo Formio.
1798	„	Napoleon Bonaparte geht nach Aegypten.
1799	„	Washington. †
1800	„	Napoleon Bonaparte's Sieg bei Marengo.
1801	„	Friede von Luneville.
1804	„	Napoleon wird Kaiser.
1805	„	Drei-Kaiserschlacht bei Austerlitz.
1806	„	Schlacht bei Jena und Auerstädt.
1806	„	Stiftung des Rheinbundes. Franz II. legt die Krone des deutschen Reiches nieder.

1807	n. Chr.	Friede zu Tilsit.
1808—1813	„	Der Krieg auf der pyrenäischen Halbinsel.
1809	„	Schlacht bei Wagram.
1812	„	Napoleon's Zug gegen Rußland.
1813—1815	„	Der deutsche Befreiungskampf.
1813	„	Völkerschlacht bei Leipzig.
1815	„	Schlacht bei Belle-Alliance.
1830	„	Karl X. wird vertrieben.
1848	„	Louis Philipp wird vertrieben.
1864	„	Krieg gegen Dänemark. Düppel. Alsen.
1866	„	Deutscher Krieg. Königgrätz.
1870—1871	„	Der deutsche Krieg gegen Frankreich.
1871	„	Die deutsche Kaiserwürde wird wieder hergestellt, König Wilhelm I. von Preußen von den deutschen Fürsten und dem Reichstage zum deutschen Kaiser erwählt.

Lewent'sche Buchdruckerei in Berlin.

Recensionen

über

Ferdinand Schmidt, Weltgeschichte.

Mit Illustrationen von Prof. Georg Bleibtreu.

Verlag von Albert Goldschmidt in Berlin.

Weltgeschichte für Schule und Haus von Ferd. Schmidt. — Wir begrüßen dieses neue Geschichtswerk mit aufrichtiger Freude. Dasselbe bietet statt trockener Kriegserzählungen und bloßen Angaben von Zahlen und Namen — interessante lebensvolle Darstellungen, welche einen Einblick in die eigenthümliche Natur des Landes, in die geistige Entwicklung der Völker, und in die religiösen und sittlichen Zustände und Anschauungen verschaffen. Wie Schmidt's frühere historische Werke, so zeichnet sich auch das vorliegende durch sorgfältige Auswahl und Sichtung des reichen geschichtlichen Materials, durch geistreiche Auffassung und durch meisterhafte Behandlung und Durchführung vortheilhaft aus. — Durch das ganze Werk weht ein frischer Geist, der Geist der Freiheit. — Das Ganze ist auf 4 Theile berechnet. Jeder Band bildet ein für sich abgeschlossenes Ganzes. — Das ausgezeichnete Buch sei jedermann bestens empfohlen.

„Mittheilungen über Jugendschriften“, herausgegeben von der Jugendschriften-Commission des schweizerischen Lehrervereins.

Ferdinand Schmidt's Weltgeschichte, welcher wir schon bei ihrem ersten Erscheinen unser Willkommen zuriefen (Prot. K. Z. 1870, Nr. 18), ist bis zur Vollendung des zweiten Bandes gediehen. Derselbe führt die Weltgeschichte christlicher Aera bis auf die Zeit Maximilians I. Georg Bleibtreu hat drei lebendige und stilvolle Illustrationen dazu geliefert: die Taufe Wittekind's, Gottesdienst der ersten Christen in den Catacomben, Gottfried von Bouillon vor Jerusalem. Für „Schule und Haus“ wird diese Geschichte geschrieben und die Ausführung entspricht der Abzweckung in würdiger Weise. Die bedeutendsten Leistungen historischer Wissenschaft werden mit Fleiß excerpirt und für volksthümliche Belehrung musterhaft verwerthet.

Protestantische Kirchenzeitung (Berlin, G. Reimer) **1871 Nr. 50.**

Geschichte des Alterthums, von Ferdinand Schmidt, mit Illustrationen von Prof. Georg Bleibtreu. — Berlin, Albert Goldschmidt. — Obgleich dieses Werk nur den ersten Theil der Weltgeschichte desselben Verfassers bildet, ist es doch ein in sich vollständig abgeschlossenes Ganze. Der Hauptvorzug des Buches besteht darin, daß es nicht wie die meisten, größeren Geschichtswerke nur für die gelehrteren Kreise berechnet, sondern daß es für das ganze Volk, für alle Klassen geschrieben ist. Trotzdem ist es jedoch nicht eins jener Werke, die durch den populären Ton den Mangel des Inhalts verdecken wollen. Im Gegentheil sind nicht nur die neueren und neuesten Forschungen benutzt worden, sondern auch die ältesten Volkssagen sind berücksichtigt, so daß uns ein anschauliches, belehrendes Bild von der Geschichte der alten Völker, der Aegypter, Chinesen, Phönizier, Griechen, Römer u. s. w. geboten wird. Durch die vortrefflichen Bilder Bleibtreu's erhält das Werk einen noch höheren Werth.

Breslauer Zeitung.

Ferdinand Schmidt's Weltgeschichte. Ferdinand Schmidt, der bekannte Volks- und Jugendschriftsteller, gibt jetzt eine Weltgeschichte heraus, von welcher der zweite Band, die Geschichte des Mittelalters umfassend, fertig

vor uns liegt. Der Verfasser versteht klar und anschaulich zu schreiben, und wie er in lebendigen Farben die Thaten der Fürsten und Helden zu schildern weiß, so bringt er andererseits auch die Culturgeschichte zu Ehren. Mancher Heros der Weltgeschichte erscheint darum hier weniger glänzend, weil sein Gang durch's Leben der Menschheit mehr schadete als nützte, während manche weniger bekannte Persönlichkeit schärfer hervorgehoben wird, wenn durch sie Heil und Segen über Tausende gebracht wurde. So geht ein idealer Zug durch Schmidt's Arbeit, welcher derselben vor vielen andern ein Anrecht darauf gibt, als echtes Volks- und Jugendbuch empfohlen zu werden. Zu besonderer Zierde gereichen aber dem Werk die beigegebenen vorzüglich ausgeführten Illustrationen von Prof. Georg Bleibtreu. **Illustrirte Zeitung** (Leipzig, J. J. Weber).

Ferdinand Schmidt, der bekannte Volks- und Jugendschriftsteller, hat es unternommen, eine Lücke unserer Literatur auszufüllen — eine echt volksthümliche, leicht verständliche, anschauliche Weltgeschichte. — Die Geschichte des Alterthums (Berlin, Goldschmidt), welche als erster Band vorliegt, gibt uns das Vertrauen, daß das Buch ein echtes Volksbuch werde. Der Verfasser hat es verstanden, die Geschichte geschickt zu gruppiren. Daß er einfach und populär darzustellen weiß, ist allbekannt, und daß er nicht bloß Kompilator, sondern selbst Forscher, hat er oft genug bewiesen. So wird sich auch dies von Bleibtreu illustrirte Werk seine Wege bahnen.

Ueber Land und Meer (Stuttgart, E. Hallberger).

Weltgeschichte für Haus und Schule von Ferdinand Schmidt. Mit Illustrationen von Prof. Georg Bleibtreu. Berlin. Verlag von Albert Goldschmidt. — Im Interesse der Jugend freuen wir uns stets, wenn wir Gelegenheit haben, unsere Collegen auf ein neues Werk von Ferdinand Schmidt aufmerksam zu machen. Längst sind ja seine Schriften von hervorragenden Pädagogen und selbst von den Koryphäen der Wissenschaft als mustergültige Jugendlectüre anerkannt worden. — Das obengenannte Werk, dessen erster Band uns vorliegt, ist auf vier Theile berechnet. Es wird die gesammte Geschichte von ihren Anfängen bis zur Gegenwart umfassen. Der erste Band enthält die Geschichte des Alterthums bis zum Tode des Kaisers Augustus. In jener edlen, klaren und echt volksthümlichen Darstellungsweise, wie sie in so hohem Grade Ferdinand Schmidt eigen ist, werden dem Leser die characteristischen Seiten aus dem Leben der wichtigsten orientalischen Völker und ihre Thaten vorgeführt, worauf eine ausführlichere Mittheilung der Geschichte der Griechen und Römer folgt. Ueberall weiß der Verfasser in meisterhafter Weise durch treffende Vergleiche, durch eine edle und fesselnde Sprache, durch anziehende Schilderungen, namentlich in Betreff des Wohnplatzes, dessen gewichtiger Einfluß auf die Lebensweise und das Denken der Völker stets gebührend hervorgehoben wird, soviel als möglich die directe Anschauung zu ersetzen, das Verständniß des innersten Wesens eines Volkes zu erschließen und den Geist des Lesers unwillkürlich auf den tieferen Gehalt des Geschehenen zu lenken. Wer z. B in der Schmidt'schen Darstellung die Geschichte des römischen Volks gelesen hat, der kann nicht im Unklaren darüber bleiben, durch welche Mittel das Glück des Einzelnen, des Hauses und des Staats nicht zu begründen und festzuhalten ist. — Die dem schönen Werke eingefügten Illustrationen von Bleibtreu verleihen demselben neben dem literarischen auch einen hohen künstlerischen Werth. Der Name des Künstlers bürgt dafür, daß hier nur wirklich Gediegenes geboten wird. Dem ersten Band sind als prächtiger Schmuck die folgenden Kunstblätter beigegeben: die Pyramiden, Perikles bei Phidias, Hannibals Sieg bei Cannä, Cäsar und Ariovist. Es liegt somit ein Werk vor, das sich den früher erschienenen Schriften des um die Jugendbildung so hochverdienten Verfassers in ebenbürtiger Weise anreiht. Der Verleger hat dazu alles gethan, um die Anschaffung möglichst zu erleichtern. Das Werk ist sowohl in einzelnen Lieferungen à 5 Sgr., als auch in Bänden zu beziehen. Der vorliegende Band bildet ein abgeschlossenes Ganzes und kann unabhängig von den folgenden bezogen werden. — Wer es mit der Jugendbildung im Besonderen und der geistigen und sittlichen Hebung des Volkes im Allgemeinen ernstlich und aufrichtig meint, der kann nicht oft und dringend genug auf die Schriften von Ferdinand Schmidt, unter denen

das obengenannte durch seine innere Gediegenheit einen hervorragenden Platz einnimmt, als auf ein vorzügliches Mittel zur Erreichung jenes Zweckes aufmerksam machen, damit sie möglichst Vielen eine reiche Quelle der Belehrung und Veredlung des Geistes und Herzens werden.

Rheinische Blätter für Unterricht und Erziehung.

Geschichte der neueren Zeit von Ferdinand Schmidt. Mit Illustrationen von Prof. Georg Bleibtreu. Illustrationen: 1) Luther verbrennt die päpstliche Bulle. 2) Friedrich der Große und Ziethen nach der Schlacht bei Torgau. 34 Bgn. gr 8. Berlin, Verlag von Albert Goldschmidt. Dieser Band bildet den dritten Theil von Ferd. Schmidt's Weltgeschichte für Haus und Schule, vollständig in 4 Bänden. Wiederum sind wir in der angenehmen Lage, einen Band, den dritten, von obigem Werke besprechen zu dürfen. Für den Recensenten ist es oft eine heikle Sache, an die Beurtheilung eines Buches zu schreiten, wenn derselbe unparteiisch die Wahrheit zu sagen gewohnt ist. In dem vorliegenden Falle können Zweifel über den Werth oder Unwerth gar nicht Platz greifen. Das Werk ist einstimmig als vorzüglich erkannt worden, welchem Urtheile wir uns anschließen müssen. Der 3. Band behandelt die Geschichte der neueren Zeit, anfangend mit der Reformation und schließend mit dem Frieden zu Hubertsburg. Eine wichtige Geschichte wird hier vor unsern Augen entrollt: „Die Reformation, Gegenreformation, der 30jährige Krieg, englische Thronumwälzung, Vorgänge in andern Staaten, der spanische Erbfolgekrieg, Friedrich der Große und der 7jährige Krieg." Anlangend die Tendenz, haben wir schon früher den freisinnigen Standpunkt hervorgehoben, ebenso die schöne Sprache, welche das Werk so anziehend macht. **Mainzer Zeitung.**

Volle Anerkennung verdient es, daß Verfasser die Einseitigkeiten vieler Geschichtsschreiber vermeidet, die sich auf die politische, die staatliche Entwickelung, auf die Darstellung der Kriegsereignisse beschränken F. Schmidt behält alle mitwirkenden Faktoren, alle Vorgänge, die auf die Entwicklung Einfluß ausüben, im Auge, und betrachtet die Weltereignisse von einem höhern Standpunkte. Er tritt nicht an jede Blutlache, weil ihm mehr daran liegt, die Erscheinungen hervorzuheben, die den betreffenden Zeitraum in seinem Kern charakterisiren. Er stellt das Heldenthum des Geistes über das Heldenthum des Schwertes. Ferd. Schmidt legt das Hauptgewicht auf die Schilderung der geistigen Zustände, auf Darstellung des Kultur- und Sittenlebens, auf richtige Zeichnung charaktergroßer Männer, historisch bedeutsamer Begebenheiten, auf die Hinweisung des innern Zusammenhangs aller Thatsachen und ihrer tiefern Ursachen. Dagegen hält er die bloße Anhäufung von trockenen Notizen, von Zahlen und Namen, von statistischem Material, für eine Nebensache. Deshalb hat er mit unverkennbarem Widerstreben die Aufzählungen der blutgierigen römischen Kaiser, all' der Mörder, die das kaiserliche Diadem getragen, in seine geschichtlichen Bilder eingereiht. — Ohne Zweifel wird man dem Verfasser beistimmen, wenn er also keine bloße Kriegs- und Staatengeschichte giebt, wenn er dagegen auch aus der Kultur-, Sitten-, Schul-, Literatur-, Religions- und Kirchengeschichte so viel heranzieht, als zu einem klaren Einblick in die geschichtliche Entwicklung und zum vollem Verständniß des Zusammenhangs der äußern Erscheinungen mit der innern geistigen Bildung nöthig erscheint.

Aus dem ganzen Geschichtswerke weht uns ein frischer Geist, der Geist des Friedens und der Freiheit, wohlthuend entgegen. Muthvoll und freudig leiht Verfasser sein Wort stets dem gesunden und besonnenen Fortschritt, bekämpft aber eben so ernst und freimüthig die Ueberstürzung, die Willkür und jede krankhafte Erscheinung der Zeit — So genügt also das fragliche Buch der Forderung, die im Allgemeinen an eine gute Geschichte gestellt wird; nicht minder entspricht es dem speciellen Zwecke einer Volks- und Jugendschrift. Wir halten es der besondern Bestimmung durchaus für angemessen, daß hier die biographische Form vorwaltet. Wir finden demgemäß in dem Buche viele mit Liebe und Wärme ausgeführte Lebensbilder großer Regenten, Helden des Krieges und des Geistes, einflußreicher Frauen, überhaupt historisch merkwürdiger Personen, in deren Leben die politischen Verhältnisse, das Familienleben, die geistigen und sittlichen Zustände ihrer Zeit sich abspiegeln. Mit Vorliebe verweilt der

Verfasser bei Lichtpunkten in der Geschichte, bei Männern, die durch hohen Sinn der Seele, durch kräftigen Geist und Charakter sich auszeichneten. Das beweisen vor Allem die trefflich gelungenen lebensvollen Darstellungen über Christus, Karl den Großen, Barbarossa, den Hohenstaufen, Rudolf von Habsburg, Mohamed, Wilhelm Harald u. A. — Aus der ganzen Behandlung geht hervor, daß der Verfasser die Vollständigkeit, die Erwerbung realer Kenntnisse in zweite Linie stellt. Hauptsache ist ihm die sittliche Erhebung, die Belebung des Nationalgeistes, die Förderung der geistigen Bildung, die Erkenntniß einer göttlichen Leitung. Da das Buch der Schule und dem Hause gewidmet ist, so wird man diese Tendenz richtig finden. Demselben Zwecke dienen auch die passend eingelegten Gedichte und Citate. — Endlich bemerken wir, daß Ferdinand Schmidt der Geschichte jedes einzelnen Volkes stets die kurze Beschreibung des betreffenden Landes voranstellt. Ohne Zweifel hilft dies zur bessern Einsicht und Orientirung; denn die Geographie ist der Schlüssel zum Verständniß der Geschichte, und gar oft erweist sich der Wohnort als das Bestimmende der Besonderheit des Lebens seiner Bewohner. — Bei eingehender Prüfung dieses Buches gewannen wir die Ueberzeugung, daß der Verfasser mit der neuern fortgeschrittenen Geschichtsforschung, selbst mit Quellenwerken, wohl vertraut ist; doch benutzt er ihre Resultate nur mit Vorsicht und gewährt dem Neuen nur dann Aufnahme, sofern es genügend gesichert und unbestritten festgestellt erscheint; bloße Hypothesen und Mittheilungen, die noch nicht die allgemeine Anerkennung gefunden, finden keine Berücksichtigung. So erzählt er auch die Gründung der Eidgenossenschaft und die Tellgeschichte nach früheren Autoritäten, nach Müller u. A. — Das werthvolle, gediegene Geschichtswerk verdient die weiteste Verbreitung. Es sei hiermit dem Volke und der reifern Jugend wärmstens empfohlen! Möge uns der Verfasser bald mit den beiden Schlußbänden, mit der Geschichte der neueren und neuesten Zeit, erfreuen!

St. Galler Blätter für häusliche Unterhaltung und Belehrung.

Geschichte des Alterthums von Ferdinand Schmidt. Mit Illustrationen von Professor Georg Bleibtreu Berlin. Verlag von Albert Goldschmidt. — Es ist eine eigne Gabe und mit die schönste, die einem Schriftsteller verliehen sein kann, so zu schreiben, daß es dem schlichtesten Verstande faßlich wird und doch auch dem hochgebildeten Interesse einzuflößen vermag. In dieser Art schreibt Ferdinand Schmidt, der auch längst in den weitesten Kreisen einen hochgeachteten Namen sich erworben hat und mit Fug und Recht nicht nur einen Lehrer und Bildner der Jugend, sondern mehr noch des Volkes sich nennen darf. Wie viel des Guten man ihm aber auch verdanken mag, sein bestes Werk wird doch seine Weltgeschichte werden, von der die Geschichte des Alterthums bereits als ein abgeschlossenes Ganze vor uns liegt. Er weiß nicht nur die großen Ereignisse übersichtlich zu gruppiren und das minder Erhebliche vor dem absolut Wichtigen zurücktreten zu lassen, er ist auch ein Meister in der anschaulichen Entwickelung und in der lebendigen Schilderung der Begebenheiten, wie in der plastischen Gestaltung geschichtlicher Charaktere. Dazu ist die Sprache klar und edel und überall, wo das eigene Urtheil hervortritt, nimmt es seinen Maßstab nach dem höchsten Gesetz des Guten, Schönen und Wahren. Da die Verlagshandlung für die beste Ausstattung gesorgt hat, und auch Exemplare in elegantem Einband zur Verfügung stellt, so wird sich diese Geschichte des Alterthums auch als ein werthvolles und gediegenes Weihnachtsgeschenk empfehlen.

Post (Berlin).

Urtheil des Geh. Staatsraths Prof. Dr. Bluntschli in Heidelberg über „Geschichte des Mittelalters von Ferd. Schmidt." — „Die warme und doch helle Religiosität und das Verständniß für die politische Entwicklung der damaligen Zeit in ihren Licht- und Schattenseiten, die sich in dem Buche kund geben, machen dasselbe sicher zu einer werthvollen Gabe für die deutsche Nation."

Einband-Decken.

Die Verlagshandlung hat vier sehr elegante Einband=Decken zu den vier Bänden:

Geschichte des Alterthums

Geschichte des Mittelalters

Geschichte der Neueren Zeit

Geschichte der Neuesten Zeit

aufertigen lassen. Diese Einbanddecken werden den Subscribenten von der Verlagshandlung (auf besondere Bestellung) à 15 Sgr. geliefert.

Notiz für den Buchbinder,

☛ die Illustrationen betreffend. ☚

I. **Band: Alterthum.** Titel=Illustration: Aegypten.
Zwischen dem 7. und 8. Bogen: Pericles.
" " 18. " 19. " Hannibal.
" " 27. " 28. " Cäsar.

II. **Band: Mittelalter.** Titel=Illustration: Wittekind.
Zwischen dem 5. u. 6. Bogen: Gottesdienst der ersten Christen.
" " 19. " 20. " Gottfried von Bouillon.

III. **Band: Neuere Zeit.** Titel=Illustration: Luther.
Zwischen dem 33. und 34. Bogen: Friedrich der Große.

IV. **Band: Neueste Zeit.** Titel=Illustration: Washington.
Zwischen dem 13. und 14. Bogen: Erstürmung der Bastille.
" " 23. " 24. " Napoleon I.
" " 30. " 31. " Wilhelm I.

Die Verlagshandlung von Albert Goldschmidt
zu Berlin.

Lewent'sche Buchdruckerei in Berlin.

Schmidt, Ferdinand,

Weltgeschichte für Haus und Schule

Bd.: 4

Berlin 1870